

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Hundertneunter Band.

Mit den Portraits von:

Gustav Frenssen, Fritz Mauthner, Ulrich Graf, radirt von
Johann Lindner in München.



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 109. Bandes.

April — Mai — Juni

1904.

	Seite
Karl Bedf.	
Zu Gaste. Aus dem Nachlasse von Karl Bedf	389
Karl Blind in London.	
Die gelbe Gefahr und die russische Diplomatie	235
Georg Busse-Palma in Rótság-Bánt (Ungarn).	
Don Juan von Bánt. Eine Charakterfizze	258
Ulrich Frank in Berlin.	
Die Einsiedlerin. Roman	143 289
Wolfgang Hammann in Berlin.	
Der Reiher. Ein Erlebnis im Herbst	116
Eduard von Hartmann in Groß-Lichterfelde.	
Weismanns Neudarwinismus	73
Lascadio Hearn in Tokio.	
Vom Ewig-Weiblichen. (Deutsch von Bertha Franz-Wien)	339
Max Hoffmann in Weißensee bei Berlin.	
Daudets Debüt	65
Gustav Karpeles in Berlin.	
Ulrich Frank	356
v. Kunhardt in Münster i. W.	
Am Hofe König Jakobs I. von England	131
Hans Lindau in Berlin.	
Der Genuß der Sprache	218
Fritz Mauthner in Berlin.	
Zweck und Organismus. Ein Beitrag zur Sprachkritik	206

Eduard Plazhoff-Lejeune in Tour-de-Peilz (Schweiz).	
Die Grundlage des Pessimismus	246
Theodor Poppe in Frankfurt a. M.	
Eine seltsame Tatsache	89
U. Rogalla von Bieberstein in Breslau.	
Der Stand der Unterseebootfrage	332
Paul Schüler-Unders in Berlin.	
Nachstück. Ein Akt	403
Eduard Sofal in Berlin-Charlottenburg.	
Die Ausläufer der Röntgen'schen Entdeckung	397
W. Stavenhagen in Berlin.	
Altdenisches Flottenwesen in vorhanfischer Zeit	367
Oskar Wilda in Breslau.	
Gustav Frenssen	98
*	
*	
Mit Karl Beck. Erinnerungen eines verstorbenen Freundes	383
Bibliographie	134 273 414
Bibliographische Notizen	139 282 420
Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze. Zusammenge stellt von Ernst Weiland-Lübeck	140

Mit den Portraits von:
Gustav Frenssen, Fritz Mauthner, Ulrich Frank,
radirt von Johann Lindner in München.



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

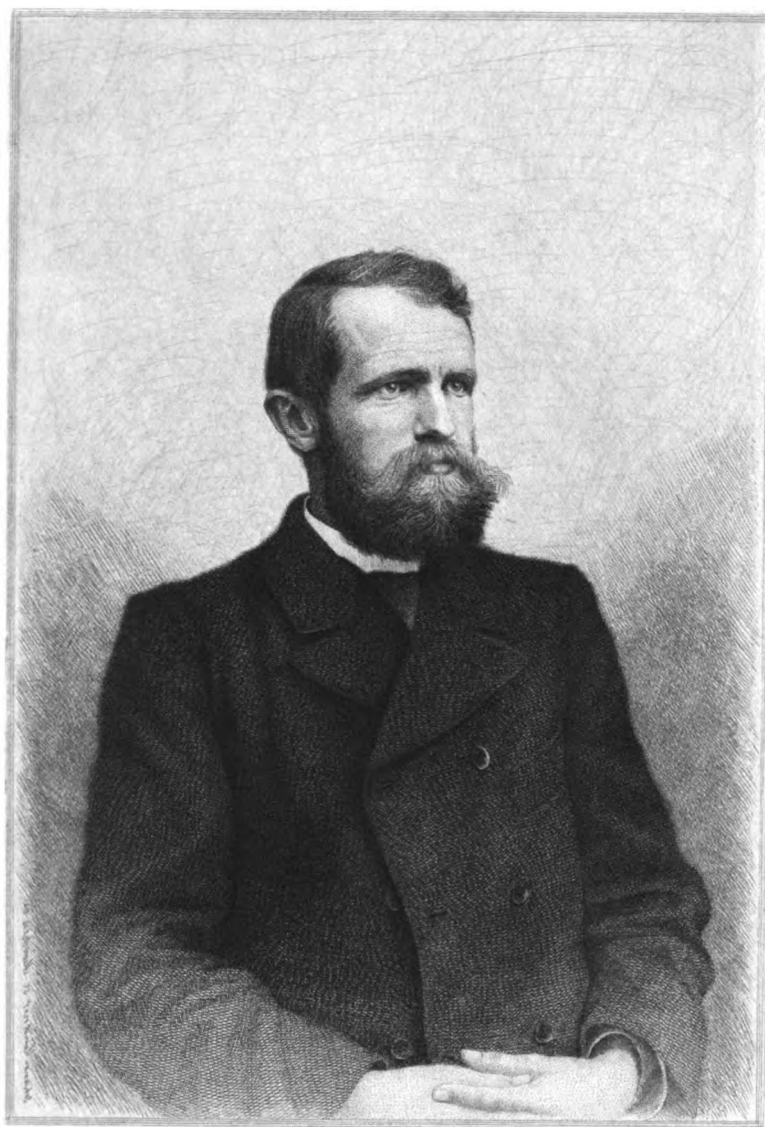
CIX. Band. — April 1904 — Heft 325.

(Mit einem Portrait in Radirung: Gustav Grenssen.)



Wreglau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Gustav Freytag.

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schöller in Breslau



Die Einsiedlerin.

Roman.

Von

Nrich Frank.

— Berlin. —

Du bist so gut, meine liebe, treue Ante, und so besorgt um mich und möchtest mich wirklich in den Trubel hineinlocken, um mich in Deiner Nähe zu haben. Das ist rührend, und beinahe schäme ich mich, eine so alte Egoistin zu sein und „Nein“ zu sagen. Ganz kategorisch und unwiderruflich „Nein“. Du fürchtest wohl gar, ich langweile mich in meiner stillen Zurückgezogenheit, und vergiffest, daß sie eine freiwillige ist. Ich kann es mir sehr gut denken, wie Dir plötzlich im bunten Treiben eines Ballsaales, oder bei einem feinen Diner in lebenswürdiger, geistvoller Gesellschaft, Großmutter einfällt, die da draußen einsam haust. Und dann bedauerst Du mich, mein Liebling, und mehr noch, wenn Du im Theater, im Concertsaal oder einer Kunstaussstellung Dich meiner erinnerst und daß ich aller geistigen und künstlerischen Genüsse entbehre in meiner Weltferne. Ich kenne Dein gutes Herz und male mir aus, wie es einen Augenblick stille steht und die Wehmut Dir tränenreich in die Kehle steigt, wenn Du Dir vorstellst, nun sitzt Großmutter ganz allein und sieht nichts vom Licht und Glanz des Lebens, nichts von der Schönheit und Herrlichkeit der Welt. Sie fühlt nichts von ihrem bestügelter Pulsschlag von ihrem intensiven, heißen Lebensdrang — — still, einsam, still, ganz still ist es um sie her. Und wenn Du mit Fritz dann heimkehrst von jenen Stätten der Freude, der Anregung, dann lehnt Du Dein liebes, sonnigblondes Köpfchen an seine Schulter und seufzest: „Ach Fritz, es war so entzückend, wirklich ganz fürchtbar nett, aber — aber, wenn ich mir Großmutter da draußen denke in Hermsthäl — fürchterlich, und doch eigentlich allein, wo sich die Wölfe Gute Nacht sagen — nein, weißt Du!“

Na heule nicht, mein liebes Nütchen, es giebt hier wirklich keine Wölfe mehr, und da wir gerade von Deinem blonden Köpfchen sprachen, wollte ich Dich anfragen, ob Du Dein Haar auch regelmäßig mit lauem Kamillenthee und einem Schuß Eau de Cologne, aber nur echtes Johann Maria Farina, wäschst? Das erhält die Haarfarbe am besten. Gegen gelegentliches Nachfärben bin ich entschieden. Es wirkt im Moment, erfordert aber immer stärkere Anwendungen des Mittels, und eines Tages merkt's die gesammte Freundschaft und sagt: „Alles geforben, Majestät!“, wie der alte Kroll-Engel zu weiland Kaiser Wilhelm I., hochseligen Angedenkens. Die Natur, die Dich mit diesem goldigen Blondhaar ausstattete, ist das sicherste Erhaltungsmittel dafür, und ich rate Dir, Dich von keinem Friseur zu etwas Anderem bereben zu lassen, als zu Kamillenthee mit einem Schuß Eau de Cologne — übrigens, wo sind wir denn stehen geblieben? Ja, Herzenskind, in Hermsthäl und wie Du Großmutter bedauerst, weil sie dort bald eingesehnt sein wird. Es ist wirklich schon recht kalt, und der Reif am Morgen mahnt an den Winter, an Eis und Schnee, und Du fürchtest, daß es mir an Wärme und Unterhaltung und Abwechslung fehlt. Ach, Ante, wenn Du mich sähest! Aus dem Elektrischen habe ich mir nie was gemacht. In den Wohnungen ist es hart und prozig und riecht so nach Werststätt und Technik, und im Salon ist es entschieden unfleissam, und was die Wärme betrifft, so habe ich mich zum Anthracit modernisirt, ohne deshalb die Holzfeuerung im Kamin aufzugeben, denn Alles, was romantisch ist und feudal, kann ich nicht entbehren, und so habe ich es doppelt warm. Und nun denke Dir meine traulichen Lampen und in den großen Kandelabern und Wandleuchtern vornehme Wachskerzen. Eine distinguirte Beleuchtung, eine behagliche Wärme, weichhaarige Decken auf der Ottomane und auf den tiefen Fauteuils. Bücher, Zeitungen, Schreibrequiäten, und Blumen auf dem Fensterbrett, der Samowar in steter Glut, mit leise brodelndem Wasser, das ich nicht nur zum Thee, sondern auch zu meinem Kakao verwende, — und mitten drin ich, in einem bequemen, losen, wohligen Hauskleid — aufrichtig gesagt, mehr Schlafrock. Mit dem Stode aus Ebenholz und weißer Elfenbeinkrücke, noch immer ein wenig humpelnd — wohl für immer — aber doch ein rechter Sybarit der Einsamkeit, ein feiner Kenner einer wohlkonditionirten Zurückgezogenheit und begabt, sie mit dem reifsten Verständniß zu genießen. Nicht einmal der Rheumatismus vermag dies zu beeinträchtigen. Uebrigens ist er manierlich, hat sich im linken Bein an einer Stelle festgesetzt und tritt in so milder Form auf, daß er zu den Schmerzen gehört, die man lieb gewinnt und mit denen man sich identificirt, wenn man recht zu leben weiß. Mehr als das. — Denke Dir, Ante, ich kofettire mit meinem Schmerz, und ich bin nun dahinter gekommen, daß eine echte Frau immer mit etwas kofettiren muß. Es ist der Grundzug der Frauennatur, die eine reizvolle Wirkung ausübt, auf Alles, was mit ihr ist und um sie. Geh' mir mit der Modernität der

heutigen Frauen, mit ihrer Stärke und Mannhaftigkeit — schließlich kriechen sie alle unter — günstigen Falles imponiren sie. Aber gefallen, so wie man früher gefallen hat, entzücken, berauschen, beseligen, stolze Männerherzen erbeben machen, Helden weich werden, Könige zu demüthvollen Vasallen sich wandeln und des Geistes unsterbliche Helden in ihrem Lächeln erstehen sehen, das haben sie nicht erreicht. In ihren kurzfrisirten Haaren verfangt sich noch nicht ein einziger heißer, begehrllicher Blick. Ich bitte Dich, Ante, verabsäume niemals Kamillenthee mit einem Schuß Eau de Cologne und bürste und strähle Dein Haar. Des Weibes Herrschaft ist die Liebe, ihr Scepter die Anmut und ihr Krönungsmantel jenes undefinirbare Etwas, das sie umgiebt mit einem halb mystischen, halb dämonischen Reiz, der sie sieghaft macht und zu Herrscherinnen der Erde. Studire Geschichte, Ante, und Du wirst finden, daß die Frauen es gewesen sind zu allen Zeiten, und daß selbst die Sklavin mächtiger ist, als ihr allmächtiger Herr und Gebieter. Ich hoffe, daß Du jetzt, nach mehrmonatlicher Hochzeitsreise, zurückgekehrt in Dein Heim, eingeführt in die glänzenden, amüsanten Kreise der Gesellschaft, dieses Gefühl in Dir schon tüchtig ausgebildet hast. Du bist die Herrin Deines Hauses, und Fritz ist Dein Gemahl. Ich hoffe, meine Erziehung wird nicht ohne Einwirkung auf Dich geblieben sein, und Dein Selbstgefühl beruht in Dir und findet Nahrung in dem wundervollen Bewußtsein, daß Du die herrlichsten Eigenschaften des Weibes besitzest: Schönheit, Grazie und Güte. Die Güte umfaßt auch die Klugheit, und ich halte Dich für so klug, mein theures Kind, daß ich Dir all dies sagen kann, ohne befürchten zu müssen, daß Du es falsch anwenden könntest. Wahrlich, Fritz ist zu beneiden. Ich gab ihm ein Kleinod, als ich Deine Hand in die seine legte. Ich hoffe, er wird sich dessen würdig zeigen.

Noch Eines, liebste Ante, mit dem Urohmutterwerden habe ich es nicht so eilig, obwohl ich sicher erwartete, Eure Ehe mit Kindern gesegnet zu sehen, denn eine Frau, die nicht geboren hat, wird niemals zu vollster Totalität gelangen.

Grüße Fritz und behalte lieb

Deine Großmutter.

Ante Schröter las den Brief ihrer Großmutter zweimal. Dann flog ein müdes Lächeln über ihr Antlitz, und ein Zug leichter Ironie zog darüber hin. Ihr Blick suchte den Spiegel, und nachdenklich betrachtete sie ihr Bild, das ihr aus dem Glase entgegenstrahlte.

„Gott, ja, hübsch,“ murmelte sie leise vor sich hin, „aber was nützt's? Dafür hat Fritz seit Rom kein Auge mehr, und ich kann ihm diese Erkenntniß unmöglich aufdrängen, ohne meinem Stolze etwas zu vergeben oder mich lächerlich zu machen, und alles Uebrige . . . ach, Großmutter, wenn Du ahntest, in welches Wespennest Du gestochen mit Deiner prachtvollen

Epistel . . . Ja, wahrhaftig, das war eine andere Zeit, aus der Du Deine Ideen schöpfst, so stolze, wundervolle . . ." sie lachte bitter auf, „vielleicht wenn ich ihm diesen Brief zu lesen gäbe."

In diesem Augenblicke klopfte es an die Tür des Boudoirs, und Fritz trat hastig ein.

„Ah, hier bist Du? Ich suchte Dich überall . . ."

In seiner Stimme war etwas Ungebildiges, Spöttisches.

„Ja . . . wo soll man Frauen auch suchen, als in ihrem Boudoir. Und womit beschäftigt? . . . Wichtige Lektüre natürlich, den neuesten *Prévost* oder *Mirbeau* . . . oder . . ."

„Ich habe einen Brief von meiner Großmutter gelesen."

Sie sprach mit scharfer Betonung und hielt den Brief so, daß er ihn sehen mußte. Im Stillen hoffte sie, daß er ihn zu lesen verlangen würde; aber er sagte nur zerrtrent:

„Ach, von der alten Dame, die uns mit ihrer Flucht überraschte, als wir von der Reise zurückkamen. Weißt Du, Ante, ich halte das für eine sehr gute Idee von der alten Dame."

„Bitte, sprich von meiner Großmutter nicht immer als von ‚der alten Dame‘," gab sie gereizt zurück. „Du weißt, daß sie mich erzogen hat und Muttersstelle bei mir vertreten und — und —"

„Das ändert doch nichts daran, daß sie eine alte Dame ist . . . originell und schrullenhaft . . . weißt Du, Ante, ich glaube, man merkt es Dir manchmal an, daß zwischen Dir und Großmutter das Mittelglied fehlt. Dadurch bist Du in jener Zeit stecken geblieben, die, durch die Generation unserer Mütter überwunden, in die Weltanschauung unserer Tage hinüberführte."

Ein rücksichtsloses Lachen begleitete seine Worte.

„Du haßt zu viel von der Romantik der guten alten Zeit in Dir großgezogen und bringst den gewaltigen Bewegungen des modernen Lebens nicht das nötige Verständniß entgegen."

Tränen funkelten in ihren Augen, aber sie unterdrückte die heftige Antwort, die auf ihren Lippen schwebte, maß ihn mit einem fast verächtlichen Blick und faltete ruhig den Brief zusammen, den sie noch immer offen in der Hand gehalten hatte.

Das reizte ihn, und er fragte:

„Kann ich den Brief nicht lesen?"

„Wozu? Solche Herzensergüsse einer alten Dame sind wahrhaftig nicht interessant für einen Ganzmodernen."

„Dann dürften sie auch für die Frau eines solchen ohne Interesse sein."

„Du irrst . . . ich war länger Großmutter's Tochter, ihr Augapfel, der Gegenstand ihrer innigsten Liebe und Sorgfalt, als ich Deine Frau bin."

„Nun aber bist Du es!“ Ein zorniger, ungeduldiger Blick traf sie. Sie zwang die in ihr aufsteigende Heftigkeit nieder und sagte kühl:

„Das wird mich nicht hindern, in Dankbarkeit, Zärtlichkeit und Freudigkeit meiner Großmutter anzugehören, den Boden zu segnen, dem ich entstamme, und die Tradition heilig zu halten, die dort ihre Stätte hat.“

„Was das nun für pastorale Reden sind,“ höhnte er, „und in dem weisevollen Tone einer Sonntagsnachmittagspredigt. Sagte ich es nicht: Das Mittelglied fehlt, die Uebergangsphase zwischen Tradition und Moderne. Es muß da unbedingt so ein Zwischending geben, ein Begriff, der die beiden Punkte verbindet. Der Abstand ist sonst zu jäh. Eine Mutter hätte langsam dies vermittelt, und zwischen Tradition und Moderne stände die Entwicklung.“

Sie war seinen Worten aufmerksam gefolgt und erwiderte dann wie resignirt:

„Vielleicht wäre es noch einer anderen Einwirkung möglich geworden, diese Lücke auszufüllen. Daß ich meine Mutter nicht gekannt habe, sie allzu früh verlor, ist gewiß beklagenswert, obwohl Großmutter mich das Schmerzlichste, Trübe dieses Verlustes nie fühlen ließ. Meine Kindheit, meine Jugend war voll Sonne, voll Schönheit, voll Glück.“

„Ach ja, ich weiß es, Ante, ich weiß es, Du brauchst es mir nicht so anzüglich vorzuhalten. Welche Frau spräche nicht von der Zartheit ihrer Jugend, neben der brutalen Tatsache ihrer Ehe?“

Sie hatte den Brief jetzt in eine kleine Kassette gelegt, die vor ihr stand, ihn mit einem beinahe mitleidigen Blick messend.

„Wozu das Alles? Hast Du mich aufgesucht, um Dich mit mir über diese Kontraste zu unterhalten, die immerhin zu schonen wären und von einer chevaleresken Natur auch geschont würden.“

Er fuhr auf.

„Chevaleresk! Auch eines dieser Schlagworte. Zusammengefaßt in einen Ausspruch: ein chevaleresker Mann sorgt in der Erziehung durch die Ehe für die Entwicklung seiner Frau. Ist es nicht so, Täubchen? War es nicht das, was Du vorhin sagen wolltest?“

„Ja!“ Sie schloß die Kassette mit einem hörbaren Ruck. Der Schlüssel freischte im Schlosse.

„Willst Du mich den Brief nicht lesen lassen?“

„Nein!“

Betroffen schaute er sie an. Ihr herber, kurzer Ton war ihm fremd.

„Das war doch sonst nicht so, mein Lieb.“ Er versuchte sich ihr zärtlich zu nähern.

Mit einer gebietenden Handbewegung wies sie ihn zurück.

„Nanu, Ante!“

Sie erhob sich von der Canape, auf der sie während der ganzen

Unterredung gegessen hatte. Träumerisch zog ihr Blick durch den Raum. Mit dem ganzen koketten Raffinement eines verwöhnten Geschmacks war er ausgestattet. Großmutter hatte das Arrangement dieses Gemaches bis in die kleinsten Einzelheiten selbst angegeben. Zierliche Rokomöbel standen zwanglos umher. An den mit hellblauer Seide und gestickten Rosenkettendessins überspannten Wänden überall vergoldete Konsolen mit den reizendsten Figuren und Vasen aus vieux saxe, dazwischen ein paar Stilleben und Schäferscenen im Geschmack von Watteau, sowie zwei gute Kopieen von Prudhons melancholisch graziösen Rokokegestalten. Auf der Ottomane lagen weiche, seidene Decken und bunte Kissen. Ein kostbarer Teppich mit Rosenbouquetdessin auf dem Boden. Der Toilettentisch mit seinen Krystallgefäßen und der wundervollen, silberinkrustierten Schildpattgarnitur, florentiner Arbeit, war wie ein Märchen von Luxus und Ueppigkeit und erzählte eine lange Geschichte von den Bedürfnissen einer eleganten Dame. Warm, weich, zärtlich hatte die Großmutter dieses Nest für ihren Liebling eingerichtet, und plötzlich zog ein Frösteln durch Antes Glieder — fremd, kalt, lächerlich starnte die ganze Herrlichkeit sie an.

Sie hatte sich hoch aufgerichtet. — Fragend haftete ihr Auge auf ihm:

„Hast Du mir noch etwas zu sagen?“

„Ja . . . nein . . .“ er schien unsicher geworden durch ihren Gleichmut. „Ja . . . eigentlich, wahrhaftig, das hätte ich beinahe vergessen, Irene Mayen, die wir in Rom auf der Soirée beim Botschafter kennen lernten, zeigt mir an, daß sie in den nächsten Tagen in Berlin eintrifft. Du erinnerst Dich?“

Sie sah ihn kalt an, ohne zu antworten. Das machte ihn nervös, und er fuhr jäh auf:

„Die geistvolle Schriftstellerin . . .“

„Ich erinnere mich,“ sagte sie jetzt, ohne daß eine Miene ihres Antlitzes sich veränderte.

„Wir werden ihr unsere Gastfreundschaft anbieten.“ Etwas Lauerndes war in seinen Worten.

Sie neigte zustimmend ihr Haupt.

„Was sollte uns daran hindern?“

Er sah sie scharf an, biß sich auf die Lippen und verließ sie, ohne noch etwas hinzuzufügen.

Ein neuer Stern war der Berliner Gesellschaft aufgegangen, Irene Mayen. Schröters hatten sie eingeführt, das war empfehlend an sich, denn man sagte sich, daß ein Künstler von seiner Bedeutung sein Interesse nur einer Frau von hervorragenden Eigenschaften angedeihen lassen würde. Besonders jetzt, so gewissermaßen noch in den Flitterwochen und von der Hochzeitsreise kaum zurückgekehrt.

Man sprach darüber und machte seine Glossen in den Kreisen ihres Verkehrs. Auch heute Abend, als einige Bekannte bei ihnen waren.

Professor Weitbrecht hatte lachend gesagt:

„So etwas kann nur Schröter wagen. Je mehr, je toller, je besser. Ohne Egeria geht's nimmer bei ihm, und dazu ist sein junges, ihm ehelich angetrautes Weib viel zu harmlos, zu vornehm, zu rein. Aus dem ehelichen Schlafzimmer holt Fritz sich seine Inspirationen nicht. Es war verneessen, sich um ein Mädchen wie Ante von Reichstein zu bewerben . . .“

„Na, er hat sie ja doch bekommen,“ erwiderte Doktor Franzius mit einer süßsauren Miene.

„Wer wagt, gewinnt.“

Man sah sich lächelnd an.

Alle Welt wußte, daß Doktor Franzius sich um Ante vergebens bemüht hatte.

„Solche Eroberungen glücken eigentlich nur Künstlern von Schröters Bedeutung. Daneben kommt kein Adel und kein Reichthum in Betracht. Sie stehen eben neben den Königen . . .“ schwärmte Fräulein Mizi Herzen, ein ältliches Fräulein, das in allen Ateliers zu Hause war.

„Das gilt eigentlich nur von den Dichtern,“ warf Heinz Lassen ein, der soeben seinen ersten Band Gedichte veröffentlicht hatte. „Es soll der Sänger mit dem Könige gehen.“

„Dichter oder Bildhauer . . . jeder Künstler steht auf der Menschheit Höhen und Fritz Schröter wahrhaftig. Er hat etwas Souveränes . . . Herrschergeborenes.“

„Und die Weiber waren stets hinter ihm her . . .“

Ein boshafter Blick traf Mizi Herzen.

„Er ist auch eine prachtvolle Persönlichkeit. — Jeder Zoll ein Eroberer!“

„Sie ist wirklich klug genug, aus ihrer Schwärmerei kein Geheimniß zu machen, und spielt sich jetzt als die Freundin seiner Frau auf,“ flüsterte Weitbrecht dem neben ihm sitzenden Schriftsteller zu.

„Jedenfalls hat er es verstanden, an den Ausgangspunkt seiner zahllosen Abenteuer eine Heirat zu setzen, die zu den ersten und glänzendsten gehört. Seine Frau ist ebenso hübsch wie reich und dazu noch von Adel.“

„Und all das tauchte sie freudig ein für das Glück, Fritz Schröters Gattin zu werden,“ meinte Mizi mit träumerischem Augenaufschlag.

„Das war aber auch erforderlich, um den Schmetterling einzufangen. Immerhin hatte er ein Bombenglück. Ante v. Reichstein galt als eine der besten Partien. Von Adel durch ihren Vater, der ein verdienstlicher Offizier war, wurde sie nach dem Tode ihrer Mutter von der Großmutter, der Geheimrätin Rüdinger, zu sich genommen und in deren Hause und als deren Erbin erzogen.“

„Allerhand Hochachtung . . .“ sagte Lassen, „die Rüdinger's kenne ich, sie sind aus meiner Heimat, aus Schlesien, woher alle großen, modernen Dichter herkommen, Gerhart Hauptmann zum Beispiel und . . . und . . .“

„Und die Millionäre . . .“ lachte Weitbrecht.

„In der That, auch die Millionäre. Die Rüdinger's sind königliche Kaufleute . . .“

„Erzählen Sie, erzählen Sie . . .“ riefen neugierig einige Damen.

„Die größten Kohlenbergwerke und Eisenhütten gehörten dem alten Rüdinger, dem Schwiegervater von Antes Großmutter. Wie eine Sage klingt es, was man sich in den schlesischen Bergwerksdistrikten von seinen Erfolgen erzählt. Ein armer Seilergeselle war er, in einem der dortigen Dörfer eingewandert und auf die Idee gekommen, statt aus Hanffäden Stricke zu drehen, aus Draht Seile zu verfertigen. So entstand die Drahtseilindustrie . . . Sie ahnen nicht, meine Herrschaften, was das bedeutet, und ich weiß nicht, ob es Sie interessiert . . .“

„Aber gewiß . . .“

„Ganz ungeheuer . . .“

„Das ist ja fabelhaft interessant . . .“ drang es von allen Seiten auf ihn ein.

„Bitte, bitte, erzählen Sie nur weiter, lieber Lassen . . .“

„Ich habe mich mit dem Gegenstand viel beschäftigt, weil ich ihn einmal zum Sujet eines Eisenbahnindustrie-Dramas oder eines Bergwerk-romans machen will . . .“

Man lächelte verächtlich.

„Also der alte Rüdinger wurde durch seine Drahtseile bald ein reicher Mann und arbeitete sich mit Fleiß und Intelligenz bis zum Kommerzienrat durch, obwohl es bis an sein Lebensende mit seiner Orthographie und dem Accusativ weniger gut beschaffen gewesen sein soll, als mit seinen eisernen Tauen, die seinem Namen Weltruf verschafften. Aber er stand in hohen Ehren trotz alledem, und der immense Aufschwung, den die schlesische Eisenindustrie in dieser Zeit machte, ist eng mit seinem Namen verknüpft. „Der alte Rüdinger!“ das ist noch heute ein Merkwort in jener Gegend, und die Anerkennung und Achtung, die man ihm zollte, hat seinen Söhnen Tor und Thür zu den Häusern der aristokratischen Grundbesitzer Schlesiens geöffnet.“

„Wie so?“

„Überall gab's Kohlen und Erz, überall erschlossen großartige Unternehmungen, deren Seele Rüdinger war, neue Quellen des Erwerbes, des Reichthums. Seinen beiden Söhnen ließ er die Bildung angeheihen, die ihm selbst fehlte. Ihre Erziehung war eine ausgezeichnete, und so war man eigentlich gar nicht erstaunt, als der Älteste von ihnen mit der Tochter des Grafen Ellguth sich verlobte, der jetzt noch lebenden Großmutter Antes.“

„Wie entzückend romantisch,“ flötete Mizi.

„Der aufgelegte Roman,“ lachte Professor Weitbrecht.

„O, es kommt noch besser. Denken Sie, meine Herrschaften, die junge Komtesse wurde von ihrem bürgerlichen Gatten angebetet, obwohl sie sehr stolz war und es niemals eine aristokratischere Aristokratin als die Frau des jungen Rüdigers gegeben hat.“

„Von Antes Großmutter erzählt man heute noch eine Menge Hiftörchen, die von ihrer ganz feudalen Gesinnung und ihrem nur durch eine große Vornehmheit gemilderten Hochmut zeugen,“ meinte Jemand aus der Gesellschaft.

„Die Vereinigung dieses kolossalen Reichtums mit den Vorrechten des Adels machen dies erklärlich. Denn schon nach kurzer Zeit ging das ganze Vermögen auf den ältesten Sohn über, nachdem der jüngere Bruder, wenige Jahre nach des alten Rüdigers Tode, bei einer Grubenkatastrophe verunglückt war.“

„Und in dieses ganze schlesische Goldland hat nun natürlich Schröter hineingeheiratet. Pyramidaler Kerl, man weiß wirklich nicht, ob seine Schlaubeit oder seine Kunst größer ist. . .“ rief ein junger Maler.

„Wie meinen Sie das?“ fragte Fräulein Mizi.

„Na, wenn die Großmutter von Frau Schröter dieses Vermögen besitzt, so kommt doch mal der ganze Krempel an Schröter. Er braucht dann wirklich nichts weiter mehr zu arbeiten, als etwa Standbilder der industriellen Ahnherren seiner Frau und allegorische Monumentalwerke, in denen Handel und Industrie dem alten Grundadel sich vermählend dargestellt werden.“

„Was glauben Sie, wenn er im Parke von Studnitz so 'ne Ahnengalerie der Ellguths und Rüdiger anlegte, so à la Marmorameer in der Siegesallee.“

„Ach, Professor, machen Sie Ihre niedlichen Scherzchen doch nicht hier in Schröters Salon, wo er uns jeden Augenblick gegenübertreten kann.“

„Aber, meine Herrschaften, Kuddeln ist das Kriterium jedes Salons.“

„Na, so lassen Sie Lassen wenigstens mit seiner schlesischen Drahtseilromantik zu Ende kommen. Ich finde es wirklich hochinteressant. . . so eine Art kulturhistorischer Skizze,“ sagte Dr. Franzius.

„Also, Ende. . . und dann?“

„Dann kam die Zeit der großen Gründungen. Die Rüdigers wurden in eine Aktiengesellschaft mit ungezählten Millionen umgewandelt, nachdem der jetzige Besitzer Kommerzienrat und dann Geheimer geworden war und sich in Berlin in einer der stillsten Thiergartenstraßen, in einem der schönsten architektonisch-gebeldsten Palais zur Ruhe gesetzt hatte. Vorher noch hatte er auf den Wunsch seiner Frau zu der von ihr ererbten Herrschaft Ellguth das angrenzende Rittergut Hermsthäl erworben und sich so zu einem der größten Grundbesitzer in Schlessien gemacht. Das herrliche Haus hier in der Drakestraße ist Ihnen Allen ja bekannt, schon durch die künstlerische

Arbeit seiner schmiedeeisernen Portale, die als eine Sehenswürdigkeit Berlins gelten, wie die Ghiberti'schen Portale am Baptisterium in Florenz . . ."

"Kapitel vier Ihres Romans, lieber Lasse, ausgezeichnet. Ueberschrift: 'Die Ghiberti'schen Türen' . . ."

"Hinter diesen Türen aber soll jedenfalls ein der Kunst und den Musen holdes Leben sich abgespielt haben," bemerkte Dr. Franzius. "Man spricht noch heute vom Verkehr bei Geheimrat Rüdinger. Solche Cirkel soll es in Berlin gar nicht mehr geben, keinesfalls in dieser Zusammensetzung und von diesem geistigen und künstlerischen Gepräge."

"Natürlich heute muß Alles demokratisirt werden," rief Professor Weibrecht, "und nur was unter den Gesichtspunkten der socialen Frage und der Alles nivellirenden Gleichmacherei betrachtet wird, hat Existenzberechtigung."

"Auch das hat etwas für sich," warf ein junger Bodenreformer ein.

"Aber Kunst und Litteratur können dabei nicht gedeihen. Die bedürfen eines geistigen Mäcenatentums . . ."

"Und eines materiellen erst recht," höhnte der Sociologe.

"Gewiß! Sie scheinen das als etwas Unehrenhaftes anzusehen," erwiderte sich Weibrecht.

"Die Kunst den Königen . . ."

"Oder den Industriearbeitern . . ."

"Warum nicht, wenn sie sie königlich belohnen können."

"Sagen Sie ruhig bezahlen . . ."

"Meinetwegen auch bezahlen. Daneben aber würdigen und verstehen wie Frau Geheimrat Rüdinger. Sie soll ja um sich Alles vereinigt haben, was das damals gerade hochaufliehende Berlin an Größen aufwies. Wissenschaft, Kunst, Litteratur. Neben den Professoren Treitschke, dem prächtigen Wilhelm Scherer, dem feinen Hermann Grimm, sah man in ihrem Salon die hervorragendsten Dichter. Dort trafen sich Auerbach, Henze, Spielhagen, dort machten Professor Joachim und Hans von Bülow Musik, Maler und Bildhauer fanden reichliche Aufträge . . . kurz, wo finden Sie heute Aehnliches?"

In diesem Augenblicke erschien im Rahmen der Thür, die zu einem kleinen Wintergarten führte, der Herr des Hauses, an seinem Arm eine Dame, deren eigenartige Erscheinung auf den ersten Blick frappirte.

"Hier vielleicht . . . im Hause ihrer Enkelin!" bemerkte der Professor.

"Möglich, aber nicht wahrscheinlich. Schröter fehlen die Grundzüge. Er ist genial, aber launenhaft und ewig auf der Suche nach neuen Sensationen . . ."

"Na, er scheint ja wieder mal was gefunden zu haben."

"Donnerwetter, pikant und extravagant genug sieht sie aus." —

Schröter war näher getreten und sagte:

„Meine Verehrtesten, gestatten Sie mir; Ihnen den Gast unseres Hauses vorzustellen, Fräulein Irene Mayen . . .“

Die Herren sprangen empor und verbeugten sich. Sie neigte das Haupt mit einer lässigen Bewegung und fragte mit einer etwas rauhen, aber eigentümlich vibrierenden Stimme:

„Kollegen von Ihnen, lieber Professor?“

„Zu Befehl, teure Freundin. Künstler, Gelehrte, Schriftsteller — — — enfin, die Unrigen, und hier,“ er deutete auf Fräulein Herzen, „Fräulein Mizi, ein weiblicher Apostel unseres Ruhmes. So was, was wir Alle brauchen. Weihrauch und Lorbeeren, Begeisterung und Schwärmerei, Glaube und Ekstase . . . ein Atelier, in dem sie nicht über den Wassern schwebt, ist einfach undenkbar.“

Mizi blickte mit verlegenem Lächeln um sich. Der Meister hatte gesprochen. Er, den sie anbetete, nach dessen Gunst sie sich in stummer Seelenqual jahrelang verzehrt hatte.

Sie stammelte nur: „O . . . ach . . . aber . . .“ mehr vermochte sie nicht herauszubringen, und als jetzt ein kalter neugieriger Blick Irene's sie traf, knirschte sie zusammen wie ein vom Sturmwind geknickter Halm, den kurz vorher ein heißer Sonnenstrahl verjengt hatte.

* * *

Daß Deine Briefe kurz sind, meine teure Ante, finde ich begreiflich. Ich kenne dieses aufreibende Berliner Leben zu genau, um nicht zu wissen, daß man dort zu Allem Zeit findet, nur nicht zu sich selbst. Aber etwas Einkehr, ein bißchen innere Selbstschau wären vielleicht Deine Briefe an mich, wenn Du mir mehr erzähltest, als wo Du gewesen, wen Du gesehen und gesprochen hast und wie Du Dich amüßtest. Aber ich verlange es nicht von Dir, durchaus nicht. Das Bedürfnis, sich mitzuteilen, ist offenbar erst eine Erscheinung des Alters. Vielleicht empfindet man dann klarer, daß man doch manches zu sagen hätte, was Andern nützen könnte, vielleicht auch ist es der natürliche Wunsch, von denen, die uns teuer sind, in richtiger Beleuchtung gesehen zu werden, sich gewissermaßen selbst zu . . . zu motiviren, und dann wohl hauptsächlich, weil man daran denkt, halb in Wehmut, halb in neugieriger Erwartung, wie bald der Mund verstummen kann, wie bald die Hand ermatten, die noch etwas von uns, aus uns zu melden müßte, bevor es eintritt . . . dieses ewige Schweigen. Todesfurcht habe ich nicht, meine Ante, obwohl Kleins Prinz von Homburg mir Manches zu denken gab, was Angesichts des Grabes uns überkommen mag. Gelben und Feiglinge! Behaglich denke ich mir die Sache auch nicht, und eigentlich habe ich es immer ganz unberechtigt gefunden, daß wir, wenn's hoch kommt, siebenzig Jahre leben und Millionen Jahre tot sind. Es ist kein rechtes Verhältnis. Auch denke ich mir diese Ewigkeit sehr langweilig, und deshalb

wünsche ich mir ein sehr hohes Alter und tue Alles, um es zu erreichen. Denke Dir, Ante, ich finde das Alter, so wie ich es auffasse, entzückend. Man muß es nur recht zu leben verstehen, man muß es genießen mit all seiner Innerlichkeit und Würde, seinen stillen, geheimen Reizen, seinen abgeklärten, vornehmen Freuden und vor Allem mit dem Hochgefühl, so aus der Perspektive weiter, gereifter Weltanschauungen, unter den Gesichtswinkeln der Ewigkeit, erhaben über Irrthümer und Zweifel, sich den Erden-Kummel-Bummel anzusehen. Darum liebe ich mein Alter, und ich bemitleide die Frauen, die nicht alt zu werden verstehen — in Schönheit, Ante. Nicht wie Jbsens Hedda Gabler in Schönheit sterben, aber in Schönheit alt werden, das sollten die Frauen lernen. Traurig, wenn sie es nicht verstehen und in einem häßlichen, fruchtlosen Kampfe sich abmühen gegen Naturgesetze und Naturnotwendigkeiten. Alles, was ich in dieser Hinsicht der Jugend als ihr gutes Recht nachsehe, verurteile ich unerbittlich beim Alter. Denn die Zeit der Torheit hat ihre Rechte, und die Zeit der Weisheit ihre Pflichten. Und wer das Eine genossen hat, soll das Andere erfüllen. So würde das Alter uns stark sehen, nicht schwach, und unsere Gebrechlichkeit verlöre ihre Schrecken. Hegen und hätscheln würden wir sie und die kleinen Beschwerden mit liebenswürdiger Geduld, die großen Schmerzen mit Heroismus ertragen. Und nun glaubst Du mir wohl, geliebtes Kind, wenn ich von meinem Rheumatismus als von einem guten Freunde spreche und Dir versichere, daß ich mit diesem Genossen des Alters schön tue und mich mit ihm ganz gut vertrage. Du kannst Dir kaum vorstellen, wieviel Vergnügen es mir macht, wenn ich frühmorgens aus meinem Schlafzimmer in die Bibliothek humple und der alte Haushofmeister immer noch in strammer Haltung, en escarpins, sein Fäلتchen in den straff gezogenen Strümpfen und tabellos sitzenden Hosen, mich mit den Worten begrüßt: „Die Frau Geheimrath, gnädige Frau, sehen heute Morgen aber vortrefflich aus . . .“

„Wirklich, Franz?“ Und mit charmantem Lächeln: „Ich fühle mich auch wirklich sehr wohl und habe ausgezeichnet geschlafen. Auch mein getreuer Bettgenosse verhielt sich artig . . .“

Vor auf Franz respektvoll und diskret lächelt, seine atlasne Weste hinunterzieht und seine Blicke sorgsam über den Frühstückstisch gleiten läßt. So ein kleiner Stich ins Frivole gehört nämlich mit zu der galanten Zeit, in die meine Jugend fällt. Nichts Brutales dabei, nichts Rohes, aber „un peu de piquanterie et de grâce languissante“, wie Madame de Sevigné es nennen würde. Uebrigens, Franz hat auch die siebzig hinter sich. Du kennst ihn ja und weißt seine Anhänglichkeit für die Ellguth-Rüdingen zu schätzen. Es ist etwas Nobles um so einen ergebenen, zuverlässigen Diener, bei dem der Begriff der Untertänigkeit längst überwunden ist durch die beiden menschlich größten Eigenschaften: Treue und Pflicht. Daß Franzens Großvater und Vater schon bei den Grafen Ellguth bedient waren, ist

Dir bekannt, und Dein Großvater wußte, daß er mir eine besondere Freude bereitere, als er Franz bei dem Ankauf von Hermsthäl zum Haushofmeister dort ernannte. Eine Dienerdynastie wie eine Herrendynastie, das bringt menschlich näher und giebt sichere und verantwortliche Gefühle hüben und drüben. Ich bin jeden Morgen auf's Neue froh, wenn ich Franzens gutes Gesicht sehe, und ohne daß er ein Wort redet, was er ungefragt niemals tut, ist es mir doch, als läge die Chronik unserer Häuser aufgeschlagen vor mir. Und dann kommt ein Gefühl von Geborgensein über mich, von erinnerungsreicher Freude. Wie köstlich ist das, mein Kind, und mit wie starken Empfindungen genieße ich es. Ich habe mir übrigens vorgenommen, Franz in den bevorstehenden Winterabenden gesprächiger zu machen. Er weiß vieles aus der Geschichte unserer Familien. Er hat auch Deinen Urgroßvater, den „alten Rübinger“, noch gekannt, und so soll er mir mancherlei erzählen, aus den Urfängen des großen Handelsgeschlechtes, dem wir angehören. Ueberliefertes und Selbstgeschautes. Sicherlich weiß er manches vom Vater her, denn vom alten Rübinger sprach man in jenen Gegenden, wie vielleicht einst von den Augsburger Fuggern. Und die durch ihn geadelte Arbeit war wert, mit der Geburtsaristokratie sich zu verschmelzen, selbst wenn diese, wie die Ellguths, bis zu den ersten Kreuzrittern hinabreicht. Es ist Dir ja bekannt, daß Konrad v. Ellguth einer der Bannerträger Gottfrieds von Bouillon war. Nicht unabsichtlich erinnere ich Dich, Antoinette v. Reichstein, daran, jetzt, wo Du wieder einen bürgerlichen Namen trägt. Ich bin etwas mißtrauisch in Bezug auf die Vorurteilslosigkeit der künstlerischen Kreise, denen Du angehörst. So schwer läßt sich dabei unterscheiden, was wirklich als die göttliche Gabe des Genies, oder ich will bescheiden sein, des Talentes sich ankündigt, und die wahrhaft Großen sind rar in diesen Gefilden. Berlin ist so unproportionirt, es ist zu rasch gewachsen. Allerbing's, Dein Mann — Fritz Schröter! — das ist ein Programm, ein bedeutungsvolles, künstlerisches Programm, und noch jung an Jahren erntete er Ruhm und Auszeichnungen. Aber, denke Dir, Ante, und zürne mir nicht, — dagegen bin ich ganz einverstanden, wenn Du mich auslachst, — mit diesem Adelsbrief des Genies weiß ich mich garnicht zu stellen. Und wie merkwürdig es klingt, ich stelle es höher, was in rastloser, energischer, planvoller Arbeit erreicht wird, als was Einem so angeschlossen ist, aus irgend einer olympischen Ecke. Denn die ganz Großen . . . wie wenige weiß die Geschichte der Menschheit auf. Die Andern aber wissen selten was Gescheidtes mit ihren Gaben anzufangen, und da gedeiht was Gräßliches: die Platttheit, die Mittelmäßigkeit. Ich muß immer an des guten, feinen Fontanes hübsches Wort denken:

„Gaben, wer hätte sie nicht, Talente, Spielzeug für Kinder.
Erst der Ernst macht den Mann, erst der Fleiß das Genie.“

Wo sind diese Fleißigen? Dort, wo schöpferische Kräfte sich bei der Arbeit regen, bei der schweren, harten Arbeit, endlos fleißig, unermüdlich

Tag und Nacht, wie Dein Urgroßvater Rüdinger! Oder in den Studirstuben der Gelehrten, der Forscher — aber in der Kunst? Das ist etwas Angeborenes, was leider allzu oft spielerisch behandelt wird und dabei verplumpert. Wann kommt auf die hunderttausend Halben ein Ganzer? — Zersplittert wird das Meiste, und ephemere sind die Erscheinungen unserer Kunstwelt, unserer Literatur. Nur den Bedürfnissen, den Sensationen des Augenblicks zu dienen ist Alles bemüht. Kannst Du Dir einen Michelangelo in Berlin vorstellen? Womit ich nichts gegen Fritz gesagt haben will, der schon in jungen Jahren viel Schönes geschaffen hat und dafür Professor geworden ist. Aber des „alten Rüdinger“ Kommerziantrat war mir sympathischer und machte ihn der Elguths wert. Der Geheime Deines Großvaters war dann schon erblich . . . na lache nicht, Ante, oder lache: Großmutter ist heute wieder mal im feudalsten Fahrwasser und planscht in Hochmut. Deinen Fritz hast Du ja weg, gegen die Liebe giebt es keine Theorien, da bleibt mal Alles grüngolden, und es ist nichts zu machen. — An diesem Hochmut aber trägt Dein Brief die Schuld. . . was sind das nur für Menschen, über die Du schreibst? Wird Einer von ihnen in Walhall einziehen? Wird Einer von ihnen an die Pforten der Ewigkeit gelangen? Das interessante Frauenzimmer aus Rom, das Guer Gast ist, am Ende gar? Glaubst Du's? Ich nicht!

Deine Großmutter und Mutti.

P. S. Es geht diese Woche eine Sendung Wild und Geflügel an Dich ab. Dorothea schickt Dir einige Recepte mit zu blanchirten Pasteten. Sie kocht wirklich famos. Ein feiner Tisch gehört übrigens auch zu den verständnisvoll aufzufassenden Freuden des Alters.

* * *

Ante froh, und die Feuchtigkeit der kalten Novembertage ging ihr bis auf die Knochen. Sie fühlte sich überall unbehaglich, am meisten bei sich zu Hause. Die einzige Genugthuung, die sie empfand, waren die Briefe der Großmutter. Etwas von der sonnigen Heiterkeit, der vornehmen Gesinnung, den gesunden Ideen der alten Frau zog damit bei ihr ein, und sundenlang konnte sie mit diesen Briefen in ihrem Zimmer allein sein, sie immer wieder lesen und ihren eigenartigen, feinen Gedanken und Einfällen nachträumen. Dann sah sie sich wieder an der Seite dieser Frau, die ihre Erziehung geleitet hatte und mit mütterlicher Sorgfalt und Zärtlichkeit jeden ihrer Schritte behütet. Sie versetzte sich in das prächtige Palais in der Trafsenstraße zurück, mit seinen weiten, behaglichen Räumen, in denen Reichthum und Kunstverständnis das Beste und Schönste zusammengetragen und mit dem Geiste echter Vornehmheit umgeben hatte. Nichts Aufdringliches, Proziges, sondern wahrhaft großer Stil. Und Alles hatte einen

Persönlichkeitsreiz ohne Gleichen. Der Reiz jener klugen, noblen Frau, mit dem leicht beweglichen Geiste, die diesem Hause vorstand, ruhte über Allem und gab ihm ein individuelles Gepräge. Wie festlich und freudig die großen Brunksalons, wie ernst und würdevoll die Bibliothek mit ihrer dunklen Täflung und den mit den wundervollsten Bücherschätzen und graphischen Kunstwerken angefüllten Schreinen. Intim und vertraulich die Wohnzimmer, anmutend der Wintergarten und die sommerlichen Terrassen, die nach dem großen, in englischer Art angelegten Park hinabführten und mit einer Fülle von Blumen und Blüten geschmückt waren. Runt, duftend, berauschend. Und zu allen Jahreszeiten der gleiche Zauber über diesem Interieur . . . ein freudiges, durchgeistigtes, in sich gefestigtes Dasein. Und dann draußen der Tiergarten mit seinen wechselnden Reizen. Im lichten Frühlingschimmer mit transparenten, grünlich wogenden Lenzeschleiern, junges Blattgeriesel, die alten Baumriesen zierlich schmückend und im Winter die Eiskristalle auf den kahlen Zweigen, glitzernd und funkelnd wie farbiges Edelgestein. Alles eingehüllt in ein weiches, weißes Schwanengefieder. Was war das schön. Plötzlich fiel ihr ein, daß sie den Sommer nicht kannte, in dem schönen Haus und Garten. Um diese Zeit waren sie meist in Herznsthal oder in Ellguth, wenn sie nicht eine der fashionablen Sommerfrischen in der Schweiz aufsuchten oder ein elegantes Seebad. Aber den Herbst kannte sie mit seinen tropfenden Bäumen, seinen grauen Wolfenfehen, durch die hie und da ein Stück krankhaft weißlicher Himmel aufblitzte, so zum Sterben müde und bleich. Ohne Licht und Wärme — lebensfadt. Und dann diese Unruhe in der Natur, dieser zerstörende, vernichtende Herbstodem, mit seinen todeschaurigen Geräuschen und faulenden, entnervenden Düften. Ante weinte. Sie wußte nicht recht warum, aber in ihr war etwas von jener Herbststimmung, und sie fühlte ihr Antlitz von Tränen überströmt. Ihre Erinnerungen waren doch so wunderschön. Das Leben in dieser Umgebung neben dieser unvergleichlichen Frau. Ja, das war sie, in der Tat. Und nun nahm sie den Brief und las ihn nochmals. Langsam, bedächtig, Wort um Wort. Das war trostreich. Welche Fülle von Anregungen fand sie darin. Sie lächelte schmerzlich. Was nützten sie ihr, hier, jetzt, in dem Leben, das sie führte, seit sie verheiratet war. Die Menschen, mit denen sie verkehrte, würden spotten über die Weisheit einer alten Frau und über ihre Betrachtung der Dinge. Das war ja ganz unmodern, veraltet, „Barockstil des Denkens“ würde vielleicht Irene Manen sagen, die kluge, hypermoderne Irene, und Fritz würde lachen und hinzufügen, „oh, so sind diese alten Damen, wunderbar!“ Und dann würden alle Uebrigen einstimmen. Sind sie ja eigentlich nur ein Echo dieser beiden führenden Geister . . .

Ein bitteres Lächeln zog um ihre Lippen, und sie trocknete ihre Tränen.

„Bah, es lohnt nicht, sich darüber zu ärgern!“ murmelte sie leise, „über diese . . . diese . . . nicht Einer unter ihnen, der Verstandniß hätte für die überreichen Schätze an Lebenserfahrung und Lebenskunst, die im Geiste dieser einzigen Frau angesammelt sind.“

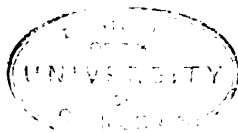
Sie erhebt sich hastig und tritt an's Fenster. Draußen wogen grau-gelbe Herbstnebel, die ganze Atmosphäre ist angefüllt mit tropfendem Naß. — Die Natur wie aufgelöst in Tränenschauern, ein Abbild ihrer Seele. Hastig tritt sie in's Zimmer zurück. Ein Schauer überläuft sie, und dennoch, sie weiß, daß sie nicht körperlich krank ist, daß sie in den nächsten Stunden wieder, scheinbar heiter und fröhlich, Gesellschaft bei sich empfangen wird. Scheinbar! Ja, so ist es. Ihr Blick fällt auf das Schreiben der Großmutter. Und dieser Schein muß aufrecht erhalten werden, vor der alten Frau vor Allen. Nimmermehr darf sie etwas ahnen von den Empfindungen und Stimmungen, die sie jetzt allzu häufig beherrschen. Nichts von den Enttäuschungen und Kränkungen, die sie erleidet. Wer weiß, ob sie nicht überhaupt zu schwarz sieht? Zu empfindlich ist? Jede junge Ehe mag solche Phasen durchzumachen haben! Ein trübes Lächeln legt sich über ihr Antlitz. Sie glaubt selbst nicht, was sie soeben gedacht hat. Aber wie immer es sei, Großmutter muß sie zufrieden und glücklich wännen. Ganz glücklich! Ohne Schatten, ohne Zweifel. Nichts darf den Glauben dieser köstlichen Frohnatur trüben, dieses sanguinischen Gemüthes, dieser alten Frau mit dem goldig jungen Herzen. Nach Hermsthäl dringt nichts, was sie selbst nicht dorthin gelangen läßt, und das soll nur Schönes und Heiteres sein. So viel kann man ja aus diesem mächtigen Berlin erzählen und seinem bunten, vielgestaltigen Treiben, ohne daß etwas unser Innerstes zu streifen braucht. So will sie es machen. Alles Mögliche will sie ihr vorplaudern von Menschen und Dingen und dafür dann diese einzigen Briefe eintauschen, die Großmutter ihr schreibt und die ihr Halt und Kraft geben sollen in den Irrungen und Wirrungen des sie umgebenden Lebens. Dieser Voratz gab ihr die Ruhe zurück. Ja, so sollte es sein. Bald — morgen wollte sie ihr schreiben. Jetzt aber mußte sie sich zum Empfang ihrer Gäste bereit machen.

* * *

Es gab damals manche arge Enttäuschung und manche geheimen Schmerzen, viel zerstörte Hoffnungen und eine gehörige Portion Reid, als im September des vorigen Jahres in den Salons das Gerücht auftauchte, Fritz Schröter würde Antoinette v. Reichstein heiraten. Die Millionenerbin und eines der reizendsten und lebenswürdigsten Mädchen der Gesellschaft. Etwas überspannt vielleicht und mit einem Hang zur Romantik, wie man es leicht werden kann, wenn man in den breitesten Daseinsbe-

dingungen auferzogen ist, von einer älteren Frau, die nur eine Lebensaufgabe hatte, dieses Kind, dieses Wesen, das ihr allein geblieben war aus einem großen Familientreife, glücklich zu machen. Ante wurde nicht etwa absichtlich und bewußt von ihr verzogen, aber Alles um sie her war dazu angetan, sie zu einem jener seltenen Menschenkinder zu machen, denen kein Wunsch im Leben versagt blieb. Sie wußte nicht einmal, daß sie je etwas wünschte oder hätte wünschen können, denn ehe es noch gedacht war, war es erfüllt. So wuchs sie auf, wie in einem Märchenschloß voll Sonne und Glanz, wie in einem Blüthenraum von Schönheit und Freude. Güte um sie überall, Güte auch in ihr, aber keine Widerstandskraft, weil sie niemals Widerspruch erfahren hatte. Die sonst so kluge Geheimrätin Rübinger merkte gar nicht, daß dadurch in die Erziehung und Entwicklung Antes vielleicht etwas Falsches, Gefährliches kam. Sie hätte in der That Hindernisse aufrichten müssen, Kampfobjekte schaffen, um ihre Enkelin nach dieser Hinsicht erziehlischen Einflüssen zu unterwerfen. Daran dachte sie aber nicht. Süß und liebreizend sah sie das Kind um sich spielen, hübsch und anmutig wuchs das junge Mädchen ihr heran, mit einem leisen Gang zur Schwärmerei, die sie als etwas Angenehmes, Edles empfand. Und als Ante dann herangereift, mit heißer Leidenschaft, die von einem romantischen Anhauch nicht frei war, sich in den jungen Künstler verliebte, da empfand die Großmutter es als ein Glück, ihrem Herzenswunsche nichts entgegenstellen zu müssen. Warum auch? Schröter war ein Bildhauer von anerkannter Bedeutung, und er war dazu eine interessante Erscheinung, ein Mann, der einem jungen phantastischen Mädchen gefallen konnte. Mit einem besonderen Nimbus umgab es ihn, daß er ein Nachkomme Corona Schröters, der Freundin Goethes, war. Das mußte sie zugeben, wenn er auch nicht gerade nach ihrem Geschmack war. Aber sie war vorurteilslos genug, sich zu jagen, daß die Enkelin Anderes von dem Manne ihrer Wahl erwarten dürfe, als die Großmutter und daß das, was ihr begehrenswert erschiene, nicht für Ante maßgebend sein müsse. Sie gehörte einer Zeit an, wo Galanterie und Ritterlichkeit als männliche Tugenden galten, während heute ein starkes Selbstgefühl ein besonderer Vorzug war. Damals warb man, heute eroberte man. Sie erkannte das ganz klar, und wenn es ihr auch nicht behagte, so hielt sie sich durchaus nicht für berechtigt, eine Einwirkung auf Ante auszuüben. Zudem war diese kein Kind mehr, sondern bereits 23 Jahre alt, als Fritz ihr begegnete.

Als sie selbst 23 Jahre alt war, hatte sie bereits drei Kindern das Leben gegeben, von denen nur das älteste, Antes Mutter, ihr erhalten blieb, während die beiden Knaben früh starben. Und der Tochter ihrer einzigen Tochter, die die Geburt dieses Kindes mit dem Leben büßte, sollte sie einen Wunsch versagen? Den höchsten, heiligsten, heißesten? So hatte sie sich die Liebe eigentlich immer gedacht . . . gedacht und geträumt, denn ihre eigene Ehe war etwas nüchtern gewesen. Wenn auch echt christlich



in Würde und Vertrauen und auch in Harmonie und Zufriedenheit. Aber das Romantische fehlte und die Leidenschaft. Als sie diese kennen lernte, war's zu spät für sie, und wer weiß, was daraus geworden wäre ohne ihre starke Natur und ohne ihren glücklichen Optimismus. Vor Allem aber ohne dieses Kind — ohne Ante? Und darum sollte diese haben, was sie entbehrt . . . Alles! Und darum dankte sie es Fritz, daß er ihrem Liebling so viel unerhörtes, aufregendes, unsinniges Glück schuf, so viel heiße Sehnsucht in ihr weckte und so viel beseligende Erfüllung ihr brachte. Es war ein stürmisches, glühendes Liebesleben zwischen diesen Beiden. Ante in schmachtendem, innigem Verlangen und er herrschend, siegreich, gewährend. Er verstand sich auf Frauenherzen. Wie er sie sich so ganz zu eigen gemacht, war sein Geheimniß. Er war ihr im Herbst vorigen Jahres in Gesellschaft einige Male begegnet, ohne daß es aufgefallen wäre, daß er sie irgendwie auszeichne. Und doch die Art, wie er mit ihr sprach, wie er sie ansah, wie er sich ihr näherte, entzündete die Flamme der Leidenschaft in ihr. War es Neigung ihres Herzens, war es Begehren ihrer Sinne? Sie verliebte sich so leidenschaftlich in ihn, daß sie nach wenigen Wochen schon seine Braut war. Kurz darauf fand die Hochzeit statt. Sie gingen dann sofort auf Reisen, verlebten den Winter und das Frühjahr in Italien, den Sommer in der Schweiz und waren dann nach einem kurzen Aufenthalt in Ostende und schließlich in Paris, Anfangs Oktober nach Berlin zurückgekehrt. Dort hatte Frau Geheimrath Mübinger ihnen inzwischen die Häuslichkeit eingerichtet und hatte sich dann, vor ihrer Heimkehr, nach Hermuthal zurückgezogen. Dieser Entschluß war wohlüberlegt. Sie wollte dem jungen Paar Zeit gönnen, sich in dem neuen Heim einzuleben, sich selbst aber wollte sie das Gleichgewicht ihres Seelenlebens erhalten, das durch die Trennung von Ante lange gestört schien und das sie erst allmählich wiedergewonnen hatte in der Erkenntniß, daß jetzt ein Dritter zwischen ihnen stand . . . Einer, der größere Rechte an Ante hatte als sie selbst. Größere, und — andere!

Die heutige Berliner Gesellschaft, in ihrer gänzlich veränderten Zusammensetzung gab ihr ohnedies nichts, hatte ihr schon in den letzten Jahren nichts mehr gegeben. So schien es ihr das Beste und ihren Neigungen Entsprechendste, nun, nachdem ihre Mission erfüllt und Ante glücklich war, sich zurückzuziehen und neue Freuden zu suchen in einer Einsamkeit, die ihre reiche Natur und ihre Nachdenklichkeit mit einem tiefen, eigenartigen Leben erfüllten.

*

*

*

In den eleganten Räumen bei Schröters hatten sich die Gänje eingefunden. Die Unterhaltung war bereits lebhaft im Gange. Ein Lachen und Schwagen, ein Summen und Hin- und Herflattern wie ein Schwarm

aufgeschreckter Bienen. Aber nicht Honigfein, nichts Süßes sammelten sie und spendeten sie. Pikantes, Bitteres, Säuerliches war in dem, was sie nahmen und gaben. Die Konversation einer großen Gesellschaft. Viel Geistreiches auch, Amüsantes und Törichtes, aber Alles mit dem besonderen Beigeschmack des Melisanten. Man ruddelte wie gewöhnlich. Schröter hatte in seinem Atelier eine neue Plastik gezeigt. Es war ein Weib in betender Stellung. Die Hände ineinandergefaltet und erhoben, die Augen aufwärts gerichtet. Aber in den Blicken und in dem ganzen Antlitz war nicht der Ausdruck von Frömmigkeit und Demut zu finden. Es lag wie Hohn und Verachtung über den herb-schönen Zügen, und der Kontrast zwischen der demütigen Gestalt und dem hochmütigen Gesichtsausdruck des jungen Weibes berührte fesselnd.

„Paradox“ hatte ein bedeutender Kunstkritiker gesagt, „aber sehr interessant.“ Das war nun das Leitmotiv für die Meinung der Uebrigen.

„Er wandelt in Klinger's Spuren,“ meinte Professor Weitbrecht, „zunächst einmal die Sensation, dann kommen auch die künstlerischen Details zu ihrem Rechte, und man wird gewahr, wie prachtvoll er arbeitet, wie geistreich und energisch.“

Es berührte angenehm, aus dem Munde eines Kollegen ein so neidloses Lob zu hören.

Zwei niedliche, junge Damen drängten sich vor, sicherten und meinten, wenn die Veterinnen in den Kirchen so aussähen, würden die Herren Pastoren bald Reißaus nehmen.

Man lachte, hauptsächlich weil man wußte, daß Beide in den Hauptpastor der Jakobigemeinde, der sie zugehörten, verliebt waren, und daß ihre innige Freundschaft für einander in dieser Liebe wurzte.

Lassen bemerkte spöttelnd: „Sollte Pastor Bornstädt eine von Ihnen heiraten, dann würde die Andere sicherlich mit einem Antlitz beten, wie Schröters schöne Sünderin.“

„Wie so Sünderin? Das ist noch garnicht gesagt, daß diese Figur eine Sünderin sein muß.“

„Ein Weib mit diesem Blick kennt die Sünde. Ist in den Augen nicht der Ausdruck dämonischer Leidenschaft, erbarmungsloser Verachtung, wie in Stuck's Sünde?“

„Und dennoch heißt sie Erbarmen. Die Stellung ist unvergleichlich, die ineinandergeschlungenen Hände schreien förmlich um Hilfe.“

„Zu wem? Zu einem Gotte, an dem sie zweifelt, zu einem Menschen, den sie anbetet . . . merkwürdig.“ —

„Schröter hat mit keinem Wort seine Absicht erläutert.“

„Er läßt das Werk ohne Kommentar wirken.“

„Und das tut es auch.“

„Finden Sie eine Ähnlichkeit?“

„Zwei sogar. Die junge, reine Gestalt erinnert an die edlen, vornehmen Formen seiner Gattin. Ganz auffallend. Hier der Ansatz des Halses und die weiche, etwas milde Art, wie sie den Kopf zur Seite neigt.

Die Blicke der plaudernden Gruppe suchten Ante.

Diese stand am Ramin im Gespräch mit einem Herrn. Sie trug ein Kleid aus weißen Spitzen mit kleinem viereckigen Ausschnitt, aus dem der Hals wirklich so hervorfas, wie der des betenden Weibes aus dem faltigen Gewande.

„Und das Gesicht ist der Schriftstellerin ähnlich, die seit einigen Wochen bei ihnen lebt.“

„An guten Modellen fehlt es ihm also nicht.“

„Hat ihm auch nie gefehlt,“ spöttelte Jemand.

„Wer weiß, ob dies nicht das Geheimniß seiner Erfolge ist?“

„Das heißt, meine Herren, Sie meinen doch, daß man die große Kunst besitzen muß, seinen Modellen ihre tiefsten Wirkungen abzulauschen, um selbst eine Wirkung hervorzubringen.“

Irene war hinzutreten und sprach diese Worte mit scharfer Betonung und der Blick hochmütiger Verachtung, der sich dabei auf ihrem Gesichte malte, machte auch die Harmlosen stutzig, denen bisher noch nicht aufgefallen war, wie sehr Schröters Statue ihr glich.

„Wer zweifelt an Schröters gewaltigem Können und seiner schöpferischen Kraft?“ rief Weibrecht.

Von allen Seiten umringte man die Gruppe, deren Mittelpunkt jetzt Irene war. Sie sah sehr apart aus. Ihre volle Gestalt war von vollendetem Gleichmaß, sodaß ihre Ueppigkeit den durchaus harmonischen Eindruck nicht beeinträchtigte, den die klassischen Linien und die gemessenen Bewegungen ihrer Erscheinung hervorriefen. Sie war hochgewachsen, und etwas Stolz zeigte sich in ihrem Auftreten, wenn sie, so wie jetzt mit einem Worte, einer Bewegung sich zur Herrin einer Situation machte einer Sache das Gepräge gab. Man umringte sie von allen Seiten, und nun führte sie die Unterhaltung mit Wit und Lebhaftigkeit, aber nicht ohne eine gewisse Pose. Sie wollte gefallen, sie wollte bemerkt werden. Diese Menschen sollten begreifen, warum ein Künstler wie Schröter ihr Antlitz als die Krönung eines Werkes ansah, zu dem die Gestalt seiner Frau ihn zuerst inspirirt hatte. Dieser Gedanke hatte für sie etwas Berausches, Aufregendes. Was ihm auch zuerst vorgeschwebt haben mochte, als Verkörperung weiblicher Demut und Hingebung, bekam einen jähen Riß, als er sie wiedergesehen hatte. Und dieser schreiende Gegensatz war das durch seine Kunst verewigte Geständniß seiner Liebe. Ein triumphirendes Gefühl durchdrang sie. Groß und breit malte sich in ihren Gesichtszügen der Stolz

und die Genugthuung. Alle Welt wußte es nun, als ob er es hinausgerufen hätte auf die Gasse. Und morgen würden sie es verkünden, wie sie es heute Abend sich leise zuzüßerten, erst als sie unten im Atelier vor dem Bildwerk standen und jetzt, als sie oben im Salon Vergleiche anstellten zwischen ihr und Ante. Immer wieder suchten die Blicke der Anwesenden bald die Eine, bald die Andere. Daß Irene einen Mann bezaubern konnte und mit den eigenthümlichen Reizen ihrer Persönlichkeit auf die Phantasie eines Künstlers stark wirken mußte, war begreiflich. Ihre dunklen Augen leuchteten in seltsamem Feuer unter einer etwas niedrigen Stirn, über der sich blauschwarzes dichtes Haar türmte, das manchmal wie in elektrischem Feuer aufblitzte. An der linken Seite zog sich ein fingerbreiter weißer Streifen durch die Haarmassen, recht augenfällig zur Schau gestellt. Die Stirn und das Haar hätten allein genügt, die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken, so merkwürdig waren sie und so seltsam belebten die Augen das an sich nicht besonders hübsche Gesicht, dessen Züge wohl groß und bedeutend waren, aber jeder Anmuth entbehrten. Irene war offenbar zum Herrschen geboren und sah aus, als ob sie grausam und unerbittlich sich das nehmen würde, was ihr begehrenswert schien. Wohl um es dann eben so grausam bei Seite zu werfen, wenn sie dessen überdrüssig war. Wie sie jetzt Schröter begrüßte, der sich zu ihnen gesellte, zeigte sie sich in ihrer ganzen tyrannischen Herrschsucht.

„Ich vermiße Sie, theure Freundin,“ flüßerte er ihr zu.

„Wie konnten Sie? Das ist banal und schwächlich. Niemals vermiße ich etwas, denn wenn ich es suche, dann finde ich es.“

Ihre Stimme hatte eine dunkle Tonfarbe und mochte von bestrickendem Reiz sein, wenn sie in leidenschaftlichen Ausbrüchen erklang. Obwohl sie jetzt gedämpft sprach, konnten die Umstehenden doch ihre Antwort vernehmen und den Blick ungeduldiger Gereiztheit auffangen, den sie ihm zuwarf.

„Ich war durch haus herrliche Pflichten in Anspruch genommen; der Regierungsrath von Bode hielt mich fest.“

„Wollen Sie einen Orden? Noch einen?“ lachte sie sarkastisch, wendete sich von ihm ab und schritt auf Ante zu, die von einem Herrn im Gespräch festgehalten wurde.

Es war ein Diplomat, Rudolf von Wilberg, der seit Oktober der hiesigen österreichischen Botschaft attachirt war. Sie hatte ihn schon in Rom kennen gelernt, wo er damals in gleicher Eigenschaft weilte. Im Hause des deutschen Botschafters, der im Palazzo Casarelli in liebenswürdiger Gastlichkeit Alles um sich vereinte, was Rom an interessanten Fremden aufweist, waren sie ihm begegnet.

„Es scheint, daß Sie die in Rom angeknüpfte Beziehung hier fortsetzen,“ wendete sie sich in jeder Manier an Ante und Wilberg.

Rudolf war empört. Diese Frechheit mußte er pariren, selbst auf die Gefahr hin, Antes Zustimmung nicht zu finden.

„Wundert Sie das, gnädiges Fräulein? Frau Schröter ist in ihrem Hause und genießt so des glücklichen Vorrechtes, die Bekannten und Freunde, die sie unterwegs erworben, in der reizenden Gastlichkeit des eigenen Heims wiederzusehen. Dort in Rom waren wir Alle eine vagabundirende Gesellschaft, und wir sind es auch hier in Berlin, mein Fräulein. . . Sie und ich und manche Andere, während Frau Ante Schröter die Herrin dieses Hauses ist, das uns armen Weltenbummlern die gastliche Pforte öffnet.“

Ein empörter Blick traf ihn. Aber sie ließ sich nicht so leicht aus der Fassung bringen und erwiderte:

„Sagen Sie doch, Frau Professor Schröter, Ante geborene von Reichstein, wie es die Visitenkarte ankündet, dann würden Sie noch deutlicher den Unterschied markiren zwischen angeborener Solidität und der adlerflüggen Bohème, der ich anzugehören stolz bin. Aber daß Sie sich mit dazu rechnen, Baron, kann ich nicht gesten lassen. Ich denke, daß Baron Rudolf von Wilberg, Attaché der österreichischen Botschaft zu Berlin, und Ante von Reichstein viel innigere Berührungspunkte haben, als wir, Sie und ich, der Sie die Ehre erweisen wollten, sich zu gesellen.“ Sie sprach ganz ruhig, mit kaum merklicher Ironie.

Der junge Diplomat konnte es sich nicht versagen, die gute Gelegenheit wahrzunehmen, um Irene zu zeigen, wie er sie beurteilte, und er entgegnete auf ihren Angriff lachend:

„In der That, gnädiges Fräulein, Sie haben Recht. Es giebt eine Art Geheimbündelei zwischen uns Aristokraten, die uns zu Verbündeten macht gegen Alles, was zubringlich, anmaßend und . . . und vulgär sich uns aufdrängt. Da erschließen sich ganz verborgene Quellen unserer Natur, und wie in unbewußter Abwehr beinahe, lehnt sich Alles in uns gegen das auf, was wir als fremd, als nicht zu uns gehörig empfinden. Die Vorurteilslosesten unter uns bekommen dann Rückfälle in's Standesbewußtsein, und plötzlich steht etwas in uns auf, was man längst überwunden wähnte, man fühlt sich wieder als Vorzugsmensch, erinnert sich seiner historischen Ahnen, der verbrieften Adelsrechte und sonstiger durch die Jahrhunderte festgehaltener Begriffe . . .“

„Sagen Sie Vorurteile,“ warf sie mit einer Miene ein, als handle es sich um eine Unterhaltung über gleichgiltige Dinge.

„Meinetwegen auch Vorurteile. Es ist ärgerlich, wenn Jemand, der glaubte, damit fertig zu sein, doch wieder darauf geführt wird, daß es getrennte Welten giebt, zwischen denen keine Brücke existirt, jedenfalls keine, die nicht eines Tages zusammenbricht. Und ganz merkwürdig, die alten Vorurteile erweisen sich dann oft noch als die Stützpfeiler einer wohlgefügt-

Weltordnung, während die heutigen Systeme prasselnd zusammenstürzen. Ich glaube, daß Sie das interessiren müßte, mein Fräulein, als moderne Schriftstellerin gewiß, und ich bin gern bereit, meine Erfahrungen Ihnen zu Gebote zu stellen."

"Wirklich? Wie dankbar müßte ich Ihnen sein . . . nur vergessen Sie Eines nicht . . . vermorschte Welten interessiren mich nicht. Ich bin ganz und gar aus dem Geiste der modernsten Zeit herausgeboren, und mein Adelsbrief beruht auf ihren Ideen, in meinem Wappen führe ich die Insignien dieser neu entdeckten Welten. Wir herrschen anders wie Ihr, oder gar wie Eure Ahnherren in Reiterstiefeln und stählernen Panzern vor Leichenfeldern und Trümmerhaufen, wir herrschen durch die absolute Macht der Persönlichkeit. Durch den Willen zur Herrschaft, nicht durch ein in den Geburtsregistern eingetragenes Recht. Ein Recht, das auch den Schwächlingen unter Euch zusteht."

Sie hatte sich emporgerect, sprach aber im Uebrigen mit einem gewissen, lässigen Ton, von dem das sichere Selbstgefühl, das in ihren Worten lag, seltsam abstach.

"Wir herrschen, weil wir vorher gesiegt haben über eine Welt ergaunter, sterbensmüder Grundsätze, die uns bald mitleiderregend, bald lächerlich erscheinen."

"Und glauben Sie wirklich, daß Schlagworte und . . . entschuldigen Sie das scharfe Wort, und Phrasen die ethischen und sozialen Grundlagen des Weltalls erschüttern könnten?"

"Ich glaube es nicht, ich weiß es!"

Jetzt stand sie in voller Haltung vor ihnen. „Aber es würde zu weit führen, façon de parler das zu behandeln. Der Gegenstand ist von zu tiefer, weitgehender Bedeutung, um ihn so am Ramin zwischen einer Tasse Thee und einem Souper mit Sekt abzutun. Ich hoffe, es giebt Sekt," wendet sie sich lachend an Ante. „Uebrigens, Baron Wilberg, ich denke, ich werde noch Gelegenheit haben, Ihnen zu beweisen, wieviel suggestive Kraft Schlagworten und Phrasen innewohnen kann. Es gilt einen interessanten Kampf, auf der einen Seite Sie, in der Rüstung Ihres ahnherrlichen Standesbewußtseins, auf der anderen ich mit den Schlagworten und Phrasen . . ." sie lacht leicht auf, „welche die Geister der modernen Zeit geprägt haben, um ihren Gedanken Worte zu leihen. Nehmen Sie die Herausforderung an?"

Jetzt hastete ihr Auge auf ihm. Auf seinen Lippen schwebte eine harte Antwort. Aber ein bittender Blick Antes beruhigte ihn, und er war auch zu wohlherzogen, um einer Frau unhöflich zu begegnen. Aber er nahm eine eifige Miene an, verneigte sich und sagte:

"Ganz zu Ihrer Verfügung, wenn Sie den Kampf wünschen . . ."

In diesem Augenblick öffnete der Diener die Türen zum Speisesaal, und Professor Schröter trat an Irene heran und bot ihr den Arm.

„Darf ich die Ehre haben, Sie zu Tisch zu führen, Irene?“

In ihren Augen leuchtete es seltsam triumphierend.

„Das ist eine gute Idee, lieber Freund, ich habe Appetit,“ raubtierartig schoben ihre weißen, starken Zähne sich vor.

Ante erschauerte unwillkürlich.

„Also, meine Herrschaften!“ rief Schröter.

Rudolf reichte Ante den Arm.

„Ich fürchte diese Frau,“ flüsterte sie ihm leise zu und sah ihn wie hilfesuchend an.

* * *

Die letzten Gäste hatten das Haus verlassen. Ante hatte im kleinen Salon sich ermüdet niedergesetzt und war gerade im Begriff, in ihr Zimmer zu gehen, als Fritz eintrat.

„Es war nett heute Abend,“ sagte er gut gelaunt.

Da sie darauf nichts erwiderte, fügte er pikirt hinzu:

„Du scheinst anderer Ansicht darüber zu sein, meine Allernachlässigste?“

„Es ist so gleichgültig, welcher Ansicht ich bin, daß es töricht wäre, sie geltend zu machen. . .“ sagte sie mit monotoner Stimme und erhob sich.

„Gott ja, natürlich, inuner die alte Litanei . . . merkwürdig, daß ich es noch inuner nicht gewöhnt bin! Wahrhaftig, neben Philistern und Dandausen macht man mit der Spontaneität seines Empfindens stets eine lächerliche Figur. Hier eine Dame, die Alles auf die Goldwage des Konventionellen legt, und daneben ein Mann, dem der unendliche Freiheitsdrang aus allen Poren . . . wozu das Alles?“

„In der Tat, wozu das Alles?“ wiederholte sie mit eifriger Ablehnung.

„Da denkt man nun nach ein paar festlichen, geselligen Stunden eine Cigarre gemüthlich bei seiner Frau rauchen zu können . . . ja, hat sich was! Madame setzt eine hochmütige Miene auf und blickt verächtlich auf das ganze Gefindel, das man als seine Gäste bei sich sah. Herr des Himmels, Ante, es muß auch solche Käuze geben, und nicht Jeder kann Schwert und Geldsack in seinem Schilde führen.“

Sie wendete sich verächtlich von ihm ab, um dem Gespräch ein Ende zu machen, aber er ließ sich nicht stören und sagte: „Und dabei hast Du doch Baron von Wilberg dabei gehabt und Deine Duzfreundin Mizi.“

Ein höhnisches Lachen begleitete seine Worte, und da sie ihn auch jetzt keiner Antwort würdigte, fuhr er spöttisch fort: „Nein, weißt Du, Ante, es hat etwas Komisches, daß Ihr Euch duzt . . . Merkwürdig, welchen Geschmack Du in Bezug auf Weiber entwickelst! Diese kleine Groteske! Jungfer aller Welt und noch einer!“

„Du hast sie in unser Haus gebracht,“ erwiderte sie endlich.

„Aber auch Andere, nicht wahr? Andere, die eine Welt für sich bedeuten und nicht als Anhängsel 'rumlaufen, notwendige Uebel in der Gesellschaft. Aber freilich, für das Bedeutende fehlt Dir der Blick!“

Sie erslickte die harte Antwort, die sich auf ihre Lippen drängte. Wozu auch?

Aber er konnte aus ihren Mienen erkennen, daß sie ein böses, verächtliches Wort hinabgewürgt hatte, weil es ihr nicht der Mühe wert schien, mit ihm zu streiten.

Das reizte ihn noch mehr.

„Wer den Vorzug haben könnte, Irene Mayens Freundin zu sein, und sich an Mizi-Mizelchen anschließt . . .“

„Ich gönne Dir den Vorzug dieser Freundschaft,“ sagte sie kühl.

Jornig biß er die Lippen aufeinander und sah ihr mit bösem Blick nach, wie sie jetzt langsam durch das Zimmer wandelte.

Sie wollte es vermeiden, ihn noch mehr zu reizen, und blieb, weil sie vor seiner Brutalität zitterte. Sie fürchtete diese abscheulichen Szenen, die seine Maßlosigkeit in solchen Fällen heraufbeschwor. Er schien sich auch wirklich etwas beruhigt zu haben, denn nach einer kleinen Weile steckte er sich eine Cigarre an und begann in gleichmäßigerem Tone wie nachdenklich:

„Glaube mir, Ante, die Passionen eines Künstlers haben mit seiner Treue nichts zu tun. Man kann der beste Chemann sein, ohne seinen Phantasien, seinen Wünschen, Träumen, Begehrlichkeiten Zwang aufzuerlegen. Was hat das Eine mit dem Anderen zu schaffen?“

„Es wäre für uns Beide besser gewesen, Du hättest über solche Grundsätze mich vor unserer Heirat aufgeklärt,“ entgegnete sie mit schmerzlichem Gesichtsausdruck.

„Aber, Ante, Du bist komisch. Dann hättest Du mich am Ende nicht genommen. Und glaubst Du, daß ich das verschmerzt hätte, Dich nicht zu besitzen, nicht mein zu nennen? Dich, die ich liebe, die ich begehre. Dich, so schön und reizvoll und eigenartig? Eine unberührte Seele und doch ein Weib mit heißen Sinnen und köstlicher Hingebung. Du warst wundervoll, Ante, damals! Und ich glaubte, Du würdest es immer sein und nicht kleinlich und engherzig auf einem Schein bestehen, der wirklich keine Berechtigung hat. Herrgott, Ante, ich hoffte, Du würdest die Liebe auffassen in ihrer Freiheit, Unermeßlichkeit und Schrankenlosigkeit. Nicht an Vorurteile und Gewaltmaßregeln gebunden, sondern frei und stark wie der Adler in den Lüften.“

Sie hatte sich von diesen pathetischen Exclamationen abgewendet. Angeekelt und in tiefster Seele verletzt. Sie kannte den Ursprung dieser Ideen, sie wußte, wohin er zielte, zu welcher Erniedrigung er sie damit zwingen wollte. Unter ihren Augen sollten sich seine Beziehungen zu Irene Mayen bis zu einem offenen Skandal fortsetzen. Sie sollte gewissermaßen die Vertraute seiner Leidenschaft sein, eine Art Mitschuldige der lagen Moralbegriffe dieser beiden genialen Naturen.

Sie lachte auf bei diesem Gedanken. Vielleicht würden sie sich doch verrechnet haben in dem, was sie glaubten, ihr bieten zu können. Ein grenzenloser Zorn stieg in ihr empor und riß sie zu einer sehr heftigen Antwort hin.

„Du glaubst zu einem Kinde zu sprechen, das durch Deine großen Worte sich einschüchtern und betören lassen wird, aber Du sprichst zu einem Weibe, das aus Deiner Weisheit und Deinen Lebenstheorien sich ihre eigenen ableitet.“

Sie war totenbleich geworden, als sie mit bebenden Lippen diese Worte ausstieß, und ihre Heftigkeit gereute sie im Augenblicke, als er mit zornigen Blicken sie ansah und ausrief:

„O, meine kluge Ante, wie unvorsichtig, sich dazu zu bekennen. Quod licet Jovi, non licet bovi . . . zu deutsch: was uns Göttern ziemt, giebt den kleinen Erdenwürmern noch keine Ansprüche, und dann: zwischen Mann und Frau ist ein gewaltiger Unterschied in den Grenzen des Erlaubten,“ er machte eine Pause, als überlege er etwas: „natürlich Ehefrauen!“

„Giebt's solche? Einseitig! Wie merkwürdig!“

Sie selbst hätte sich niemals früher so boshafter Bemerkungen fähig gehalten. Wie hoch, wie heilig war ihr die Ehe erschienen, erschien sie ihr noch. Ein Sakrament in Wahrheit! Und wenn seine rücksichtslose Art sie in solchen Momenten zu herber, böser Abwehr verleitete, so empfand sie es, wenn sie später in einsamen Stunden darüber nachdachte, als eine Entweihung, eine Entheiligung, wozu er sie aufreizte, einen Raub an ihren edelsten und erhabensten Empfindungen.

Gerade das machte sie so elend, daß sie fühlte, wie sie an seiner Seite einbüßte am Besten, Reinsten.

„Mein Himmel, Antchen, es dauert lange, bis Du Raison annimmst, man muß Geduld haben . . . wahrhaftig . . . ich habe die Stärke der Höherntöchtermoral unterschätzt, als ich glaubte, Dich mit emportragen zu können zu den Sonnenhöhen schrankenlosen Glücks. Aber es wird mir schon gelingen; meine Arme sind stark . . . sieh mal, mein Engel . . .“ Sein Cynismus empörte sie, und als er versuchte, sie an sich zu ziehen, machte sie eine abwehrende Bewegung und trat unwillkürlich hinter einen Tisch, vor dem sie in gerader Haltung stehen blieb.

Eine fahle Blässe bedeckte ihr Antlitz, und angstvoll starrte sie ihn an.

„Natürlich, da ist sie wieder, diese essigsaure Zimmerlichkeit, diese stumpfsinnige Brüderie, die von den heißen Regungen einer Künstlerseele, von dem tumultuösen Blut einer Künstlernatur nichts wissen will, die nichts ahnt von dem Temperament, mit dem wir die Dinge sehen und erfassen müssen, um unserm genialen Schaffensdrange die einzig richtigen Impulse zu geben. Ja, meine verehrteste Frau Professor, merken Sie sich: daß ein großer Künstler, eine gewaltige, schöpferische Kraft, im Grunde nichts Anderes ist als ein Gott, zur Erde niedergesunken; ein Gott, dessen Liebe Alles adelt, Bestalinnen und Bajaderen und . . . und Komtessen!“

Unheimlich leuchtete es aus seinen Blicken, und wußt' klang sein Lachen.

„Und . . . ja . . . und wenn Sie zufällig die sehr vornehme und sehr dumme Ante v. Reichstein sehen, dann sagen Sie ihr, Sie wäre viel zu wohlherzogen, um den unselig-seligen Drang zu verstehen, der einen Künstler verlangend und gewährend zu jenen Höhen hinantrüge, zu denen gewöhnliche Sterbliche ihre sonnenblinden Blicke allerdings nicht emporzuheben vermögen . . . ja, das sagen Sie ihr . . . Gute Nacht, Madame!“

Dröhnend hatte er die Tür hinter sich in's Schloß fallen lassen. Schauernd sah sie ihm nach, solche Anfälle von Größenwahnstimmung waren ihr nicht mehr fremd, und schmerzlich aufstöhnend verbarg sie ihr Antlitz in den Händen und weinte heiß und tief.

* * *

„Das Bild, das Du mir von Deiner Häuslichkeit entwirfst, liebe Ante, hat mich sehr interessiert. Das muß ja hoch hergehen bei Euch und diese Menge von Leuten modernster Richtung, die sich um Fritz schaaren, sind gewiß sehr amüsant und anregend. Ich aber, im Vertrauen, meine Ante, bin froh, fern vom Schuß zu sein. Ich hätte mich ganz gewiß nicht hineingefunden. Großmutter-Mutti hat doch immer ganz richtige Ideenpulse und kann sich auf ihre Fühler verlassen. Weißt Du, so als eine abgetane Zeit zu figuriren, dazu bin ich mir noch viel zu jung, um aber meine Position zu verteidigen, diesem Ansturm von Geist, Dialektik und vielleicht auch Tatsachen gegenüber, bin ich zu alt. So ist es doch viel gescheidter, daß ich hier aus der Entfernung die Dinge auf mich wirken lasse, wie Du sie mir übermittelst. Ich ärgere und echauffire mich dann nicht darüber, sondern ich belächle sie und habe die nötige Distanz, um sie objektiv zu betrachten. Daß Fritz mit seinem neuen Werk so großes Aufsehen erregt, habe ich mit Befriedigung in verschiedenen Kunstbesprechungen gelesen. Das muß ja ein ganz merkwürdiges Ding sein! Willst Du mir nicht eine Photographie davon schicken? Ich wäre neugierig, es zu sehen, und möchte wissen, ob es meinem Geschmack entspricht. Jedenfalls aber ist Fritz ein großer Künstler, so erschien er mir schon in den früheren Bildwerken, die ich von ihm kenne. Er hat etwas Bedeutendes, Packendes in

Auffassung und Darstellung, und ich glaube, wir dürfen noch sehr Großes von ihm erwarten. Nur ist es mir nicht recht begreiflich, weshalb er einen solchen Schwarm von Menschen um sich braucht, wie sie nach Deinem letzten Brief bei Euch ein und aus zu flattern scheinen. Ich denke mir jede Sammlung und Konzentration dadurch beeinträchtigt, und ich begreife immer mehr, was man vom Wert der Einsamkeit für schaffende Geister sagt. Sie müssen wie Götter in den Wolken thronen und von den einsamen Höhen, auf denen sie wandeln, gnadenspendend auf die Herdenmenschen herabbliden. Denke Dir, Ante, Deine alte Großmutter versteht Euren modernsten Geist, Friedrich Nietzsche, sehr gut, und was er mit seinen Gipfelwanderungen meint, ist mir völlig klar. Täglich lerne ich ihn besser begreifen, und gerade er bestärkt mich in meinem Plane, in völliger Zurückgezogenheit mein Alter zu beschließen. Darum bin ich Dir dankbar, mein Kind, daß auch Du es billigt und nicht verlangst und wünschst, daß ich in eine Welt zurückkehre, die mir fremd geworden, und die ich so rasch und leicht entbehren lernte, als ob sie mir nie mehr gewesen wäre. Was mich mit ihr zusammenhielt, warst Du. Dir war ich schuldig, Dich in einem Lebenskreise zu erziehen, der Dir Freuden brachte, zu denen Du berechtigt warst. So erhielt ich nach dem Tode Deines Vaters mein Haus aufrecht und pflegte die Beziehungen, die es zu einem geistig belebten und geistig vornehmen machten. Aber als dann Einer nach dem Anderen schied . . . jene alten, lebenswürdigen Erscheinungen, Männer und Frauen einer Zeit edelsten Geistesreichtums, da überkam mich oft der Wunsch, es ihnen gleichthun zu können. Immer leerer wurde es um mich her, und wenn mir die teure, heilige Aufgabe, Dich zu geleiten, Deiner Jugend Führer zu sein, nicht die innigste Genugthuung und Freude gegeben hätte, wer weiß . . . wer weiß. Es ist merkwürdig — und da ich diese Briefe an Dich als eine Art Selbstbekenntnis betrachte, darf ich es Dir verraten — was Ibsen seinen Baumeister Solness über das Hereinstürmen der Jugend sagen läßt, ist durchaus richtig. Etwas unbewußt Feindseliges ist in ihr, was uns zu verdrängen trachtet. Vielleicht haben wir es einmal auch so gemacht, als wir selbst jung, waren. Es ist mir nicht mehr erinnerlich. Aber keinesfalls trat es so brutal und unbarmherzig hervor wie jetzt . . . Pietät und Autorität hatten damals doch einen anderen Kurs und waren nicht so sans valeur, wie in der heutigen Zeit. Uebrigens, Ante, ich lese Ibsen wiederum mit außerordentlichem Genuß. Er, Tolstoj und Nietzsche sind für gereifte, nachdenkliche Menschen die unerschöpflichsten Quellen der Anregung. Daneben aber kommen meine alten Lieblinge nicht zu kurz. Warum schreibst Du mir nichts über Deine Lektüre? Ich hoffe, Du hast Bismarcks Briefe an seine Frau schon gelesen? Ich finde, man unterschätzt den Einfluß der Lektüre auf die Erziehung des Menschen, und ich würde das Diktum aufstellen: sage mir, was Du liest, und ich werde Dir sagen, wer Du bist. Ganz gewiß, weiß Geistes Kind Du bist. Natürlich mußt Du, um Deine Zeit zu verstehen, auch ihre Produktion kennen lernen, und

ich begreife, daß Ihr diese jungen, sich regenden Kräfte bei Euch seht, um sie zu fördern, aber mit Maß, Ante, ohne daß ich mir irgend einen Eingriff erlauben will, in Bezug auf die Geselligkeit in Eurem Hause. Nur Eines fällt mir auf. Als Fritz zu uns kam, als er um Dich warb, da fühlte er sich offenbar sehr wohl in der doch eigentlich veralteten Atmosphäre unsres Hauses, und er, der doch schon einen geachteten Künstlernamen besaß, paßte sich so schlicht und bescheiden unserem Kreise an, daß er mir gerade in dieser Hinsicht besonders angenehm auffiel. Und jetzt, so anders klingt es aus Deinen Briefen an, ohne daß Du etwas Bestimmtes sagst. Ich erwartete, daß dieser oder jener aus der Drakestraße mit einziehen würde in Dein neues Heim. Aber ich vermisse die Namen dieser alten, guten Freunde. Passen Sie nicht mehr zu Euch? Waren sie nur im Rahmen eines Hauses möglich, das eine Großmutter repräsentirte? Und verlangt eine neue Zeit lauter neue Menschen? Ich würde es Euch nicht verargen, mein Kind, Du siehst, ich habe dem vorgebeugt, eines Tages überflüssig zu erscheinen. Man muß nicht abwarten, bis der Fall eintritt, man muß von selbst rechtzeitig von einem Schauplatz zu verschwinden verstehen, auf dem man aus den vordersten in die hinteren Reihen gedrängt wird. Das verträgt nicht Jedermann, kränkt sich und fühlt sich verlegt. Auch ich ertrüge es nicht. Hier in der Welt, die ich mir aufgerichtet, behaupte ich immer einen ersten Platz, fühle mich stark und lebenskräftig und büße nichts ein von meinem Selbstbewußtsein. Vielleicht klingt das vermessen. Ich wünschte, meine Ante, etwas davon käme auf Dich, und wenn ich Dir auch immer wiederholte, daß die holde Weiblichkeit eine unserer stärksten Waffen ist, so meine ich damit nicht etwa eine obalistenhafte Unterwürfigkeit, sondern jenes Weibthum, das Stolz und Milde in sich vereint, und jene Frauen, die an allen häßlichen und schmutzigen Dingen im Leben vorübergehen, ohne den Saum ihres Gewandes zu beflecken. Rein sein . . . so Vieles geht mir durch den Kopf, was ich Dir noch erzählen möchte. Es ist doch Manches dabei, was Du erfahren sollst und von dem zu sprechen ich mich Dir gegenüber verpflichtet halte. Es sind die Zusammenhänge, die Dich und mich verknüpfen über die natürlichen Familienbände hinaus. Das wird schon so allmählich kommen. Wir wollen es nicht erzwingen. Der Winter ist lang, und ich werde genug Zeit haben für das, was ich Dir sagen will.

Heute giebt es viel Wirtschaftliches in Hermsthal. Dorothea hat Pflaumen in Essig gekocht, gedörret oder zu Mus verarbeitet, und die letzten schönen Herbstpreiselbeeren werden heute verlesen, um eingekocht zu werden. Alle Hände sind beschäftigt, und wie ein Fest sind diese Haushaltungsangelegenheiten für Dorothea und ihren Stab. Für Dich wird natürlich Alles mit eingewirtschaftet.

„Das ist für Antchens Vorratskammer,“ sagt sie mit großer Wichtigkeit. So bringt hier jeder Tag jetzt neues, gesundes Leben, und aus des Herbstes gesegneter Fülle werden wir allmählich hinübergleiten in den

Winter, der uns wieder andere Freuden bringen soll. Das ist unseres ganzen Daseins Inhalt: Ausfaat und Ernte und endlich das stille, beschauliche Genießen des Eingehemsten. O, und der Winter ist schön . . . der Winter meines Lebens. Ich küsse Dich, mein Liebling.

Großmutter!"

* * *

Der Novemberhimmel war bleich, die Tage waren kurz und feuchtkalt, und die Sonne hatte sich irgendwo verkrochen. Antes Seele war krank. Sie schalt sich selbst sentimental und nervös, aber das konnte ihre Stimmung nicht verbessern. Nur in einem Punkte war sie fest und entschlossen. Ihre Großmutter durfte nimmermehr erfahren, daß sie nicht glücklich sei. Die Täuschung mußte aufrecht erhalten werden. Sie schrieb humoristisch gefärbte Briefe über ihr Leben und die große Geselligkeit, die sie pflegten. Auch viel über Theater, Musik und alle die vielfältigen Dinge, aus denen sich das Großstadtbild mosaikartig zusammensetzt. Es gab immer genug zu berichten, um über das hinwegzukommen, was in ihr wühlte, um das große, innere Erleben mit Neußerlichkeiten so zu umkleiden und zu verhüllen, daß nichts verriet und ankündigte, was in ihr vorging. Herkömmlich war so weit und die Großmutter so vertrauensvoll. Warum sollte sie auch zweifeln? Waren nicht alle Vorbedingungen für ein schönes, glückliches Leben vorhanden? Sie hatte den Mann ihrer Wahl geheiratet, sie waren reich, unabhängig, in hervorragender, gesellschaftlicher Stellung, gefeiert, begehrt . . . und doch trauerte sie und litt. Sie trauerte ihren zerstörten Illusionen nach, und sie litt unter der Gleichgültigkeit und Rücksichtslosigkeit ihres Mannes. Was sie von der Ehe erhofft, die Erfüllung des Traumes, ihrem Manne die höchste Glückseligkeit zu bereiten und von ihm zu empfangen, hatte sich nicht verwirklicht. Mit einer an Abscheu grenzenden Empfindung durchlebte sie die Demütigungen und Kränkungen, die er in den letzten Wochen ihr angetan hatte. Kaum schien es möglich, den äußeren Schein aufrecht zu erhalten und mit guter Miene die unerhörten Leiden zu ertragen, denen sie unterworfen war. Aber sie war entschlossen, lieber stillschweigend zu dulden, als durch einen Eklat die teure, alte Frau aus der Ruhe aufzuschrecken, die diese um sich ausgebreitet hatte. Wohl verdient und erworben. Es fiel ihr plötzlich ein, wie jung die Großmutter eigentlich noch gewesen, als sie sie bei sich aufgenommen hatte, kaum 45 Jahre alt. Eine Frau, noch berechtigt, ihr eigenes Leben zu leben, und wie sie das hingegeben für sie. Und was sie erstrebt mit Hintansetzung ihrer eigenen Wünsche, das sollte sie als erreicht ansehen bis . . . ja so lange es ging, und es mußte gehen. Vielleicht würde sie auch hinauswachsen über ihre Schmerzen, wie Großmutter über ihre Wünsche hinausgewachsen war. Daß sie solche gehabt haben mußte, wurde ihr jetzt erst klar. Eine Frau von

diesem Geist und Temperament! Niemals war ihr das eingefallen. Für sie war sie immer nur die Großmutter gewesen. Eine alte Frau! Und nun sah sie sie plötzlich in einem ganz andern Lichte. Eine stattliche, vornehme, elegante Erscheinung. Mit interessanten Zügen, warmen, leuchtenden Blicken und einer fein abgetönten Lebhaftigkeit, die großer, geistiger Verinnerlichung entsprang. War sie denn all diese Zeit blind gewesen, daß sie dies nie bemerkt und in dieser wundervollen Frau nie etwas Anderes gesehen hatte, als ein gutes Großmütterchen? Nur dazu da, alle Wünsche ihres verwöhnten Lieblings zu erfüllen. Diese Gedanken erweckten sie aus ihrer Abspannung, und als der Diener ihr den Besuch von Fräulein Mizi Herzen meldete, beschloß sie nach kurzer Ueberlegung, sie zu empfangen.

Mizi trat ein und umarmte Ante unter einem Schwall von zärtlichen Nebenarten.

„Wie ich mich nach Dir sehnte, geliebte Ante, und nach einem Plauderhündchen mit Dir. Wann aber kommt man in diesem gräßlichen Berlin dazu, zu tun, was Einem Vergnügen macht? Niemals! Von aller Welt wird man in Anspruch genommen, und man müßte sich zerreißen, um überall zu sein.“

Sie glaubte nämlich ernstlich, daß nichts sich in der Gesellschaft ereignen könne ohne ihre Mitwirkung. Sie mußte überall dabei sein, um mit ihrem Enthusiasmus den Ereignissen die rechte Weihe zu geben. Man hatte sich an diese altjüngferliche Begeisterung gewöhnt und fand ihre Superlative meist ganz angenehm, besonders wenn sie die Vorzüge der Einzelnen mit hinreißender Verebnsamkeit pries.

Sie wurde so zur lebendigen Reklametrommel für alle künstlerischen und gesellschaftlichen Ereignisse. Manche warben heimlich um ihre Gunst, die sie öffentlich verspotteten, und schließlich hatte man sich daran gewöhnt, sie als Protektorin aller neuen Erscheinungen gelten zu lassen. Ihr Entzücken hatte eine suggestive Wirkung, und da außerdem ihre materielle Lage eine sehr günstige war, so hatte sie sich allgemach zu einer gesellschaftlichen Institution ausgebildet. Mizi Herzen gehörte zum Ganzen. Es hatte einige Berechtigung, wenn sie behauptete, von allen Seiten beansprucht und begehrt zu werden. Wenn man in einen Salon trat, durfte man sicher sein, ihr zu begegnen. Ihre kleine, bewegliche Gestalt, zu einiger Fülle neigend, schob sich allenthalben durch die Reihen, mit geistfulirenden Händen den Triumph irgend einer neuen Größe ausposaunend. Ihre Kleidung war meist excentrisch. In diesem Winter trug sie sich secessionistisch. Aber da weder ihre Figur, noch ihre rundlichen, freundlichen Bewegungen sich dazu eigneten, brachte sie einen komischen Eindruck hervor, und manches Witzwort wurde hinter ihrem Rücken gemacht. Schröter hatte neulich gesagt, sie sähe aus wie eine alte Jungfer von Ludwig von Hoffmann gemalt, und Lassen behauptete, sie wäre die Muse der modernen, jungen Mondscheinfädenbichter von der Speckseite. Daß diese Speckseite schon Manchem das trockene

Brot fett gemacht hatte, war außer Zweifel, und man wußte von ihrer Freigebigkeit und Leichtgläubigkeit allerlei. Mizis Gutmütigkeit wirkte manchmal beruhigend auf Ante, und sie gewährte ihr leichter freundschaftliche Rechte, wie es wohl sonst je möglich gewesen wäre.

„Du siehst blaß aus, mein Kind,“ sagte sie beim Eintreten, ohne etwas dabei zu denken, „kein Wunder, bei diesem gräßlichen Novemberwetter und bei dieser gräßlichen Schnupfenatmosphäre sieht alle Welt bleich und fiebrig aus.“

Während sie sprach, hatte sie aus einem Pompadour eine Menge Gold- und Silberfäden herausgenommen und sorgfältig glattgestrichen. Dann wickelte sie eine Handarbeit auf, an der sie zu sticken begann.

„Du erlaubst doch, daß ich hier ein bißchen arbeite? Weihnachten rückt heran, und ich habe noch 'ne ganze Masse zu tun. Diesmal bekommen Alle große Kissen aus farbiger Seide, mit einer Stickerei aus Gold oder Silber, zu der Erwin Lautenschläger das Dessin entworfen hat. Du weißt doch, der junge, secessionistische Maler, der neulich die Rosenjungfrau ausge stellt hat. Hübsche Idee, aus Rosenstengeln und Knospen wächst der schlante Leib empor, auf dem das reizende Köpfchen so zart sitzt und in spielernder Beweglichkeit, als wäre es wiederum nur ein Knöspschen. Das Bild wirkt als Malerei so, wie die Bernini'schen Jugendwerke in der Villa Borgheze als Plastik, menschliche Gestalten aus Blatt- und Blütenwerk emporwachsend . . . Metamorphosen. So hat Dini das Bild genannt . . . hast Du seine Besprechung nicht gelesen?“

„Doch wohl, ich erinnere mich . . .“

Mizi lernte nämlich die Kunstberichte der bedeutenden Kritiker auswendig.

„Nun denke Dir, dieser Lautenschläger hat das Dessin gezeichnet.“

Sie rollte die Arbeit auf, ein sehr originelles, geschmackvolles Blumen-gerant wurde sichtbar. —

„Wunderhübsch, nicht wahr? Darf aber nur in Gold- und Silberfäden ausgeführt werden.“

„Wirklich sehr schön . . .“ bewunderte Ante.

„Das Muster kostet zwar ein Heidengeld, aber erstens behalte ich das Originalblatt, dann vervielfältige ich es doch mindestens zwanzig Mal und schließlich, es ist mal was Neues . . . ein Salonkissen nach einer Zeichnung von Lautenschläger.“

„Du wirst Furore machen,“ lächelte Ante, „bekomme ich auch eins?“

„Na, Du das allerschönste! In mattrosa vielleicht, oder ganz weiß.“

„Weiß mit Silber! Wie ein Sterbekissen . . .“ sagte sie in schmerzhafter Traumverlorenheit.

„Ach Ante, bitte, keine tragischen Accente. Du, so jung und schön . . .“

„Wir wollen wirklich solche Todesgedanken lieber verjagen durch einen

ganz und gar lebendigen warmen Thee," sie sieht auf ihre Uhr, „wobei Du aber die Wahl hast zwischen Thee oder Chokolade.“

„Ich möchte schon lieber um Chokolade bitten . . .“ und mit Eifer nimmt sie jetzt ihre Arbeit auf und zieht die feinen Fäden mit großer Geschicklichkeit über den feinen Seidenstoff.

Der Diener servirt inzwischen die Chokolade und bekommt den Auftrag, keine weiteren Besuche zu melden.

„Das ist ein guter Gedanke von Dir! Wir plaudern dann recht gemüthlich und ungestört.“

Ante rückt sich in ihrem Lehnstuhl zurecht und zieht die Decke, die herabgerutscht ist, höher hinauf.

„Wo ist denn Irene?“ fragt Mizi.

Wahrscheinlich in ihrem Zimmer, oder im Atelier oder . . . ich weiß wirklich nicht, wo sie ihre Nachmittage zubringt. Gewöhnlich verschwindet sie bald nach Tisch, wenn wir, wie heute, ohne Gäste speisen. Wahrscheinlich ruht sie aus oder arbeitet . . . Es ist Grundsatz des Hauses, daß Jeder in voller Ungezwungenheit machen kann, was ihm beliebt.“

Sie spricht hastig, als wolle sie ein ihr unangenehmes Thema ein für allemal abtun.

Aber Mizi hat kein Verständniß dafür, und ohne von ihrer Arbeit aufzublicken, fragt sie: „Glaubst Du, daß sie noch lange bei Euch bleibt?“

Sie sieht nicht den unmutigen Ausdruck in Antes Gesicht und hört auch den befangenen Ton nicht heraus, mit dem diese entgegnet:

„Ich weiß es nicht, Mizi. Es wäre unhöflich, einen Gast zu fragen, wie lange er bleibt.“

Jetzt schweigen sie Beide, und emsig zieht Mizi die Nadel durch die knisternde Seide. Ein Weilschen hört man nur dies Geräusch, dann sagt sie unvermittelt:

„Ich glaube, wenn Irene bis über Weihnachten hier bleibt, muß ich ihr auch was schenken. Das wäre noch ein Rissen mehr, Gott, wenn ich nur fertig werde . . . Weibrecht, Lassen, Morwitz, Fritz, Dir“ . . . sie fängt an ihren Fingern zu zählen an, „mehr als ein Duzend und jetzt noch diese Irene . . . ist sie Dir eigentlich sympathisch? Mir? ich weiß wirklich nicht . . . Sie ist ja ungeheuer bedeutend und geistreich, und immer hat sie was Originelles in Bereitschaft, und die Paradoxe, die fliegen nur so umher . . . aber weißt Du, Du nimmst mir's doch nicht übel, Ante, ich glaube sie . . . sie posirt . . . sie posirt ganz fürchterlich . . .“

Ante hat nur mit halbem Ohr zugehört. Das Bild Irenens tritt vor sie hin, wie sie sie sieht. Ein Weib, nur von sich selbst erfüllt. Ohne Herz, ohne Gemüth, die geistigen Gaben, die sie unverkennbar besitzt, nur anwendend, um sich zu verherrlichen. Jedes Wort, das sie spricht, jede Miene, jede Bewegung nur darauf berechnet, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Unbewußt scheinbar und doch mit vollendetem Raffinement.

Irene Mayen! — Das sagt Alles! Hier bin ich, und das bin ich! In aller Herrlichkeit! Ich . . . ich ganz allein! Was sind sie neben mir, alle übrigen Frauen? Kleine, törichte Seelen! Kindisch und unbeholfen. Wie kann ein Mann ihnen nur Beachtung schenken? Welcher Tat wären sie fähig, die dummen, ganz dummen Geschöpfe? Diese Geschöpfe, ohne Eigenwillen, ohne Eigenliebe, ohne Selbstvergötterung.

Eine heiße Blutwelle steigt in Antes Antlig. Sie empfindet es als eine unfägliche Beleidigung, daß Irene so denkt, und dennoch, sie ist überzeugt, sie weiß, daß sie es tut. Von Allen . . . sie mitinbegriffen hat sie eine ganz niedrige Meinung. Wie oft hat sie in den hochmütigen Mienen, in den seltsamen und doch so kalten Blicken gelesen, was sie denkt. Wenn ihr Auge kühl und prüfend auf Jemandem ruht und dann so eigentümlich aufblitzt, oder wenn es um ihre Lippen ironisch zuckt und ihr Schweigen bededter erscheint, als tausend Worte, mit denen sie hinausrufen möchte in alle Welt: „Ich . . . ich ganz allein!“

Ein Gefühl des Hasses steigt in ihr auf. Was giebt dieser Frau ein so unendliches Uebergewicht?

„Das Einzige, was mir an ihr imponirt,“ unterbricht Mizi diesen Gedankengang, „ist, wie niederträchtig schlecht sie die Männer behandelt. Darum könnte man sie beneiden.“

Sie seufzt auf, bei der Erinnerung, wie viel sie selbst durch diese Undankbaren gelitten hatte.

„Diese nichtachtende, fast wegwerfende Art, in der sie mit ihnen spricht. Immer als ob sie sagen wollte: ‚Du . . . ach, Du bildest Dir am Ende gar ein, Du bist wer? Ein eitler Narr . . . ein Nichts, das auf alte Rechte pocht und sich anmaßt, uns den Fuß auf den Nacken setzen zu können, uns, den Frauen . . . lächerlich! Heute sind wir es, die Gesetze diktiren und die Herrschaft ausüben.‘ — Ja, weißt Du, Ante, und Alle zittern sie vor ihr und huldigen ihr, und das Gereize um sie . . . ich glaube nämlich ganz bestimmt, die Männer müssen ganz miserabel behandelt werden, um bescheiden zu sein. Ach, wer das könnte . . . ich, meinerseits bin so fabelhaft gutmütig . . . niemals könnte ich so sein, wie Irene . . . und Du . . . Du wohl auch nicht! Ja, wer das versteht, der kann mit ihnen machen, was er will. Und die Bedeutensten und Stärksten werden Wafchlappen vor ihnen. Ich glaube, sogar Dein Mann . . .“

Erschrocken hält sie inne, aber sie saßt sich rasch und fährt fort:

„Ich glaube, er hält sehr viel von ihr!“

„Sicherlich! Sonst hätte er sie doch nicht in unser Haus geladen. Schon in Rom fiel ihre Eigenart ihm auf, und er interessirte sich lebhaft für eine Arbeit, mit der sie damals beschäftigt war . . .“

„Ach, wie merkwürdig! Ist sie schon erschienen?“

„Nein! Ich glaube, sie ist noch dabei.“

„Wahrscheinlich macht sie noch Studien dazu.“

„Wahrscheinlich!“ In ihrer Stimme ist ein kranker Ton. Es verursacht ihr tiefe Pein, so gleichmütig über etwas zu sprechen, was ihre ganze Seele aufwühlt. Mizi in ihrer Kurzsichtigkeit merkt nichts davon. Sie findet es äußerst unterhaltend, einmal aus so gut unterrichteter Quelle etwas über diese ebenso unsympathische wie eigenartige Irene zu erfahren.

„Wie heißt denn dieses Werk?“

Es ist Ante, als sollte sie es nicht sagen, dann aber wieder erscheint es ihr kindisch, verächzweigen zu wollen, wovon Jedermann spricht oder demnächst sprechen wird, und sie sagt mit etwas schleppender Stimme: „Die Erziehung durch die Ehe.“

Mizi blidt mit unglaublich verblüfften Mienen von ihrer Arbeit auf. Erstaut läßt sie die Hand in den Schoß sinken, und der lange Silberfaden baumelt auf die Erde hinab und schlängelt sich über ihr grünes Kleid, wie ein Bächlein durch saftige Wiesen. Sie macht ein lächerlich dummes Gesicht und wiederholt mit sonderbarer Betonung: „Die Erziehung durch die Ehe, mein Gott, sie ist ja aber garnicht verheiratet. Denke Dir, Antchen, wenn ich ein solches Buch schreiben wollte“ . . .

Der Gedanke hat etwas so überaus Komisches, daß auch Ante lächeln muß, lächeln mit schmerzhaftem Herzen.

„Wie kann eine alte Jungfer ein Buch über die Ehe schreiben?“ ruft Mizi dann unbesonnen, „denn, sieh mal, Antchen, Mädchen, wie ich und sie, über Dreißig gelten doch mal dafür. Und das ist sie . . . sie ist reichlich Dreißig . . . sicherlich ist sie älter als ich und sieht auch so aus. Ja . . . und verheiratete Frauen, auch wenn sie viel jünger sind, haben doch mehr Erfahrungen über die Ehe, als die ältesten, unverheirateten Mädchen. Wie kommt sie dazu? Ich finde das geradezu arrogant, lächerlich, vermessen . . .“ Sie hatte sich in einen Aerger hineingerebet, der komisch wirkte.

„Und wenn sie ein noch so großes Genie ist, von der Ehe versteht sie doch nichts, nicht wahr, Ante? Das muß erfahren sein, nicht erfundene. Unglaublich wahrhaftig . . .“

Mit einem heftigen Ruck legt sie die Handarbeit auf den Tisch nieder und springt auf.

„Nein, so was! Das ist, finde ich, geradezu frech! Und . . . nein, für eine so anmaßende Person sticke ich auch kein Rißen . . .“

Der naive Zorn Mizis belustigt Ante so sehr, daß sie ihre eigenen, verbitterten Gedanken darüber vergißt.

„Ich bitte Dich, Mizi, nimm's nicht so tragisch. Es ist wirklich schon vorgekommen, daß Leute sehr viel zu sagen wußten über Dinge, die sie aus eigener Anschauung nicht kannten. Und wer weiß, ob unverheiratete Frauen über die Ehe nicht mehr erzählen können als verheiratete. Objektiver seid ihr ganz gewiß. Denke nur mal darüber nach, Mizi, was Du

schon Alles bei Deinen verheirateten Freunden gesehen hast . . . vielleicht versucht Du's mal . . . "

Mizi blidt sie ganz verwirrt an.

„Und nun gar eine geniale Schriftstellerin! Die findet intuitiv, was wir Andern wissen.“

Ihre Worte sind jetzt ironisch gefärbt, und sie lacht leicht auf. Auf ihren Lippen schwebt eine Malice, aber sie unterdrückt sie, um Mizi nicht stutzig zu machen. Die trüge es dann durch alle Salons, daß sie gesagt habe: „Irene Mayen hat so viele Ehen erlebt, daß sie doch wohl kompetent ist.“

„Meinst Du wirklich?“ fragt Mizi, „daß die Intuition das Wissen ersetzt?“

„Sicherlich! Und ich glaube, Du solltest das Rissen doch jucken. Purpur und Gold! Königlich!“

Mizi merkt den Spott nicht.

„Das will ich mir noch überlegen . . . Du denkst, sie könnte berühmt werden durch dieses Werk?“ fragt sie nachsinnend.

„Wer weiß . . .“

„Dann freilich wäre es gut, ihr eine besondere Aufmerksamkeit zu erweisen, obwohl sie mir ganz entschieden unsympathisch ist.“

„Meine liebe Mizi, man darf sich nicht von Sympathien und Antipathien leiten lassen,“ und jetzt lacht sie laut auf, wie befreit, als sei sie selbst soeben mit einer großen Dummheit fertig geworden.

„Also Purpur und Gold meinst Du?“

„Ja, königlich!“

* * *

Die Neugier und der Klatsch beschäftigten sich lebhaft mit Irene. Jeden Tag wurden neue, interessante Dinge aus ihrem Leben aufgewühlt, ohne daß auch nur eines dieser Hifiörchen annähernd das Richtige traf. Die sehr vorurteilslose Gesellschaft des modernen Berlins wäre mit ihren Huldigungen vielleicht doch ein wenig sparsamer und vorsichtiger gewesen, wenn sie einen Einblick in die Vergangenheit der seltsamen Frau gehabt hätte. Aber Niemand ahnte etwas davon, am allerwenigsten, daß dieses abenteuerliche Leben seinen Ausgangspunkt in Berlin hatte, diesem Berlin, das jetzt so eifrig die interessante Erscheinung auszeichnete.

Ihre Kindheit hatte sie in einem Proletariatviertel Berlins verbracht, wo sie geboren war. Eine keisende und scheltende Mutter, ein verängstigter, Kleinbürgerlicher Vater, das Urbild eines subalternen Beamten, waren ihre Eltern. Im Hause gab es ewige Angst. Die Mutter zitterte vor dem Vater, und dieser wiederum zitterte vor seinen Vorgesetzten und vor der Meinung seiner Nachbarn. Dadurch entstand in dem Kinde schon die Abneigung gegen jeden Zwang, jedes Herkommen. Ihre ungeberdige Natur

hatte in frühester Kindheit darunter gelitten. Wenn sie ihre außergewöhnlichen Anlagen zu danken hatte, mußte sie nicht. Ob der Mutter, die einmal schön gewesen sein mochte und ein ursprünglich vielleicht lebhaftes Temperament eingebüßt hatte in einer trostlosen, engherzigen Ehe? In Hektigkeit und vulgäre Exzesse artete jedenfalls aus, was in günstigen Verhältnissen zu schöner Leidenschaftlichkeit sich hätte entwickeln können, und was davon je vorhanden war, schien auf Irene übergegangen zu sein. Das ganze Elend untergeordneter Verhältnisse lastete schwer auf der Familie. Irene kannte ihre Eltern gar nicht anders, als den Vater tyrannisch im Hause, nach außen verschüchtert und gedrückt, als müsse er Jedermann für seine Existenz Abbitte leisten, und die Mutter unzufrieden, heftig, jähzornig und mit einer bedenklichen Neigung zum Alkohol. Oft war sie in eine benachbarte Destille um Cognac geschickt worden, angeblich, um Magen-schmerzen der Mutter damit zu stillen, während der Gang zu alkoholischer Betäubung sich damals schon ankündigte. Von den anderen Geschwistern waren einige gestorben, andere waren ausgewandert, und so fand sich Irene eines Tages allein, zwischen einem Vater, dessen höchstes Ideal das pünktliche Innehalten seiner Dienststunden und die höchste Ehre ein freundlicher Gruß seiner Vorgesetzten war, und einer Mutter, deren erst verheimlichte, dann aber ziemlich offen bekannte Zuneigung der Flasche galt. Zwischen diesen beiden traurigen Gestalten schleppte sie ihre Jugend hin, deren fürchterliches Elend sie nur dadurch milderte, daß sie sich eine eigene Ideenwelt schuf und diese bevölkerte mit den kühnsten Wünschen und Hoffnungen, mit den Vorstellungen von Glanz und Ruhm, mit phantastischen Liebesträumen, denen eine ungezügelte Phantasie frühreifen Sinnenreiz lieb. Es war das jugendliche, überstiegene Gefühlsleben, einer in ungefülltem Verlangen, in entnervendem Begehren sich aufzehrenden Natur. Das junge Geschöpf wäre wohl in dieser Atmosphäre zu Grunde gegangen, wenn nicht ein unbändiger Ehrgeiz sie erhalten und vorwärts getrieben hätte. Dieses Streben nach Auszeichnung und Beachtung erfüllte sie mit einem ungeheuren Eifer beim Lernen. Sie war die beste Schülerin ihrer Schule und lenkte die Aufmerksamkeit einer ihrer Lehrerinnen in so hohem Maße auf sich, daß diese dafür Sorge trug, sie an einer höheren Ausbildung teilnehmen zu lassen. Und nun hatte Irene ein Ziel. Lehrerin wollte sie werden, studiren, ihr Examen machen, die großen Aufgaben erfüllen, zu der die Frau im modernen Leben berufen war. Das wäre nun recht schön gewesen, und wie sie kaum fünfzehnjährig alle Bücher und Schriften verschlang, die sich mit dem Gegenstand befaßten, und in alle Versammlungen lief, die sich mit diesem Teile der socialen Frage beschäftigten. Der Gegensatz aber zwischen ihren Vorstellungen und Plänen und den Daseinsbedingungen, in denen sie lebte, wurde immer größer. Ihren geschärften, frühreifen Beobachtungen entging das schmachvolle Eheleben ihrer Eltern nicht. Die tragikomische Figur des Vaters, mit der lächerlichen Würde und dem elenden

Knechtsinn, und nun gar die Mutter, mit den jämmerlichen Mäuren einer gewesenen Theaterprinzessin — alkoholische Größenwahnsinnsanfälle ließen sie glauben das gewesen zu sein — und der immer stärker hervortretenden Leidenschaft für geistige Getränke, erweckten in ihr den tiefsten Abscheu, und eines Tages war sie auf und davongegangen. Nicht allein. Ein russischer Student, den sie aus verschiedenen socialen Vereinigungen kannte, hatte sie überredet fortzulaufen. Mit ihrem Begleiter war sie nach Genf gekommen, und dort begann für sie eine Zeit heissesten Lebensdranges. Alles war neu und groß, was sich ihren gierigen Blicken auftrat. Die herrliche Natur war für sie, die niemals über die engen Stadtmauern hinausgekommen war, und aus der dumpfen Stubenluft der elterlichen Wohnung, die in eine jener schredlichen Mietskasernen in einem überfüllten Stadtteil gelegen war, wie eine Offenbarung. Jauchzend gab sie sich diesen Gefühlen hin, und in ihrem empfänglichen Gemüt war dieser Eindruck die erste Ausfaat des Bedeutenden und Eigenartigen, das später in ihr gedieh. Alles, was an Begabung und Talenten in ihr schlummerte, schoß zu blühendem Leben in ihr empor, wie wachgeküßt vom Frühlingssonnenschein einer fremden, geheimnisvollen, herrlichen Welt. Wie wunderbar war das, wie unvergleichlich und überwältigend schön.

„Weißt Du, Natal, ich glaube, ich habe bis jetzt wie im Todesschlaf gelegen, in einem tiefen, grauenhaften Abgrund und bin jetzt erst erwacht zu Leben, zu Sonnenschein, zu Licht und Wärme. War das, was dort bleich und fahl in die schmale Gasse, in der ich gewohnt habe, hineinleuchtete und in spärlichen, dünnen Strahlen sich manchmal durch das Fenster schob, an dem ich mit meinem Buche saß, überhaupt eine Sonne? Die Sonne, die ich jetzt über dem Genfer See aufglühen sehe, in so unendlicher Herrlichkeit, daß es mich wie ein wildes Verlangen ergreift hineinzustürzen, in das blutigrot aufglühende Wasser, das dieser Feuerball entzündet zu haben scheint und rundum Alles: die Berge, die schneeigen Höhen und blauenden Täler. Ich möchte meine Seele darin verbrennen. Und nun weiß ich auch ganz genau, die Sonne, die ich bisher gekannt, war gar keine echte Sonne . . . eine kranke, müde Stadtsonne war es, die über all das Elend schien und es gerade so weit erhellte, um erst recht erkennen zu lassen, wie grauenhaft dunkel es sei.“

Sie saß mit Natal in einem kleinen Wirtshaus, als sie dies sagte, und er sah sie lange nachdenklich an und meinte:

„Weißt Du, Irene, schreibe doch auf, was Du mir soeben geschildert hast . . .“

Sie biß herzhaft in ein Stück Weißbrot, das sie in der Hand hielt, und sagte kauend: „Alles ist hell hier, durchsonnt, durchleuchtet, auch das Brot . . . sieh mal, schneeweiß ist es, Natal, und daheim war es schwarz und trocken . . .“

„Auch das, Irene . . . auch das!“

„Was willst Du nur?“ fragte sie lachend.

„Ich will, daß Du alle solche Ideen und Beobachtungen aufschreibst mit den eigentümlichen Worten, die Du dafür findest . . . weißt Du, so überschwänglich und poetisch und dabei doch ganz anschaulich . . .“

„Wozu denn?“ sagte sie ungeduldig, „ich bin doch nicht in der Schule und sehr froh, keine Aufsätze mehr machen zu müssen.“

„Hast Du denn Deine Aufsätze nicht gern gemacht?“

„Ach, Gott ja! Dort war ja das ein Zeitvertreib, und ich hatte nichts Anderes vor und langweilte mich immer . . . immer. Und da dachte ich mir allerlei aus und malte es aus, tausendmal schöner, als es war. Dann lobte mich die Lehrerin, das war doch auch was, und die Mitschülerinnen, die beneideten mich, das war eigentlich das Allerschönste daran, sonst mochten sie nicht viel von mir wissen. . . . Aber das Alles zusammengenommen war nichts, nichts, garnichts . . . Gräßlich war's, abscheulich . . . abscheulich . . .“

Ihre Augen bligten zornig, und sie schlug mit der Hand auf den Tisch, daß das Glas, das vor ihr stand, mit rotem, billigem Landwein gefüllt, leicht klirrte. Sie setzte es an ihre Lippen und leerte es mit einem häßlichen Zuge.

„Und darum, Natal, erinnere mich nicht immer daran . . . ich will vergessen, daß ich tot war . . . ich will leben!“

Sie reckte die geschmeidigen Glieder und warf die Arme mit einem jauchzenden Laut in die Höhe.

„Hörst Du, leben!“

An den Nachbartischen saßen Studenten, die auf die Beiden aufmerksam wurden.

„Das sollst Du auch, Irene. Glaubst Du, ich habe Dich hierhergeführt, damit Du wieder Schulaufsätze machen sollst?“ Er lachte und sah sie halb belustigt, halb ironisch an.

„Aber, Du sagtest es ja vorhin . . .“ trogte sie.

„Das war etwas Anderes, was mir durch den Kopf schoß, als ich Dich vorhin so reden hörte, so . . . so . . . ja, weißt Du, ich dachte mir, in Dir stecke vielleicht eine Schriftstellerin, eine Dichterin, Du könntest Bücher schreiben . . .“

Sie sah ihn aus weitauferissenen Augen an, zweifelnd, verwundert, staunend. Und dann glomm ein neues Licht in ihren Blicken auf, als enthülle man ihr unerwartet etwas Ungeahntes, Wunderbares.

„Bücher schreiben?“ stammelte sie verwirrt, „Bücher? Solche, wie man sie liest? Gedruckte? Ja, und Jemand schreibt sie erst nieder . . . und dann werden sie gedruckt . . . und so ein Jemand könnte ich sein, meinst Du, Natal?“

Er nickte zustimmend mit dem Kopfe.

Sie starrt ihn noch immer wie geistesabwesend an.

„So Jemand, der schreibt, was die Andern lesen? Gedichte und Romane und . . . und allerlei . . . so Jemand wie Schiller und Goethe und Heyse und . . .“ Es fiel ihr plötzlich ein, wie viel sie gelesen, ohne daß ihr die Namen der Autoren Erinnerlich geblieben wären. Für sie war immer nur der Inhalt der Bücher in Betracht gekommen, die sie verschlang, soweit sie ihrer habhaft werden konnte.

„Ja, Natal, und Alles, was wir lesen, haben Andere aufgeschrieben? Daran habe ich wirklich noch garnicht gedacht.“

Sie sann eine Weile vor sich hin.

„Eigentlich merkwürdig genug,“ erwiderte er.

Aber sie hörte keine Antwort nicht, und aus ihren Gedanken heraus sagte sie leise: „Und Du meinst, ich . . . ich sollte auch aufschreiben, was mir so durch den Kopf geht, und was mir gerade einfällt, wenn ich was sehe oder denke . . .“

„Gewiß! Versuch's doch mal!“

Sie brach in ein unbändiges Gelächter aus.

„Nein, weißt Du, wirklich, das ist zu amüsant, dann werde ich eine Schriftstellerin.“

Er hatte ihr Glas auf's Neue gefüllt, und sie nahm es empor und führte es an die Lippen. Plötzlich stellte sie es mit heftiger Bewegung nieder, und Totenblässe überzog ihr Antlitz.

Sie hatte das Bild der Mutter vor sich gesehen. Mit gläsernem Blick und lallender Zunge, sichernd und schäfernd, wie stets, wenn sie zuviel getrunken hatte.

„Was hast Du, Irene?“ fragte der Student, verwundert über ihren jähen Stimmungswechsel.

„Ich war so lange tot . . . Natal,“ antwortete sie mit müder, gequalter Stimme, „immer tot und . . . und jetzt will ich leben!“

Und nun ergreift sie das Glas dennoch, trinkt es aus bis auf den letzten Tropfen und bricht in ein übermütiges Gelächter aus. „Profit, Natal!“

Er trinkt ihr Bescheid, aber ohne daß sie es weiß, betrachtet er sie nachdenklich und schüttelt den Kopf wie in wunderlichen Gedanken.

Natal Woronski war ein ernstster Mensch und von heiligem Feuer durchglüht für die modernen socialen Ideen, von denen er eine Befreiung der Menschheit träumte.

Es war natürlich, daß in dem intimen Zusammenleben zweier junger Menschen, die völlig losgelöst von der Gemeinschaft mit den anderen und jeder gesellschaftlichen Ordnung, solche Ideen auch bei ihr Wurzel faßten. Sie begeisterten sich gegenseitig an allerhand weltumstürzlerischen Plänen, die Irene nur um ihres leidenschaftlichen, hinreißenden Pathos, um ihres zerstörenden, haßpredigenden Inhalts, in sich aufnahm, während Natal sie

in ihren weltverbessernden, philosophischen und social-ökonomischen Grundsätzen in sich zu verarbeiten suchte.

Niemals sprach der junge Mann über sich und seine Vergangenheit, und nachdem Irene einige mißglückte Versuche gemacht hatte, ihn darüber auszufragen, ließ sie es sein. Was kümmerte sie das im Grunde? Ihre Natur war viel zu sorglos, sie war so garnicht gewöhnt, nach Namen und Herkommen zu fragen, daß sie die Aufwallung leichter Neugier sofort unterdrückte, als sie ihn nicht geneigt fand, darauf einzugehen. Für sie war er Natal Woronski, der Befreier, der Erlöser! Denn er hatte sie aus dem Jammer ihrer häuslichen Verhältnisse herausgeführt, und er sorgte jetzt für sie, wie ein . . . ja, was war er eigentlich für sie? Ein Mann! Der Gedanke belustigte sie. Unter „ein Mann“ verstand sie so etwas wie ihren Vater, der schwer das kärgliche Brot verdiente und der Mutter jeden sauer erarbeiteten Groschen abliefern, damit sie ihm das Essen auf den Tisch schaffe und die sadenscheinigen Kleider, die geflickte Wäsche in Ordnung hielt. Wie oft hatte sie das hören müssen und den Streit und Zank um jeden Heller, und das war ihre Zusammengehörigkeit, und Einer konnte dem Anderen nicht entinnen. Nein, das war anders zwischen ihr und Natal. Sie blieben zusammen, weil sie es wollten, und er war gut zu ihr und gab ihr viel mehr, als sie brauchte, denn eigentlich war sie bedürfnislos, und es schien ihr viel zu viel, was sie jetzt bekam. Woronski hatte immer Geld. Und er verlangte auch nicht, daß sie sich um wirtschaftliche Dinge kümmere. Sie waren zusammen wie gute Kameraden, studierten und lernten nebeneinander, begeisterten sich für die gleichen Fragen, stets mit dem Kernpunkt, daß die Würde des Individuums nur durch vollste Befreiung von allem Konventionalismus zu erlangen sei, und dann speizten sie im Wirtshaus und iraren guter Laune. Sie besonders. Und ohne viel darüber zu grübeln und sich zu sperren, war sie sein geworden, das erschien ihr selbstverständlich.

* * *

Drei Jahre hatten sie so miteinander gelebt. Die besten und reinsten in ihrem Leben und auch die reichsten und nützlichsten. Was sie an positivem Wissen besaß, dankte sie dieser Zeit. Auch die Fähigkeit, geistige Anregungen in sich aufzunehmen und auf sich wirken zu lassen. Woronski war ein ausgezeichnete Lehrmeister. Er hatte ihre Begabung richtig erkannt. Diese staunenswerte Auffassung, die blitzartig begriff, hellseherisch die Dinge durchdrang und intuitiv das rechte Verständnis für Alles fand. Mehr noch, es mit einem eigentümlichen Geiste erfüllte. Es war verblüffend, wie sie oft mit einem einzigen Worte einen Gegenstand beleuchtete und den tiefsten Problemen eine rasche Lösung fand. Stets hatte sie etwas zu sagen, stets hatte sie eine eigene Anschauung, eine eigene Meinung über die verschiedenartigsten Fragen, die jetzt, während ihrer gemeinsamen Studien

den Weg zu ihr fanden. Ihm schien es nützlich, System in dieses Chaos zu bringen, aber stets auf's Neue erfaßte ihn Staunen und Bewunderung, wenn er sah, wie sie mühelos erriet, was Andere mühselig sich aneignen mußten. Oft lachte sie ihn aus, wenn er systematisch aus der Geschichte und Entwicklung der Philosophie ihr begreiflich machen wollte, daß Nietzsche auf Kant und Hegel fuße und über Schopenhauer hinaus seine Ideen zum letzten Tempel aufgegipfelt habe.

„Aber, Natal, glaubst Du, daß mit Nietzsche die Geschichte ihr Ende erreicht hat?“ spottete sie.

Er sah sie beinahe erschrocken an.

„Denke Dir, dann kommst noch Du und ich.“

„Frene!“ wies er sie in die Schranken. „Das ist eine Blasphemie . . .“

„Lieber Natal,“ sagte sie dann plötzlich ernst, „der letzte Gott wird auf die Trümmer der letzten der Welten herabstehen. So lange es eine Welt giebt, wird es immer neue Götter geben. Ob nun Du gerade oder ich einer davon sein werden . . . versuchen wir's mal,“ fügte sie übermütig hinzu, „man muß nur das nötige Selbstvertrauen und die nötige Courage haben.“

Er aber dachte ihren ersten Worten nach, ohne auf ihren Scherz einzugehen, und was sie über die neuen Götter gesagt hatte, dünkte ihm eine jener Wahrheiten, die sie instinktiv fand. Frene aber war ihm dankbar für seine unermüdlichen Bemühungen um ihre planvolle Ausbildung. Und dann, die Studien mit Natal waren wirklich ein Vergnügen. Sie besuchten die Kollegien zusammen, von denen er wußte, daß sie ihr ein besonderes Interesse verschaffen würden, und da war es immer etwas, was ihr anfiel und wie ein verwehtes Samenkorn Wurzel schlug in ihrem Geiste und zu reicher Blüte gedieh. Köstlich war es, wie sie eine solche Anregung manchmal aufgriff und ausspann zu einem dichten, glänzenden Gewebe eigenartiger Ideen. Die Lücken aber in ihrer Bildung und ihrem Wissen füllte er dann aus, indem er geduldig wie ein Schulmeister ihr das beizubringen versuchte, was bei ihr völlig vernachlässigt schien und oft auf die elementarsten Dinge sich erstreckte.

„Meinst Du, das A-B-C sei wirklich notwendig,“ fragte sie manchmal spöttisch, „um der Welt große und neue Gedanken zu schenken?“

„Gewiß, Frene,“ antwortete er dann eifrig und mit Ueberzeugung.

„Glaubst Du, man könnte die Kuppeln der Dome erbauen, hoch aufragend zum Himmel, ohne tief in der Erde die Grundmauern zu errichten?“

„Du glaubst also, die Dome der Menschheit könnten nicht entstehen, ohne die A-B-C-Schüler der ersten Volksschulklasse im Pumphöschchen und mit Kognäschen?“

Das war wieder einmal einer ihrer tollen Einfälle, die ihn lachen

machten und trotzdem betrübten, weil er fürchtete, jeder Ernst ihres Strebens würde in ihren Geistreicheleien verloren gehen.

Sie blickte ihn aber dann nachdenklich und überlegend an und fügte, ohne eine Miene zu verziehen, hinzu: „Uebrigens, Natal, Du magst wohl Recht haben. Man muß wirklich was lernen, um was zu wissen. Daß die geistigen Fähigkeiten der Frauen nicht recht gewürdigt und nutzbar gemacht werden, liegt an ihrer mangelhaften Vorbildung . . . und das Auto-didaktische haftet ihnen zu deutlich an, selbst dort, wo sie aus eigenem Besitz ihr Bestes geben . . . das dürfen wir uns nicht verhehlen,“ und er blickt sie begeistert an ob ihrer Selbsterkenntniß und denkt nicht daran, daß er selbst vor einigen Tagen ihr dies gesagt hatte. Er ist entzückt, weil sie nun jedenfalls eine Woche hintereinander eifrig lernen wird, und als sie ihm gegenüberstehend aus einem Buche heraus ihn fragt:

„Sag mal, Natal, ich finde hier einen Riß in dem Uebergang von Kants Erkenntnistheorien zu Hegels absoluter Ideologie und fürchte, mir ist nicht recht klar, was diese Kette der Ideen fortlaufend entwickelt,“ ist er so begeistert, daß er ihre Hände küßt und dann ihr diese Zusammenhänge so eingehend erläutert, daß sie wirklich aufmerksam folgt und sie eines Tages auch begriffen hat.

Ein andermal wieder giebt sie ihm ein beschriebenes Blatt: „Hymnus an den Frühling!“

Sein Herz krampft sich zusammen über das fehlende y. Aber er liebt und fühlt sich hingerissen von dem poetischen Schwung ihrer Schilderung. „Da liegt der smaragdgrüne See, ein Auge Gottes, umragt von den sanften Höhen, auf denen rothgoldig die Sonne ruht. Die Hügel in purpurnem Grün vom Abendhimmel sich abzeichnend, der, mit orangefarbenem und türkisblauem Gewölk umsäumt, wie ein Paradiesestraum hinzudämmern scheint in unendlicher, heiliger Schönheit. Und über Allem ein holder Frühlingswind, der mit dem silbernen Gefräusel des Sees spielt, dessen Wellen manchmal aufleuchten. Ganz fern, aus einem Akazienbaum, der an der niedrigen Kirchhofsmauer steht, die bis zum See sich hinabzieht, klingen Vogelftimmen, süß, verliebt, inbrünstig werdend. Ein seliger Schauer zieht durch die Natur. Alles ist in Duft gehüllt, vom Frühlingshauch geschwellt — zum Sterben schön, zum Leben schöner.“ Das kehrte in Allem, was sie denkt und spricht, wieder. Das heiße, begehrliche Leben. Es ist das Höchste für sie. In der untergehenden Sonne ahnt sie die Wiederauferstehung. Im ewigen Kreislauf des Werdens und Vergehens hört sie nur das Triumphgeschrei des Lebens, die hellen, jauchzenden Töne des Sieges. Sollte er ihr dann wegen einiger orthographischer Fehler grollen? Er schilt sich selbst pedantisch, aber er macht sie trotzdem aufmerksam.

Sie sah ihn darauf mit räthselhaften Blicken an, und in den Mundwinkeln zuckte es wie leiser Spott, als sie ganz demüthig sagte:

„Also wirklich, Natal, ein Hymnus ist nur dann ein Hymnus, wenn

er mit *n* geschrieben wird? Es kommt nicht auf die Jubellaute des Inhaltes an, sondern auf Laut und Buchstaben — nun, Du mußt das ja wissen, und ich will in Zukunft wirklich mehr darauf achten.“

„Ja, tue das, Kind. Du kennst ja alle Regeln, und es ist doch nur Nachlässigkeit und Fäselei von Dir . . . Denke Dir, wenn Jemand das sähe!“

„Niemals würde etwas von mir gedruckt werden! Das wäre entsetzlich! Aber Natal, Du würdest doch immer Alles fein verbessern, was ich schreibe?“ lachte sie.

„Aber Irene, darauf kannst Du Dich doch nicht verlassen — wer weiß, wie lange wir noch zusammenbleiben!“

Etwas Erstauntes, Fragenbes trat in ihr Antlitz, als enthüllten sich ihren Blicken ganz neue, fremde Gesichtspunkte. Sie starrte ihn betroffen an, und dann legte sie die Hand wie schützend vor das Auge, als blende sie ein grelles, jähes Licht. Eine Antwort gab sie ihm nicht. Abends aber fand er auf dem Tische neben seinem Bette ein von ihrer Hand geschriebenes Blättchen:

„Was ich von seliger Schönheit jemals mir erträumt,
Was Rosenduft und Nachtigallen süß mir klagten,
Wonach die reinen Sterne sehrend ich gefragt,
Was strahlend Sonn' und Mond mir sagen,
Was sichernd mir der kleine Quell verrät
Und Wald und Wiese leise mir erzählen,
Das soll mein ahnend Herz nun recht verstehen:
In höchster Liebeswonne sollen sich
Die Rechtschreibung und Poesie vermählen.“

Er lächelte eher schmerzlich als belustigt, als er dies las. Dann schlich er in die kleine Stube, in der sie schlief, und bedeckte ihr Antlitz und ihren jungen, weißen Leib mit unzähligen, glühenden, verzehrenden Küssen.

*

**

*

Eines Tages hatte Natal sie verlassen. An die Stelle des sorglos behüteten Lebens an seiner Seite war dann wieder etwas ganz Anderes getreten. Kampf, Streben, Ehrgeiz, Eitelkeit. Ein rasiloses Sichdurchsetzen, Sichvornwärtschieben. Rücksichtslos, grausam oft, nur auf sich selbst bedacht — Alles, was ihren Weg kreuzte, nur als eine Staffel betrachtend, auf der sie aufwärts klimmen konnte. Und sie kamm empor! Nichts hinderte sie. Sie kannte keine Bedenklichkeit, es gab für sie keine Pietät, keine Tradition, es gab für sie keine Schonung, kein Mitleid. Mit Natal war das Letzte und Einzige aus ihrem Leben gelöscht, was ihr noch ein Gefühl der Anhänglichkeit, der Verantwortlichkeit gegeben hatte. Nach ihren Eltern hatte sie nie wieder gefragt, seit sie sie damals verlassen. Sie bemühte sich, jede Rückerinnerung daran zu ersticken. Nicht einmal die banalste

Neugier trieb sie, zu erfahren, was aus ihnen geworden sei. Was konnte es da Besonderes geben, was sich entwickeln aus diesen trägen, fumpfigen Massen. Woronski hatte sie längst aufgeklärt über diese proletarischen Versumpfunzen, über diese krankhaften Zustände von Stumpf sinn und Verkommenheit in gewissen Bevölkerungsschichten, so daß sie genau wußte, daß von dort garnichts zu erwarten sei. Ja, wenn es Arbeiter gewesen wären, gesunde, regsame, derbe Arbeiter, die sich fühlen und ihres Wertes bewußt werden allgemach und ihre Bedingungen stellen. . . so ein willenskräftiger, opfermutiger Streik zum Beispiel. Für Schlagworte hatte sie ein feines Gehör.

Aber so!

Ihre Eltern? — Niemals würde da ein Lichtstrahl der Erkenntnis eindringen. Niemals könnte ihnen Jemand Hilfe bringen. Sie würden den neuen Menschen, der in ihrer Tochter erstanden, niemals verstehen. Fürchten würden sie ihn, sich vor ihm flüchten — fluchen würden sie ihm. Man kann wohl die Menschen befreien, die geknebelt sind von der Uebermacht, unfreiwillig, grollend, murrend, aber nimmermehr kann man die befreien, die in freiwilliger, geistiger Knechtschaft leben. Nicht Sklaven eines fremden Herrn, nein, Sklaven ihrer eigenen Gesinnung. Subalterne Naturen, devote, kriechende, gebuckte, heuchlerische Geschöpfe — solche wie ihre Eltern waren und die Hunderttausende gleich ihnen, denen nicht zu helfen ist. Feige, Devote, Zufriedene.

Sie hat denken gelernt, die Dinge erkennen und ohne Verschönerung beim rechten Namen nennen. Sie kennt die sociale Fäulnis, der sie entstammt. Und sie läßt Alles hinter sich, ohne eine Empfindung von Zugehörigkeit, von Mitleid. Sie ist nur sie selbst, ohne Vergangenheit! Von dem Tage datirt ihr Leben, wo sie — seit er sie befreit hatte aus all dem Dunst und Ruß, gerettet von diesen Miasmen der Verkommenheit, der fürchterlichen, unheilbaren Krankheit proletarischer Versumpfung. Erst als Natal sie verließ, überkam sie die Sentimentalität. Sie wurde traurig, fühlte sich vereinsamt, sehnte sich nach ihm.

Aber es dauerte nicht lange, sie war hart geworden und schüttelte sie leicht ab.

Eines Morgens, als sie erwacht war, hatte sie das Bett nebenan leer gefunden, auf dem Tische einen Brief und eine größere Summe Geldes. Instinktiv griff sie erst nach den Goldstücken und Scheinen, und sie lachte unwillkürlich und freute sich wie ein Kind über ein neues Spielzeug.

Sonderbar! Geld in größerer Menge hatte sie nie beisammen gesehen. Ihre Eltern hatten keins, da war ein Markstück schon ein Kapital, um das man feilschte und stritt und dem man einen unerhörten Wert beilegte. Was konnte die Mutter Alles dafür kaufen, Wurst und Brot und Eichoriantaffee, und endlich blieb noch ein Groschen für . . . ja, für ein Schnäpschen.

Sie schüttelte sich vor Entsetzen.

Und Natal hatte ihr bisher kein Geld gegeben.

Jetzt lachte sie wieder auf und raffte den ganzen Geldhaufen zusammen. Sie brauchte keins. Er hatte für Alles gesorgt . . . was bedeutete das?

Sie ließ die Goldstücke durch ihre Finger gleiten, und dann glättete sie die Kassenscheine und schüttelte verwundert den Kopf: „Mein Gott, warum hat er nur Alles hierhergelegt?“

Und nun nahm sie den Brief, entfaltete ihn und las:

„Meine liebe Irene!

Wenn Du diese Zeilen liest, bin ich weit fort von Dir — über die Grenze. Ich habe Dich verlassen, gestern Abend, da Du Dich zur Ruhe gelegt hattest und mich bei der Arbeit währtest. Ich mußte fort und habe hoffentlich die italienische Grenze überschritten, wenn Du aufwachst. Forste nicht nach mir, und wenn man Dich über mich befragt, so antworte der Wahrheit gemäß, Du wüßtest nicht, wohin ich gegangen, ebensowenig, wie Du wüßtest, wer ich war. Ich habe schon vor zwei Jahren die Papiere aus Berlin kommen lassen, die erforderlich sind zur Feststellung der Identität Deiner Person. Ich wollte Dir vorkommenden Falls Ungelegenheiten ersparen. Denn in den sogenannten Rechtsstaaten, in denen wir leben, verlangt man solche Dokumente. Du findest die Zeugnisse über Deine Geburt, Deine Taufe und Deine Impfung durchaus legal und polizeilich beglaubigt in dem Fache meines Schreibtisches rechts. Es war mir nicht schwer, sie von Deinem Vater zu erlangen. Ein paar Hundertmarkscheine machten ihn gefügig. Zugleich machte er die Mitteilung, daß Deine Mutter ein Jahr nach Deiner Flucht gestorben sei, in der Irrenanstalt zu Dalldorf, und daß er selbst im Begriff sei, eine neue Ehe zu schließen, um nicht gänzlicher Vereinsamung zu verfallen.“

Sie machte eine kleine Pause.

So ungefähr hatte sie sich die Sache gedacht, und das Kapitel: „Eltern, Kindheit“ war damit endgültig für sie abgeschlossen.

Aber nun vorwärts . . . das nächste Kapitel: „Natal.“

Zögernd sah sie auf das Papier in ihrer Hand. Es knisterte leise, als wolle es ihr heimlich etwas Besonderes anvertrauen, und dann las sie weiter: „Alle übrigen in meinem Schreibtisch befindlichen Papiere sind vernichtet. Sollte man darnach fragen, so kannst Du die leeren Fächer zeigen. Ich brauche keine Dokumente der bürgerlichen Gesellschaft, denn ich bin: die Nacht, die Vernichtung, die Zukunft — vielleicht! Die Verförperung dieser Begriffe, die ich repräsentire, hat bisher noch keine amtliche Beglaubigung gefunden! Natal Woronski aber ist nicht mehr! War nie gewesen! Der, dem Du so viel Schönes, Freudiges gegeben in diesen vier Jahren, war Niemand im gesetzlichen Sinne, und doch war er viel — ein

Mensch! Du brauchst es nicht zu beklagen, daß Du mit mir gelebt hast und daß Du mein gewesen, denn dieser Mensch hat in seiner Seele das Leid der Menschheit getragen . . . auch das Deine, Irene, und wie er dieses zu mildern strebte, will er das andere rächen. Denn mildern und bessern können wir nur im Einzelfalle, um für die Allgemeinheit aber glücklichere sociale Zustände zu schaffen, müssen wir das Alte zertrümmern und Neues aufbauen. Es ist möglich, daß man gelegentlich eines Attentates in den nächsten Wochen viel von mir reden wird . . . von Jemandem, der ich nicht bin — nie war. Vielleicht auch wird es nicht ohne Belästigung für Dich abgehen, aber sie können Dir nichts anhaben, da Deine Papiere in Ordnung sind und es sich sofort erweisen wird, daß Du nicht wußtest, mit wem Du zusammengelebt hast. Mache daher auch keinerlei ängstliche und törichte Fluchtversuche. Es ist keinerlei Gefahr für Dich, wenn Du bleibst, aber Du würdest Dich verdächtig machen, wenn Du zu entfliehen versuchtest. Das Geld, das Du hier vorfindest, gehört Dir. Ich schenke es Dir . . . Es war mein Eigentum, denn ich gehöre nicht zu den Besitzlosen, so weit ich mich nicht freiwillig dazu machte. Im Allgemeinen gehörte mein Vermögen der Sache, der ich diene, der Sache der Enterbten. Du bist Eine von ihnen, und wenn ich Dir ein kleines Kapital gebe, so geschieht es, um Deine Jugend und Unerfahrenheit zu schützen. Ohne Geld kämest Du leicht auf einen Weg, den ich Dich nicht wandeln sehen möchte. Höre, Irene, gieb Dich nicht fort ohne Liebe! Verschenke Dich — verkaufe Dich aber niemals! Verschwende auch das Geld nicht, das ich Dir zurücklasse. Zunächst darfst Du keine Aufmerksamkeit auf Dich lenken, und dann wird es, richtig eingeteilt, Dir möglichst lange die Freiheit der Bewegung und Entschließung sichern. Ich muß lachen, wenn ich denke, daß ich es bin, der dem Mammon, den ich verachte, eine Bedeutung giebt und Dir weise Lehren zur Sparsamkeit. Aber ich will Dich nicht hineingezogen wissen in Situationen, denen Du nicht gewachsen wärest und die Dir Opfer auferlegen, die Du freiwillig nimmer bringen würdest. Ich habe in den Jahren unseres Zusammenlebens erkannt, daß Du wohl befähigt bist, die neue Lehre zu begreifen, wie Dein reicher Geist Alles begreift, aber ich weiß auch gewiß, daß Du nimmer im Stande wärest, Dich zum Märtyrer einer Idee zu machen, auch nur das kleinste Titelschen Deiner Person aufzugeben. Die Frauen, die wir in unserem Kreise wirksam machen können, sind aus anderem Holze geschnitten. Ich sah es mit Staunen und Interesse wie die Begeisterung, die Dich ergriff, wenn ich Dir von der großen Aufgabe der Befreiung der Menschheit sprach, verflogen war, sobald Du von Deinem kleinen — ich muß es aussprechen — lieben Ich das Geringste glaubtest hergeben zu müssen. Wie Haß und Rache und der heilige Zorn vor einem Lächeln schwanden, das Dir galt . . . und ich wußte, daß wir von Dir für unsere Arbeiten nichts zu erwarten haben . . . dennoch hielt ich Dich, zu Unrecht wohl, denn Du warst ein Luxus in meinem Leben,

das ganz anderen Zielen geweiht ist. Aber es war eine Zeit verhältnißmäßiger Ruhe, der Sammlung in unseren Kreisen eingetreten, und darum glaubte ich, Dich mir gönnen zu dürfen. Ich war meiner sicher und wußte, daß ich im erforderlichen Augenblick die Kraft haben werde mich von Dir loszureißen. Dieser Moment ist gekommen. Und darum sage ich Dir Lebewohl, und sei bedankt für das, was Du mir Schönes gabst!"

Ein Atemzug hob ihre Brust. Wer war er nur? Was war er? Natal Woronski, der so still und bedächtig neben ihr lebte, so eifrig studirte und sie zum Studiren anhielt: ein Anarchist!

Ein Schauer, der nicht frei war von sinnlicher Erregung, schüttelte ihre Glieder. Und mit einem solchen hatte sie gelebt, vier Jahre fast. So zwischen Dynamit und Dolch und Gift . . . und auf dem Lager, das sie mit ihm geteilt, brütete er über Mord und Zerstörung . . . Ein Frösteln beschlich sie, aber es mischte sich in dies Gefühl des Grauens doch etwas von dem romantischen Reiz interessanter Abenteuer und wenn Natal Woronski jetzt vor ihr gestanden und sie gefragt hätte, willst Du bei mir bleiben, wer weiß, ob sie nicht doch „Ja“ gesagt hätte. Jetzt aber schüttelte sie den Kopf und machte eine Handbewegung, als wolle sie sagen: „Schließlich aber ist es doch besser so! Der Natal ist ein guter Mensch, daß er mich in sein Unglück nicht mit hinein geschleppt hat. Sicherlich, eines Tages wird er wo zu Tode verurteilt werden . . . und nun strich sie das Geld hastig zusammen und steckte es in die Tasche ihres Kleides. Dort wird man eine große Summe am wenigsten vermuten! Wie ein Blitz zuckte dieser Gedanke durch ihr Hirn, und in diesem Momente war die Schlaueit und Klugheit, die ihr späteres Leben auszeichnete, in ihr erwacht. Die Verührung des Geldes hatte ganz neue Fähigkeiten in ihr ausgelöst, und eine ganz Andere, als sie vor einer Stunde erwacht war, beschäftigte sie sich jetzt mit dem zweiten Teile seines Briefes:

„Ich will Dir weder Vorschläge machen noch Rat erteilen,“ fuhr er fort, „über Dein künftiges Leben, aber Eines möchte ich Dir doch sagen, eine große starke Begabung ist in Dir. Nicht nach einer bestimmten Richtung, die ein Wegweiser sein könnte, Dich für Dies oder Jenes auszubilden. Nein, Du hast eine reich veranlagte Natur, und in Dir ist Alles und — mehr! Wie Du die Dinge anschaust, wie Du sie beurteilst, das sind Dir verliehene Gaben, die Dich erheben können über Viele, die Dich aber auch erniedrigen können unter Alle. Da Du nicht auserkoren bist, diese Güter anzuwenden zum Wohle der Allgemeinheit, da Du den höchsten Gebrauch davon zu machen nicht befähigt bist, so wahre sie für Dich. Zersplattere sie nicht, entwerfe sie nicht, und da Du kein Verschwender sein kannst, der mit vollen Händen seinen Besitz austreut, so werde ein Geizhals. Bewahre die geistigen Schätze, die Dir angeboren sind, und suche sie zu vermehren. Du wirst dann, wenn auch kein Erlöser, der sich hingiebt, so doch eine Persönlichkeit sein! Und Du wirst Dir gehören, wenn Du auch nicht

Anderen dienen wirst! Was dazwischen liegt, ist die Mittelmäßigkeit und die breite Welt der Vielzuvielen, denen wir mit Gewalt ein menschenwürdiges Loos aufzwingen wollen. Ich weiß, Du folgst meinem Gedankengang, denn nichts verschließt sich Dir, wenn Du nur willst. Und wenn Du selbst auch anders handeln wirst in dem Leben, das vor Dir liegt, so wird Deine Erinnerung doch auch einmal zu dem hinfliegen, der sich Natal Woronski nannte. Wenn Du Genf nach einiger Zeit verlassen willst, so wäre Paris für Dich wohl der geeignetste Boden.

Lebewohl für immer!

* * *

Wenige Wochen später war sie in Paris, und nun begann für sie jene Zeit, die bestimmend für ihre künftige Entwicklung wurde. Die Episode: Natal erschien ihr bald wie ein Traum. Allerdings wie einer, an den sie mit geheimnißvollen Schauern zurückdachte und der ihrer Erscheinung eine gewisse Prägung gab, die niemals ganz verwischt wurde. Welcher von den Namen der Attentäter, die in dem nächsten Jahrzehnt mit Schrecken durch die Welt gingen, an ihr Ohr klang, sie dachte an Natal! Der ober Jener! Einer von ihnen war er! Und sie hatte in seinen Armen geruht, und an ihrem Herzen hatte er diese grauenhaften Thaten ausgesponnen, unter ihren Liebkosungen hatte er jene entsetzlichen Mordanschläge erdacht, und unter den Küssen des Proletariatskindes hatte er den Tod gekrönter Häupter beschlossen. Diese Vorstellungen erfüllten sie mit jenem faszinirenden Grauen, in dem Furcht und Verlangen sich zu dämonischer Begehrlichkeit steigern. Und dieser eigentümliche Charakterzug haftete ihr an und gab ihr eine gefährliche Macht. Niemand kannte ihre Vergangenheit. Eines Tages war sie da . . . eine Tatsache in dem Kreise jener Bohème, aus der manch Bedeutenendes hervorgegangen, in der aber noch viel mehr Schönes und Großes vergeudet wurde und in den Rot getreten. Irene bewahrte sich vor diesem Schicksal. War es der ihr innewohnende Selbsterhaltungstrieb, der sie vor der Vernichtung und Selbstentäußerung, mit der Andere kokettirten und prahlten, schützte, war es der in ihr nachwirkende Einfluß Woronskis, so sehr sie sich auch den Reizen dieses Lebens hingab, sie profitirte davon und wußte sich trotzdem davor zu retten. Moralische Bedenken hatte sie nicht, aber egoistische. Und so ließ sie sich nicht ausnützen, sondern nutzte die Andern aus. Und Alle gaben sie ihr etwas, durch deren Hände sie ging. Von den Dichtern empfing sie die poetische Weihe, den romantischen Anhauch einer Zeit, die zu neuer Formenschönheit, zu hinreißendem Sprachenzauber sich trotzdem aufschwang. Die Denker gaben ihr vom Geist ihrer modernen Ideen, die Maler lehrten sie sehen und die schwelgerische Schönheit, die Pracht niegeahnter Farben verstehen. Von den Bildhauern lernte sie die Harmonie und die lebensvollen Gesetze der menschlichen Formen und Linien begreifen, die Musiker scharften ihr

Ihr und weckten ihr Verständniß für die symphonischen Herrlichkeiten der Tonschöpfungen — kurz, Alles, was Kunst war, strömte auf sie ein und weckte in ihr die höchste Nachempfindung. Ihre schnelle und sichere Auffassung gab ihr die Möglichkeit, alle diese Anregungen aufzunehmen und in sich auszugestalten. So stand Irene Mayen bald im Mittelpunkt des Interesses, und ihre eigenartige Schönheit und Empfänglichkeit machten sie begehrenswert für die leicht entflammten Künstlerseelen.

Der Erste, zu dem sie in Paris in intime Beziehungen trat, war der Dichter Paul Baudry, und man sagte, daß seine heißen, qualvollsten Lieder ihr galten. Sie verstand es, sein Dichterherz mit der jauchzenden Seligkeit und dem hoffnungslosen Schmerz einer gewaltigen Leidenschaft zu erfüllen, und dem wundervollen Schwung, den tieftraurigen Klagen, die er seiner Leier entlockte, wußte sie in seinen letzten, feinsten Einzelheiten nachzufühlen, denn sie verstand seine Sprache wie ihre eigene. Schon in Genf mußte sie sich manchmal darauf besinnen, daß ihre Heimat Berlin war, in Paris hatte sie es völlig vergessen. Niemand hielt sie für eine Ausländerin — eine Deutsche. Und sie selbst wollte durch nichts daran erinnern, daran erinnert werden. Köstliche, von höchstem Gefühlsüberschwang durchseelte Zeiten verbrachte sie mit ihrem Dichter, bis sie eines Tages sich einem Andern zuwendete. Baudry dichtete in diesen Tagen seine wunderbarsten Liebesklagen, während sie Cornwall bereits zu den entzückendsten Bildwerken begeisterte. Seine Phryne erhielt den ersten Preis in der großen Ausstellung, und man wußte, wer ihm jetzt Akt stand zu seinen Plastiken. Und dabei hielt sie fest an Woronskis Rat, sie verkaufte sich nicht, sie verschenkte sich. Das machte sie noch begehrenswerter und erhöhte den Einfluß, den sie über die Männer gewann, denn es war ein Zeichen ihrer Gunst, wenn sie zu Einem von ihnen in intime Beziehungen trat. Aber wie sie in verschwenderischer Laune sich gab, so ging sie auch, wenn Stimmung oder Ueberdruß sie überkamen. Sie galt gewissermaßen für die Inkarnation der Treulosigkeit. Und sie selbst rühmte sich dessen lachend, sobald sie des unsagbaren Zaubers und der Macht ihrer Persönlichkeit sich ganz bewußt geworden war. Sie durfte Alles, denn Alles erhöhte den Reiz, den sie ausübte. Lachend hatte sie einmal, als man sie mit ihrer Unbeständigkeit neckte, gesagt: „Auf den Rausch, den man hervorruft und empfindet, auf die Schönheit, die man giebt und empfängt, auf die Seligkeit, die man durchlebt und erweckt, kommt es an — Ewigkeiten des Glückes müssen sie sein, unabhängig von ihrer zeitlichen Dauer. Ob ein Jahr, ein Tag, eine Stunde, es muß eine Unendlichkeit sein im Liebesleben.“ Mit solchen Paradoxen blendete sie und entzückte. Ihr Geist, gereift unter der heißen Sonne dieser merkwürdigen Existenz, schwelgte in den extravagantesten Lebensanschauungen, und immer sichtbarer trat ihr Gang hervor, Sensationen zu erleben und zu schaffen. Sie war jetzt vierundzwanzig Jahre alt, aber sie sah aus wie ein Weib, das mit gierigen Zügen den pridelnden

Trank des Lebens ausgeschlürft hatte. Auf den Bildhauer Cornwall war der Maler Feydon gefolgt, mit dem sie auf zwei Jahre nach dem Orient ging. Sie widmete sich seiner Person mit einer Hingebung, deren sie Niemand für fähig gehalten hätte. Man glaubte nicht an das Wunder dieser aufopferungsvollen Liebe und zerbrach sich den Kopf, was es für eine Bewandniß mit ihrem Verhältniß zu dem Künstler habe. Feydon war schwindsüchtig, und die süßen, müden, krankhaft-schönen Farben auf seinen Bildern, hatten es ihr angetan. Das war eine neue, ihr unbekannte Erregung. Die glühende Liebe eines Sterbenden, der in jeder Umarmung Leib und Seele auszuhauchen schien und in überirdischen Phantasien sie an die Pforten des Paradieses trug. Sie hatte ihn in einem Atelier getroffen, und in einem einzigen Blick verschmolzen ihre Seelen.

Da gab es kein Bedenken. Cornwall raste. Seiner brutalen Herrschaft wollte sie sich entziehen. Es gab eine fürchterliche Scene zwischen ihnen, als sie erklärte, mit ihm brechen zu wollen.

„Ich werde Dich töten,“ rief er zornig.

„Ich fürchte den Tod nicht,“ gab sie kühl zurück.

„Du gehörst mir, und Niemand soll Dich mir entreißen.“

Er schrie wie ein Wilder. Das machte sie nur noch kaltblütiger.

„Wer gab Dir ein Recht an mir?“

„Du! Du . . . Du . . .“ rief er mit unbändiger Wut hervor.

„Dann kann ich dieses Recht auch widerrufen . . .“

Eifrig klangen ihre Worte.

Er ging mit erhobener Faust auf sie zu.

Totenblaß, hochauferichtet stand sie da. Nicht mit der leisesten Bewegung wich sie seinem Schläge aus. Durchbohrend haftete ihr Blick auf ihm.

Da sank seine Hand kraftlos nieder, und laut aufheulend brach er zusammen.

Am Abend war sie abgereist. Niemand wußte wohin, und erst nach einiger Zeit erfuhr man von einem jungen Maler, der sie in Jerusalem gesehen hatte, daß sie mit Feydon den Orient durchstreife.

Auf das gewalttätige, tyrannische Zusammenleben mit Cornwall folgte die weiche, träumerische, in allen Himmelswonnen schwelgende, zarte und doch tiefe Reigung, mit der Feydon sie zu einer Heiligen machte. Anbetend lag er vor ihr auf den Knien und gab seine kranke Seele, seinen siechen Leib bewußt der Auflösung hin. Er verhehlte sich nicht, daß die heißen Fiebergluten, die ihn durchrasten, die kalten Schauer, die ihn erbeben machten unter ihren Zärtlichkeiten, den sichern Tod bedeuteten. Aber dieser Tod war wonnenvoll, dieses Sterben süß. Tausendmal hatte er ihr dies gesagt und daß er es nur ihr danke, wenn er über sein Grab hinaus noch leben werde. Er war ein großer Künstler geworden in der Zeit ihres Zusammenlebens. Wie ein heiliger Schmerz lag es über seinen Bildern.

Der ganze Zauber unsäglicher Leiden war über ihnen ausgebreitet. Es waren Landschaften, die sich aufzulösen schienen in unendlichen Weiten, Blüten, die welkten, Bäume, die verdorrten . . . die Sonne zur Küste gehend in allen Farben des Erlöschens, der Mond, der in nächtlichen Wassern versank . . . das große Sterben in der Natur, erfüllt von einer so unvergänglichen Trauer, daß man weinte beim Anschauen dieser Bilder. Ganz Paris sprach davon, und eines Tages kam die Kunde, Feydon sei in Galiläa gestorben und auf dem kleinen Kirchhof in Nazareth begraben. Unter einem Delbaum, wie er selbst es angeordnet hatte. Nach einigen Monaten tauchte Irene dann wieder auf. Zu üppigster Schönheit entfaltet. Sie sprach nichts über die Zeit ihres Fernseins, aber ihre nun zu vollendeter geistiger Höhe entwickelte Persönlichkeit zeigte, wie das Leben ihr überall hervorquoll, aus der Stärke der Starken und aus der Schwäche der Schwachen. Auf jedem Feld erwuchs ihr eine Ernte.

Ihr erstes Werk erschien bald darauf. Es enthielt eine Reihe blendender, verblüffender Gedanken. Das Buch trug den Titel „Probleme“ und machte durch seine kühne Sprache, durch seine gewagten Paradoxen und seine schonungslosen Wahrheiten berechtigtes Aufsehen.

Und nun war sie mit einem Schläge eine Berühmtheit, und es war nicht allein die schöne und interessante, sondern die bedeutende Frau, die man in ihr feierte, mit dem ganzen Enthusiasmus und Ueberschwang, den Franzosen allen besonderen Erscheinungen entgegenbringen. Irene wurde aus dem Quartier in die Salons verpflanzt. Man riß sich um sie. Heute war sie beim Präsidenten und morgen bei den Ministern zu Gast. Die Akademiker empfingen sie bei sich, und die hervorragendsten Männer zeichneten sie aus, während die Frauen um sie warben, weil es als eine „Attraktion“ galt, Irene Mayen bei sich zu sehen. Sehr geschickt verstand sie es jetzt, einen Legendenkreis um sich zu bilden, und man erzählte sich über ihren Lebensgang die geheimnißvollsten Geschichten, von denen keine der Wahrheit entsprach. Nur daß sie in Deutschland geboren, gab sie zu. Aber aus dem kleinen, verkümmerten Gerichtsssekretär war einer der höchsten Staatsbeamten geworden, dessen natürliche Tochter sie war, und aus der im Delirium verkommenen Mutter eine der hervorragendsten Künstlerinnen. Sie sagte nichts, aber sie bestritt auch nichts und mußte den Nimbus, der sie umgab, klug zu erhalten.

Sie durchlebte nun eine Zeit ununterbrochener Triumphe. Bald war sie in London, bald in Madrid, jetzt verbrachte sie eine Saison in Wien, dann eine in Rom oder Florenz, und überall, wo sie erschien, ausgerüstet mit den glänzendsten Empfehlungen, wurde sie mit großer Auszeichnung aufgenommen. Der Name Irene Mayen flog durch die Kunstwelt, und überall, wo man geistigen Interessen und neuen Erscheinungen Aufmerksamkeit zuwendete, fand sie Beachtung, Bewunderung und Gegner! Das Selbstbewußtsein Irenes wurde dadurch in's Ungemessene gesteigert, und sie war

klug genug, sich zu fagen, daß sie diese Situation nur dann ausnützen, diese eroberte Stellung nur dann behaupten könne, wenn sie durch ihre Haltung das Interesse nicht zerstörte, das sie umgab. Sie galt für eine sehr extravagante, aber jetzt tadellose Frau, die, was immer hinter ihr lag, jetzt durchaus als Dame zu betrachten war. Die tollen Liebesaffären, die man ihr nacherzählte, erhöhten ihren Reiz, ohne ihre Position zu beeinträchtigen, und sie schien dieser Herzensaffären satt, denn sie blieb kalt den Huldigungen und Bewerbungen gegenüber, mit denen die Männer sie umschwärzten.

Irene war wieder einmal Paris müde, müde der Huldigungen, die man ihr erwies. Solchen Stimmungen unterworfen, verschwand sie eines Tages, und erst aus Zeitungsnotizen erfuhren ihre Bekannten gewöhnlich, wo sie war. Menschen, die ihr näher standen, hatte sie nicht. So war sie in Rom aufgetaucht, kurze Zeit bevor Schröters hinkamen. Beim deutschen Botschafter waren sie sich begegnet. Der Berliner Künstler hatte ihre Aufmerksamkeit sofort auf sich gelenkt. Sein Name war ihr nicht fremd. Es mochte sie reizen, an einem solchen einmal ihre Macht zu erproben und mit der ihr eigentümlichen Sicherheit suchte sie eine Anknüpfung. Sie hatte von ihren Reisen im Orient erzählt und dann über die Wilder Jendons mit dem Gleichmut und der Sachkenntnis eines Kritikers gesprochen. Sie berechnete sehr wohl, daß dies einen Künstler interessieren müßte, besonders da sie stets eigenartige Ansichten über Kunst zu äußern wußte. Ein kleiner Kreis hatte sich um sie gebildet, der ihren Worten mit Bewunderung folgte, darunter Schröter. Eine Erscheinung wie Irene Mayen war für ihn frappierend. Frauen mit so souveränem Selbstgefühl gehörten in der deutschen Heimat noch zu den Seltenheiten.

„Kommen Sie nicht auch einmal nach Berlin, gnädiges Fräulein,“ fragte er sie ziemlich unvermittelt.

„Nein,“ hatte sie darauf schroff erwidert, „was dort nur einen Anhauch von Geist und Talent hat, kommt uns überall hin nach . . . was dort bleibt, ist nicht mehr wert als aus der Perspektive gesehen und beurteilt zu werden. Es ist das Empfinden eines militärischen Drills und einer ordentlich funktionierenden Verwaltungsmaschine . . . Alles in Allem von den Sonnenhöhen der Kunst so weit entfernt, wie der Olymp vom Tempelhofer Feld.“

„Sie kennen Berlin?“ hatte Jemand eingeworfen, „da Sie vom Tempelhofer-Felde sprechen . . .“

„Vom Hörensagen,“ gab sie gelassen zurück. „Ich habe gelesen, daß dort die berühmten Frühjahrsparaden stattfinden, und wenn ich je nach Berlin komme, möchte ich eine solche mit ansehen, denn dann würde ich auch den größten und einzigen Künstler, der dort lebt, zu sehen bekommen und ich würde es mir dann vielleicht erklären können, warum man ihn in diesem Berlin so garnicht versteht.“

Diese Äußerung erregte allenthalben den höchsten Unwillen, und der

Botschafter fand sie so impertinent und taktlos, daß Irene keine weiteren Einladungen zu seinen Empfängen erhielt.

Nur Einen hatte ihre herbe und brüste Antwort nicht abgestoßen. Den, an den sie gerichtet war, Fritz Schröter. Er war betroffen durch den Freimut und die Schärfe, mit der sie ihre Meinung aussprach, und trotzdem sie bei der deutschen Gesellschaft in Rom dadurch in Ungnade geriet, suchte er doch eine Annäherung. Das war nicht schwer. Traf er sie auch nicht mehr im Palazzo Casarelli oder im deutschen Künstlerverein, so begegnete er ihr doch in den Galerien und Sammlungen und Kirchen, an denen der allgemeine Strom der Reisenden achtlos vorüberflutet.

Zufällig Anfangs, später wie in stillschweigendem Uebereinkommen. Auch beim Nachmittagskorso sah er sie oftmals, wie sie, in ihrem Wagen zurückgelehnt, die brennenden und doch scheinbar kalten Blicke betrachtend und durchbringend über die bunte Menge schweifen ließ. Ihre Erscheinung fesselte ihn und diese seltsam kühle Art sich zu geben, hinter der er einen Vulkan von Leidenschaft vermutete, der sich in heimlichen Gluten verzehrt.

Einnmal hatte er sie in der kleinen Kirche Pietro in vincoli getroffen. Ganz allein. Es war in den späten Nachmittagsstunden, kurz vor dem Diner. Alle Welt promenirte um diese Zeit noch auf dem Pincio. Er war planlos von der Villa Borghese aus noch nach der kleinen Kirche gefahren, nachdem er seine Frau im Hotel Quirinal, wo sie wohnten, abgesetzt hatte.

Als er die Kirche betrat, sah er eine Frauengestalt vor der Mosesstatue des Michel-Angelo stehen. Durch das enge Fenster fiel ein Strahl der untergehenden Sonne schräg ein und übergoss das grandiose Werk mit einem rötlichen Schimmer. Wie lebendig pulsirendes Blut quoll es in dem Marmor, und auf dem strengen Antlitz malte der rosige Lebenshauch weiche Linien . . .

„Wundervoll,“ sagte sie halblaut vor sich hin und wendete sich langsam nach ihm um, als fände sie es ganz selbstverständlich, ihn hier zu finden.

„Irene, Sie?“ . . . stammelte er etwas verwirrt.

„Ja, wer sonst anders?“ fragte sie mit einem leicht ironischen Lächeln.

„Wer sollte sonst wohl um diese Stunde vor dem Moses stehen als Sie und ich? Die Andern geben zu einer ganz anderen Zeit ihre Visitenkarten bei Michel-Angelo ab. In großen Horden und an einem im Bädeler festgesetzten Tage. Einen Künstler, wie Sie, aber treibt es immer her, und ich . . . nun, ich wußte, daß um diese Stunde die scheidende Sonne diesen Marmor mit dem Saft des Lebens rot durchglüht . . . ich habe diesen wundersamen Anblick schon einige Male genossen . . . und verschaffe mir ihn immer wieder . . .“

Sie trat einen Schritt zurück.

„Prachtvoll! Sehen Sie doch!“

Schröter stand wortlos vor der Herrlichkeit dieser Kunstschöpfung.

„Und jetzt“ . . . ihr Auge flog empor, „das Licht verlischt . . . aber dieser Marmor hat ewiges Leben.“

Die Sonne war untergegangen. Eine sanfte Dämmerung erfüllte den kleinen Raum. Alle Gegenstände schienen wie versunken in dem matten Grau, nur die Statue leuchtete darin auf in weißer Pracht und schien zu wachsen und die Kirche ganz auszufüllen. Nichts sah man mehr, als diese herrliche Schöpfung, die zu Riesendimensionen sich vor ihnen ausdehnte.

„Grandios!“ flüsterte er jetzt in höchster Ergriffenheit.

Und sie entgegnete leise: „Ich möchte wissen, was ein Künstler, ein Bildhauer empfindet vor diesem Werke?“

„Ohnmacht!“ erwiderte er. Eine unsagbare Depression lag in seiner Stimme.

Sie sah ihn eine Weile nachdenklich an. Ihre Augen schienen die immer tiefer werdende Dämmerung zu erhellen. Flammend und erweckend ruhten sie auf ihm. „In mir würde es eine ganz andere Empfindung auslösen: Selbstvertrauen!“

Ihre Worte klangen unendlich hochmütig. Und mit stolzer Bewegung warf sie den Kopf zurück.

„Sie! ja Sie!“ kam es gepreßt über seine Lippen, als hätte er einen Aufschrei des Entzückens in seiner Kehle erstickt.

„Nur im Höchsten dürfen wir uns suchen . . .“ sprach sie weiter, „suchen und finden. Ein Bildhauer, wie Sie, also in Michel Angelo.“

„Sie waren aus der Kirche getreten. Draußen dunkelte es völlig, und sie mußten vorsichtig die schiefgetretenen Stufen der Treppe hinabsteigen, die von der kleinen Anhöhe zur Straße niederführte.

„Wenn ich das Standbild eines Kaisers machen sollte, der ein moderner Mensch ist, ich führe nach Rom und studierte diesen Moses,“ sagte sie jetzt im Tone ruhiger Betrachtung. „Dieses Antlitz trägt die Züge eines großen Demagogen, und das war er ja im Grunde. So muß ein Auge blicken, das die Massen beherrscht. Streng und klug, nur etwas überflogen von Rachsucht und Mitleid, mußte der aussehen, der die Menge demütig vor sich niederzwingt und dem Volke die Gebote gab, auf denen seit Jahrtausenden die sogenannte sittliche Weltordnung ruht.“

Sie lacht mit einem metallisch klingenden, spöttischen Lachen.

. . . „Ob wir noch einmal einen Moses erleben?“ wie in jäher Ideenverbindung sieht sie Natal Woronski vor sich . . . „und . . . und einen Michel Angelo?“

Er atmet schwer auf und weiß keine Antwort auf ihre seltsamen Fragen.

Schweigend gehen sie jetzt nebeneinander her, bis zur nächsten Straßenecke, wo ihr Wagen wartet. Sie bietet ihm keinen Platz neben sich an,

obwohl sie, um zu ihrer auf der Piazza d'Espagne gelegenen Wohnung zu gelangen, an seinem Hotel vorüber muß.

„Gute Nacht,“ sagt sie, und er starrt dem Wagen nach, den die Schatten des jetzt rasch nieder sinkenden Abends verschlingen. Und wie aus wachen Träumen flüstert auch er: „Gute Nacht.“

* * *

Seit jener Begegnung sahen sie sich oft. Irene hatte ihn zu einem Besuche in ihrer Wohnung eingeladen. Von einer adligen Deutschen, die seit vielen Jahren als Malerin in Rom lebte, hatte sie einige Zimmer abgemietet und nach ihrem Geschmack umgeändert. Die Dame, die mit Anfertigung von Kopien nach berühmten Galeriebildern ihren Unterhalt verdiente, war froh, einen so außerordentlichen Zuschuß zu gewinnen, denn Irene feilschte nicht und gab bereitwillig den geforderten Preis. Nur die Bedingung stellte sie, ungestört zu bleiben, da sie mit einer größeren Arbeit beschäftigt sei. Die Malerin zog sich daher in die kleine Küche, auf deren erloschenem Herde niemals gekocht wurde, zurück. Dort bereitete sie sich Wohnstätte und Nachtlager, und, da sie fast den ganzen Tag in den Galerien zubrachte, jezt meist im Palazzo Borghese, wo sie unzählige Male Tizians himmlische und irdische Liebe kopirte, war Irene wirklich unbeschränkte Herrin des kleinen Appartements. Das größte der Zimmer, das Atelier der Malerin, war ganz bedeckt mit Kopien berühmtester Meisterwerke. Es gab kaum eine Madonna, die Fräulein v. Gadenstädt nicht gemalt hätte, und neben Rafael und del Sarto schmückten Tizian die Wände des nicht allzu hohen Gemaches, dessen Fenster auf die spanische Treppe hinausgingen. Dieses Studio, wie Fräulein v. Gadenstädt es stolz nannte, hatte Irene zu ihrem Arbeitszimmer hergerichtet. In der Mitte stand ein großer Diplomaten Schreibtisch, der sich seltsam unter allen diesen Gemälden ausnahm. Er war mit Büchern, Manuskripten und Schreibrequisiten bedeckt und gab dieser originellen Bildergalerie einen ganz eigentümlichen Charakter. In einer Ecke stand eine Ottomane mit einer Decke aus römischer Seide in grellen Farben. Daneben ein kleiner Tisch mit Rauchtensilien. Eine Schale aus italienischer Schildpatt war mit Cigaretten gefüllt. Auf verschiedenen Stühlen und Stagären lagen Bücher und aufgeschlagene Zeitschriften. Das Gemach nebenan war halbrund und empfing sein Licht durch ein schmales, zwischen zwei Säulen eingeklemmtes Fenster. Auf den ersten Blick hatte dieser Raum etwas Originelles, beinahe Romisches. Wenn man ihn betrat, glaubte man einen Ausschnitt der Säulengänge eines alten Klosterhofes vor sich zu sehen. Und sicherlich war es eine Art Erker, den das alte Fräulein zu einem „Vouloir“ gemacht hatte. So nannte sie emphatisch den rundlichen Winkel. Irene hatte sofort erkannt, daß sich hier etwas Apartes herstellen lassen würde. Ihre

Künstlerische Natur hatte denn auch wirklich ein ebenso eigenartiges, wie stimmungsvolles Gemach daraus gemacht. Ueberall blühten in hohen Vasen die herrlichsten Blumen, entfalteten unterhalb des Fensters sich zu einem prangenden Arrangement, aus dessen Mitte eine Palme aufragte, die die Scheiben fast ganz beschattete. Dadurch fiel das Licht nur gebrochen ein und umgab Alles mit einem mystischen, transparenten Halbdunkel. In der Nähe eines jener italienischen Ofen, bei deren Anblick man von einem Frösteln befallen wird, und in dem an kalten Tagen gewöhnlich ein „Fuoco“ brennt, das die Kälte noch kälter erscheinen läßt, stand eine Couchette mit großen Seidentissen, einige amerikanische Schaukelstühle und mehrere Sesseln von verschiedenen Formen. Bequem konnte man hier seinen römischen Tag verträumen, verplaudern, verdämmern. Kein Geräusch von der Piazza drang störend ein, nichts, was an das Treiben der Außenwelt gemahnte, an den Alltag des Lebens. Wie eingesperrt in das runde Turmzimmer eines alten Schlosses befand man sich dort, und es schien, als könne Niemand den Ausgang finden aus diesem geheimnißvollen Raume. Irene empfing auch nur wenige Auserwählte darin, und in der deutschen Gesellschaft Roms nannte man es spöttisch: „Die Insel der Seligen“. Als Fräulein v. Gadenstädt ihr ehemaliges „Boudoir“ in seiner veränderten Gestalt wieder sah, schüttelte sie nur den Kopf und sagte: „O, Fräulein Wägen, das ist ja sehr merkwürdig. In Hannover, wo ich geboren bin und wo mein Vater Hauptmann beim vierten Infanterieregiment war, würde man sich wundern, daß Jemand so etwas erfinden kann. Und ich hätte es mir auch nicht träumen lassen, als ich damals nach Rom kam . . . aber hier . . . hier wird man Manches gewöhnt, und ich habe hier schon so Vieles gehört, daß ich mich über gar nichts mehr wundere. Aber hübsch ist es, sehr hübsch und ganz apart . . . Und wenn Sie erlauben, daß ich einmal, in Ihrer Abwesenheit vielleicht, das Zimmer meiner Freundin, Fräulein Josephine Metzger aus Darmstadt zeigen dürfte . . .“

„Bitte, liebes Fräulein von Gadenstädt,“ hatte sie lachend erwidert, „gegen Darmstadt habe ich absolut nichts einzuwenden, aber im Uebrigen strengste Diskretion, wenn wir gute Freunde bleiben sollen.“

Hierauf hatte sie noch hinzugefügt, daß das dritte Gefaß ihr als Schlafzimmer dienen solle und gleichzeitig zum Ankleideraum. Sie müsse sich behelfen, da keine weiteren Gemächer vorhanden seien. Nur einen dienstbaren Geist müsse Fräulein v. Gadenstädt ihr noch verschaffen, denn wenn sie auch nicht zu Hause speise, so wolle sie doch das Gefühl des ‚home‘ nicht entbehren, und ein ‚five o‘clock‘ oder ein kleines ‚supper‘ müsse herzustellen sein. Fräulein v. Gadenstädt hatte Alles versprochen. Sowohl ‚five o‘clock‘, was ihr besonders imponirte, als ein kaltes ‚supper‘ — als Hannoveranerin schwärmte sie für alles Englische.

Irene war zufrieden mit der Art, wie ihre Ansprüche erfüllt wurden. Sie waren nicht besonders groß. Die Freunde, die zu ihr kamen, be-

gnügten sich zumeist mit einer Cigarette und einem Glas Marsala oder Vermouth di Torino und einem anregenden Gespräch mit der geistvollen Frau. Daran fehlte es nun niemals. Fritz Schröter empfand das ganz besonders und überließ sich willenlos dem starken Eindruck, den sie auf ihn machte. Die gesellschaftliche Acht, in die sie geraten war, seit sie damals beim Botschafter so keck ihre Meinung ausgesprochen hatte, machte sie ihm noch interessanter. Er redete sich ein, es sei ritterlich, zu zeigen, daß er solche Vorurteile nicht teile und die Offenheit und Unerblichkeit, mit der sie schonungslos sich über das Berliner Kunstleben geäußert hatte, durchaus nicht mißbillige. „Man muß es kennen, wie ich,“ hatte er im Künstlerverein, sie verteidigend, gesagt, „um zu wissen, wie recht sie in vielen Dingen hat . . .“

„Aber sie kennt Berlin ja garnicht, und diese Angelegenheiten . . .“

„Mein Gott, Berlin kennt jetzt Jedermann vom Hörensagen! Man liest und spricht ja nichts Anderes jetzt, wie Berlin . . . Berlin in allen Fragen und überall obenan. Theater, Musik, Kunst, Litteratur! — Bei Allem in erster Reihe. Was dort nicht seine Kontrainsignatur erhält, gilt überhaupt nicht. Es ist also für einen einigermaßen gescheiten Menschen nicht allzu schwer, sich eine Vorstellung von diesem „Berlin“ zu bilden und nun gar für eine Frau, die, wie Irene Mayen, die Dinge mit geradezu phänomenalem Scharfsinn durchdringt, mit intuitivem Sensualismus ergreift . . .“

Und nun schien ihm nichts natürlicher, als daß er ihre Partei ergrieff und zu ihr hielt.

Das brachte sie noch näher zusammen. Wie Alles, was bei keimendem Interesse Menschen zueinanderführt, die sich unbewußt suchen. Wie weit so etwas bei Irene harmlos war, ließ sich nie genau bestimmen. Schröters kapriziöse Natur aber erlag solchen Einwirkungen gewöhnlich sehr rasch, und so entwickelte sich zwischen ihnen bald ein freundschaftliches Verhältniß, das ihn jede Rücksicht auf seine junge Frau vergessen machte. Irene aber kannte das Wort Rücksicht überhaupt nicht. Hohnlachend wies sie in ihrem Innern Alles von sich, was in diesem Sinne Geltung hatte in der Gesellschaft. Hohnlachend und zähneknirschend! Denn was sie scheinbar verachtete, haßte sie glühend, weil Andere besaßen, was ihr versagt war. Und wenn sie Frauen wie Ante in der ihnen angeborenen und anerzogenen Würde einer durch Generationen zu edler Blüte hochentwickelten, aristokratischen Kultur sah, galten sie ihr als persönliche Feinde. Wie eine Rächerin erschien sie sich, dieser festgefügtten Ordnung gegenüber. Diesem Selbstbewußtsein, das seine ererbte Berechtigung hatte, während das ihre nur in ihr wurzelte, in ihr seinen Anfang nahm, mit ihr sein Ende fand. In ihr, der im Sumpf erblühten Giftpflanze. Und dann war es ihr, als wäre dieses Gift eine Waffe, die sie anwenden müsse, um zu töten, zu

morden, die Tugend, das Familienglück, die sittliche Weltordnung. Töten diese Weiber, die so stolz sind auf Güter, die ein glücklicher Zufall ihnen in den Schoß geworfen hat.

Wie sie sie haßte! Wie sie sie haßte! Und dann stachelte sie ihren eigenen Stolz auf, indem sie sich sagte, sie sei mehr als sie Alle — und sie erinnerte sich eines Wortes, das Natal Woronski ihr einmal gesagt: „Kraftgenialität“ sei eine Pflanze, die dem Sumpfe entkeimt, aber gerade sie sei die schöpferische Allmacht und eine zerstörende . . . Ja das . . . das wollte sie sein. Sich nehmen von der Tafel des Lebens, was ihr gefiel. Ihr Verstand sagte ihr, daß dies nur gelingen könne, wenn sie ihre Absichten nicht verriet und die Maske nicht lüftete, die ihrer Seele Rätsel verbarg.

* * *

Eines Tages war sie mit Schröter in die Via Appia hinausgefahren. Am Grabmal der Metella hatten sie den Wagen verlassen, um ein Stück zu Fuß zu gehen. Es war am Spätnachmittag, und der Tag neigte sich bereits und breitete wundersame Farben am Horizonte aus. Dort wo der Himmel die Campagna wie mit einem unendlich weiten, goldigen Reizen zu umspannen schien. Als sollten Himmel und Erde sich vermählen in bräutlicher Seligkeit.

Wortlos blickte Irene in die unsagbare Schönheit der Campagna, mit ihren traurig süßen Reizen, mit ihren wehmützvoll verschwinnenden Farbtönen, die wie eine Totenklage leise über die Landschaft hinzogen. Leichte Nebel wallten über die Felder, und Irene erschauerte und sagte mit klangloser Stimme: „Malaria!“

Er sah sie erschrocken an, aber da lachte sie wieder und sagte:

„So schlimm wird's nicht! Ich bin immun geworden bei dem häufigen Klimawechsel auf meinen Reisen. Aber zieht es nicht wie der Tod über diese Felder! Und steigt es nicht in gefährlichen Dünsten auf, heut, wie dazumal auf diesen Gefilden, auf denen sie ihre Toten begruben? Ist alles Leben nicht wie ein einziger großer Tag? Und alles Sterben nicht wie ein schlechter Scherz der Natur? Wer lebt und wer stirbt? Lebt man denn überhaupt? — Sind Sie überzeugt, daß Sie leben, Schröter?“

„Wenn ich an Ihrer Seite bin, gewiß!“

Sie lachte, und ein triumphirender Ausdruck trat in ihr Antlitz. Und dann heftete sie ihre großen, seltsamen Blicke auf ihn und sagte nur: „Kommen Sie!“

Der Wagen war ihnen langsam nachgefahren, und sie stiegen ein und fuhren zur Stadt zurück. Die Nebel hatten sich verdichtet und Licht und

Farben in sich aufgesogen. Eine feuchte, schaurige Atmosphäre umgab Alles, und sie rückten unwillkürlich dichter zusammen, als wollten sie sich so die Lebenswärme erhalten. Stillischweigend saßen sie, eng aneinander-geschmiegt.

Ihre Gedanken flogen zu Jeydon zurück, mit dem ein solcher Nebel sie einmal in den Tälern von Gilead überrascht hatte. Die Heimkehr in einem offenen, mit Maulesel bespannten Karren durch die Todesnebel des Tales hatte sein Ende beschleunigt. Ein rasendes Fieber hatte die letzte Kraft seines schwindsüchtigen Leibes aufgezehrt. Der Pinsel war der Hand, die gottbegnadet, so unendlich Schönes noch geschaffen, entsunken, das Auge gebrochen, das den Himmel offen gesehen, in die Wunderpracht seiner Farben geblickt, um sie festzuhalten. Und hier, neben ihr wieder ein Künstler, einer, den sie zu einem größten machen konnte, wie Jeydon, aber er — er sollte leben.

Sie waren bei der Porta Maggiore angelangt.

„Begleiten Sie mich nach Hause,“ sagte sie halblaut, und dann rief sie dem Rutscher zu:

„Avanti: fa freddo!“

„Wollen Sie?“ wendete sie sich nochmals ungeduldig an ihn, als er nicht antwortete. Er war wie geistesabwesend.

„Gewiß, ja, oh wie gern!“ stammelte er verwirrt.

„Ich muß Sie aus diesen Malariafchauern aufrütteln, gut durchwärmen mit Marjala und heißem Thee und Glühwein — einen tüchtigen Rausch, bis alle Kälte aus den Gliedern gewichen. Das hilft, ich habe es schon wiederholt erprobt.“

„Ja, das hilft —“ wiederholte er wie aus tiefen Gedanken auf-fahrend. „Das hilft!“

Dann saßen sie in Fräulein v. Gadenstädt's „studio“ zusammen. Ober richtiger, Fritz lag auf der Ottomane ganz eingebettet in die seidenen Kissen, die sie aus dem Boudoir nebenan herbeigeht hat. Die Tür hatte sie offen gelassen, und ein starker Duft der Blumen, die darin prangten und verblühten, strömte in das Atelier. Aus einer Ampel, die in der runden Fensternische hing, fiel durch ein blau irisirendes Glas ein matter Schein und erfüllte das kleine Gemach mit magischem Licht. Träumerisch waren seine Augen dorthin gerichtet. Dann wühlte er sich tiefer ein in die Kissen und zog die warme Decke, die sie über ihn gebreitet hatte, höher hinauf. Ihn fror.

„Noch immer?“ fragte sie ein wenig besorgt und sah ihn prüfend an. Totenblässe bedeckte sein Antlitz, und ein kalter Schweiß stand auf seiner Stirn. Aus dem Gesicht war jedes Leben gewichen, nur die Augen flammten in unruhigem Feuer und schienen das bläuliche Licht nebenan in sich aufzusaugen.

Sie berührte seine Stirn mit leichter Hand, und er ergriff sie und preßte einen Kuß darauf.

„Das erste Lebenszeichen,“ sagte sie lächelnd, „es wird vorübergehen, wir müssen nur beharrlich den Teufel mit Beelzebub austreiben.“

Sie war bei diesen Worten an den Tisch getreten und goß aus einer mit Marfala gefüllten Krystallkaraffe zwei Wassergläser voll.

„Hier noch eines,“ sprach sie, das Glas an seine Lippen bringend, „und austrinken, hastig, in großen Zügen, bis auf den letzten Tropfen. Ich mache es auch so!“ Damit nahm auch sie ihr Glas und leerte es auf einen Zug.

„Das Mittel ist erprobt, und ich bin auf solche Ueberfälle eingerichtet. Unten im Orient habe ich mancherlei erlebt und durch ein eigenes Verfahren solche Dinge paralyisiren gelernt. Es war übrigens eine heftige Attacke. Trotzdem, morgen früh sind Sie wieder hergestellt — etwas zerschlagen vielleicht, aber gesund.“

Wieder ruhte ihr Auge forschend auf ihm, und es war ihr, als wäre die Blässe von vorhin einem leichten Lebensschimmer gewichen. Dann zog sie die Decke noch höher hinauf, über das Kinn und den Mund hinweg. Nur die Nase ließ sie zum Atmen frei und legte noch ein ganz großes Kissen über ihn.

„So, und nun liegen Sie ganz ruhig, bis ich wiederkomme. Ich will es mir nur ein wenig bequem machen für meinen Krankenpflegerposten.“

Ein schwaches Lächeln umspielte seine Lippen. Aber er sprach nicht und verfolgte nur mit seinen lodernden Blicken jede ihrer Bewegungen.

Sie war hinausgegangen, und er schloß die Augen.

„Versuchen Sie zu schlummern,“ hatte sie im Hinausgehen gesagt, „ich bin bald wieder zurück.“

Aber hinter den geschlossenen Augenlidern sah er wieder nur sie. Ihre interessante Erscheinung, ihre gemessenen, ruhigen Bewegungen fielen ihm auf, die Kaltblütigkeit und Furchtlosigkeit, mit der sie der Gefahr in's Auge sah. Nicht um sich hatte sie gesorgt, nur um ihn, nicht an sich dachte sie, die den gleichen schädlichen Einwirkungen ausgesetzt gewesen, nur um seine Gesundheit bangte sie, nur ihn zu schützen war sie bemüht. Und mit welcher Ruhe und Umsicht sie Alles tat. So erschien sie stets; dennoch ahnte er, was für heiße, wilde Gewalten in ihrer Seele schlummernten, welche Leidenschaften sie durchwühlten. Seinem Künstlerblick waren die Zeichen nicht entgangen, die verrätherisch von ihrer gewaltthätigen Natur sprachen. Was mußte eine solche Frau im Leben eines schaffenden Künstlers bedeuten?

Wirr kreuzten die Gedanken sich in seinem Hirn. Kein Schlaf kam in seine Augen, und in wilden Fieberträumen sah er Irene von dem blauen

Licht umflossen, inmitten all des bunten Blütengewirrs und der grünen Palmen dastehen. Eine Statue! Den weißen Leib in marmorner Hülle, in der erhobenen Hand einen Dolch, mit dem sie irgendwohin zielte. Er konnte nicht sehen, nach wem ihr Blick gewendet war, aber Vernichtendes züngelte darin auf. Wundervoll war diese Statue, die Stellung von vollendeter Plastik und höchster Ausdrucksfähigkeit, das Antlitz berebt in seiner stummen Sprache. Wer konnte dieses Meisterwerk geschaffen haben, dort, in dem kleinen, runden Tempel mit den rätselhaften Blumen und dem mystischen Lichtglanz von weißlicher Bläue? War er der Bildner?

Nein!

Ein Gott!

Aber zum Leben wollte er diese Statue erwecken, wachküssen — er versuchte emporzuspringen.

„Sachte, sachte,“ sagte sie mit beschwichtigender Stimme. „Ein wenig Fieberphantasien. Das war zu erwarten.“ Und dann drückte sie ihn mit fester Hand auf das Lager und ordnete auf's Neue Kissen und Decken um ihn.

Er war kraftlos zurückgesunken und ließ Alles mit sich geschehen. Matt ruhte sein Auge jetzt auf ihr, halb gebrochen.

War das die Statue, die er vorhin in klassischer Nacktheit gesehen, die jetzt gewandet vor ihm stand? Die Bewegungen schienen die gleichen, aber aus den still auf ihn gerichteten Blicken zuckte nicht Tod und Vernichtung, und statt des Dolches hatte sie eine kleine Schale in der Hand, die sie an seine trocknen Lippen setzte.

„Gift!“ lallte er mit schwerer Zunge. Die Begriffe verwirrten sich in seinem Kopf, und eine wahnsinnige Vorstellung jagte die andere.

„Nur etwas Chinin,“ antwortete sie. „Ich habe den heftigen Fieberanfall vorausgesehen und es für Sie gemischt. Trinken Sie nur.“

Er trank wie ein gehorames Kind.

„Wir müssen sehen, Sie in Schweiß zu bringen.“

Sie sann einen Augenblick vor sich hin.

„Es wird nichts Anderes übrig bleiben als Ihnen behilflich zu sein, die feuchten Kleider abzustreifen — die Oberkleider, angefüllt mit der vergifteten Feuchtigkeit,“ sagte sie halbblut. „Ich fühle mich ein anderer Mensch, seit ich die meinen mit dem bequemen Möglichen vertauscht habe.“

Er warf sich unruhig auf dem Lager hin und her.

Sie dachte einen Moment daran, Fräulein v. Gadenstädt zu Hilfe zu rufen. Aber dann spottete sie innerlich über sich selbst und den lächerlichen Gedanken, die zimperliche alte Jungfer herbeizurufen, um einen fremden Mann entkleiden zu helfen. Komisch, wahrhaftig! Komisch aber auch ihre Bedenklichkeit in diesem Falle. Die Situation war einmal gegeben, und jetzt hieß es, sie beherrschen! Und nun trat sie zu ihm, richtete ihn auf, zog ihm den Rock aus und machte es ihm verständlich, auch der anderen

Kleidungsstücke sich zu entledigen. Es gelang, und wie erleichtert atmete er auf und sank in die Kissen zurück.

„Wenn Madame Wohlstandigkeit das sähe . . .“ höhnte sie in sich hinein, „und sonst die Tugendproben.“ Eine dunkle Wolke trat auf ihre Stirn, „seine Frau — wenn der so was passirte!“ Sie lachte hart auf und so laut, daß der Kranke sich unruhig umherwarf und sie angstvoll anstierte. „Sterben müßte er, elend sterben — Mark und Bein könnte ihm die giftige Malaria eher verborren, ehe sie so was täte.“

Und nun schob sie mit einer verächtlichen Bewegung die Sachen beiseite, die auf der Erde lagen. „Und darin steckt ihre Moral, und das Herkommen siegt auch über den Tod!“

Wiederum lachte sie auf, wegwerfend jetzt, hochmütig!

„Ich wette, Frau Ante ertrüge es besser, wenn man ihren Mann todkrank, rettungslos ihr in's Haus brächte, als ihn so bei mir zu wissen. Aber solche Dummheit muß man nicht unterstützen. Honny soit qui mal y pense! Ich pfeife auf ihre Vorurteile.“

Und nun goß sie wiederum ein Glas Marfala ein und trank es hastig aus. Dann entzündete sie eine Flamme unter einer silbernen Theemaschine, die immer in Bereitschaft stand, und machte Thee, den sie stark mit Zucker, Citrone und Cognac versetzte. Gierig schlürfte der aus leiser Betäubung von ihr Erweckte den heißen Trank. Er schien in seinem Körper eine wohlthätige Reaktion wachzurufen.

„Noch ein zweites Glas?“ fragte sie halbblaut.

Er nickte bejahend.

Wenn auch das heiße Getränk seinen Durst nicht löschte, so feuchtete es doch seine trockne Kehle an und goß einen Feuerstrom in seine erstarrten Glieder.

Dann gab sie ihm ein Glas kühler Limonade, mit eisgekühltem Sodawasser bereitet und hierauf wieder den heißen Thee, und endlich schien die Wärme wiederzukehren in den gepeinigten Körper, und mit einem Gefühl des Behagens dehnte er die müden, schlaffen Glieder.

Sie beobachtete ihn, wie der Arzt einen Patienten.

„Eine Gewaltkur,“ sprach sie leise vor sich hin, „dennoch aus einem gejunnden Organismus ist der grimme Feind nur durch scharfe, energische Angriffe zu verjagen. Er wird's verwinden. Todmüde morgen, wie zer schlagen und gebrochen, aber von den Malariagiften wird nichts in seinem Körper zurückgeblieben sein.“ Und nun überflog ihr Auge wiederum seine Gestalt. Er schien zu schlummern.

„Wenn er einschläft, ist das Spiel gewonnen,“ sprach sie vor sich hin und schob einen Schirm vor die Lampe, deren Licht ihn bis jetzt hell bestrahlt hatte. Er braucht jetzt Ruhe und Dunkelheit, um ungestört zu schlafen. Dann setzte sie sich an den Tisch, auf dem die Lampe stand,

breitete über ihre Knie eine Decke, nahm ein Buch und begann zu lesen. Sie saß so, daß sie ihn im Auge behielt, um sofort zur Hand zu sein, wenn er sich rührte. Sein Schummer, anfangs unruhig, wurde nach und nach sanfter, aber er war nicht tief, und wenn er von Zeit zu Zeit aufwachte, dann sah sein traumverworrer Blick eine Frauengestalt über ein Buch geneigt. Lesend . . . wachend! So prägte sie seiner Seele sich unauslöschlich ein — eine stolze Samariterin! Die wunderbare Gegensätzlichkeit ihrer Natur auch hier.

Gegen Morgen erst versank er in einen, festen, traumlosen Schlaf, und die Sonne erhob sich bereits sieghaft über den sieben Hügeln, als auch sie sich zur Ruhe begab.

(Fortsetzung folgt.)





Daudets Debüt.

Von

Max Hoffmann.

— Weissenfee b. Berlin. —

In dem glänzenden Dreigestirn Zola, Daudet, Maupassant, das am Himmel des französischen Schrifttums im letzten Drittel des verflossenen Jahrhunderts glänzte, ist Alphonse Daudet ohne Frage der freundlichste Stern. Wenn Zola durch die Fülle des Stoffes und die Wucht seiner Ideen wirkt, Maupassant durch seine originelle Leichtfertigkeit entzückt, so erfreut uns Daudet durch seine fast weibliche Grazie und seinen liebenswürdigen Humor. Jeder von den Dreien hat sich über die beiden anderen geäußert, und besonders Zola hat über Daudet einen seiner fleißigen Essays geschrieben, in dem er mit dem tastenden Spürsinn des feinfühligsten Journalisten den Spuren des Daudet'schen Schaffens nachgeht. Es ist nur natürlich, daß den großen Romancier besonders die Prosa und die Romane Daudets interessiren, und so widmet er diesen eine eingehende Untersuchung, während er über die Verse seines Freundes leicht hinweggleitet. Und doch ist in den „Amoureuses“, die die ersten poetischen Schwingungen seines jugendlichen Herzens mit provenzalischer Leichtigkeit und Ausdrucksfähigkeit wiedergeben, schon der ganze Daudet mit seiner schallhaften Ironie, seinem graziösen Sprit und seiner koketten Lustigkeit enthalten. Schon gleich bei seinem Debüt auf dem kritischen Theater zeigte er sich als ein wahrer Prinz aus Genieland, der baar bezahlte und keine Vorschußlorbeerkrone verlangte.

Nicht ohne Bedeutung hat Daudet sein erstes Buch, das die poetische Ausbeute seines siebenzehnten bis einundzwanzigsten Lebensjahres enthält,

„die Verliebten“ genannt; denn die Liebe ist es, die darin die Hauptrolle spielt, mag sie nun als Leidenschaft der Liebenden oder als herzliches Gefühl der Mutter für das Kind oder als freundschaftliches Verhältniß zwischen Mensch und Tier zu Tage treten. Und das Alles ist mit einer zarten Anmut, einer festen, spöttischen Naivetät hingeträllert, daß wir einen Troubadour zu vernehmen glauben und den echten Südfrauzen vor uns sehen, wie ihn Zola schildert: „Mit der zarten, nervösen Schönheit eines arabischen Pferdes, wallendem Haar, seidenweichem Bart, großen Augen, kleiner Nase und sanftem Mund, mit einer von geistiger und sinnlicher Anmut durchhauchten Gestalt, in der etwas von einem französischen Gecken und einem orientalischen Weibe war.“ So bezauberte er alle, die ihn näher traten. Und dieser Zauber geht auch von seinen Versen aus.

Welcher Dichter mußte nicht sofort alle Eltern und besonders alle Mütter für sich gewinnen, der sich gleich am Anfang seines Buches an die „kleinen Kinder“ wendet und die neugeborenen, erst einen Tag alten Kinderchen besingt! Es ist, als wenn man die ersten, überschwänglichen Freudenrufe einer glücklichen Mutter vernimmt, wenn er ausruft: Wie liegen sie da mit dem kleinen Näschen, den kleinen, halbgeschlossenen Lippen, frisch weiß und rosig in ihren Windeln! Was für ein Glück geben sie uns, wenn sie mit großen Augen scheu umherschauen, wenn sie lächeln und auch wenn sie weinen und allerhand schwagen. Und ein Engel wacht bei ihnen und sagt: Schlaf, schöner Kleiner, ich wache! — Und mit dem Paradies, aus dem sie stammen, verbindet sie noch ein feiner goldner Faden. Bei diesem Gedanken zittert durch das lustige Liebdchen ein leiser Ton der Wehmut, wenn Daudet daran erinnert, wie leicht wir die Kinder verlieren können: Ach, ihr alle habt Flügel! — Dieser Gedanke bringt ihn auf das Gedicht „Le croup“. Die Nacht ist finstern, das Zimmer kalt, im Kamin erstarb die Glut, und der Hauch des Todes weht durch das Haus. Die Mutter bittet ihren Liebling inbrünstig, nicht von ihr zu gehen, der Vater weint und wagt nicht, nach dem Sterbenden hinzubliden, der Großvater singt ein Wiegenliedchen, um den Kleinen einzuschlaffen; aber die Kerze erlischt, ein Röcheln wird vernehmbar, und man hört Jemand wie einen Dieb entfliehen. „Und ich habe ihn sofort erkannt,“ ruft Daudet aus, „das ist Herodes mit seinem Purgurwand und seinem Katagan. Geh' zum Teufel!“ — Durch diesen Schluß giebt der Dichter dem kleinen Sterbezimmerbild einen grandiosen Hintergrund, indem er es so hinstellt, als wenn Herodes, der, nach der Bibel, „auswichte und alle Kinder zu Bethlehem töten ließ, die da zweijährig und darunter waren,“ noch heut als Gespenst umgehe und nach den kleinen Opfern fahnde. Die biblische Erinnerung steht in Verbindung mit dem katholisirenden Zug seines Herzens, und so malt er uns auch in seiner Weise ein niedliches Bildchen: „Die Jungfrau an der Krippe“, worin er zeigen will, daß schon in dem Kind Jesus das Mitleid die höchste treibende Macht war.

In frischen Windeln lag das Jesuskind.
Die Jungfrau wiegt' es langsam, sanft und lind
Und sang dabei so zart wie eine Meise.
Sie wiegte es und sang ein Liedchen fein,
Wie man es singt den Kleinen, leise, leise . . .
Jedoch das Jesuskindlein schlief nicht ein.

Es staunt und freut sich, als das Liedchen klingt,
Es lacht in seiner Krippe, und es singt
Wie ein Levit, ein Sänger in den Chören,
Es schlägt den Takt mit seinen Händchen klein;
Die Jungfrau muß es mit Betrübnis hören,
Sie steht, der kleine Jesus schläft nicht ein.

„Mein Lieber Jesus,“ sagt sie zitternd leise,
„Schlaf doch, mein kleines Lämmchen schön und weis!
Schlaf! Es ist spät, die Lampe brannte nieder.
Die Stirn ist heiß, sehr müde mußt Du sein;
Schlaf, Liebling! Schließe furchtlos Deine Lider!“
Jedoch das Jesuskindlein schlief nicht ein.

„Vom kalten Wind erlosch das Feuer sacht —
Schlaf! Jetzt ist Nacht, des güt'gen Gottes Nacht,
Die Nacht der keuschen Liebe hier auf Erden.
Verbirg die Augen unterm Tüchlein,
Wil sonst die Sterne eifersüchtig werden!“
Jedoch das Jesuskindlein schlief nicht ein.

„Und bist Du ruhig eingeschlummert kaum,
Kommt wie ein Lämmchen mancher holde Traum
Und wird sich leicht auf Deine Augen senken.
Gleich wird er kommen, schlaf, mein Jesus!“ — Nein,
Das kleine Jesuskindlein schlief nicht ein.

Da neigt Maria mit betrübtem Blick
Zum Sohn sich nieder, flüsternd: „O mein Glück,
Wenn Du nicht schläfst, muß Deine Mutter weinen.
Ja, ich muß weinen, o mein schmerzlicher Sohn —“
Doch kaum sah es die Tränen dort erscheinen,
Da schlief das kleine Jesuskind auch schon.

So ist Daudet ein Dichter der frühesten Jugend, aber das sind andre Töne, als die der heut sich breit machenden „Fiksbuße“ und Genossen. — Jeder Mensch, der sich die reine Freude am unschuldigen Kindesalter bewahrt hat, kann und wird diese Verse nachempfinden, während dort, wo man versucht hat, die Stammeleien von Kindern in Reime zu bringen, höchstens geistreiche Experimente zum Vorschein gekommen sind.

Wenn Daudet ein guter Sohn der römischen Kirche war und sich an den farbenprächtigen Kultuszerräthen berauschte, wo der Weihrauch in bläulichen Flor den künstlerisch geschmückten Raum einhüllt und feierliche Musik die mächtigen Tonschwingen regt, so wird er doch nie frömmelnd und

behält das liebenswürdige Lächeln bei, das nie ganz aus seinem geistreichen Gesicht weicht. Ja, selbst frivol kann er dabei sein, wie im „Miserere“. Er kniet mit seiner Geliebten am Grabe ihrer Liebe: da liegt sie in ihrem weißen Kleide, keusch und niedlich, die teure Begrabene — Miserere! Miserere! — Wir haben sie ohne Bedauern schon für den Tod gepußt, wir meinten nicht sehr stark, denn Du bist eine Frau, und ich bin ein Poet — Miserere! Miserere! — Sie war im Frühling geboren, im Herbst ist sie gestorben, die Ärzte hatten konstatirt, sie wäre zu rein, zu langweilig — Miserere! Miserere! — Der Rosenkranz jedes Verliebten hat zwar Kugeln, durch die wir diesen lieben Engel wieder zum Leben zurückbeten können, doch es ist gut so, wie es ist, ich will sie nicht stören — Miserere! — Schließen wir das Grab! Nie hab' ich soviel geweint, ach, warum, meine Taube, haben wir sie so tief begraben? Miserere!

Mit diesem Gedicht sind wir schon bei der zweiten Gruppe der Sammlung angelangt, wo er von der Liebe jauchzt und klagt, wo Ernst und Scherz, ausgelassene Lustigkeit und weiche Wehmut in bunter Folge wechseln. Er macht der Geliebten allerhand Vorschläge, wie sie zusammen leben könnten: Natürlich nur bescheiden wie Anachoreten, in irgend einem verborgenen Tale, ohne Putz und Cigaretten. Sein ganzer Horizont sollen Blumen und ihre Augen sein. Aber über solche Ideen spottet die Geliebte, und er erklärt halb resignirt, halb schelmisch: „Ich wollte nur wissen, was Du dazu sagen würdest!“ Ein anderes Mal sieht er seine junge Frau mit schwermütigem Blick träumen. Gewiß lauscht sie auf ihre Seele, die in ihr mit dem ganzen Orchester ihrer zwanzig Jahre ein verliebtes Lenzlied singt. Sie neigt sich zu ihrem Dichter, und was murmelt sie leise? „Freund, es ist Zeit, und mein Friseur ist noch nicht da!“ Nach solchen Erfahrungen fühlt er sich als lachender bohème und schmettert mit provenzalischer Großsprecherei eine „Fanfaronnade“: Ich habe weder Treu noch Glauben, über die großen Gefühle muß ich lachen, ich benutze sie nur, um Verse darüber zu machen. Wenn mir ein Freund oder ein naher Verwandter um den Hals fällt, so halte ich mir die Taschen zu. Von der keuschen Liebe und von der Pflicht will ich garnicht reden, und schließlich glaube ich nicht einmal ein Wort von dem, was ich gesagt habe.

Aber schmerzliches Mitfühlen bleibt ihm nicht fern. Es ist merkwürdig, wie Daudet uns mit seinem Humor nahezieht, so besitzt er auch eine gewisse, unserem deutschen Empfinden wohlbekannte Sentimentalität. In dem dreiteiligen Gedicht „Drei Tage der Weinlese“ erinnert er sogar direkt an Heines „Tragödie“ („Entflieh mit mir und sei mein Weib“). Der Dichter singt: Ich traf sie eines Tages zur Zeit der Weinlese, ihr Rock war hochgeschürzt, ihr Fuß niedlich, sie trug kein Brusttuch, sie hatte das Aussehen einer Bacchantin und die Augen eines Engels. So traf ich sie im Gefilde von Avignon am Arm eines lieben Gefellen zur Weinlese. — Ich traf sie eines Tages zur Weinlese. Die Ebene war düster, und

der Himmel brannte, sie ging allein mit wankenden Schritten, ihr Blick schimmerte von sonderbarem Feuer. Ich schaudere noch jetzt, wenn ich daran denke, wie ich Dich sah, liebes weißes Phantom, eines Tages zur Weinlese. — Ich habe sie eines Tages zur Weinlese getroffen, und ich träume noch jetzt alle Tage davon — Der Sarg war mit Sammt ausgeschlagen, das schwarze Tuch hatte eine doppelte Spitze. Alle Mädchen von Avignon weinten . . . Der Weinberg hatte zu viel Trauben, die Liebe hatte ihre Weinlese gehalten.

Anderz als bei Byron und Lenau trauert die Natur bei ihm. Die kleinen gefiederten Sänger sind es besonders, die mit ihm fühlen. Nach dem Tode seiner Geliebten kommt ein Rotkehlchen in sein verödetes Zimmer geflogen. Er bietet ihm Mais, Gerste und Hirse an; aber es beginnt ein Liedchen zu zwitschern und sucht in der Stube umher. Es scheint sagen zu wollen: „Nein, sie ist nicht tot, wie könntest Du sonst weiter leben? Sie verbirgt sich nur.“ Als all sein Suchen vergeblich ist, flattert es ängstlich hin und her, zittert wie ein Rohr und fällt schließlich tot nieder. Ueber diesen jarten, anmutigen Versen liegt ein überaus feiner Stimmungszauber, ebenso wie über den drei schönsten Stücken des ganzen Buches: „Die Kirchbäume“, „Die Pantoiffeln“ und „Die Pflaumen“. Das zuerst genannte ist leicht wie eine Feder, duftig wie ein Blumenhauch, fast ohne Inhalt und doch lieblich und reizend. Zum zweiten hat Daudet den Stoff aus dem fünften Buche von Goethes „Wilhelm Meister“ entlehnt, wo Serlo beim Betrachten von Philinens zierlichen Halbschuhen in Verzückungen gerät und ausruft: „Ach, der liebe, der einzige Klang, wenn die Absätze auf dem Boden aufschlagen! — Klipp! Klapp! ist das schönste Thema zu einem Rondeau.“ Daudet hat sich bemüht, dieses Rondeau mit dem beständig durchklingenden „Clic! clac!“ zu schreiben; uns will aber bedünken, als wenn er bei Weitem nicht die Wirkung erreicht hat, die diese ganze Scene in Goethes entzückender Fassung hervorbringt. Das Liedchen wird aber beim Vortrag immer Erfolg haben, ebenso wie das Gedicht „Die Pflaumen“, das durch Coquelin ein Haupteffektstück aller französischen Deklamatoren geworden ist.

Daudets Art der spielenden und doch meisterhaften Behandlung des Verses erinnert an Musset, dessen melancholische Stimmung ihm nicht fremd ist, wenn er auch nicht immer in derselben bleibt. Und deshalb war auch Niemand berufener als er, einen Nachruf auf Musset zu schreiben. Er kommt da zu ähnlichen Gedanken, wie Freiligrath in seinen Strophen auf Grabbes Tod. Wenn dieser singt: „Das Mal der Dichtung ist ein Rainszeichen,“ so spricht Daudet davon, daß der Träumer, der Künstler ohne Schmerz leidet. Er sieht eine ungeheure Leere um sich und müht sich ab, diese auszufüllen, bis er eines Tages, wenn seine Seele verwundet ist, müde wird, eine erloschene Flamme anblasen zu wollen, und dahinstirbt an Ekel, Trübinn und — Absinth! — Dieser Gedanke, daß den Dichter, um

mit Blaten zu reden, „der Pfeil der Schmerzen durchbohrt hat“, ließ Daubet das ergreifende Liebchen „Der blaue Vogel“ schreiben:

Ein Vogel sitzt im Busen mir,
Ein blaues, niedliches Geschöpfchen,
Es ist vom Schwanz bis zum Köpfchen
So fein als wie ein Härdchen schier.

Es forbert Blut für's winz'ge Ströpfchen.
Ich dachte: Nun, ich geb' es Dir;
Es braucht ja kaum ein einz'ges Tröpfchen
Solch kleines, zartgebautes Tier.

Da aber bohrt's unmerklich leise
In's Herz verrätherischer Weise
Ein breites Loch, wie eine Hand,

Den Schnabel, scharf wie eine Klinge,
Hat es verlängert sehr gewandt,
Damit er bis zur Seele bringe! —

Das Buch trägt den Untertitel „Dichtungen und Phantasien“, und so bietet es denn noch eine Erzählung in Versen und fünf kleine, phantastische Szenen, die im Wald, in der Hölle, in einer Dragonerkaserne und auf einem Friedhof spielen. Die Erzählung „Die doppelte Bekehrung“ ist spaßig genug. Ein gut katholischer Jüngling Andreas liebt eine Jüdin Sarah. „Wer Jüdin sagt,“ bemerkt Daubet, „sagt auch: schönes Mädchen. Sie hatte festes Fleisch, lange Wimpern, rote, gutfrisirte Haare und niedliche, schlechtbekleidete Füße.“ Beide wollen sich gern angehören; aber die Verschiedenheit ihrer Religion ist ein großes Hinderniß. Andreas erklärt schließlich, sie würde durch ihren Uebertritt sein Glück auf dieser Welt und ihr eigenes Seelenheil in der anderen Welt begründen; aber die Jüdin antwortet schlagfertig: „Statt daß wir Beide unsere Seele retten, können wir ja Beide verdammt sein.“ Und sie schildert ihm in lebhaften Farben ihr heroisches Volk, das so viele Mal den Tod erlitt für seine Bibel und seinen Geldschrank, das seinen ewigen Weg verfolgte, immer gejagt, immer gehaßt, mit der einen Hand nach Sinai weisend, die andere auf die Geldtasche pressend. Im Streit gehen sie auseinander, jedes beschließt aber insgeheim, zur Religion des anderen überzutreten, und als sie sich nach einiger Zeit wieder treffen, da teilt sie ihm mit: „In vier Tagen werde ich getauft,“ und er antwortet: „Morgen Abend soll ich beschnitten werden.“ Großes gegenseitiges Staunen, darauf folgende Aufklärung, und er schlägt ihr vor, die Theologie und was damit zusammenhängt wie die Pest zu fliehen, hinaus in's Freie zu wandern und sich nach Herzenslust zu lieben. „Ja,“ schließt sie schelmisch, „aber wir dürfen nicht zu spät nach Hause kommen.“

„In den „Abenteuern eines Schmetterlings und eines Marienwürmchens“

hat Daudet in seiner feinen ironischen Weise, die Niemand verlegt, den bohème, wie er selber einer gewesen war, und die Philistrier einander gegenüber gestellt. Der Schmetterling wird nach nächtlichen Kneipereien bei der Maiblume und der Rose, von seinen Widersachern, der Distel, dem Skorpion, der Spinne und der Fledermaus getötet, und die Brennesseln und die Kröten sagen: „Das war recht!“ Die Grillen rufen ernst aus: „Er liebte die Blumen zu sehr! Er ging Nachts zu viel aus!“ Die Schnecken und die Käfer brummen: „Zu sehr bohème!“ Der Maifäser hält ihm eine langweilige Grabrede; das Marienwürmchen aber spricht, ganz in Tränen gebadet, ein Gebet für seinen armen, kleinen Kameraden. Auch im „Roman des kleinen Rotkäppchens“ schlägt der Dichter dem trübsinnigen Ernst ein Schnippchen und predigt sorglose Freude und heitern Lebensgenuß, wenn er Rotkäppchen sagen läßt: „Liebe Kinder, bedauert niemals ein Vergnügen, wenn es auch noch so teuer erkauft ist! Das Glück hat keinen Preis; nur Toren wollen darum feilschen.“ Das höchste Glück ist die Liebe. Und diese schleicht sich als Amor in ein Regiment, das wir uns in Krähwinkel denken müssen, und richtet durch die „Liebestrompete“ lustige Verwirrung an. Es ist sehr zu verwundern, daß dieser niedliche Text mit dem an einen Bürgerwehr-Offizier der guten alten Zeit erinnernden Major, dem lächerlichen Bürgermeister und anderen komischen Figuren noch nicht von einem Operetten-Komponisten benutzt worden ist. Denn Daudet versteht komische Situationen zu schaffen. Selbst in die ernste und wehmütige Scene „Die Nachtigallen des Friedhofs“ weiß er als lustiger Schelm komische Wendungen einzufügen. Die Nachtigallen verschrecken alle unliebsamen Störenfriede der Grabesruh durch Gesang; aber die Totengräber scheiden sich an, auf einem Grabe zu essen, und diese rauen Gesellen sind nicht auf so sanfte Art zu vertreiben. Da machen es die Nachtigallen auf andere Weise. Einer der Totengräber sagt plötzlich: „Halt, da fällt etwas in mein Glas — Schöne Geschichte! Jetzt auf den Käse! Ver-teufelte Vögel!“ — Und auch diese Männer müssen weichen.

Nach diesen Beispielen möchte man es nicht vermuten, daß Daudet auch ein Werk schaffen konnte, das an das Gewaltigste anklängt, was Dante, Milton, Goethe und Byron geschaffen haben. Und doch ist ihm dies in dem Mysterium „Die Seelen des Paradieses“ gelungen. Ein Liebender weilt am Sterbebett seiner Geliebten, zu der kurz vor ihrem Tode ein Priester sich Zugang zu verschaffen weiß, der ihre Seele rettet, sodas sie mit ihrem Gott versöhnt in Frömmigkeit stirbt. Der Liebende aber nimmt sich das Leben. Im zweiten Akt sehen wir ihn in der Hölle allen Qualen durch die Dämonen preisgegeben. Er hat sich getötet, um seiner Geliebten folgen zu können, aber er findet sie nicht, denn sie ist im Himmel. Einmal im Jahr jedoch, am Fronleichnamsfest, genießen die Verdamnten den Anblick der über ihren Häuptern hinschwebenden himmlischen Prozession. Und dieser Augenblick ist jetzt gekommen, die Decke öffnet sich, eine unendlich süße

Musik ertönt, und die himmlischen Heerschaaren ziehen in all ihrer Herrlichkeit mit einem Blumenregen langsam dahin. Unter ihnen auch in einem weißen Gewande die ehemalige Geliebte. Der Liebende ruft zu ihr hinauf, beschwört sie, sucht ihre Erinnerung zu wecken, aber sie sagt immer wieder, daß sie ihn nicht kenne, und erklärt ihn schließlich für einen Wahnsinnigen. Und weiter zieht der Zug, und die Musik verklingt. Da ruft der arme Verleugnete aus, indem er seine verdorrten Arme gen Himmel reckt: „Behaltet Eure Glückseligkeit, Ihr unglücklichen Seelen des Paradieses! Sie wäre unvollkommen für mich. Ich will tausend Mal lieber in dieser Hölle sein, wo der Liebende die Erinnerung hat, als in Eurem Paradies, wo die Geliebte vergißt!“

Die Kaiserin Eugenie gehörte zu den frühesten Bewunderern Daubets, und durch ihre Verwendung erhielt er bei dem Halbbruder ihres kaiserlichen Gemahls, dem Herrn von Morny, eine einträgliche Stellung, wodurch er dem bohème-Leben entzogen und auf die Bahn der geregelten Arbeit gelenkt wurde. Ob die unglückselige alte Dame noch heut bisweilen in ihrem einstigen Lieblingsbuch, den „Amoureuxes“, blättert? Mit welchen Gefühlen mag sie dann in den „Seelen des Paradieses“ die Stelle von dem Glück der Erinnerung lesen!





Weismanns Neudarwinismus.

Von

Eduard von Hartmann.

— Groß-Lichterfelde. —

1. Einleitung.

Während die Abstammung der Arten von einander heute von mindestens 95 Procent aller Zoologen und Botaniker angenommen wird, ist die Blütezeit des Darwinismus im engeren Sinne vorüber. Die natürliche und geschlechtliche Zuchtwahl, die von Darwin als die wesentliche Ursache für die Entstehung der Arten aus einander angesehen wurde, ist seit Darwins Tode mehr und mehr in den Hintergrund getreten. Um das Erbe des absterbenden Darwinismus streitet sich der Neulamarkismus und der Neodarwinismus. Dem ersteren huldigen die meisten neueren Botaniker und ein Teil der Paläontologen, insbesondere die amerikanischen; den letzteren vertritt August Weismann in Freiburg.

Schon Darwin hatte das Lamarcksche Princip der Abänderung der Organe durch Gebrauch und Nichtgebrauch und das St. Hilaire'sche Princip des unmittelbaren Einflusses äußerer Umstände zur Aushilfe benutzt, obwohl er zugab, daß individuell erworbene Abweichungen in der Regel nicht vererbt werden. Haeckel hatte diesen Hilfsprincipien noch mehr Bedeutung als Darwin beigemessen; Spencer, Nägeli und Eimer hatten in ihnen das Hauptmittel der Artenentstehung gesehen. So war die Abstammungslehre befestigt worden, ganz unabhängig von der Tragweite und Bedeutung, die den Darwinschen Principien zukommen mochte, und die Kritik gegen diese konnte sich nun frei entfalten ohne die Besorgniß, dadurch die Wurzeln der Abstammungslehre zu untergraben.

Weismann bestreitet nun aber die Vererbbarkeit von Merkmalen, die ein Organismus in seinem Individualleben erworben hat, und stellt dadurch die Grundlagen des Neulamarckismus in Frage. Andererseits verschließt er sich nicht der Berechtigung der Kritik, die man an dem Darwin'schen Princip der Zuchtwahl geübt hat; er sucht deshalb diese Bedenken dadurch zu entkräften, daß er die Zuchtwahl zwar beibehält, aber auf eine tiefere theoretische Grundlage stützt, auf die Selektion der Keimteilchen. Die Zuchtwahl oder Personalselektion sinkt zu einem mechanischen Hilfsmittel herab, das mit dem von der Keimselektion gelieferten Material arbeitet, und dieser Standpunkt ist es, den man im Gegensatz zum Neulamarckismus als Neodarwinismus bezeichnet hat.

Weismann ist sich des hypothetischen Charakters seiner Aufstellungen wohl bewußt; er will nur „eine der Möglichkeiten ausführen, die sich unserer Einbildungskraft darbieten“, und überläßt es der Zukunft, wieviel davon ihren neu zu entdeckenden Tatsachen gegenüber Stand halten wird. Er gehört zu jenen redlich strebenden Forschern, die nie zögern, sich selbst zu berichtigen, wenn sie zu vertiefter Einsicht gelangt sind. Die lange Reihe von Schriften, die den Verdegang seiner Ansichten enthalten, erschwerte es bisher dem Leser, seine gegenwärtige Gesamtaufassung deutlich herauszuheben. Diese Schwierigkeit ist nun behoben, indem Weismann selbst die Ergebnisse seiner Lebensarbeit in seinen zweibändigen „Vorträgen über Descendenztheorie (Jena, Fischer 1902) zusammengefaßt hat. Das Buch ist sehr gut geschrieben und ausgestattet und bietet mehr, als sein Titel verspricht, nämlich mannigfache Einblicke in das fesselnde Gebiet der Biologie nach dem Stande der neuesten Entdeckungen. Auch wenn man die eigenartige Hypothese der Keimselektion, die bis jetzt kaum einen unbedingten Anhänger (Emery in Bologna) gefunden hat, ablehnt, so ist doch schon der Einblick in die Gründe lehrreich, die Weismann auf diesen Weg geführt haben.

Schon vor 26 Jahren war Weismann eigentlich kein Altdarwinianer mehr; aber er glaubte noch, einer zu sein. In seiner ausführlichen Auseinandersetzung*) mit meiner Schrift „Wahrheit und Irrtum im Darwinismus“**) erkennt er bereits an, daß die Abänderungen der Organismen bestimmt gerichtete und begrenzte sind, und daß diese Bestimmtheit der Variationstendenzen nicht bloß durch äußere Umstände, sondern auch durch die innere Natur der Organismen bedingt ist. Aber er glaubt damals noch mit Darwin im Einklang zu sein, während doch der Darwin'sche Selektionsbegriff auf die Zufälligkeit, Richtungslosigkeit, Kleinheit und

*) M. Weismann, Studien über die Descendenztheorie, 2 Bde., Leipzig, Engelmann, 1876, insbesondere Bd. II. Nr. IV. S. 275—330.

**) 1. Aufl. 1874, 2. durchgesehene Aufl. 1890 im 3. Bande der 10. Aufl. der „Philosophie des Unbewußten“ und in dem Ergänzungsband zur 1.—9. Auflage der Phil. d. Unb.

Unbegrenztheit der Abänderungen gebaut ist. Jetzt dagegen weiß er ganz genau, daß hierin seine Hauptunterschiede von Darwin liegen (Vorträge Bd. II S. 374—375, 390—391), daß die Darwin'sche Theorie offenbare Lücken und Mängel hat und ein Torso ist (Bd. I S. 10 u. VI). Seine Hypothese der Keimselektion soll eben die notwendige und bestimmt gerichtete Variabilität, die Entstehung der kleinen Abänderungen unterhalb der Grenze der Nützlichkeit und die der physiologisch gleichgültigen morphologischen Merkmale erklären. Sie soll es ferner verständlich machen, daß sprunghafte, plötzlich hervortretende Abänderungen sich allmählich und unvermerkt im Keim vorbereiten, während er früher solche sprungweise Entwicklung der Arten verwarf, weil sie ihm die Tätigkeit einer inneren Entwicklungskraft notwendig mit einzuschließen schien. Die morphologische Korrelation der Teile des fertigen Organismus, die er früher zu Gunsten einer rein physiologischen Abhängigkeit bestritten hatte, sucht er jetzt aus der Korrelation der Teile im Keimplasma, und diese durch Keimselektion zu erklären. In allen Punkten, in denen er früher Darwin gegen meine Kritik verteidigt hatte, ist er also inzwischen auf meine Seite getreten, nur in dem einen Punkte nicht, daß er nach wie vor an der materialistischen und mechanistischen Auffassung der inneren Entwicklungskräfte seiner besseren Einsicht zum Trotz festzuhalten versucht. Seine Keimselektion ist eben der letzte Versuch, diese Auffassung zu stützen, und verdient schon als solcher Interesse.

2. Der Kampf gegen den Neulamardismus.

Weismann ist zu seiner Theorie dadurch gelangt, daß er die Vererbung erworbener Eigenschaften ablehnen zu müssen glaubte und einen Ersatz für das Lamard'sche Princip suchen mußte, um die Lücken der Darwin'schen Zuchtwahl zu stopfen. Er hat sich ein Verdienst damit erworben, zu zeigen, daß Verletzungen, Verstümmelungen, kurz, passive Veränderungen am reifen Organismus nicht vererbt werden, und daß man Infektionen des Keims durch noch kleinere parasitische Keime nicht mit Vererbung verwechseln dürfe. Immerhin bleibt die Frage noch offen, ob nicht gleichartige Verletzungen, die durch eine lange Generationenfolge fortgesetzt werden, doch schließlich erblichen Einfluß gewinnen. Wenigstens behauptet Dr. Cohen im New-Yorker med. Journal, unter 10000 selbst ausgeführten Vorhautbeschneidungen in 5% Fehlen, in 20% geringe Entwicklung der Vorhaut gefunden zu haben. Es wäre nur zu verwundern, wenn rein passive Veränderungen eines Organismus als solche zur Vererbung gelangten. Erblich kann nur die Reaktionsstendenz werden, mit welcher der Organismus auf die ihn treffenden Reize antwortet, und auch sie nur, wenn der bestimmte Reaktionsmodus entweder durch häufige Wiederholung oder durch besondere Tätigkeiten höherer Ordnung den Centralorganen tief eingegraben wird, und zwar nicht bloß den oberflächlichen Schichten, sondern den tieferen Lagen der Centralorgane, die den organischen Funktionen vorstehen. Ge-

dächtnißverknüpfungen zwischen Vorstellungen, die bloß die Rindenschicht der Großhirnhemisphären verändern, vererben sich erfahrungsgemäß nicht, wohl aber reflektorische Bewegungen bestimmter Art, die auf verfestigter Reaktionsweise niederer Nervencentra beruhen. Diese Unterschiede hat Weismann unberücksichtigt gelassen; was er gegen die Vererbung passiver Gesehnisse sagt, hat deshalb kein Gewicht gegen aktive Gewöhnung an bestimmte Reizbeantwortungsweisen oder gegen lebenswichtige einmalige Reaktionen.

Gewiß hat er darin Recht, daß ein exakter Beweis für die Vererbung erworbener Eigenschaften schwer zu erbringen ist, weil die experimentellen Eingriffe in Organismen für diese nur passive Erlebnisse bedeuten. Aber in der Biologie muß man sich größtenteils damit begnügen, die ursächlichen Zusammenhänge mittelbar zu erschließen. Alle Anhänger des Neulamarckismus sind von einem solchen Zusammenhang überzeugt, und nicht ohne Grund; denn die ganze Entwicklung der organischen Natur und der Menschheit wird nur dadurch verständlich, daß man eine Kapitalisierung und Vererbung der aktiven Gebrauchsleistungen annimmt. Was Weismann als Ersatz der von ihm bekämpften Hypothese anbietet, ist auch nur eine Hypothese, und bis jetzt hat die große Mehrzahl der Biologen mit Recht die Lamarck'sche Hypothese bevorzugt. Immerhin mag Weismann darin Recht haben, daß in manchen Fällen als Vererbung erworbener Eigenschaften erscheinen kann, was ohne solche aus einer Häufung von älteren Vererbungstendenzen entspringt, z. B. Musiktalent durch geschlechtliche Zuchtwahl musikalisch veranlagter Individuen.

Weismann behauptet nun aber weiter, daß die Vererbung erworbener Merkmale unmöglich sei, weil der Körper den Keim nicht beeinflussen könne, durch den allein die Vererbung vermittelt werden kann. Diese Behauptung geht viel zu weit. Weismann selbst giebt zu, daß die äußeren Umstände, wie Wärme, Feuchtigkeit, Salzgehalt des Wassers, Beleuchtung, Nahrung u. s. w. unter Umständen die Keime beeinflussen und erbliche Abänderungen hervorrufen können. Aber nur selten handelt es sich dabei um unmittelbare Bewirkung, in der Regel um Reaktionen der Organismen. Die Keime, insbesondere die der höheren Organismen, sind viel zu gut geschützt, um von äußeren Einflüssen unmittelbar betroffen zu werden; was sie betrifft, kann doch fast immer nur mittelbar eine Aenderung sein, die der Organismus selbst als Reaktion auf den äußeren Reiz mit sich vornimmt. Wenn aber die Reaktionen des Organismus auf klimatische und Nahrungsreize die Keime beeinflussen können, so ist nicht abzusehen, warum eine solche Beeinflussung nicht auch bei den Reaktionen möglich sein soll, mit denen der Organismus auf Reize zu verändertem Gebrauch seiner Organe antwortet.

Weismann giebt zu, daß wir den Einfluß des Keimes auf die Entwicklung des Organismus im Grunde ebenso wenig verstehen, wie eine etwaige Rückwirkung des Organismus auf den Keim. Er übersieht nur,

daß die bestimmten Keimanlagen, die wir als Ursache der Beschaffenheit des Organismus betrachten, ebenso hypothetisch sind, wie diejenigen, welche als Wirkung der Ausgestaltung des Organismus angesehen werden, und faßt deshalb den einen Vorgang als tatsächlich, den anderen als hypothetisch auf, während doch beide gleichmäßig hypothetisch sind, nämlich hypothetische kausale Beziehungen zwischen einem gegebenen und einem hypothetischen Gliede darstellen. Es sind beide Mal verschiedene Schriftzüge gleichsam in verschiedener Sprache, die in einander übersetzt werden müssen, das eine Mal aus den bestimmten submikroskopischen Anlagen des Keimes in den Bau des fertigen Organismus, das andere Mal aus den veränderten Reaktionsgewohnheiten des letzteren in eine Abänderung der ersteren. Die Nervenbahnen, der Blutumlauf, die feinen Protoplasmafäden zur Verbindung vieler Zellenarten, die Wechselwirkung der nackten tierischen Zellen durch Berührung, das Alles bietet Wege genug, auf denen der Organismus seine Keime beeinflussen kann. Wenn Weismann sich dagegen sträubt, so ist es nur seine materialistische Auffassung, die ihn dazu drängt. Ein Transport materieller Teilchen (Pangene) von den abgeänderten Körperzellen zu den Keimen, wie Darwin und de Vries ihn annehmen, ist ja allerdings eine schwer vorstellbare Hypothese; aber selbst Weismann könnte ebenfogut ein Zusammenströmen solcher materieller Teilchen (Biophoren) zu den Keimanlagen annehmen, wie er eine Zerteilung der Keimanlagen in solche kleinste Teilchen (Biophoren) und deren Einwanderung in die Körperzellen annimmt. Uebrigens verschwinden alle diese Schwierigkeiten, sobald man die Hin- und Rückwirkung dynamisch statt materiell vermittelt denkt, d. h. sobald es nur bestimmte Bewegungsformen sind, nicht stoffliche Teilchen, die von einer Stelle des Organismus zur anderen übertragen werden (II 123—127).

Noch ein anderer Grund veranlaßt Weismann, dem St. Hilaire'schen Princip der äußeren Einflüsse eine erhebliche Bedeutung unter Umständen zuzugehen, sie aber dem Lamarck'schen Princip der Anpassung durch Gebrauch zu versagen. Er glaubt nämlich, daß der Einfluß äußerer Umstände eine zweckmäßige Anpassung gar nicht oder nur ganz ausnahmsweise einmal zufällig nach sich ziehe, während das Lamarck'sche Princip gerade die zweckmäßige Anpassung der Organe an ihre Aufgaben und die besonderen Bedingungen ihres Gebrauchs erklären soll. Nun ist aber die erstere Voraussetzung entschieden unrichtig. Die Reaktionen, mit denen die Organismen auf veränderte äußere Umstände antworten, sind in so zahllosen Fällen höchst zweckmäßig, daß wir auch da an eine Zweckmäßigkeit glauben dürfen, wo wir sie noch nicht durchschauen. Bei manchen Anpassungen der Organe an die Gebrauchsbedingungen, namentlich bei höheren Tieren, spielt nun offenbar die bewußte Intelligenz mit hinein, bei niederen Tieren und Pflanzen kann man dagegen von dieser nichts erwarten. Wenn man also aus Furcht vor metaphysischen Principien jede zwecktätige Reaktion ohne Zweckbewußtsein vermeiden will, so sieht man sich allerdings vor die Alternative ge-

stellt: entweder bewußte Intelligenz oder Selektion. Wo die erstere nicht in Frage kommt, bleibt nur die letztere übrig (I 187) als das einzige bisher bekannte Princip, das Zweckmäßiges bewirkt, ohne zweckthätig zu wirken.

Die Bedenken gegen die Möglichkeit einer Rückwirkung des Organismus auf die Keimanlagen ließen sich auf dem Boden der mechanistischen Weltanschauung heben, sobald man nur von der stofflichen Auffassung der Keimanlage zu einer dynamischen überging. Die Behauptung ist dagegen vollauf begründet, daß der Neulamarckismus sich wider Wissen und Willen in zweckmäßige aktive Anpassungen und zweckthätige Kräfte verstrickt. Es ist ein entschiedenes Verdienst Weismanns, daß er dem Neulamarckismus gezeigt hat, wie sehr er unwissentlich auf der metaphysischen Voraussetzung unbewußt zweckthätiger Kräfte im Organismus fußt. Der Neulamarckismus hat mit der Annahme zweckthätiger Anpassungen die Grenze der mechanistischen Weltanschauung tatsächlich bereits überschritten, obwohl er sich einbildet, noch innerhalb derselben zu stehen. Die Biologen, denen die Ablehnung zweckthätiger Kräfte als Axiom gilt, müssen notwendig den Neulamarckismus fallen lassen und entweder dem reinen Skepticismus verfallen, wie z. B. der Zoologe Fleischmann, oder in's Lager des Neudarwinismus übergehen, mindestens für so lange, bis außer der Selektion noch ein anderes Princip entdeckt wird, das die Entstehung des Zweckmäßigen ohne Mitwirkung zweckthätiger Kräfte zu erklären scheint (II 441). Gewiß hat Weismann Recht mit seinem Hinweis darauf, daß viele harmonisch zweckmäßige Anpassungen auch an passiv funktionirenden Theilen (z. B. dem Chitinskelett niederer Tiere) vorkommen, die nicht durch den Gebrauch selbst bewirkt sein können (II 92—99, 119—121). Es folgt daraus, daß das Lamarck'sche Princip in solchen Fällen nichts leisten kann, und daß dieselben anderen Principien, die hier das zweckmäßige Ergebnis hervorgebracht haben, auch in Fällen des aktiven Gebrauchs allein wirksam oder doch mitwirkend gewesen sein können, wo die Anpassung des Organs eine Folge des Gebrauchs zu sein scheint. Es fragt sich nur, ob diese anderen Principien mechanischer oder vitaler Art sind.

3. Die Keimselektion.

Als den Kernpunkt seiner Lehre bezeichnet Weismann selbst die Uebertragung der Selektion auf alle Stufen lebender Einheiten, d. h. die Ergänzung der Darwin'schen Zuchtwahl oder Personalselektion durch die Gewebe- und Keimselektion einerseits und durch die Selektion der Stöcke und Tierstaaten (Normals Selektion) andererseits (I, VII; II 424). Die letztere bildet eine der größten Schwierigkeiten des Darwinismus; denn die Selektionstheorie setzt voraus, daß der Gegenstand der Auslese und der Abänderung derselbe sei, während hier der Stock oder Staat, beziehungsweise die Geschlechtstiere, Gegenstand der Auslese, und die fortpflanzungsunfähigen

Arbeiterinnen Gegenstand der Abänderung (bei manchen Ameisenarten bis zu drei verschiedenen Typen) sind. Die Selektion der Gewebeteilchen, die i. J. 1881 von Wilhelm Roux aufgestellt wurde*), ermangelt einer Grundbedingung des Selektionsbegriffs, der Ueberproduktion in der Vermehrung der zu züchtenden Teile, und stützt sich statt dessen auf die Voraussetzung, daß die Gewebeteilchen die ererbte Eigentümlichkeit besitzen, durch Ausübung ihrer Funktion zu verstärkter Assimilation angeregt zu werden und bei fehlender Funktion weniger zu assimilieren. Diese zweckmäßige Eigentümlichkeit kann nicht selbst wieder gezüchtet sein, da sie die Voraussetzung der Gewebeselektion bildet, und bleibt deshalb unerklärt.. Für Weismann hat die Gewebeselektion nur eine individuell nachbessernde Bedeutung, da er die Vererbung ihrer Ergebnisse (wohl mit Unrecht) für ausgeschlossen hält (II 88, 347—348; I 273—274). Der eigentliche Kernpunkt bleibt also für ihn die Keimselektion, durch die Alles erklärt werden soll, was der alte Darwinismus nicht zu erklären vermochte.

Nun kann aber offenbar eine Theorie, die für Einzelindividuen aufgestellt ist, nicht ohne Weiteres auf andere Lebensseinheiten übertragen werden, sondern nur insoweit, als bei diesen dieselben Voraussetzungen gegeben sind, auf denen sie bei jenen erbaut ist. Dies trifft bei den Keimteilchen, auf die Weismann die Selektion beziehen will, nicht zu. Die letzten Keimteilchen, deren Vermehrung durch die Teilung wir wahrnehmen können, sind die Nukleinkörnchen, durch deren Aneinanderreihung die Kernschleifen (Chromosomen) gebildet werden, und deren jedes sich bei der Längsteilung einer Kernschleife teilen muß. Auf diese bezieht aber Weismann die Keimselektion gar nicht, sondern auf viel kleinere, submikroskopische Lebensseinheiten, aus denen diese Nukleinkörnchen zusammengesetzt sein sollen. Von einer Teilung und Vermehrung dieser hypothetischen Teilchen wissen wir gar nichts; wir kennen nur das Wachstum der Nukleinkörnchen nach ihrer Teilung, wissen aber nicht, ob es sich bloß durch Wachstum ihrer Teilchen oder auch durch deren Teilung und Vermehrung vollzieht. Jedenfalls wird die Vermehrung solcher Teilchen, wenn sie stattfindet, ebenfögt typisch geregelt sein wie die der Nukleinkörnchen, Kernschleifen und Centraikörperchen in jeder Zelle. Von einer Ueberproduktion kann also keine Rede sein, die doch die unentbehrliche Bedingung der Zuchtwahl ist; ebenso fehlt aber auch die Voraussetzung, die bei der Gewebeselektion als Ersatz der Ueberproduktion eintritt, die Verstärkung der Assimilation durch die Funktion. Denn die Funktion der zu züchtenden Keimteilchen soll ja erst in der Entwicklung des neuen Organismus aus dem Keim zu Tage treten, während ihre Selektion vor dem Eintritte in diese Entwicklung zum Abschluß gelangt sein muß.

Der Selektionsbegriff ist hiernach auf die submikroskopischen Teilchen

*) Vgl. Philosophie des Unbewußten Bd. III S. 424—430; Ostwald's Annalen der Naturphilosophie 1903. S. 309—313.

der Mufkleinförnchen garnicht anwendbar und übertragbar. Aber selbst dann, wenn er auf sie übertragbar wäre, so könnte er doch höchstens in dem Sinne und Umfang auf sie übertragen werden, wie er bei den Individuen Geltung hat. Darwin nahm eine Zuchtwahl auf Grund zufälliger, richtungsloser, fluktuirender Abänderungen an, und diesen Selektionsbegriff überträgt Weismann auf die Keimteilchen, während er selbst ihm die Gültigkeit für die Individuen abspricht. Während er die Voraussetzungen des Selektionsbegriffes für die Individuen der Erfahrung gemäß revidirt hat, benutzt er den unrevidirten, vor der Kritik nicht haltbaren Selektionsbegriff Darwins zur Uebertragung auf die Keimteilchen. Die Erinnerungen aus seiner Jugendzeit machen sich hier unwillkürlich in einer logisch unstatthaften Weise geltend; sein Begriff der Keimselektion ist gleichsam ein intellektueller *Atavismus*.

Was Weismann mit dem unzutreffenden Namen Keimselektion bezeichnet, ist schließlich weiter nichts als die Hypothese, daß die Teilchen der Mufkleinförnchen in den Keimzellen in Folge ungleicher Ernährung mit verschiedener Geschwindigkeit wachsen, daß die einen den anderen im Wachstum voraneilen, d. h. sich rascher vergrößern. Er fügt dann die zweite Hypothese hinzu, daß die schneller gewachsenen durch ihre überlegene Größe und besseren Ernährungszustand befähigt sind, mehr Nahrungsstoff aus dem gemeinsamen Nahrungsfaß der Keimzelle an sich zu ziehen und ihn den zurückgebliebenen Teilchen zu entziehen. Daraus erklärt er dann die Tendenz des Keimes, eine zufällig einmal eingeichlagene Abänderungsrichtung festzuhalten und zu steigern, bis äußere Hindernisse ihr hemmend in den Weg treten (II 132–136). Aber beide Hypothesen stimmen nicht mit unseren sonstigen Ansichten überein.

Schon die Zelle ernährt sich nicht nach Maßgabe des ihr zugeführten Nährmaterials, sondern nach Maßgabe ihres Bedürfnisses; sie überfrisst sich nicht, sondern erhält und entwickelt nur ihren Typus. Denn die Ernährung ist eine reaktive zweckmäßige Lebenstätigkeit der Zelle, nicht passive Aufnahme eingepumpter Nahrungsmittel. In einem vielzelligen Organismus kann die eine Zelle durch ihre Lage ungünstiger als die andere gestellt sein, um ihren Anteil aus dem gemeinsamen Strom des Nahrungsfaßes zu schöpfen; trotzdem bekommt jede Zelle soviel, wie sie braucht, und die günstiger gelegenen müßten sich nicht auf Kosten ihrer minder begünstigten Konkurrenten. Dasselbe darf man auch für die Teile innerhalb der Zellen erwarten; es verschwindet hier der Vorteil der Lage umsomehr, je kleinere Teilchen man miteinander vergleicht. Von einer Begünstigung submikroskopischer Teilchen in Bezug auf ihre Ernährung aus dem gemeinsamen Zellfaß kann schwerlich die Rede sein; beständen aber auch hier noch solche Unterschiede, so würden sie gewiß ebenso wie bei den verschiedenen Zellen typisch ausgeglichen und überwunden.

Aber gesetzt den Fall, es fände unter den Teilchen eines Mufklein-

körnchens eine ungleiche Ernährung statt, so würde daraus doch keineswegs die Fortdauer dieser Abänderungsrichtung folgen. Eine hungernde Zelle reißt viel gieriger Nahrung an sich als eine satte, und dasselbe würde wohl auch für Keimteilchen gelten. Die schneller gewachsenen Teile eines Organismus pflegen ihr Wachstum um so früher einzustellen und den Zurückgebliebenen Zeit zur Einholung des Versäumten zu gönnen. Ein größerer Teil braucht darum nicht einen entsprechend größeren Einfluß zu haben, sondern das hängt von seinen Kräften und seiner Leistungsfähigkeit ab. Das Centrakörperchen in der Zelle liegt an der Grenze der Sichtbarkeit und beherrscht doch die systematisch geordneten Bedingungen in dem ganzen Zellplasma, ja sogar die des weit größeren Kernes. Größerwerden oder Dickerwerden schließt nicht immer einen Kraftgewinn ein, und Kleinheit hat mit Atrophie und Ernährungsschwäche nichts zu tun. Danach erscheint auch die Erklärung, die Weismann für die Abänderung der Keimteilchen und die Steigerungstendenz der einmal eingeschlagenen Abänderungsrichtung versucht, nicht stichhaltig.

4. Die Mosaiktheorie der Keimanlagen.

Der fertige Organismus ist durch den Keim bestimmt. Die Keimanlagen können aber nicht bloß chemische Substanzen sein, sondern müssen auf einer submikroskopischen organischen Struktur des Keimes beruhen, der als ein sehr komplizierter Mikrokosmos zu denken ist (I 439—440). Wir dürfen überall da von einer Sonderanlage im Keim reden, wo wir sehen, daß ein bestimmtes Merkmal oder ein Komplex von Merkmalen am fertigen Organismus unabhängig von anderen abändert, und zwar in erblicher Weise abändert, z. B. ein Farbenfleck oder die Zeichnung auf einem Schmetterlingsflügel. Bei den einzelligen Organismen sehen wir uns genötigt, Sonderanlagen für jeden Teil, jedes typische Organ der Zelle anzunehmen. Bei den mehrzelligen Organismen müssen außerdem Keimanlagen für jede Zelle, für Gruppen gleichartiger Zellen nach Form und Größe, für die Anordnung ungleichartiger Zellen zu Geweben und Organen und für die Anordnung der Organe zum Gesamtorganismus vorhanden sein. Denn jeder solcher Teil kann unabhängig von den anderen erblich variieren, zunächst die niederen Stufen, solange sie noch nicht zu festen höheren Einheiten verbunden sind, dann diese höheren Stufen (z. B. Blüte, Kompositen-Blüte).

Diese Keimanlagen sind nicht immer aktiv, sondern meistens latent; einige werden erst zu bestimmten Zeiten der Lebensentwicklung (z. B. bei der Pubertät) aktiv, andre werden nach kürzerer oder längerer Aktivität wieder latent, manche bleiben durch mehrere Generationen latent, um in einer folgenden plötzlich aktiv zu werden (Rückschlag, Atavismus). Den fertigen Zustand des Organismus bestimmen die Keimanlagen dadurch, daß sie jeder Zelle ihre Vermehrungstendenz und Vermehrungsrichtung vorschreiben,

also das Zellenwachstum in der Entwicklungsperiode regeln. Die Keimanlagen lassen dabei aber doch der Entwicklung einen gewissen Spielraum je nach den Reizen, die auf sie einwirken. Sie haben nur die allgemeine Tendenz, gewisse Gewebe oder Organe (z. B. Gefäße, Nerven, Tracheen) zu bilden, während deren nähere Bestimmtheit (z. B. Verästelung) durch Anpassung an die Umgebung mitbedingt ist. Es giebt auch vielgestaltige (polymorphe) Keimanlagen, die je nach der Beschaffenheit der sie betreffenden Reize den einen oder den anderen oder einen dritten Typus verwirklichen. Es giebt ferner Regenerationsanlagen für wiederherzustellende Teile und Sonderanlagen mit abnormer, vom Typus abweichender Wirkung, z. B. für erbliche Sechsfingrigkeit oder entgegengesetzte Lage der Eingeweide oder abnormen Abverlauf. Die überschüssigen Anlagen hingegen für überschüssige Regenerationen fallen noch unter den normalen Typus, sofern sie nur einen Umweg bilden, auf welchem schließlich der normale Typus wieder hergestellt wird.

Der Polymorphismus einer Sonderanlage kann zu ihrer Spaltung führen, z. B. wenn anfänglich eine Anlage für mehrere gleichartige homologe Organe (z. B. Gliedmaßen) ausreichte, mit der Zeit aber eine Differenzierung dieser Organe zu verschiedenen Zwecken eintritt, sodaß für jedes eine besondere Anlage im Keim nötig wird. Die Keimanlagen sind überhaupt nicht schlecht hin konstant zu denken, sondern der Abänderung bis zu einem gewissen Grade fähig, und zwar ebenso wohl einer zufälligen Abänderung von innen heraus, als auch einer von außen beeinflussten (z. B. durch Keimänderung). Durch äußere Umstände können ganze Anlagegruppen zugleich in dem nämlichen Sinne abgeändert werden; die spontane Abänderung dagegen kann bei mehreren Sonderanlagen nur durch Zufall in gleichem Sinne erfolgen, außer wenn die Korrelation der Keimteilchen als Bindeglied wirkt. Wo jeder Teil noch jeden anderen hervorbringen kann, z. B. bei Furchungszellen mancher Eier oder bei Heteromorphosen, in denen die Entwicklungsrichtung durch umgekehrte Reize umgekehrt wird, da leistet die Theorie der Sonderanlagen nicht mehr als die Annahme, daß die lebende Substanz überhaupt sich nach den Umständen richtet.

„Die Leistungen der Theorie fangen erst da an, wo nachweislich nicht mehr jeder Teil jeden anderen hervorbringen kann, wo das Regenerationsvermögen beschränkt ist“ (II 8).

Die Abänderung faßt Weismann nur als quantitative auf und löst mit Recht alle Abänderungen, die sich uns in ihrer Gesamtheit als qualitative darstellen, in quantitative Abänderungen der sie zusammensetzenden Teilchen auf (II 170—173). Aber mit Unrecht beschränkt er jede quantitative Abänderung auf ein Plus oder Minus, auf ein Größer- oder Kleinerwerden der konstituierenden Teilchen (II 149). Denn damit ist der Anordnung der Teilchen in drei Dimensionen noch nicht ihr Recht geschehen. Erst aus der Verschiebung der Teilchen in ihrer dreidimensio-

nenalen Ordnung entspringt der Gesamteindruck veränderter Qualität, und diese Verschiebung bedeutet ein Plus oder Minus in jeder der drei Dimensionen, d. h. eine unendlich mannigfaltige Kombination dieser sechs quantitativen Abänderungen. Damit hört aber das Interesse auf, durch das Weismann zu der Auflösung der qualitativen Variationen in quantitative geführt ist, nämlich der Wunsch, die Wahrscheinlichkeit für eine günstige und eine ungünstige zufällige Abänderung als gleich groß darzustellen. Gewöhnlich ist nur eine oder ganz wenige unter den gleich möglichen Kombinationen der dreidimensionalen quantitativen Abänderungen, die einer gewissen Qualität des Gesamteindrucks entsprechen, günstig zu nennen, alle anderen aber ungünstig. Bloss zufällige Reinesvariationen würden demnach sehr selten zu günstigen Abänderungen und noch seltener zu einer Häufung günstiger Abänderungen bis zu dem Punkte führen, wo sie Selektionswert erlangen.

Wir wissen, daß unbefruchtete Insekteneier parthenogenetisch ganze Organismen ausbilden können, trotzdem sie bei der Reduktionsteilung die Hälfte der typischen Zahl ihrer Kernschleifen ausgestoßen haben, und daß Spermien mit kernlosen Eidotterstücken zusammengefügt, ganze Organismen ausbilden können, obwohl sie ebenfalls nur die halbe Zahl von Kernschleifen besitzen. Es ist daraus zu schließen, daß schon die Hälfte der Kernschleifen (Chromosomen) alle dem Organismus wesentlichen Keimanlagen in sich vereinigt. Wir wissen ferner, daß verlebte Keime sich und ihre Zelle regenerieren können, wenn sie das nötige Vorratssplasma zur Verfügung haben. Weismann setzt nun voraus, daß die Ausstoßung der Hälfte der Kernschleifen bei der Reduktionsteilung ohne Auswahl nach reinem Zufall erfolgt, und folgert daraus mit Recht, daß jede einzelne Kernschleife alle typischen Keimanlagen in sich enthalten müsse. Aber die Voraussetzung ist gewagt und steht wohl kaum in Einklang mit den sonst so streng typisch geregelten Vorgängen bei der Zellteilung. Er geht noch weiter und nimmt an, daß jedes der Nukleinkörnchen, aus denen eine Kernschleife zusammengesetzt ist, alle typischen Keimanlagen in sich vereinigt. Abgesehen davon, daß wir gar nicht wissen können, in wie weit auch das außerhalb des Kerns belegene Centralkörperchen und die Farbträger (Chromatophoren) Träger von Keimanlagen sind, greift diese Vervielfachung der gesamten Keimanlagen doch wohl zu weit über das nötige Maß von Hypothesen hinaus.

Je mehr gleichartige Keimanlagen im Kern vorhanden sind, desto schwerer ist ihr Zusammenwirken zur Herstellung eines Organismusteils zu verstehen, desto auffälliger ist es, daß nicht soviel gleichartige Organe gebildet werden, wie gleichartige Sonderanlagen im Keim vorhanden sind. Wenigstens besteht diese Schwierigkeit so lange, wie die Sonderanlagen für gesonderte, nebeneinanderliegende Teilchen materieller, lebender Substanz gehalten werden. Man müßte schon annehmen, daß von allen gleichartigen Sonderanlagen immer nur eine aktiv wird, während die übrigen latent

bleiben; aber hierfür wäre wieder kein Grund abzusehen. Das Zusammenwirken der elterlichen Anlagen im befruchteten Ei zeigt deutlich genug, daß ein solches Latentbleiben gewisser Anlagen zwar vorkommt, aber im Allgemeinen die Mischung beider überwiegt, also im Durchschnitt beide aktiv werden. Weismann selbst nimmt an, daß jede der gleichartigen Sonderanlagen doch wieder eigenartig gefärbt oder modificirt ist, und daß erst aus dem Zusammenwirken aller der betreffende Körperteil seine Bestimmtheit erhält (II 43, 141). Er schließt also das Latentbleiben aller bis auf eine stillschweigend aus und setzt voraus, daß alle zugleich aktiv werden.

Wie viel Keimsubstanz nötig ist, um Träger der gesamten Keimanlagen zu sein, darüber scheint es ratsam, unsere vorläufige Unwissenheit einzugestehen. Wir vermehren unsere Kenntniß nicht, wenn wir mit Weismann die einmalige Gesamtheit der Keimanlagen „3b“, jede Sonderanlage „Determinante“ nennen, und diese aus hypothetischen „Biophoren“ zusammenge setzt denken.

Im Jahre 1876 war Weismann hinsichtlich der Anlagen auf dem richtigen Wege. Er sah ein, daß durch den Keim nur gewisse Bewegungen übertragen werden, welche man als Entwicklungsrichtungen bezeichnen kann, und stützte sich dabei auf Helmholtz' Ueberzeugung, daß alle Geseze in letzter Instanz in Geseze der Bewegung aufgelöst werden müssen, und auf Haeckels dynamische Theorie der Perigenese, die er über Darwins materialistische Theorie der Pangenese stellte, weil sie die Uebertragung einer Bewegungsart, nicht bloß die eines Stoffes annimmt*). Freilich muß die Bewegungsart, welche übertragen werden soll, von gewissen materiellen Teilchen ausgehen und in diesen durch ihre Struktur oder Konstellation bestimmt sein (Vorträge I 441); aber nicht die materiellen Träger, von deren Struktur die Bewegungsart ausgeht, brauchen übertragen zu werden, sondern nur die Bewegungsart selbst von einem materiellen Teilchen zum anderen. Von dieser immer noch mechanistischen aber nicht materialistischen Auffassung ist Weismann leider in die materialistische zurückgefallen. Er denkt sich nunmehr die bestimmenden Einflüsse, die von den Sonderanlagen auf den Organismus ausgehen (I 438), nicht mehr als bestimmte Bewegungsarten, sondern nach Art der „Pangene“ von Darwin und de Vries als wandernde kleinste Lebensteilchen (Biophoren), die aus der stofflichen Auflösung der Anlagenstruktur hervorgehen und durch die Zellhäute in die Zellen eindringen (I 416).

Diese Hypothese ist mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft. Wenn jede Sonderanlage im Keim auf einer Konstellation materieller Teilchen beruht, so muß bei einer Auflösung der Konstellation in ihre Teilchen (Biophoren) gerade das verloren gehen, was die Anlage

*) Studien über die Descendenztheorie, Bb. II, S. 297—298.

aus macht; oder aber jede wandernde Biophore muß selbst eine Sonderanlage sein, also an Stelle der Determinante treten. Wenn mehrere gleichartige Sonderanlagen bei der Bestimmung eines Körperteiles zusammenwirken, so müssen die Biophoren einer jeden in den Körperteil einbringen und sich dort vereinigen; aber die Art ihres Zusammenwirkens oder ihrer Verschmelzung bleibt unverständlich. Ebenso unklar bleibt die Art ihres Wanderns, damit sie gerade an die Stellen kommen, wo sie wirken sollen.

Alle diese Schwierigkeiten verschwinden, sobald es sich bloß um eine Uebertragung von Bewegungsarten oder Schwingungsformen handelt; denn diese können alle Uebertragungswege benutzen, können da wirken, wo sie Resonanz finden, und beim Zusammentreffen gleichartiger Schwingungsformen zu einer verstärkten Bewegung verschmelzen. Ein fertiger Organismus kann Bewegungsimpulse zu bestimmten Muskeln, Absonderungsimpulse zu bestimmten Drüsen senden, hat also Bahnen herausdifferenziert, auf die er verschiedene Bewegungsarten isoliert verteilen kann, ohne sie auf alle Körperteile zu übertragen; in demselben Sinne können auch bestimmte Bewegungsarten des Keimes sich bestimmte Bahnen der Uebertragung anschleifen, deren Differenzierung mit der Differenzierung der Zellen überhaupt fortsschreitet.

Es ist ein übereilter Schluß Weismanns, daß jede Sonderanlage im Keim durch ein besonderes materielles Teilchen getragen werden müsse, und daß alle Sonderanlagen als materielle Teilchen nebeneinander geordnet sein müssen, wie die Steinchen in einem Mosaik. Diese „Mosaiktheorie“ (I 415), die er von Wilhelm Roux übernommen hat, ist ebenso ein materialistischer Irrweg, wie die Pangenentheorie von Darwin und de Vries. Sie macht den Stufenbau der Keimanlagen unmöglich, wie die Erfahrung ihn fordert. Die kleinsten materiellen Teilchen (Pangene oder Biophoren), die in die Orte ihrer Wirksamkeit einwandern, müßten, obwohl sie ohne Beziehung zu einander sind, doch die Beziehungen dieses Stufenbaues aus sich hervorbringen. Der Stufenbau der Anlagen für Zellteile, Zellen, Gewebe, Organe, Personen, u. s. w. ist nur möglich, wenn die Anlage jeder höheren Individualitätsstufe die Anlagen der niederen in sich faßt, d. h. wenn alle Anlagen verschiedener Stufen in einander sind. Nur Bewegungsarten und die materiellen Strukturen, die als Dispositionen zu gewissen Bewegungsarten wirken, können ineinander sein, aber nicht Mosaiksteinchen. Es ist Weismanns Grundirrtum, zu verkennen, daß verschiedene Bewegungsarten von einem und demselben materiellen Träger hervorgebracht werden können, wenn die Anordnung seiner Teilchen derart ist, daß er auf verschiedene Reize verschieden reagiert. Anlagen können ebensogut gesondert abändern, wenn sie an demselben Stückchen Materie haften, als wenn sie an verschiedenen haften. Es brauchen dann nur Verschiebungen in der Konstellation der Moleküle vor sich zu

gehen, die die anderen Bewegungsarten unverändert lassen, und bloß eine von allen abändern.

5. Die vitalen Kräfte.

Bei alledem bleibt sowohl für die materialistische wie auch für die dynamisch-mechanistische Ansicht ein unerklärlicher Rest übrig, den auch Weismann anerkennt, nämlich die Herstellung der Ordnung in den Teilen des Organismus. Die Ordnung, in der die Keimanlagen im Keim (sei es neben einander, sei es in einander) liegen, hat mit der Ordnung, die in den Körperteilen hervorgebracht werden soll, nichts zu tun und hat keine Ähnlichkeit mit ihr. Es müssen ordnende Kräfte vorhanden sein, aber wir wissen von ihrer Beschaffenheit noch gar nichts, sondern wissen nur, daß sie wirken und daß sie nicht in den einzelnen Keimanlagen an und für sich schon, sondern in den vitalen Eigenschaften der lebenden Teile zu suchen sind (I 412. II 3, 6, 23). Sie binden die Teile in bestimmter Ordnung und Beziehung, stoßen andere Teile von einander ab, leiten die Vermehrung der kleinsten Lebenseinheiten, die keine besonderen Apparate mehr zu diesem Zweck besitzen, stehen der Differenzierung der Zellen vor, dirigieren diejenigen Regenerationen, für die noch keine Sonderanlagen vorgebildet sind, kurz, sie spielen in allen Stufen der Lebenseinheiten von den submikroskopischen Biophoren und Determinanten bis zum Gesamtorganismus hinauf die Rolle von ordnenden, leitenden und herrschenden Oberkräften (I 411, 417, II 40—41).

Weismann nennt sie „vitale Affinitäten“, ein Ausdruck, der die abstoßenden, ordnenden und leitenden Kräfte in sich schließen soll, aber nicht gut zum Ausdruck bringt. Gewiß darf „die Naturforschung erst da unbekannte Kräfte annehmen, wo sie mit den bekannten nachweislich nicht auskommt“ (II 417); aber Weismann giebt ja zu, daß mit den „bekannten“ (physikochemischen) Kräften im Organismus nicht auszukommen ist, und nimmt selber „unbekannte Kräfte“ (vitale Affinitäten) zu Hilfe, die nicht mehr wie die Keimanlagen aus einer bloßen Konstellation materieller Teilchen und den durch sie bedingten Bewegungsformen erklärbar sind. Es ist ein bloßer Streit um Worte, wenn er sich weigert, seine unbekannten vitalen Kräfte als dasselbe Prinzip anzuerkennen, das nach dem Vitalismus die Lebenserscheinungen hervorbringt (II 416). Was ihn daran hindert, ist lediglich seine Angst vor einem zwecktätigen Prinzip innerhalb der Naturvorgänge, das eben durch die Zuchtwahl in Verbindung mit der Keimselektion überflüssig gemacht werden sollte (II 441). Aber sein Glaube äußert sich doch schon recht kleinmütig. Er will sich mit den Grunderscheinungen des Lebens nicht befassen, nimmt einstweilen das Leben als eine physikochemische Erscheinung an und schiebt seine tiefere Erklärung einer fernern Zukunft zu (II 59).

Die stammesgeschichtliche (phyletische) Entwicklungskraft der Neu-

lamarcianer bekämpft er, indem er ihr einen Sinn unterstellt, den nur einzelne Autoren wie Nägeli irrtümlicher Weise mit ihr verbunden haben. Er meint nämlich, eine dem organischen Reiche immanente Entwicklungstendenz müßte geradlinig in einer Richtung ohne alle Spaltungen forttreiben, könnte sich nicht den wechselnden Umständen anpassen, könnte nicht Arten von so ungleicher Lebensdauer hervorbringen, müßte auch unter ganz anderen äußeren Lebensbedingungen dieselbe Organismenreihe zu Tage fördern (II 342, 349, 352—358, 399, 434). Eine solche Ansicht vertritt heute wohl Niemand mehr; die stammesgeschichtliche immanente Entwicklungstendenz oder das Vervollkommnungsprinzip bedeutet nicht einen starr vorgezeichneten geradlinigen Organisationsplan, der unbekümmert um äußere Umstände festgehalten und durchgeführt werden soll, sondern den Stammbaum der indifferenten morphologischen Grundtypen, der erst durch die Anpassung an die jeweiligen Umstände seine überaus mannigfaltige Ausgestaltung erhalten soll. Es ist ein und dasselbe Prinzip, das einerseits diese morphologischen Grundtypen vorzeichnet und andererseits die Anpassung an die äußeren Umstände leitet, das einerseits in der stammesgeschichtlichen, andererseits in der individuellen Entwicklung sich offenbart. Die unbekannten „vitalen Affinitäten“ Weismanns ordnen die Teilchen in der Vermehrung und Differenzierung der Zellen teils in Bezug auf die Steigerung der morphologischen Grundtypen teils in Bezug auf ihre adaptive Ausgestaltung.

Weismann hat mit Recht den Neulamarcianern vorgehalten, daß ihr Prinzip der Anpassung unhaltbar ist, wenn für ihre Ursache nur die Alternative zwischen bewußter Intelligenz und Selektion offen steht; es folgt daraus aber nur, daß die Alternative falsch ist, und daß die Lamarck'sche Anpassung aus einer unbewußt zweckmäßigen Reaktionsweise auf allen Stufen der Lebensseinheiten entspringen muß. Weismanns Keimselektion und Determinantenlehre war der Versuch, der aktiven, zweckmäßigen Anpassung durch ein künstliches Hypothesengebäude zu entgehen; aber das Ergebnis Weismanns ist, daß dieses ganze Hypothesengebäude doch nicht das erklärt, was es erklären soll, wenn nicht unbekannte vitale Kräfte in allen Lebensseinheiten zu Hilfe genommen werden, die als das Prius aller Lebenserscheinungen und aller Anlagen auch gänzlich der Selektion entrückt sind. Denn die Selektion kann nur materielle Konstellationen beeinflussen, nicht aber die vitalen Affinitäten, die an ihrer Bildung mitgearbeitet haben und sich ihrer als bloßer Hilfsmittel bedienen. Jede zweckmäßige Anpassung wird durch Weismanns „vitalen Affinitäten“ vermittelt, und jede ordnende oder leitende Tätigkeit dieser „vitalen Affinitäten“ ist eine zweckmäßige Anpassung des ihnen immanenten morphologischen Grundtypus an die gegebenen äußeren Umstände von Fall zu Fall. Ohne die vitalen ordnenden und leitenden Kräfte ist die Keimselektion ohnmächtig; mit ihnen ist sie überflüssig zur Erklärung zweckmäßiger Anpassungen.

So findet der Streit des Neulamarckismus und des Neudarwinismus seine Lösung in dem Neovitalismus, zu dessen Bau beide von verschiedenen Seiten her Steine zutragen, die sie beizens behauen haben.

Weismann selbst erkennt die Notwendigkeit an, die mechanistische Naturauffassung mit einer teleologischen Weltauffassung zu verbinden und giebt diesem Gedanken schon in seinen „Studien über die Descendenztheorie“ Bd. II S. 314—317 und 325—327 berebten Ausdruck. Er fürchtet nur, bei der Verbindung von Finalität und Kausalität in dem Naturgeschehen selbst in eine „prästabilierte Harmonie“ hineinzugeraten, und deshalb verlegt er die Finalität hinter die Natur in den göttlichen Weltplan. Er bemerkt nicht, daß er gerade damit in die prästabilierte Harmonie beider hineingerät (II 430 unten bis 431 oben), der er entgehen will, während die kausalfinale Tätigkeit von Fall zu Fall zwar eine harmonisch regulative aber nicht eine prästabilierte darstellt. Weismann vertritt einen Deismus, d. h. er lehrt einen Gott, der das einmal aufgezeichnete Uhrwerk der Welt seiner prästabilierten Mechanik überläßt, im Gegensatz zu dem theistischen concursus divinus und der pantheistischen Immanenz. Er macht einen scharfen Schnitt zwischen Metaphysik und Physik, Teleologie und Kausalität, anstatt anzuerkennen, daß in beiden dieselbe Sache nur unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet wird. Er rechnet jede zweckmäßig wirkende Kraft nicht mehr zur Natur, müßte also auch seine vitalen Affinitäten ebenso wie die „aktive Anpassung“ des Neulamarckismus aus der Natur ausschneiden und aus den Naturwissenschaften hinausweisen. Die Teleologie könnte aber weder eine psychologische noch eine metaphysische Kategorie sein, wenn sie nicht vor Allem eine Kategorie in der Natur wäre und in dieser Geltung hätte*).

Wenn Weismanns Neodarwinismus die letzte Rückzugsposition des Darwinismus bedeutet, dann darf man in der Tat annehmen, daß der Sieg des Neovitalismus in der Biologie über die mechanistische Weltanschauung vor der Tür steht.

*) Vgl. in meiner „Kategorienlehre“ den Abschnitt über Finalität S. 431—495; ferner meine Aufsätze „Die Finalität in ihrem Verhältnis zur Kausalität“ in Wundts „Philosophischen Studien“ 1902, Bd. 18, Heft 2.





Eine seltsame Tatsache.

Von

Theodor Poppe.

— Frankfurt a. M. —

In dem Reichthum des seelischen Geschehens liegen mancherlei merkwürdige Ereignisse eingeschlossen, die, plötzlich in das Gesichtsfeld des nachdenklichen Menschen tretend, ihn mit scheinbar nichtzu-deutendem Rätselblick anstarren. Die psychologische Wissenschaft, soweit sie in bescheidener Emsigkeit sich mit der Erforschung elementarer seelischer Ereignisse begnügt, hält sich in kluger Selbstbeherrschung von allzu verwickelten Thatfachen fern und wird deshalb oft genug den Ratsuchenden im Stiche lassen müssen. So mag es sich begeben, daß Spekulation und Phantastik das aus dem Rahmen psychologischer Kleinarbeit Fallende mit Beschlag belegen und auf ihm ihren Tummelplatz finden. Mag man sich auch davon als braver Sohn seiner naturwissenschaftlichen Zeit abwenden, so läßt man sich doch auch nicht gern auf eine künftige vorgeschrittenere Zeit psychologischen Erkennens und Wissens verträufen und ist eher bereit, Schaden an der Einfalt der Seele zu nehmen als dem Drang nach Einsicht zu entsagen. Freilich beginnen sich schon beim ersten Schritt in unbebautes Gebiet scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten zu türmen und das Fließen und Wogen unseres Seelenlebens, die Enge des Bewußtseins, der diskursive Charakter unseres Denkens entlocken dem Psychologen immer wieder resignirte Klagen. Aber wenn auch, — der Versuch, in das Dickicht einzudringen, wird immer wieder gemacht werden und seinen Lohn in sich tragen.

Die seelische Tatsache nun, auf die ich die Aufmerksamkeit lenken möchte, ist gewiß schon oft genug bemerkt worden, und ich bin nicht harmlos genug, zu glauben, daß sie nicht auch schon einmal einen Deutungsversuch nach sich gezogen haben sollte. Indessen, er ist mir unbekannt, und es bleibt mir nur übrig, mich auf eigene Faust durchzuschlagen. Daß die in Rede stehende Tatsache bemerkt worden ist, könnte ich mit einer ganzen Anzahl von Zeugnissen belegen, wenn ich im Verlauf meines Lesebetriebs rechtzeitig daran gedacht hätte, einen philologischen Zettelskasten zu eröffnen.

Aber schon das eine Zeugniß, das mir zur Verfügung steht*), genügt für unsere Zwecke, zumal es die klassisch zu nennende Beschreibung des Tatbestandes giebt. Es stammt aus Gontscharows Roman „Oblomow“ (Berlin 1885).

„Er versiel in einen unbestimmbaren, der Hallucination verwandten Zustand, in dem es dem Menschen erscheint, als durchlebe er einen früher bereits durchlebten Augenblick zum zweiten Mal. Hat er das im Traume gesehen oder wirklich erlebt und vergessen, er sieht um sich dieselben Personen wie damals, hört dieselben Worte, aber die Einbildungskraft ist nicht stark genug, ihn vollständig zurückzuversetzen, das Gedächtniß vermag das Vergangene nicht wieder zu erneuern und läßt ihn in Sinnen. Oblomow umgiebt eine bereits einmal dagewesene Stille, derselbe Pendel bewegt sich vor ihm, dasselbe Geräusch beim Abreißen eines Fadens, dieselben Worte: „Ich kann auf keine Art in's Nadelöhr treffen, da nimm, Rascha, Du hast bessere Augen.“

In dieser Schilderung ist ein eigentümlicher seelischer Zustand wiedergegeben, den gewiß der Eine oder Andere an sich selbst erlebt hat. Um zu erkennen, um was es sich dabei handelt, wird man sich vergegenwärtigen müssen, welche Grundbedingungen für das Auftreten dieser Stimmung, dieses Zustandes gegeben sein müssen und welche einzelnen Momente sein Wesen ausmachen. Das Beispiel Oblomows scheint zu sagen, ein Dämmerzustand schlechthin, halb Traum, halb Wachen, sei der einer Entfaltung jener Stimmung günstige Boden. Rufe ich eine persönliche Erfahrung zu Hilfe, die allerdings eine Reihe von Jahren zurückliegt, so erweitert sich der Kreis der Voraussetzung um etwas. Oder besser: Der Dämmerzustand läßt sich genauer bestimmen, schärfer abgrenzen. Es begegnete mir etwa, daß ich, ein Buch vor mir, im stillen Zimmer saß und nun irgend ein aus der Stille heraussprechendes Moment mir die Stimmung des geschilderten Zustandes gab. Es ist mir jetzt noch deutlich, daß sich dieses komplexe Gefühl bis auf die Körperlage, die Krümmungswinkel der Glieder erstreckte. Entgegen dem Siebzustand Oblomows ging aber in diesem Fall bis zu einem gewissen Grad eine geistige Beschäftigung vorher. Wenn ich mich nun gleich auch frage, warum sich jener eigentümliche Dämmerzustand während der letzten Jahre nicht mehr wiederholt hat, obwohl doch einmal in meiner seelischen Verfassung die Möglichkeit zum Erleben der Stimmung gegeben war, so drängt sich mir die Antwort auf, daß daran wohl die wachsende Bewußtwerdung schuld ist, die Entwicklung und Gewöhnung des Bewußtseins, beständig auf der Lauer, auf dem Sprunge zu liegen. Um es anders

*) Herr Dr. D. Wilda erinnert mich liebenswürdigerweise an den „David Copperfield“. In der Tat findet sich im 39. Kap. eine Beschreibung dieses „geheimnisvollen Grimerns“. Von neueren Schriftstellern deuten auf das Phänomen etwa Frieda v. Willow in „Güter der Schwelle“ und Dmpteba, wenn ich mich recht erinnere, in „Silvester von Beyer“.

auszudrücken, ich bemerkte eine Abnahme der Fähigkeit zu anhaltender und gleichmäßiger Konzentration. Ist die Versunkenheit in irgend eine Gedanken- oder Bilderfolge bis zu einem gewissen Grade fortgeschritten, so steckt plötzlich wie der Teufel aus der Röhre das Ich-Bewußtsein den Kopf in die Höhe und mußt die Zerstörung oder zerrt irgend ein heterogenes Moment vor die Aufmerksamkeit. Diese drastische Bildlichkeit macht den Vorgang klar, der darin besteht, daß unvermittelt neben eine Aufgelöstheit des Ich die Zusammenfassung und Anspannung des Ich tritt. Wie mit einem Rucke strafft sich das Ich und sammelt die diffusen Seelenregungen um seinen Mittelpunkt.

Hier soll der Hinweis nicht unterbleiben, daß in der bisherigen Darstellung unvermerkt eine Parallele gezogen wurde, die mir allerdings richtig erscheint. Eine Parallele zwischen dem — der Kürze halber sogenannten — Oblomowzustand und der alltäglichen und allgemein bekannten Tatsache des Uebergangs aus einer Versunkenheit bis zum hellen Selbstbewußtsein. Auch in dem zweigliedrigen Oblomowzustand findet ein ähnlicher Uebergang statt: von dem Gefühl der Situation zu seiner Rationalisierung in dem verwunderten Gedanken: Genau dasselbe hast Du doch schon einmal erlebt! Vielleicht hilft diese Feststellung später weiter.

Mit diesem einen Charakteristikum grenzt sich der seelische Vorgang gegen einen andern ab, den man nicht übel einen Rückgang nennen könnte. Ich meine den dem Einschlafen ziemlich nahe vorhergehenden Zustand, der auch durch eine Aufgelöstheit des Ich charakterisiert ist, und das Hinabgleiten aus ihm in die völlige Dunkelheit des Schlafes. Ich nehme wieder die unerläßliche Selbstbeobachtung zu Hilfe. Es ist mir nicht so sehr beim nächtlichen Einschlafen als bei einem Ausruhebedürfnis in der Mitte des Tages, etwa nach eingenommener Mahlzeit, hin und wieder Folgendes begegnet, das sich in der Erinnerung ziemlich hell erhielt. Während vor dem nächtlichen Einschlafen die Gedanken sich nicht auf Befehl zur Ruhe verweisen ließen und noch in das gliederlösende Stadium einer süßen Erschöpfung, die das Einschlafen vorbereitet, hinüberspielten, kam im anderen Fall, durch das Verdauungsieber gewis einigermassen unterstützt, eine gedankenlose Siesta Stimmung zu Stande, deren Grundlage auch ein angenehmes Gefühl der Körperlosigkeit war, die aber der Sinnesstätigkeit noch einen gewissen Spielraum ließ. Auf der Innenseite der geschlossenen vom Tageslicht schwach erhellten Augenlider erwuchsen, jeder Willensregulierung entzogen, kleine Bildchen von scharfer Deutlichkeit, etwa ein Teppichmuster, das Bild eines Gerätes, ein Antlitz — kurz, es fand, vom bewußten Denken nicht belästigt, ein freies, motorisch erregtes Spiel des Sehnervs statt. Vandois weist in seiner Physiologie darauf hin, daß Cardanus, Goethe, Joh. Müller, Nägeli u. a. solche Phantasmen sogar willkürlich an sich hervorrufen konnten. Goethe erzählt: „Ich hatte die Gabe, wenn ich die Augen schloß und mit niedergelegtem Haupte mir in die Mitte des Seh-

organs eine Blume dachte, so verharrte sie nicht einen Augenblick in ihrer ersten Gestalt, sondern sie legte sich auseinander, und aus ihrem Innern entfalteten sich wieder neue Blumen aus farbigen, auch wohl grünen Blättern; es waren keine natürlichen Blumen, sondern phantastische, jedoch regelmäßig, wie die Rosetten der Bildhauer. Es war unmöglich, die hervorquellende Schöpfung zu fixiren, hingegen dauerte sie so lange, als mir beliebte, ermattete nicht und verstärkte sich nicht. Dasselbe konnt' ich hervorbringen, wenn ich mir den Zierrat einer buntgemalten Scheibe dachte, welche denn ebenfalls aus der Mitte gegen die Peripherie sich immerfort veränderte.“ — Um auf die eigene Erfahrung zurückzukommen, der Reiz dieses Zustandes war zu groß — oder wenn man will, nicht groß genug, um die abgespannten geistigen Funktionen zu bewußter, wollender Tätigkeit anzuregen, und es fand meist der Uebergang zum Schlaf statt. Niemals aber trat in dieser Situation jenes eigentümliche Gefühl auf, dessen Beschreibung Gontscharow so vortrefflich gelungen ist.

Das scheint mir kein Zufall zu sein. Denn ein Vergleich dieses in die Dunkelheit hinabgehenden Dämmerzustandes mit jenem anderen, in die Helle hinaufgehenden zeigt bei aller Ähnlichkeit einen gewichtigen Unterschied. Die Passivität der beiden Dämmerzustände hebt sich dadurch gegeneinander ab, daß in dem zuletzt geschilderten doch noch eine, und zwar central erregte Aktivität Platz findet, während im Oblomowzustand die seelische Tätigkeit vollständig aufgehoben, potentiell geworden scheint, nur mehr noch sensibler Reaktion fähig oder genauer ausgedrückt: einzig abhängig von den Reizen durch das Nicht-Ich. Die Seele ist in diesem Zustand vergleichbar mit einem vollständig unbewegten Teiche, in dem sich die ganze Umwelt, Wolken, Bäume, Gräser mit ungetrübter Deutlichkeit spiegelt. Wachtraum wäre dieser Zustand am bezeichnendsten zu nennen.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal auf Grund der gefundenen Merkmale die seelische Verfassung in diesem Wachtraum. Den Erlebenden umgibt eine monotone Stille. Die Sinne stehen allen Reizen der Außenwelt offen, aber diese Reize werden von der seelischen Kraft nicht angeeignet, sie bleiben unbewußt. Die seelische Kraft befindet sich gewissermaßen im toten Punkt, es liegt eine momentane Lähmung der aneignenden Energie vor. Die Seele ist tatsächlich erfüllt, aber das Bewußtsein ist leer. Aus diesem Zustand findet nun ein plötzlicher Uebergang zu voller Wachheit des Bewußtseins statt, so daß das Urteil ermöglicht wird: „Genau dieselbe Situation hast Du schon einmal durchlebt.“ Die auf die Nerven wirkenden „Eindrücke“, zu einer Allgemeinempfindung verbunden, erfahren eine Umformung zur gefühlsbegleiteten Vorstellung, und diese Vorstellung unterliegt dem Urteil. Was bedingt nun jene Umformung, jene Rationalisirung des Gefühls der Situation? Die seelische Kraft muß doch irgendwie zur Tätigkeit erregt, über den toten Punkt hinweggehoben werden. Es ist mir keinen Augenblick zweifelhaft, daß im Beispiel des Oblomow die gesprochenen

Worte das die seelische Kraft erregende Moment bilden, wie es ebenso gut das Fallen einer Nadel, das Klatschen eines Kleides oder ein andres plötzlich aus der Stille herausredendes Moment hätte sein können. Nicht minder zweifellos aber ist es, daß ein heftiger Lärm, eine starke Erschütterung, ein Knall, das Zustandekommen des ganzen einheitlichen Vorgangs verhindert hätte. Ein derartiges erregendes Moment hätte die volle seelische Kraft auf sich gelenkt und sich eine Weile ausschließlich im Bewußtsein behauptet. Der Resonanzzusammenhang zwischen dem Gefühl und der Vorstellung des Gefühls wäre jäh zerrissen worden, und die Erinnerung, die ja in dem Urteil über die Vorstellung enthalten ist, hätte nicht stattfinden können. Das erregende Moment darf offenbar, soweit eigene psychische Erfahrung reicht und im Beispiel des Oblomow bestätigt wird, nicht über ein gewisses Maß von Stärke hinausgehen, wenn es nicht die gesammte seelische Kraft absorbieren soll. Es muß eben stark genug sein, die seelische Kraft über den toten Punkt hinwegzuheben, den größeren Teil der Kraft aber verfügbar lassen zur Vollziehung des charakteristischen Vorgangs.

Wenn aber auch auf diese Weise die Umformung der Allgemeinempfindung zur Vorstellung von ihr durch ein erregendes Moment, einen Bewußtseinsreiz verständlich wird, so ist damit immer noch nicht die eigentümliche Gefühls-Qualität des Gesamtvorgangs erklärt, die in dem schon mehrfach erwähnten Urteil ausgedrückt ist. Was kann mich veranlassen, zu sagen: Mir ist, als hätte ich genau denselben Zustand schon einmal durchlebt — wann jedoch, das entzieht sich völlig meiner Erinnerung? Ich erinnere mich wohl des durchlebten Zustandes, aber die Erinnerung schwebt in der Luft. Hier ist der Punkt, wo phantastische Vorstellungen einsetzen können und auch tatsächlich schon manchmal eingesetzt haben. Ich werde später noch darauf zu sprechen kommen. Vorerst heißt es, möglichst klar und nüchtern die Wirklichkeit festzuhalten suchen, und da es einmal nicht ohne Hypothese abgeht, die möglichst naheliegende, natürliche und auf dem kürzesten Wege zum Ziel führende Hypothese herauszufinden.

Es fällt vor allen Dingen in die Augen, daß gerade das erregende Moment selbst ein Teil jener eigentümlich gefärbten Erinnerung ist. In's Bewußtsein dringen und beurteilt werden, ist scheinbar Eins. Und in diesem „Eins-sein“ wird doch zugleich der Gegensatz von Jetzt und einem Früher mit ziemlicher Lebhaftigkeit erfaßt. Das ist nun der am meisten beleuchtete Punkt in dem Gewebe, das die Eindrücke der Außenwelt, der Körper mitgerechnet, in der nicht von der Unruhe des Bewußtseins durchzuckten Seele angelegt haben. Mit der an dem erregenden Moment einsetzenden seelischen Tätigkeit ist für alle anderen Punkte des Gewebes auf Grund ihres associativen Zusammenhangs die Möglichkeit gegeben, ebenfalls vom Licht des Bewußtseins getroffen zu werden. Mindestens werden sie durch das vom Bewußtsein erfaßte erregende Moment der Kontrolle des Bewußtseins nähergerückt und erzeugen im Zusammenhang mit dem erregenden Moment als

Ganzes jene eigentümliche Stimmung, aus der die Erinnerung herausklingt. Diese Tatsache berechtigt aber, aus dem ganzen associativen Zusammenhang das Hauptelement, eben das erregende Moment, hervorzuheben und mit Vernachlässigung der anderen Elemente auf jenes allein das Augenmerk zu richten.

Es scheint nun nicht anders möglich, als daß die Zeit, die zwischen dem Sinnesreiz und seiner Bewußtwerdung verstreicht — die Umformungszeit, wie ich mit Benutzung eines oben schon gebrauchten Begriffs sagen möchte; übrigens eine Zeit, die der Fachpsychologie unter anderem Namen hinreichend bekannt ist — als daß diese Zeit, sage ich, die wesentliche Voraussetzung bedeutet für das Zustandekommen des fraglichen Erinnerungsgefühls. Diese Zeit nämlich, die beim gewohnten Ablauf des seelischen Lebens für das Bewußtsein überhaupt nicht vorhanden ist und auch nur experimentell nachgewiesen werden kann, unterliegt dank der seelischen Verfassung in dem uns beschäftigenden Augenblick einer täuschenden Abschätzung, die sich kundgibt in dem Urteil: Genau dasselbe hast Du doch schon einmal erlebt! Allerdings, ein Jetzt und ein Früher liegt freilich vor, aber die Distanz zwischen Beiden ist lediglich die zwischen dem Sinnesreiz und seiner Bewußtwerdung verflossene Zeit. Diese Behauptung scheint Kühner, als sie tatsächlich ist. Erinnerungen, die im gewohnten seelischen Verlauf auftreten und sich, um auch im Vergleich unserem Problem möglichst nahe zu bleiben, auf ein Gefühl oder eine Stimmung beziehen, sind immer lokalisiert, bezw. temporalisiert: Dann und dann — und zumeist weiß ich auch, aus diesem Anlaß — war ich zornig, ärgerlich, glücklich, freudig, wehmützig, traurig. Alle diese erinnerten Gefühle oder Stimmungen, schon bei ihrem ersten Auftreten von Bewußtseinsmomenten durchspielt, haben eben durch das Bewußtsein ihre Stellung im Gedächtnis erhalten. Am Bewußtsein sind sie in jeder Hinsicht orientiert worden. Gerade dieses Lokalzeichen nun fehlt der uns beschäftigenden Erinnerung, macht sie problematisch und läßt den sie Erlebenden im Nachsinnen: Das hast Du schon erlebt — aber wann doch nur? Wir sahen oben, daß vor Eintritt des erregenden Moments die Seele zwar von Eindrücken erfüllt, das Bewußtsein aber vollständig leer, untätig ist. Das durch die Eindrücke der Umwelt erzeugte Stimmungsgewebe, das jeder affektiven Kraft entbehrt, wird nun durch das erregende Moment in's Bewußtsein gehoben, wobei jedoch, wie wir gleichfalls sahen, das erregende Moment nicht so affektiv sein durfte, daß es den Zusammenhang zerriß. Denn wäre der Zusammenhang zerrissen, so wäre zweifellos das Gefühl der Situation rettungslos in's Dunkel der Seele zurückgesunken, aus dem es ja noch nicht einmal völlig aufgetaucht war. Durch das den Resonanzzusammenhang nicht durchbrechende erregende Moment jedoch wurde es für das Bewußtsein und damit für die Erinnerung gerettet. Nur eben fehlt der Erinnerung jede Handhabe zur Orientierung, da im Gefühl der Situation, in der affektlosen Stimmung dem Bewußtsein die Gelegenheit

oder die Möglichkeit zur Betätigung fehlte. Der Ablauf des gesamten Processes, der für die von jeder bewußten metaphysischen Voraussetzung absehende, sich rein an's Tatsächliche haltende Analyse eingeschlossen ist vom Anfangs- und Endpunkt der Umformungszeit, stellt sich dem rückschauenden Bewußtsein des Erlebenden dar in der in einer endlosen Perspektive schwebenden Erinnerung. Daß die Täuschung in der Abschätzung der Zeit durchaus nicht verwunderlich zu sein braucht, lehrt die Erfahrung des Traumes, in dem ein plötzlicher Reiz die Traumphantasie zum Ablauf einer scheinbar sehr langen und verwickelten Kette von Ereignissen veranlaßt, an deren Ende erst der von der Phantasie irgendwie umge deutete Reiz steht. Solche Träume enden bekanntlich immer mit dem Erwachen: Auch hier ist der für die Analyse in Betracht kommende Spielraum einzig die Zeit zwischen dem Reiz und seiner Bewußtwerdung. Ich wollte damit lediglich betonen, daß in mehr als einem Falle des seelischen Geschehens der objektive Zeitverlauf nichts gemein hat mit der Zeitvorstellung.

Ein Punkt harret noch der Klarstellung. Ich erwähnte oben, daß ich vor Jahren den Oblomowzustand selbst erlebte, jedoch nicht, wie der russische Romanheld im Gefolge einer Siegiastimmung, sondern nach geistiger Beschäftigung — fast möchte ich sagen, während derselben. Ich kann freilich nicht glauben, daß sie besonders intensiv gewesen ist, wenn sie das Bewußtsein in den toten Punkt geraten und in einem, wenn auch noch so kurzen Moment jenes eigentümliche Gefühl entstehen ließ. Jedenfalls legt diese Tatsache die Erwägung nahe, daß das Zustandekommen des betreffenden Gefühls von zwei Faktoren wesentlich bedingt ist: von einer nicht vom erlebenden Individuum abhängigen Gedämpftheit und Stille der Umwelt und von einem seelischen Habitus, der möglichst von Affektibilität oder im gewissen Sinne Nervosität entfernt ist. Entscheiden läßt sich freilich nicht, ob dieser Habitus intermittierend auftreten kann und welche günstige Bedingungen ihn ermöglichen, oder ob er an eine besondere Charakterart, eine besondere Altersstufe gebunden ist. Der Umstand, daß den Oblomowzustand gerade Dichter öfter beschrieben haben, läßt vermuten, daß er sich am ehesten bei sensibeln, von praktischen Interessen wenig in Anspruch genommenen Individuen zeigen mag.

Die Umständlichkeit meiner Darlegungen wird gerechtfertigt durch das überraschende Licht, das von der analysirten Tatsache aus auf einen Teil der philosophischen Gedankenwelt fällt. Es will mir nämlich scheinen, daß wir es hierbei mit einer psychologischen Wurzel des metaphysischen Seelenwanderungsgedanken zu tun haben. Es leuchtet gewiß ein, daß eine Erinnerung, die sich auf das Erleben einer ganzen Situation bezieht, ohne daß ihre genauere zeitliche Fixirung möglich ist — man vergegenwärtige sich noch einmal die von Gonscharow gegebene Beschreibung — daß eine solche Erinnerung leicht zu dem Gedanken verleiten kann, in einer früheren Form der Existenz sei der gleiche Zustand schon einmal durchlebt worden.

Das religiös oder metaphysisch disponirte Gemüth muß geradezu auf diesen Gedanken verfallen. Zufällig habe ich einen schlagenden Beweis für den tatsächlichen Vollzug dieses Gedankens zur Hand. Er findet sich in dem kaum noch „Roman“ zu nennenden Buch von Walter Siegfried „Fermont“.

Der Verfasser läßt hier einen gewissen Georg Brandt in einem Brief an Adrian Fermont seine Weltanschauung entwickeln, die in mancher Hinsicht der Goethe'schen Entelechienlehre verwandt, vielleicht sogar von ihr beeinflusst ist. Jener Brandt sieht im Menschendasein ein Monadenstadium. Der Mensch in seiner Körperlichkeit ist eine Ansammlung von untergeordneten Monaden, bezw. Staubwesen, die von der Seele, der Obermonade, regiert wird. Durch den Tod wird die vorübergehende Verbindung der Monaden zu dem psychokratischen Monadenstaat, Mensch genannt, wieder aufgelöst, und die Einzelwesen können sich zu anderen Verbindungen wieder zusammentun. So wenig wie die Untermonaden wird aber auch die Obermonade verloren gehen, vielmehr auf ihrer Wanderung durch das All die ihrer Entwicklung, ihrer Energie, ihren polaren Qualitäten angemessenen Monaden an sich ziehen und mit ihnen wieder ein Ganzes bilden. Dieses Ganze wird ein Höheres sein, wenn sich die herrschende Monade im vorigen Zustand gebührend entwickelt hat, ein Niedrigeres dann, „wenn sie die ihr innemwohnende Kraft nicht ausgenützt hat und dort unter sich selbst gesunken ist“. Der Curiosität halber sei erwähnt, daß eine ähnliche „Psychokratie“ schon einmal von einem ziemlich verschollenen Denker des 18. Jahrhunderts, dem Berliner Akademiker Prémontval (André-Pierre Le Guay) in gewissem Gegensatz zu Leibniz aufgestellt worden ist. — W. Siegfried läßt nun seinen Brandt wörtlich fortfahren — und dies ist der in der ganzen Spekulation für uns wichtige Punkt. „Zum Glauben an dieses Wandeln und Wechseln unserer Daseinsformen führte mich besonders auch eine Erscheinung, die mir sonst ganz unerklärlich wäre: die mysteriösen Erinnerungen, die uns zuweilen wie aus einem dunklen Schooß aufsteigen, wie ein Nachklingen eines abgelaufenen Zustandes; — seltsame Früchte einer Gedächtniskraft, die diesen Obermonaden innemohnen muß.“ Und in der Antwort Fermonts an Brandt ist noch einmal die Rede von jenen „unerklärbaren, dunkeln Erinnerungen an etwas wie ein schon einmal durchlebtes Dasein“, neben denen er freilich noch ein anderes Argument für Brandts Annahme beizubringen versucht ist: „die sonderbare Gabe unserer Vernunft! die in so grellem Gegensatz zu der übrigen Gefeknettheit und Beschränkung unserer Fähigkeiten steht, und die sich neben dem unleugbaren Bestehen von Widersprüchen im Regimente des sonst so klugen Schöpfers — von Widersprüchen, die sie erfasst und rebellirend beleuchtet, — ganz unbegreiflich ausnimmt.“ Allerdings gilt sie ihm im Gegensatz zu Brandt als Erbtheil gerade einer freieren Vorstufe des fertigerhaften Menschen-daseins.

Versucht man sich über die Motive zum Gedanken der Präexistenz und Seelenwanderung Rechenschaft zu geben, so wird leicht erkenntlich, welches Gewicht dem eigentümlichen seelischen Erlebniß in jener Anschauung vom Menschendasein zufällt. Mag man diese Motive auseinanderhalten in den zwei großen Gesichtspunkten des Gedanken- und Gefühlsbedürfnisses. Die Ueberlegungen, die von der Ursache des „Lebens“ ausgehen, sich an die Grundtatsachen von Sein und Entwicklung anknüpfen, der von religiös dogmatischen Voraussetzungen freie metaphysische Forschungstrieb haben manchen Denker, haben insonderheit zwei unserer größten Geister, Lessing und Goethe, zur Annahme eines Seelenentwickelungs-, Seelenwanderungsgedankens geführt. Von noch unmittelbarer Kraft aber hat sich Vielen ein subjektives Bedürfniß erwiesen, sich über die räumliche und zeitliche Bedingtheit hinauszuschwingen und aus dem Gefühl all der unentfalteten Entwicklungsmöglichkeiten der beschränkten Existenz heraus, das durch unerklärliche Anziehungskräfte Anders-Seiender oft genug verstärkt wurde, im Glauben an die Präexistenz und Wandlung der Daseinsformen auszuruhen. Kinder und Poeten, ja auch der nüchterne Mensch — darauf hat Dessoir gelegentlich mit Recht hingewiesen — versagen sich im Spiel geheimer Seelenregungen weniger, als man anzunehmen geneigt ist, die traumgeborene Freude des Andersseins, die Bildung eines erdichteten Ich, das von der Phantasie ebensogut an verschiedenen Punkten des zeitlichen Geschichtsverlaufes wie der räumlichen Breite der Natur angesiedelt werden kann. Und im Besonderen haben die obenerwähnten Anziehungskräfte Anders-Seiender (Dinge, Menschen, Verhältnisse), wenn es sich um Persönlichkeiten handelte, manchen Dichter zu Philosophien der Liebe veranlaßt, für deren eine wieder Goethe uns ein Beispiel gab in dem Gedicht an seine Lida: „Warum gabst Du uns die tiefen Blicke“. Vielleicht liegt der Gedanke nicht so gar fern, in den beiden hier angedeuteten Motivenreihen für den „Völkergedanken von der Präexistenz“, in dem Gedanken- und Gefühlsbedürfniß, Auswirkungen der Menschheitsseele, Strahlenbrechungen ihres immanenten Zusammenhangs, ihrer Einheitlichkeit, die scheinbar in Individualseelen zersplittert ist, sehen zu wollen. Wie dem auch sei, es ist nun begreiflich, daß jenes Gedanken- und Gefühlsbedürfniß in dem Erlebniß des analysirten Zustandes eine mächtige Stütze, einen schier unwiderleglichen Beweis finden kann.

Wird es den Gläubigen für ihre Weltanschauung ein Glück scheinen, daß sie nun doch einmal nicht widerlegt werden können? — Oder sollte wirklich eine Hypothese, noch dazu eine Hypothese, die in einen geheimen, kaum zu beobachtenden Seelenwinkel einzudringen sich vermißt, jemals Beweisraft aufbringen können?



Gustav Frenssen.

Von

Oskar Willba.

— Breslau. —



on Zeit zu Zeit sieht man mit Erstaunen, daß sich das Rad wieder einmal gedreht hat und wieder zur Höhe gekommen ist, was einst unten war. Man wird inne, daß auch die Litteratur unter dem Gesetze des Wechsels, der Wiederkehr steht, so laut und selbstbewußt auch oft die Herolde einer neuen Richtung diese als das von nun an einzig Wahre, das dauernde Bleibende ausposaunen und das Alte als das Uebermundene, Abgetane bei Seite schieben wollen. Aber das Rad dreht sich weiter, und nichts ist dauernd als der Wechsel. Was über allem Wechsel thront, das ist die große dichterische Persönlichkeit, die, gleichviel, welcher Richtung sie angehört, sich behauptet und nicht mit dieser veraltet und vergeht. Wie gering wiegen neben ihr unsere oft so übermäßig gepriesenen Fortschritte in der künstlerischen Technik. Das Durchschnittstalent darf sie nicht ungestraft ignoriren, die große Persönlichkeit triumphirt allen derartigen Mängeln zum Trotz. Frenssen mit seinem „Jörn Uhl“ ist dafür ein schlagendes Zeugniß. Jene Kritiker, die unter dem ersten Eindruck dieser Schöpfung mit freudigem Enthusiasmus für sie eingetreten sind, sind gewiß nicht so blind gewesen gegen ihre Mängel, gegen eine gewisse Rückständigkeit der Technik, wie die den natürlichen Enthusiasmus allzu beßigten dämpfenden kritischen Flaumacher. Es spricht eben für die Stärke des Werkes und die Macht der Persönlichkeit, die in ihm sich ausdrückte, daß jene Lobredner, unter denen sich wohl durchaus urteilsfähige Köpfe befanden, von den leicht erkennbaren Schwächen, die bei jedem Werke von geringerem Werte und Gehalt vielleicht unerträglich wären, gar nicht berührt wurden. Sie nachträglich festzustellen, sei dem ruhig und unbefangenen Prüfenden nicht

verwehrt; aber mir scheint, daß man hierbei zuweilen ebenso wenig Ruhe und gleichmäßig abwägende Unbefangenheit gezeigt hat, wie die überschäumenden Enthusiasten.

Man hat dann, um den Erfolg des *Jörn Uhl* zu erklären und zu diskreditiren, von einer litterarischen Mode gesprochen, wie man auch die vielbesprochene und mißbrauchte „Heimatkunst“, die im Grunde doch nur ein neues Etikett für eine alte Waare ist, als eine solche bezeichnet hat, während sie doch in Wahrheit eine ganz begreifliche Reaktion war. Gewiß giebt es auch eine litterarische Mode; sie wird gemacht von den Geistern zweiten Ranges, von den Nachtretern, den spekulativen Nachahmern. Aber sie bedeutet im Grunde nicht mehr als eine Verflachung, als eine Banalisierung einer naturnotwendigen, einem tiefen, ursprünglichen Bedürfniß entquellenden Bewegung, die ihren mächtigen Anstoß von den großen, schöpferischen Persönlichkeiten, die mit dem Zeitgeist eins in jeder Regung sind, empfängt. Der Wandel des litterarischen Geschmacks ist im letzten Grunde nie etwas künstlich Inszenirtes, sondern etwas Naturnotwendiges, und ebenfowenig wie Frenssen, der in seinem „*Jörn Uhl*“ sein innerstes Leben offenbart hat, einer den Erfolg verbürgenden Mode gefolgt ist, so wenig haben die Hunderttausende aus reiner Modesucht einem Werke, dessen Erscheinen keine die Neugier anstachelnde sensationelle Nebenumstände begleitet haben, sondern nur der begründete Ruf dichterischer Stärke und Ursprünglichkeit, ihre Gunst zugewandt.

Der beispiellose Erfolg des „*Jörn Uhl*“ hat auch den beiden vorangegangenen Romanen Frenssens: den „*Drei Getreuen*“ und der „*Sandgräfin*“ Bahn gebrochen. Den Dichter des „*Jörn Uhl*“ fand man nur in jenem, nicht in dem letztgenannten, dem Erstlingswerke Frenssens wieder, das von den beiden späteren durch eine tiefe Kluft getrennt ist, jene Kluft, die den Poeten vom Schriftsteller, den einem inneren Zwange folgenden Offenbarer eigener tiefster Erlebnisse vom sich selbst und Andere anregend unterhaltenden Fabulirer scheidet, während nur ein kräftiger Schritt vorwärts und aufwärts von den „*Drei Getreuen*“ zur Höhe des „*Jörn Uhl*“ führt. Im ersten Falle ein Wesensunterschied, hier nur ein Gradunterschied. Es ist deshalb wohl begreiflich, daß die vergleichende Abschätzung von Frenssens letzten beiden Romanen nicht überall das gleiche Urtheil gezeitigt hat und daß hie und da Stimmen laut geworden sind, die den „*Drei Getreuen*“ den Vorzug geben wollen. Ich habe allerdings Grund zu der Annahme, daß dieses Urtheil, dem ich für meine Person nicht beipflichten kann, von Leuten ausgeht, die — im Gegensatz zu der bei weitem größten Zahl der Frenssenfreunde — das ältere Werk vor dem jüngeren kennen gelernt und die jene überwältigende Wirkung, welche eine neue starke Persönlichkeit übt, bereits aus den „*Drei Getreuen*“ erfahren hatten, so daß ihnen im „*Jörn Uhl*“ der Dichter, obwohl er uns hier unstreitig als ein reiferer und tieferer Mensch und Künstler entgentritt, nicht mehr als eine neue und

durch ihre Neuheit bezwingende Erscheinung an die Seele griff. Sie hatten die Offenbarung, die den Andern der „Jörn Uhl“ brachte, bereits gehabt, sie hörten hier bereits halb vertraute Klänge und ähnliche Leitmotive; und die Steigerung, Vertiefung und höhere künstlerische Harmonie und Durchbildung fällt gegenüber der Erinnerung an den ersten machtvollen Eindruck einer neu eröffneten Welt wenig in's Gewicht. Gewiß ist aber, daß der Höhepunkt von Frenssens Schaffen bis jetzt — man könnte meinen resp. vermuten, doch wollen wir's nicht hoffen: überhaupt und für immer — im „Jörn Uhl“ erreicht ist. Mögen in Einzelheiten die „Drei Getreuen“ ihm gleichkommen oder nach dem Geschmack gewisser Leser über ihn hinauskommen, im Ganzen bezeichnen sie doch nur die Vorstufe zu jenem. Frenssen hat hier seinen Reichtum doch noch nicht genügend zusammenzuhalten vermocht, und während im „Jörn Uhl“ — so gewaltig weit der Dichter die Grenzen seines Reiches gedehnt hat, und so weit er von seinem an sich schon so reichen Hauptthema, das ein ganzes Menschenleben und mehr als das umfaßt, abzuirren scheint — doch immer die Gestalt des Einen den sichtbaren oder unsichtbaren Mittelpunkt und Schwerpunkt bildet, dessen Anziehungskraft wir auch an den entlegensten Stellen, wohin uns die in räumliche und zeitliche Fernen schweifende Phantasie des Dichters lockt, verspüren, während so dort bei aller Fülle an Personen, Geschehnissen, Episoden, die unsere Aufmerksamkeit beanspruchen, der innere Sinn unablässig nach dem Helden gravitiert und nach ihm fragt, wird in den „Drei Getreuen“ die Teilnahme des Lesers, ob sie auch vorwiegend beim Heiderieter zugewandt bleibt, für drei in den Vordergrund gerückte Persönlichkeiten zugleich beansprucht und demgemäß zersplittert. Die „Drei Getreuen“ erfordern deshalb eine weit größere Konzentration der Aufmerksamkeit des Lesers, ein willigeres Mitgehen und Sichhingeben als der uns nach jeder Unterbrechung der Lektüre schnell wieder in seinen Bann ziehende „Jörn Uhl“. Werke, die man in einem Zuge, mit fiebernden Pulsen und angehaltenem Atem herunterliest, sind beide Schöpfungen nicht. Es konnten deshalb Kritiker, die der Erfolg von Frenssens Meisterschöpfung verärgert haben mochte und die sich dazu berufen glaubten, in den schäumenden Wein der Begeisterung Wasser zu gießen, die Behauptung aufstellen, Frenssens Werke gehörten jenem Genre an, das Voltaire für das einzig unzulässige erklärt hat. Und mit dieser Behauptung ging dann Hand in Hand eine Diskreditierung jener Kritiker, die als Herolde für den „Jörn Uhl“ eingetreten waren und dies teils aus Urteilslosigkeit, teils aus eitler Entdeckungslust und als bewußte literarische Modemacher getan haben sollten. Der „Jörn Uhl“ sollte langweilig sein, und die Hunderttausende, die ihn gelesen haben, haben sich aus reiner Modenarrtheit und äffischem Nachahmungstrieb der Gefahr eines Gähnkrampfes ausgesetzt! Fürwahr, das konnte nur der Voreingenommenheit, die der Gereiztheit über ein im ersten Begeisterungsfeuer etwas überhitztes Loblied und über einen alles andere Gute im

Schatten lassenden blendenden Erfolg entsprang, zu glauben einfallen. Die „Drei Getreuen“ und der „Jörn Uhl“ teilen mit vielen Meisterwerken unserer epischen Dichtung die Eigenheit, daß man sie nicht im heißen Durste auf einmal zu genießen begehrt, sondern sie wie einen köstlichen Wein langsam und in wiederholt kleinen Zügen zu schlürfen vorzieht. Man legt sie, ohne große innere Ueberwindung, am Ende eines Abschnittes aus der Hand, oft freiwillig, um etwas in uns ausklingen zu lassen, was aus dem Buche heraus tiefste Saiten unserer Seele mitschwingen ließ; und wenn wir zu ihm zurückkehren, so packt uns nicht wieder eine kräftige Faust, die uns festhält und fortreißt, um uns erst am Ende wieder loszulassen; aber ein heimlicher stiller Zauber zieht uns mehr und mehr an und umspinnt uns dichter und dichter, bis er uns sanft wieder freigiebt oder wir uns von ihm fachte lösen, um notgedrungen aus der Welt des Dichters in die unsere, die uns ruft, zurückzukehren. Wenn es darauf ankommt, daß diese Losreißung des Lesers vom Buche möglichst schwer sein soll, wenn als Maßstab für dessen Wert die Kraft und die ununterbrochene Dauer der „Spannung“ gelten soll, dann freilich wird man Werke wie den „Jörn Uhl“ und die „Drei Getreuen“ als „langweilig“ hinter zahlreiche erzählende Werke der Gegenwart einrangiren müssen, die den Vorzug haben, daß sie als „spannende“ Romane in einem Sitz vom Leser und von dem, für Breite selten schwärmenden berufsmäßigen Kritiker erledigt werden können. Wie viel Mittelmäßigkeit geschickter Routiniers müßte da echter Dichtung übergeordnet werden!

Auch Frenssen hat einen „spannenden Roman“ geschrieben; er ist sein schwächster, das bereits genannte Erstlingswerk: „Die Sandgräfin“*); aber er hat vor den späteren Schöpfungen den Vorzug einer konzentrierten, verhältnismäßig rasch sich abspielenden Handlung, einer durch zusammenfassende Beschränkung erzeugten Uebersichtlichkeit. Aber was sich vor uns abspielt, das ist nicht ein Stück Leben, das durch die Seele des Dichters gegangen ist, das ist eine nach den Familienblattbedürfnissen konstruirte, auf Erregung und Ueberraschung hin angelegte, mit den bekannten Triks der landläufigen Romanschriftstellerei arbeitende Geschichte, die nur in Büchern sich abspielen kann und sich dort mit leichten Variationen oft genug abgespielt hat. Bezeichnend ist auch, daß der aus dem Volke hervorgegangene Dichter, der später auch in dem dem Naturboden und seinen Kräften näher stehenden Volke den würdigsten Gegenstand seiner Betrachtung und seiner Poesie fand, hier seinen Blick zu den höheren Gesellschaftsphären richtet und sich jenes vornehme Milieu gewählt hat, das gerade für schlichte Naturen und für das Gros der Romanleser, das zu feudaler Schloßherrlichkeit mit alten Traditionen und alten romantischen Burgruinen, mit gemessenen Formen

*) Die Sandgräfin. Roman von Gustav Frenssen. Berlin, W. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, 1896.

und imponirenden Vorurteilen immer noch mit gewaltigem heimlichen Respekt und neidischer Bewunderung aufschaut, eine große Anziehungskraft hat. Es handelt sich in der „Sandgräfin“ um das Schicksal eines altholsteinischen Adelsgeschlechtes, das durch habgierige Schurkerei, die ererbtes unrechtes Gut zu behaupten und zu vermehren trachtet, dem völligen Ruin entgegengeführt wird. Der Verfasser verschmäht dabei nicht bewährte Kunstkniffe der Romanschriftsteller, wohl vertraut mit dem Spannungswert des kriminell Mysteriösen und Duster-Ahnungsvollen, das die Neugier und die Kombinationslust anreizt. Eine Atmosphäre von verborgener Schuld und geheimnisvollem Verbrechen umwittert den zügellosen Verwalterssohn Thorbeeken, in dessen Händen, vom Vater übernommen, einstiges gräßliches Gut sich befindet, und der von gespenstischen Erscheinungen geplagt wird, wenn er, von wüsten Trinkgelagen nächtlich heimkehrend, am „witten Klee“, dort wo auf der weißen Düne der Turm der Kneeschen Stammburg emporragt, vorüberjagen will, aber die zitternd haltenden Pferde gewaltsam vorwärtspeitschen muß. Und dann erscheint, aus Schlesien kommend, um bei ihren Verwandten in der alten Heimat ein Asyl zu finden, die arme verwailte Herrin des morschen wertlosen Dünenturmes, den Thorbeekens rücksichtslos betriebene, durch Schuld und Angstgefühl angefeuerte Sandabfuhr zu Fall zu bringen droht. Aber in dem haßerfüllten Kampf gegen die „Sandgräfin“, den letzten weiblichen Sproß der gräßlichen Familie, der sein Vater ein so ungetreuer Verwalter gewesen, unterliegt er. Zunächst entreißt sie ihm die Beute, die er sich bereits gesichert wähnte. Unter ihrem Alles sich unterwerfenden Einfluß befreit sich ihr Oheim Herr von Klee von dem lähmenden Bann, in welchem ihn sein Hausgenosse, Thorbeekens Helfershelfer, der „Baron“ Hünze — der zur Ehre des Adels in Wahrheit gar kein Baron und im Grunde mehr schwach als ein richtiger Bösewicht ist — bis dahin gehalten hat. In der Beziehung Gertrud Klees zu ihrem alten Onkel, dem apathischen Invaliden, dessen eingeschlaferte Seele sie wach rüttelt, schlägt Frenssen bereits ein Motiv an, das später in bedeutend vertiefter Behandlung in seinen folgenden Schöpfungen wiederkehrt: die Erziehung des passiven Mannes zu tatkräftigem, zielbewußtem Handeln und Arbeiten durch das Weib; so werden in den „Drei Getreuen“ der träumende Heim Heiderieter und der schwankende Andrees durch Geist und Herz des liebenden Weibes zu Herren ihrer besten Kräfte. Aber wie die Passivität des alten Herrn von Klee nicht als angeborene Eigenschaft seiner innersten Natur sich äußert, sondern als Folge eines äußeren, mechanischen Eingriffs, eines in der Schlacht erhaltenen Säbelhiebes, so ist auch Anderes in diesem Roman äußerlich und oberflächlich gefaßt. Der Dichter, der späterhin in der sorgsamten, schrittweisen Verfolgung jenes Entwicklungsprocesses, den das Werden und Wandeln eines Menschen in sich schließt, sich nicht genug tun konnte, läßt hier seine Gertrud Klee ihr Erziehungswerk an dem alten Baron, dessen Willenskrankheit sie heilt, und an der wild aufgewachsenen

jugendlich ungestümen und urteilslos schwärmenden Frauke allzu leicht vollbringen.

Noch leichter hat es sich der Dichter mit der Befehrung des anfangs so raffiniert vorgehenden Intriganten Hünze gemacht, der im Handumdrehen ein reuiger Sünder und braver Mensch wird. Und wenig glaubhaft wirken bei dem hartgesottenen brutalen Sünder Thorbeeken die wachsenden Regungen eines nur bei feiner organisierten Naturen in dieser Weise möglichen zarten Gewissens. Neben solchen inneren Unwahrscheinlichkeiten giebt es eine Reihe äußerer. Da muß — ein echter alter Romaneffekt und Theatercoup — der rettende Helfer, dessen erste Begegnung mit Gertrud Knee in der Burg-ruine echte Marlitt-Romantik ist, gerade in dem Augenblicke auftauchen, als der herrschaftliche Besitz in öffentlicher Versteigerung in den Besitz Thorbeekens übergehen soll; und dieser Retter ist kein Anderer als des Letzteren Sohn, der vor Jahren, um an der Schuld seines Vaters keinen Anteil zu haben, in die Welt ging und nun mit dem zur Rettungstat unerläßlichen Mammon, zu dem er, man weiß nicht wie, gekommen, und mit dem nötigen Edelmut des Romanhelden ausgerüstet, erscheint, um dem Vater die Beute ireitig zu machen und seiner Vorfahren Schuld zu sühnen. Da muß Gertrud Knee bei einem furchtbaren Sturm dem Einsturz des Turmes auf dem „witten Knee“ beivohnen, und ihr der Wind aus seinen Trümmern ein Dokument in die Hände wehen, aus dem das ihrem Geschlechte zugefügte Unrecht klar hervorgeht. Danach hat ihr Vorfahr, in der Napoleonischen Zeit seiner politischen Gesinnung wegen verfolgt, seinen Besitz, um ihn für künftige Tage zu retten, seinem Verwalter, dem Vater Thorbeekens für eine fingirte Schuld verschrieben; aber der ungetreue Knecht hat die Herausgabe des fremden Gutes späterhin verweigert, und sein habgieriger, im Besitz groß gewordener Sohn hat, verbrecherisch Frevel zu Frevel fügend, das Gebot des sterbenden Vaters, das Geschehene gut zu machen, mißachtet. Nun will der Enkel die Schuld sühnen, das geraubte Gut zurückgeben und den Haß der Familien in Liebe auslöschen; ein Herzensbund soll ihre letzten Sprossen, soll ihn und Gertrud Knee, die Sandgräfin, vereinen. Und ob diese sich in der tiefen Empfindung des ihrem Geschlechte zugefügten Unrechtes gegen den Mann, der der Sohn ihres Feindes ist und doch ihr Herz bereits bezwungen hat, wehrt, die Liebe bleibt Siegerin; und über die Leiche des am „witten Knee“ verunglückten Sünders reichen sich die Beiden die Hände.

Abenteuerlich ist die Handlung und schablonenhaft die Gestalten; doch sind immerhin in Frauke Knee verheißungsvolle Ansätze einer lebensvollen Charakteristik, und in Gertrud Knee, die, „klug wie Eva, rein wie Maria“, allzu viel romanhafte Vollkommenheit aufweist, hat der Verfasser, der hier zum größten Teil außerhalb der Welt und der Menschen steht, die er schildert mit dem Interesse des erfindungsfrohen Erzählers, aber nicht mit der Hingabe des im tiefsten Herzen beteiligten Dichters, Züge

seines eigenen Wesens niedergelegt. Dazu gehört Gertruds „Freude an dem Kleinsten“, ihre Liebe zur Natur. Die Worte: „Ich liebe die Natur und die Tiere und die Menschen, die ganze schöne, bunte Gotteswelt. Darum bin ich so froh. Ich bin immer interessiert, gespannt, neugierig; ich habe immer etwas zu lieben, zu pflegen, zu trösten, zu suchen, zu sehen“ sowie ihre sich daran schließende poetische Schilderung der kleinen in den Halmen und unter den Blumen wimmelnden Lebewelt ist aus der Seele des Dichters geflossen, und er selbst ist es, der spricht, wenn Gertrud, befragt, ob sie abergläubisch sei, weil sie einen den Weg versperrenden Spinnenfaden nicht zerreißen will, die Antwort giebt: „Nicht abergläubisch, aber alten Brauch soll man ehren!“ Das bleiben in diesem Werke freilich nur Worte, die nicht lebendig wirken im Organismus des Werkes. Und wenn der Verfasser an einer anderen Stelle des Romans die Ueberzeugung ausspricht: „Die Erde, auf der es wächst, macht ein Geschlecht zu dem, was seine Eigenart ist vor anderen,“ so hat er hier jenen tiefen Zusammenhang des Menschen mit der heimischen Scholle, seine Bedingtheit durch den Boden, dem er entstammt, wohl gefühlt und erkannt, aber nicht unmittelbar dargestellt; wenn auch hier und da, so in der Gestalt des Verwalters Chriinian Möllers, des Wirtsohnes aus dem Mönchshof, der in seiner kraftvollen Schlichtheit, seiner ruhigen Sicherheit, seinem reinen Frohsinn dem Dichter besonders gegliedert ist, Züge einer landschaftlich individualisirten Charakteristik vorhanden sind. In dieser Figur nähert sich der Dichter eben dem dem Volke nahestehenden Kreise, der ihm vertraut ist, und dem er die besten Gestalten seiner späteren Schöpfungen entnommen hat.

In der „Sandgräfin“ findet er den tieferen Zusammenhang des Lebendigen mit der Mutter Erde nur in der Tierwelt, von der es im Romane heißt: „So zog durch die Tierwelt, die der Mutter Erde noch verwandt ist — ein banges Ahnen zukünftigen Unheils; aber die Menschen, losgelöst von der Mutter, und der Sprache, die sie redet, nicht gewohnt, schüttelten die klugen Köpfe und gingen ihrer Arbeit nach.“ Man denke hierbei an den Anfang des „Jörn Uhl“, wo die Unruhe der Thiere in der Nacht, da des Helden Mutter von ihrem genussüchtigen Gatten in der schwersten Stunde allein gelassen, im Sterben liegt, die unheimliche bange Ahnung eines Unheils stimmungsmächtig in dem Leser wachruft. So ist Manches von dem, was in Frenssens Erstlingswerk gleichsam als erläuternde Bemerkung daneben geschrieben ist, später ein lebendiger Bestandteil des Ganzen geworden.

Hier ist der Dichter ein anderer als seine Gestalten. Er singt einen Dithyrambus auf seine Heimat:

„Meine Heimat . . .

Schön ist das Haar auf Deinem Haupt, wogende Buchenwälder, weich und warm um Dein Haupt sich legend im Sonnenschein. Schön sind Deine Augen unter Deinem Haar, dunkle, tiefblaue Augen, wie der Halsei so tief, wie am Hölml der

Die See so dunkel . . . Schön ist Dein Leib —, weiche, üppige Stornisfelder, braune Haide, wie Sammet, so weich! Schön bist Du! Du hast Alles, was das Herz will, Du süße, lachende, blauäugige Heimat . . . aber am schönsten bist Du, wenn Du am Morgen . . . beim ersten Sonnenstrahl, im kurzen Gewand, mit schimmernden Strümpfen, mit weißen, nackten Füßen über die hohe Düne kommst . . . Dein helles Haar flattert im Meerwind . . . und Du sitzt am Wasser und läßt die Wellen mit den weißen Füßen spielen und schaut mit Deinen Augen träumend über die Jahrtausende, die Du erlebt hast, über ein weites wallendes Meer . . . Du meine liebe Heimat.“ —

In der Wiebergabe der in klaren, scharfen Bildern vor uns erstehenden holsteinischen Küstenlandschaft, in der berückend feinen und besetzten Naturschilderung offenbart sich auch in diesem Erstlingswerke Frenssen als ein echter Künstler, ein Dichter, der schon hier seine ganze Eigenart und Stärke offenbart, wenn er, zurückschweifend in vergangene Zeiten, den Kampf des Menschen gegen das Meer, dessen gewaltige Springflut den ihm abgerungenen Besitz zurücknimmt, schildert, oder, wenn er „den goldenen, schimmernden Faden von edelstem Gespinnst, des Name Volksdichtung heißt,“ weiterspinnt und uns das Märchen von Trude Groode erzählt. — Aber diese Welt, in der der Dichter lebt und webt, steht doch nur neben der andern, in der seine Gestalten dulden, kämpfen und lieben, ein unterhaltendes Schauspiel für ihn und uns — nicht mehr. Und wenn jener das Lob seiner Heimat in innigen Lauten singt, so ist für sie das Heimatgefühl nicht viel mehr als die Anhänglichkeit zu dem angestammten Besitz, mit dem die Tradition eines alten Geschlechts verknüpft ist. In diesem Kampf eines feudalen Geschlechtes um die Behauptung auf seinem Erbe überwiegt doch das äußerlich materielle Element. Das Wort „Heimat“ enthüllt hier noch nicht seinen tiefsten, süßesten Zauber.

Es hat einen andern, ganz andern Klang und eine gewaltigere Kraft in den „Drei Getreuen“*). In der „Sandgräfin“ lebten die Leute gleichsam außerhalb der Natur, die der Dichter ihnen als Hintergrund gegeben, sie standen nicht fest auf dem Stück Erde, das den Schauplatz der Handlung bildete: In den „Drei Getreuen“ bilden die Menschen und das Land mit seinem fruchtbaren Marschlande und seinen öden Heiden, auf denen Hüengräber von uralten Zeiten erzählen, seinen Deichen und sandigen Dünen, dem ruhelosen Meere und den weiten, toten Watten, mit den geschäftigen Elementargeistern und den Schatten der Vergangenheit, von der Mären und Sagen und der Aberglaube künden, eine unzertrennliche Einheit. Beide haben einander das Gepräge gegeben, die Menschen dem Lande, das sie zum Teile dem Meere abgerungen und gegen seine Raublust und Nachgier behaupten, und das Land den Menschen.

Beide von einem unzerreißbaren Band der Gemeinsamkeit umflochten, sind aufeinander angewiesen. Von der Macht der Heimat, die ihre Kinder

*) Die drei Getreuen. Roman von Gustav Frenssen. Berlin, W. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1898.

nicht loslassen will, erzählt das Schicksal der drei Getreuen. „An der Schwelle des furchtbaren Krieges“, der dem deutschen Vaterlande die Einheit brachte, spielen die zehnjährigen Knaben: der verständige Andreas Strandiger, ein reicher Gutsbesitzerssohn, sein Vetter, der herrische Franz Strandiger, dessen Vater zu dieser Zeit auf dem Schlachtfeld die tödliche Wunde empfängt, und der träumerische Heim Heiderieter, der Bauernjunge vom Heidehof. Sie reiten auf die Höhe des Seedeiches und spähen aus nach französischen Kriegsschiffen. Heim Heiderieter muß in dem Kriegsspiel den Gemeinen machen; seine träumende Phantasie aber entschädigt ihn und weist ihm eine glänzendere Rolle an. Sie führt ihn nach Metz hin, wo sein Freund Reimer im Kampf steht:

„Glühende Kugeln sausten gegen die Stadt, und es war ein Lärm, größer als auf dem Spielplatz, und über Metz stand ein Lichtschein. Und er und Reimer waren die ersten, die allerersten. Sie schlugen das Tor ein, das sah aus wie das Tor des Pferdestalles des Strandigerhofs, und Bazaine lag vor Heim auf den Knien, aber Reimer wollte keinen Kardon geben. Da kam König Wilhelm auf seinem schwarzen Pferd mit seiner goldenen Krone auf dem weißen Haar und lobte die Weiden, und es war nur noch zweifelhaft, wer von ihnen immer neben dem König reiten sollte.

So weiß Frenssen sich in die Anschauungsweise eines zehnjährigen Knaben zu versetzen; und wie sich die großen Ereignisse im Kopfe des einfachen Mannes abmalen, die naiven Vorstellungen, die Denk- und Sprechweise des Volkes, das giebt er mit überzeugender köstlicher Echtheit wieder:

„Damals, achtundvierzig, da war kein Oberkommando . . . kein Schwung! Das war der Fehler!“

„Aber der alte Kaiser Wilhelm!“

„Na, ich sage!“

„Wißt Ihr, wie die Leute die Eisenbahn nennen?“

„Na?“

„Das ist Bismarcks schwarzer Hengst“, sagen sie.

„Ja, die Soldaten und die Pferde und die Kanonen; Alles reitet darauf an den Rhein.“

„Ja, der Bismarck!“

Es war eine Weile still.

„Als ich zurückfuhr, war ein Mann im Zug, der kannte Bismarck. Der sagte: „Als sechsundsiebzig der Friede gemacht werden sollte, hat er so lange auf den Tisch geschlagen, bis sie klein beigelegt haben.“ Er sagte: „Bismarck ist der größte Mann im Heere.““

„Na, ja . . . an Klugheit!“

„Nein . . . er meinte an Länge!“

„Na . . . das kann auch sein.“

„Er kann alle Sprachen. Mit den Franzosen spricht er französisch, mit den Türken türkisch, Platt kann er auch. Er hat aber auch einen Schädel!“

„Ja, Geist hat er!“

„Fiduz hat er!“

„Das ist es: Fiduz hat er!“

„Ja, was heißt das, Fiduz?“

„Na, das heißt, er weiß, was er will. Und er kann, was er will!“

„Und er weiß, daß er kann, was er will!“

„Na ja . . . das ist es!“

Die drei Freunde machen Zukunftspläne, ihre hochfliegenden Hoffnungen schwärmen in die blaue Ferne nach Kinderart. Drei dumme Jungen, die von Ruhm und Macht und Reichtum träumen; teilen die Welt unter sich. Als sie aber dann nach Jahren der Trennung und der Entfremdung als reife Männer sich in der Heimat wiederfinden, da ist schließlich Alles anders gekommen, da heißt es am Ende: „Es war nichts mit dem Lorbeer, nichts mit dem Geldsack, nichts mit dem Orden. Das Leben hat Jedem von ihnen eine Last auferlegt. Aber sie sind nicht mürrisch und mißtrauisch, wie Viele sind. Sie stehen nicht müßig und lassen Andere raten und taten, wie viele tun. Sie maueln nicht mit der Regierung und mit dem Volk.“

Dazwischen aber liegt vages Träumen, tatloses Grübeln, Schwäche, Irrtum und Schuld, wie es das Menschenleben mit sich bringt. Am nächsten tritt unserem Herzen das träumende Sonntagskind. Heim Heiderieter, der im Grunde kein Anderer ist, als der Dichter selbst. „Die Heiderieter sind fein und faul“, — aber es ist jene wunderbare fruchtbare Faulheit, aus der, still reisend, die köstlichsten Früchte für die Welt herauswachsen, wie bei dem bescheidenen Pfarrer von Cleversulzbach, unserem herrlichen Ebnard Mörike, von dem einer seiner Amtsbrüder das drastische Wort sprach: „Er ist halt immer a faul's Luder geweit“. — Als Knabe liegt Heim stundenlang in der Haide, seinen Phantasien hingegeben, und als er hier in der Erscheinung des plötzlich auftauchenden fremden Mädchens, welches das Schicksal seines Lebens werden soll, sein Traumbild in greifbarer Gestalt erblickt, da empfindet er, daß dies das wahre Leben, die echte Wirklichkeit ist. „Das andere: der Vater, das Dorf, die Marsch: das war ein langweilig Träumen! Aber dies war bunte, monnige Wirklichkeit.“ — Als Student der Universität Tübingen gehört er der „fünften Fakultät“ oder, wie andere seiner Kommilitonen behaupten, der „Fakultät Umland“, dessen Gedichte sein größter Schatz sind, an, und „ganz Württemberg ist sein Hörsaal“. Er ist stud. phil. im neunten Semester, aber — „Examen machen? — Was für eins?“ Er weiß, er kann es nicht: „Rein Heiderieter macht je etwas fertig.“ Und dann streckt die Heimat die Arme nach ihm aus, er kehrt zu ihr zurück, um ein Bauer und ein Dichter zu werden. Aber er kommt nicht sogleich in's Klare und zu geordneter Tätigkeit. Die seinem Hausweesen vorstehende alte Magd Telsche Spieker sagt es in ihrer offen derben Sprache gerade heraus: „Tags stapft er durch's Watt, Abends durch die alten, dummen Bücher. Vier oder fünf Stunden hat er gepflügt. Heute Nachmittag kam er aber schon um vier wieder. Da sagt er, er könne es nicht mehr aushalten, seine Gedanken stünden vor Langer Weile auf dem Kopf. Seine Gedanken! Was das wohl für Gedanken sind! Faulheit ist es!“ Aber die stille, tiefe Maria Landt denkt besser von ihm: „Er (Heim Heiderieter) ist noch im Werden. Sag' nicht, daß er faul ist. Er trägt schwere, ernste Gedanken, und sein Leben ist nicht leicht. Die Heimat wird ihm helfen, daß er ein ganzer Mann wird.“ Sie ist

es, die Heim die Aufgabe seines Lebens zeigt: „Wenn Einer es kann und hat von Gott die Gabe, so muß er dem Volk erzählen von dem starken, frischen Wind, der nah ist, dessen Säusen wir schon hören, von Gottes großer, stiller Arbeit, die ringsum anhebt. Er muß seine Seele mit Glauben füllen und seine Feder in Hoffnung tauchen und muß ihnen von der neuen Liebe Gottes erzählen, die durch's Land geht. Er muß aus dem Volke für's Volk reden, von ihrer Not und Last, von ihrem Streben und Irren, ihrem Mut und ihrem Weinen. Davon muß er erzählen, und seine Augen müssen glänzen von Liebe und Freude.“

Braucht man noch hinzuzufügen, daß Frenssen hier sein eigenes Programm entwickelt hat, das er in so herrlicher Weise durchgeführt hat? Aber es will bei Heim mit dem Schreiben nicht vorwärts gehen, weil es ihm keine Freude macht. „Es lag ihm so fern, was er schrieb. Es war überflüssig, gleichgiltig, lächerlich. Es war nicht seins, was auf dem Papier stand.“ Frenssen hat damit wohl sein späteres Verhältniß zu seinem Erstlingswerk wahrheitsgetreu wiedergegeben. „Die Leute haben nicht bligende Augen. Wabbelich sind sie, haben keinen Glauben und keine Liebe.“ — Er will sich Leute aus alten Zeiten, mächtige Persönlichkeiten holen. Aber dann jagt er sich, daß es nicht am Stoff, sondern nur an ihm liegen könne, — daß es daran liegen müsse, daß er nicht mit beiden Beinen im Trubel der Menschheit stehe. „So wie es wirklich ist, das Leben, rund um mich her, das muß ich sehen . . . mit meinen Augen, in meiner Weise. Das ist was.“

Und dann führt ihn seine neue junge Wirtschafterin, Eva Walt, die durch das Wort „Herr“ ihn zum tatkräftigen Manne erzieht und dann sein Weib wird, auf den rechten Weg. „Du mußt was Ordentliches schreiben, nicht so einen windigen Sang! Etwas Ernstes! Das man mit Händen anfassen kann, ohne daß es zerbricht. Von Sünde und Sorge, Heimat und Vaterland, treuer Liebe und ehrlicher Arbeit. So recht Deutsches und Einfaches, wie Reuter und Freytag geschrieben haben, so etwas für das ganze große Volk. Was der Gebildete gern liest und auch der einfache Mann.“ — Und Heim vertieft sich in alte Bücher, die er sich von der Universität hat kommen lassen, und studirt holsteinische Geschichte. In mondheiler Nacht halten die alten Schwarten kuriose Zwiesprache. „Es klingt wie ein Andersen'sches Märchen,“ bemerkt J. Loewenberg*) zutreffend.

„Grimmest Du Dich noch des Professors, bei dem wir vor zwanzig Jahren waren?“

„Ja, der war ein gelehrter Mann.“

„Er schrieb ein sehr gelehrtes Werk, weißt Du noch? Und er war besonders bei mir sehr eifrig . . . Er war so aufgeregt, daß er mehreremale Worte an meinen Rand schrieb, ich habe es ihm nicht übel genommen.“

*) Gustav Frenssen. Von der Sandgräfin bis zum Jörn uhl. Von Dr. J. Loewenberg. Mit einem Bildniß Gustav Frenssens. Hamburg, Verlag von M. Glogau jr. 1903.

„Was hat er geschrieben!“

Die Blätter rauschten leise. „Was wird es sein? Ich verstehe nur dänisch.

„Etwas Ehrenvolles für mich wird es sein. Siehst Du, da steht es?“

Da stand mit harter Bleifeder hingekritzelt: „ignorantia pyramidalis“.

„Und hier?“

Da stand das kurze Wort: Aech!“

„Was soll das bedeuten?“

„Es ist eine Anerkennung meiner Gelehrsamkeit. Ich bin stolz darauf, daß ich ein gelehrtes Buch bin . . . Wer kennt die alten Zeiten wie ich?“

Aber die Chronik des Priesters Helmolb von Bosau ist froh, aus Professorenhänden und Bibliothekswänden endlich in die rechten Hände, in die eines Menschen gekommen zu sein, der Herz und Glauben hat, der ein Dichter ist. —

Heim Heiderieter hat freilich keinen historischen Roman geschrieben, ebensowenig wie Gustav Frenssen; aber Freitag und Reuter, Geschichte und Heimat hat er in seinen Schöpfungen verschmolzen. Er teilt mit dem Ersteren den Sinn für die ferne Vergangenheit des Volkes, die er in Rückblicken in den „Drei Getreuen“ wie im „Jörn Uhl“ so lebendig und dabei mit allem Reiz der Ferne heraufbeschwört, und in der realistischen Kleinmalerei, den mit niederländischem Pinsel liebevoll und plastisch hingemalten Genrescenen entfaltet er die Gemütswärme und den Humor des populären Mecklenburgers. Wer dächte nicht an Reuter bei den rührend heiteren Szenen im Witt'schen Hause, bei den Beeren pflückenden Kindern, die zum Singen angeregt werden, damit ihnen das Essen erschwert werde, deren Gesang aber bald bedenklich schwach wird, bei Gestalten wie dem Peter Rahwer, der sich, beständig die kalte Pfeife im Munde, die Illusion des Rauchens verschafft, und Genthin dem Langsamen mit der „südlischen Rocktasche“, bei der drolligen Episode mit dem Pfannkuchen, den Fritz Witt so kräftig geschwenkt hat, daß er aus der Esse nicht mehr herunterkommt, in welcher Fritz Witte, bei dem Versuche, den Kuchen vom Speckhaken, an dem er hängt, herabzuholen, gleichfalls stecken bleibt. Freilich, das zwerchfellerschütternde Lachen, das Fritz Reuters saftiger, drastisch ausmalender Humor hier ausgelöst hätte, wird von Frenssens gemäßigter Darstellung nicht nachgerufen. Der das ganze Werk durchdringende tiefe Ernst des Dichters legt auch einen mildernden Ton über den in solchen Szenen stekenden lauten Uebermut.

Hinter Heim Heiderieter, mit dem wir uns eingehender beschäftigt haben, weil einerseits in ihm der Entwicklungsgang des Dichters selbst gezeichnet ist, und er andererseits auch den Hauptplatz im Roman einnimmt, treten seine beiden Genossen, die in anderer Beziehung das Verhältniß des Menschen zur Heimat illustrieren, zurück. Der unsicher schwankende Andrees ist in seiner mehr problematischen Natur und weniger einfachen seelischen Struktur die psychologisch reichere Natur, Franz in seiner festen, einfachen Bestimmtheit, seinem Machtwillen — schon als Gegensatz zu dem weich

träumerischen Heiderieter — die unmittelbarer auf den Leser, als kraftvoll belebendes Element in dem Roman, wirkende Gestalt. Heim Heiderieter denkt nicht daran, Herr zu sein, über sich und sein Besitztum; Andrees, dem die Großstadt den inneren Halt geraubt, den er in der Heimat wiederfinden soll, will den Herrn spielen, ohne es sein zu können, und giebt schließlich sein Nachtrecht aus den Händen, indem er sein Gut an Franz verpachtet, den geborenen Herrn, dessen Machtwille und Eroberungsdrang von keinen ethischen und altruistischen Regungen gezügelt werden. Das Land, das er bebaut, soll zu seinem Rechte kommen, nicht die Menschen. Daß ein Mensch unglücklich ist, kann er ruhig ansehen, aber ein verlottertes Feld ist ihm ein Greuel. Und nur Maria Landt, um die er in seiner herrisch offenen Weise wirbt, vermag ihn durch ihre Selbstaufopferung zur Zurücknahme der Kündigung zu bewegen, welche eine Reihe fleißiger Bauern von der Scholle treibt. In Maria Landt lernt er, den eine seelentötende Erziehung hart gemacht und auf's nüchtern Zweckmäßige gelenkt hat, zum ersten Mal die Bedeutung der sittlichen Persönlichkeit, die Stärke der christlichen Weltanschauung, die Kraft einer reinen Seele kennen. Und als die weiche, stille Maria, seelisch verwirrt, geistig umnachtet, im tiefen Wehl gependet, führt die Liebe zu ihrer Schwester Ingeborg, deren starke, feste Natur durch die Erschütterung der Leidenschaft hindurchgegangen und eine rührende Milde durch trauernde Liebe erfahren, das Werk der Läuterung weiter. Aber nicht ihm ist Ingeborg bestimmt, die an Andrees, der sie zum Weibe gewinnt, das Werk der Erziehung im Bunde mit der Heimat vollendet. So sind diese vom Dichter mit feiner und liebevoller Charakteristik gezeichneten Frauen, durch die nur zuweilen der Prediger Frenssen allzu deutlich vernehmbar wird, das Schicksal, die guten Genien der Männer. Freilich um einen so starren, eisernen Charakter wie Franz Strandiger für das Leben zurechtzuschmieden, braucht es heißerer Glut und kräftigerer Schläge. Durch Demütigung, Schuld und Todesnot, in der ihm der zum Gegenstand des Hasses gewordene Jugendfreund zum Retter wird, muß er hindurchgehen zum neuen Sein. Und am Ende sind die drei Getreuen wieder eins untereinander und mit der Heimat, an der sie arbeiten, jeder nach seiner Weise. Heim Heiderieter gräbt ihre alten Geschichten aus und „tut ihrer alten Haide Gewalt an“, Andreas Strandiger verwaltet mit Umsicht seinen Besitz, steuert der Not der ländlichen Arbeiter und gründet neue Heimstätten und Bauerngüter; Franz Strandiger aber haust auf der dem Meere abgerungenen Watt-Insel „Flackelholm“, ein Starke noch, aber kein Ueberstarker mehr, — ein Autokrat noch, aber gerechter und billiger denkend, als einst, der nur unter dem Gedanken leidet, daß er, der geborene Herr, zeitlebens Verwalter, Beauftragter eins Andern sein muß.

Wenn in den „Drei Getreuen“ das Wort „Heimat“, seinen ganzen Gefühlswert und seine Macht offenbarend, durch das Werk wie eine süße Melodie klingt, so gelbt dazwischen — seine real-materielle Ergänzung —

der Schrei: „Land! Land!“ Er ertönt aus dem Munde der Armen, die der herrliche, erwerbslüsterne Franz durch Kündigung von ihrer Scholle, aus dem „Eichenwinkel“ treibt. Er scheut auch nicht davor zurück, die alten Tagelöhner durch billigere, von auswärts herbeigezogene Arbeiter zu ersetzen, polnische Lohnslaven, die sich von Bögten „den Tag über wie Hunde behandeln lassen und Abends vergnügt den Rosenfranz beten“. — Da richten die Leute, denen man den heimischen Boden unter den Füßen fortziehen will, die Blicke über das große Wasser, über das schon Manche von ihnen gegangen. Die Sehnsucht nach Land hat Alle erfaßt wie ein Taumel, Briefe fliegen hin und her über's Meer, und das Leitmotiv ist das Wort „Land!“ Diese Briefe und die Auswandererträume sind wiederum ein Zeugniß dafür, wie tief Frenssen in das Fühlen des schlichten Volkes und in seine Geisteswerkstatt eingedrungen ist. Diese Unterhaltungen der Auswanderer, die Feier in der Kirche, bei welcher der alte Pastor Friis zum letzten Mal predigt, und das Abschiedsmahl gehören auch zu den schönsten und rührendsten Stellen der Dichtung. So verlassen sie die Heimat mit hoffnungsvollen, aber schweren Herzen, mit Ausnahme des wüsten Trunkers Schütt, der auf die „sogenannte Heimat“ pfeift und sie auch in der neuen Welt schmähzt, bis ihn ihre Verunglimpfung aus fremdem Munde zu rächender Vergeltung reizt und er sein treues deutsches Dithmarschenherz zur eigenen Ueberraschung entdeckt. Daheim aber sorgen die „Drei Getreuen“, nachdem sie ihre Aufgabe erkannt, für bessere Zeiten, da schafft Andreas neue Heimstätten, und in Fladelfholm wird neuer Boden gewonnen. So hat Frenssen in seinen Roman auch ein bedeutungsvolles sozial-volkswirtschaftliches und kulturelles Element hineingewoben, das sein Werk erst völlig abrundet, ergänzt und in seiner Bedeutung erhöht.

Frenssens Heimatsgefühl hat bei aller Intensität ebensowenig engherzige Beschränktheit, wie sein Christentum, das, frei von aller dogmatischen Starre, sich an den sittlichen und religiösen Idealismus wendet. Es ist beachtenswert, daß in allen drei Werken das Wetterleuchten der zur Einigung des Vaterlandes, der größeren Heimat, führenden Kriege hineinzuckt in die Gesichte seiner holsteinischen Gestalten.

* * *

Einen Schritt weiter und tiefer dringt der „Jörn Uhl“*); die Grundthemen der beiden früheren Romane sind auch hier von Neuem aufgenommen. Auch hier wird ein hartnäckiger Kampf um angestammten Besitz geführt, wie in der „Sandgräfin“, auch hier wird die Heimat und die ländliche Scholle, die den Menschen enger mit der Natur, wie unbewußt mit der

*) „Jörn Uhl“, Roman von Gustav Frenssen. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1901.

Vergangenheit, mit seinen Urvätern verknüpft, als der feste Ankergrund für das vom Sturm umhergetriebene Lebensschiff dargestellt; — aber etwas kommt hier noch hinzu; es handelt sich noch um Höheres, um die Gewinnung einer Weltanschauung, um jenen Besitz, jenen Hafen, jene Heimat, die man sich in der eigenen Brust gewinnen muß. Jörn Uhl's Heim, der Uhlshof, den er in zähem Ringen, in seelentötendem Arbeiten zu erhalten strebt, muß verloren gehen, muß verbrennen, damit Jörn Uhl frei wird. Nicht der Besitz macht die Heimat, er kann zur Last werden, durch die man ihrer verlustig geht, und durch die das Beste in uns erdrückt wird. Als Jörn Uhl seiner ledig ist, beginnt für ihn erst das wahre Leben, hat er innerlich festen Boden, den ihm kein Zufall und keine Schicksalsstücke mehr rauben können, gewonnen. „Fünfzehn Jahre habe er um eine Weltanschauung gekämpft, davon sei im „Jörn Uhl“ zu lesen,“ hat Frenssen gesagt. Und wir fühlen es an der Macht, der überzeugenden Wahrheit dieser schlichten, wie ein Stück Natur wirkenden Erzählung, daß hier Alles aus tiefstem eigenen Erleben geschöpft ist, daß hier eine seelische Selbstoffenbarung vorliegt, nicht etwa bloß eines phantasiervollen Poeten und feinfühligen Psychologen nachschaffende Versenkung in ein ihn reizendes Problem. „*Mea res agitur*,“ darf Frenssen von seinem „Jörn Uhl“ sagen. Es ist ein schlichtes Menschenleben, das ohne besondere Spannung und Verwicklung sich abspinnt, aber mit seinem stillen Wachsen, Irren, Reisen uns fesselt, weil wir selbst uns mit dem einfachen Helden des Buches identificiren. Denn dieses Menschenleben mutet bei aller Besonderheit wie ein Spiegelbild des Lebens selbst an. Wir leben Alles mit Jörn mit, seine früheste mutterlose Kindheit, die mit der Tierwelt vertrauter ist, als mit den Menschen, sein Dulden und Arbeiten auf dem großen Marschhof, den des Vaters und der wüsten Brüder Mißwirtschaft und Zuchtlosigkeit herabbringen, seinen kummervollen Verzicht auf die wissenschaftliche Laufbahn, für die er die Anlagen, aber nicht die Vorbildung besitzt, die ersten Wallungen seines Blutes und sein Liebesverhältniß zur „Sandbeern“, die doch nicht sein werden darf, sein Soldatenleben in Rendsburg, die Schlacht von Gravelotte, in der sein Kamerad Geert Doose die furchtbare Wunde empfängt, seine Rückkehr in die Heimat und auf den überschuldeten Hof, den er halten und hochbringen will, sein zähes, verbissenes Arbeiten, das ihn streng, herrisch und verschlossen macht, so daß selbst sein prächtiges Weib, die frühere Großmagd Lena Tarn, nicht in das tiefste Innere seiner Seele bringt, dann ihren Tod, Mißernte und Mutlosigkeit, in der das Leben ihn nicht mehr als Mühe und Arbeit, sondern als lauter Irrtum und Sünde erscheint, dann die Einäscherung des Uhlshofes und die Erhebung seiner von einer schweren Last befreiten Seele, die nun ein neues Ziel hat. Und dann sind wir noch nicht am Ende. Der Dichter erzählt uns, wie der Dreißigjährige sich, seiner alten Neigung nachgebend, völlig dem Studium widmet, Ingenieur wird und seine Jugendgenossin Lisbeth Junfer heimführt.

So erzählt dieses Buch, wie der Anfang verheißt, von „Mühe und Arbeit“ . . . von „traurigen und öden Dingen — wie Viele sagen —“; und führt uns durch sie hindurch mit Jörn Uhl an das Ziel, an dem er auf Vergangenheit und in die Zukunft als ein fertiger und ein glücklicher Mann blicken kann; „darum, weil er demütig war und Vertrauen hatte,“ obwohl wir mit ihm zwischen „Sorgen und Särgen“ hindurchmußten; denn: „Wenn es genau stimmen würde, würde es dünn klingen, Jörn, und wenn wir so gehen würden, wie die Mutter gern wollte, würden wir glatt und platt werden, Jörn. Wir müssen Alle in Sandwege hinein, Jörn, damit die Geschichte Fülle und Tiefe bekommt.“ In der That, Jörns Lebensgeschichte hat Fülle und Tiefe und vielleicht auch ein wenig zu viel — Länge. Die Kritiker haben wohl nicht ganz Unrecht, daß die Erzählung am besten dort ihren Abschluß gefunden hätte, wo Jörn Uhl nach dem Brande des Uhlenhofes und dem Tode des Vaters ein neuer, freier Mensch geworden ist. Der im vorgerückten Alter auf der polytechnischen Hochschule studierende Jörn und der Gatte der Lisbeth Junker will huns nicht recht vertraut bleiben. Und ganz ist der Einwurf eines Kritikers nicht abzuweisen, daß einige Figuren mit dem Fortschreiten des breit angelegten Werkes an Bestimmtheit der Umrisse eher verlieren als gewinnen, und sie bei stärkerer Concentrirtheit des Ganzen dem Leser näher geblieben wären. Sicher wäre auch wohl diese und jene Episode entbehrlich gewesen; die Lügengeschichten des Geert Dooze hätten zum Beispiel vielleicht fortbleiben können, und die „Geschichte vom Bootsmann“ ist gewiß nicht unbedingt notwendig; und doch möchte man sie nicht missen, insbesondere nicht die letztere, die, in prähistorische Zeiten uns zurückführend, von einem wunderbaren Menschen erzählt, der zu Grunde ging, weil er ein Künstler war. „Denn die Menschen haben die Gewohnheit, die Künstler aus der Welt zu ekeln. Vielleicht aber ist dies Hinauseln gar nicht der Menschen Bosheit, sondern Gottes heiliger Wille. Denn wenn der Kreisel nicht geschlagen wird, dann brummt er nicht.“ — Und dann ist es uns doch wieder, als ob all das, was der gestrenge Kritiker in uns als überflüssig, als Auswüchse, als Kompositionsfehler fortwünschte, dazu gehörte, — denn nicht nur Jörn Uhl ist der Held des Buches, das ganze Land ist es, das mit seinen Menschen, mit all seinen Eigentümlichkeiten und Schätzen, die ihm Natur und Geschichte und die dichtende Volksphantasie verliehen, als ein großes Ganzes, ein lebendiger Organismus uns nahe gebracht wird.

Und hierzu trägt die schon in den „Drei Getreuen“ offenbarte Gabe des Dichters, überall Leben und Gestalten zu sehen, bei. Er sieht die „Unterirdischen“ an der Arbeit und fördernd oder mißgünstig um der Menschen Tun sich kümmern, er schaut die Wassergeister im „Wehl“; und auf der Haide am Goldsfoot sieht er auf altem, vorjährigem Eichenlaub sie liegen: die Kinder der Haide, „sieben von schöner Art beieinander, immer jung, mit brauner Haut und dunklem, schlichtem, langem Haar und uner-

gründlich tiefen Augen, die nach Menschenurteil ein wenig dumm und glänzig glänzen, auch zu langwinperig sind. Wer sie gesehen hat, der weiß es."

Die Naturkräfte und Naturerscheinungen und das Abstrakte, Alles gewinnt bei ihm wunderbar Gestalt und Leben. „Der Westwind, der müde Wattläufer, stieg mit schweren Wasserstiefeln an's Land und ging, leise vor sich hinfingend, an ihnen vorüber" (Die drei Getreuen S. 97); der Herbststurm schlägt mit harten Fingern gegen das Fenster (ebd. S. 108); „Der Wind zog vorüber mit klagender, singender Stimme redend, wie die Schiffer zuweilen singen, schleppend, schwerfällig beim Ankerholen". — „Die Haide lag da wie ein braunes Kind, auf dem Rücken, sonnenverbrannt, und doch der Sonne nicht böse, die ihr in das schöne Gesicht schien, in das Gesicht mit den stillen Augen". (Die drei Getr. S. 33). „Die Heimat warf sich noch einmal an ihre Brust, herzte und küßte sie, und es ward ihnen schwer, sie wegzustoßen" (ebd. S. 337). Welche Anschaulichkeit und welches Leben in Bildern wie den folgenden: „Der Wind zog leise von der Haide her durch den Wald und verwirrte die jungen Blätter; und die vielen roten Flecke, welche die Sonne auf den Waldboden malte, liefen hastig durcheinander und versuchten sich zu greifen" (S. 29). . . „In der großen Diele flog der Schein der Laterne wie ein großer roter Vogel hin und her, als suchte er in wilder Angst einen Ausweg" (Jörn Uhl S. 15). Dies lektangeführte Beispiel zeigt zugleich, wie vortrefflich Frenssen seine Bilder der Stimmung der Situation dienstbar zu machen weiß. Das Originelle als das Selbstverständliche, das von Andern noch nicht Gesagte als etwas Naheliegenderes, Natürliches erscheinen zu lassen, ist die Gabe der eigenartigen, bedeutenden Menschen. Den Bildern, Vergleichen, Personifikationen Frenssens haftet bei aller Originalität nichts Gefuchtes an, weil sie durchaus dem Milieu entnommen sind, gleichsam aus ihm verdichtet hervormachsen. Darum wirkt das Alles, indem es zu dem poetischen Zauber dieser Prosawerke beiträgt, so wunderbar echt; freilich nicht dann, wenn der Dichter seinen Gestalten eine bilderreiche und tiefsinnige Sprache in den Mund legt, die nicht ihnen zukommt, und in der wir nur den ersten vernehmen. Wie echt aber im großen Ganzen „Die drei Getreuen" und „Jörn Uhl" sind, ergibt sich daraus, daß der niederdeutsche Charakter, das plattdeutsche Element auf's Intensivste von uns empfunden wird, obwohl wir doch kaum ein plattdeutsches Wort zu hören bekommen. Das Beispiel giebt zu denken. Man sieht, daß es auch ohne den Dialekt, den naturalistischere Heimatkünstler nicht glauben entbehren zu können, geht, wenn man das tiefste Wesen der Menschen und Dinge zu fassen und wiederzugeben vermag. —

Schade, daß im „Jörn Uhl", der so wahr wie die Natur und das Leben uns annutet, gegen den Schluß hin ein falscher Ton erklingt und ein konventioneller Zug sich einschleicht. Da muß, wie in alten sentimentalen Weihnachtsgeschichten, pünktlich am heiligen Abend Jörn Uhl's ver-

loren geglaubte Schwester sich in der Heimat einfinden. Das Weihnachtsfest verleitet Frenssen überhaupt zu bei ihm doppelt befremdenden Uebertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten. Von dem adligen Gutsbesitzerstöchterlein Frauke Knee in der „Sandgräfin“ wird — wenig glaubhaft — behauptet, daß sie lange Jahre keinen Weihnachtsbaum gehabt; und Gertrud von Knee erzählt, daß sie das erste Mal (!) Weihnachten im Familienkreis feiere. Noch weniger glaubhaft ist, was Franz Strandiger aus seinen öden Kinderjahren, die ihn so hart gemacht, erzählt. Er hat nie gewußt, was Weihnachten ist, seine Mutter sprach von Firlifanz, wenn das Wort Weihnachtsbaum fiel; und er wurde von ihr geschlagen, als er einmal zu einem anderen Knaben gehen wollte, seinen Weihnachtsbaum zu sehen (!). In der Familie eines preußischen Leutnants ist dergleichen nicht gut denkbar.

Soll ich noch mehr Sonnenflecken suchen? Ich habe nicht mehr den Raum und die Lust dazu; ich hätte aber wohl Lust, noch manches Gute zu sagen, wenn nicht der Raum Halt geböte. Und so kehre ich noch einmal zum Abschied zum Jörn Uhl zurück, in Gedanken sein Leben durchwandernd, „wie man allein durch eine stille, schlichte Dorfkirche geht und besieht Alles und tritt leise und vorsichtig auf und setzt sich zuletzt noch ein wenig still in einen Stuhl gegenüber dem Altar“. —

Wir können nicht Alle Jörn Uhl's sein, und er kann nicht das einzige und Aller Ideal sein; das gewaltige Leben braucht noch andere Männer, als ihn. Aber etwas Köstliches können wir Alle von ihm lernen, und sein Leben einmal nachführend, mitlebend zu durchwandern, wird uns Allen ein bleibender Gewinn sein.





Der Reiher.

Ein Erlebnis im Herbst.

Von

Wolfgang Hammann.

— Berlin. —

I.

Es war, als hätten die ersten herbstlichen Stürme, die draußen vor der stilleren Meeresbucht aus der erregten See zu steigen schienen, die sämtlichen Sommergäste mit einem Male in die weite Ebene hinter den Dünen davongewirbelt; so plötzlich waren die leuchtenden Farben der sommerlichen Kleider und Sonnenschirme aus dem weißen Sande verschwunden, so harmonisch und ungestört lagen wieder all die kleinen Wege da, die Fischerhütte und Fischerhütte verbanden.

Skaum daß die Kinder ihre buntgesprenkelten Senfektöpfchen noch zur Hälfte mit überreifen Heidelbeeren gefüllt aus dem Walde heimtrugen.

Glend erfroren eines Nachts die letzten taumelmüden Müdenschwärme im Schilfe, die See zerstörte mit stärkerer Brandung all die unter Lust und Scherz gebauten Burgen im Sande, und kein Strandkorb verunzierte mehr die entzückende Linie des Strandes, der sich in weitem kühnen Bogen in's Meer hinauszog, bis im Osten dem gleitenden Blicke der Leuchtturm starr und trohig ein Ende gebot.

Mitten zwischen den Dünen aber, oberhalb des Fischerdörfchens, hatten Reichtum und Geschmack einen köstlichen Garten geschaffen. Ringsum knorrige Kiefern mit ihren rötlichen Stämmen und den dicken Nadelbüscheln zum Schutze, im Garten selber dunkle verschwiegene Gänge, anmutige Gesträuche und ein weißer Brunnen, dessen moosiges Becken grünliches Wasser barg, — einige goldbraune Blätter schwammen darinnen wie melancholische Bierfische — und aus der ganzen seltsamen

herbstlichen Pracht stieg auf vier hellen Säulen als Eckpfeilern eine einfache Villa empor, so ruhig und natürlich, als sei sie aus dem weißen Dünenlande hervorgewachsen. Das flache jüdländische Dach gab dem schlanken Bau eine gewisse Wucht und Kraft und linderte zusammen mit vier schweren steinernen Urnen auf den Ecken des Daches wohlthuend den Uebermut der eleganten Säulen.

Ein munteres Fähnlein flatterte oben drauf.

Sanft und milde begann ein neuer Tag. Erst wie eine Ampel, deren schwaches Licht nur verschwommenen Schein durch das dicke, milchige Glas in's Dunkel einer Halle breitet, dann sich voller ründend, überquellend und strahlend vor Glut wie eine feurige Kugel, hob sich die Sonne aus dem Meere.

Ein zartes rötliches Glimmern kroch an den weißen Wänden der Villa hinab. Glänzende Möben aber kamen von den bleichen Gewässern, die hinter den Dünen kalt und leblos in den Morgen schauten, und flogen arglos über den schweigenden Garten. Doch ein jäher Ruck durchzuckte ihre spitzen Flügel, als drunten an der Gartentüre der eiserne Klöppel zweimal kurz nacheinander auf die blanke Scheibe aus Messing niederjauste.

Summend zitterten die Töne durch die Luft.

Jean, der Diener, kam und öffnete. Der Doktor Thomas trat ein und fragte dabei: „Hat sich die Gräfin schon erhoben?“

Allerhand Gedanken gaben seinem weichen und dennoch verschlossenen Gesichte einen ernsten Ausdruck.

„Sie nimmt eben den Tee im Pabillon.“

Thomas stieg die niederen Stufen durch das Gebüsch hinauf. Nero, der englische Jagdhund, sprang ihm bellend vor Freude entgegen und stemmte seine Vorderbeine gegen die Brust seines Jagdfreundes.

„Doktor, sind Sie es?“ rief eine helle Frauenstimme, „kommen Sie schnell, ich habe eine frohe Botschaft erhalten.“

Die Büsche teilten sich, und ein feines, bleiches Gesicht, überschattet von einem großen schwarzen Rembrandthut, lugte nach dem ersehnten Gaste aus.

„Nun?“ rief der Doktor voller Erwartung und hielt dabei die kleine Hand fest, die ihm die Gräfin zum Gruße bot.

„Heute Abend kommt der Graf mit dem Dampfer! Eher, als er mich hoffen ließ, sind die Verhandlungen mit seinen Wächtern in's Reine gekommen. Jetzt wird er auf einige Wochen Ihr Begleiter auf der Entenjagd sein. Den Drilling soll ich tüchtig ölen lassen, das ist mir immer ein lieber Auftrag.“

Des Arztes Blick schien nach innen gewendet. Die Spannung seines Gesichts hatte sich wieder zu einer sinnenden, fast traurigen Miene gelockert.

„So sagen Sie doch etwas, lieber Doktor!“ rief die Gräfin und strahlte noch immer vor Freude. „Sind Sie denn nicht froh, ihn nun näher kennen zu lernen?“

Dann fügte sie noch scherzend hinzu: „Einmal haben Sie zu mir gesagt, ein idealer Arzt müßte mit seinen Patienten hungern, dürsten oder essen, wie es nun die Krankheit erfordert. Also müßten Sie sich jetzt mit mir freuen!“

Langsam entgegnete der Doktor: „Sie vergessen, Gräfin, daß ich nicht der ideale Arzt bin. Uebrigens freue ich mich auch für Sie.“

„Für Sie?“ rief die Gräfin beinahe unwillig.

„Nein, für uns beide!“ sagte ganz leise der Doktor, und seine Stimme zitterte dabei.

Nun war es geschehen: unverhüllt standen sich zwei wunderbare Menschen gegenüber.

Unendlich weich klang die Stimme der Gräfin: „Sehen Sie mir mal ruhig in's Auge.“

Thomas hob seinen schweren Blick vom Boden, wo seine Augen immer wieder die markigen Schriftzüge eines herabgefallenen Briefumschlages studierten.

Während der junge Mann fühlte, wie ihm allmählich Purpurröte sein ganzes Gesicht überzog, sprach er stoßend die Worte:

„Auch ich habe eine Neuigkeit, Gräfin. Es geht Ihnen jetzt so wohl, wie es Ihnen nach überstandener Krankheit nur gehen kann. Morgen fahre ich zu meiner Mutter nach Stralsund hinüber. Sie schrieb heute und verlangt nach mir.“

Nun war sein Blick wieder ruhig, doch er wurde unruhiger denn zuvor, als die Gräfin ihre Augen mit beiden Händen bedeckte. Nero sprang mit ungezügelter Zärtlichkeit an ihr empor. Da drückte sie seinen klugen schönen Kopf, drückte ihn fest an ihre erregte Brust und begann nach tiefem Atemholen wieder mit der alten Herzlichkeit:

„Nein, lieber Doktor, so wollen wir nicht auseinander gehen. Nach alledem, was Sie mir aus Ihrem Leben erzählt haben, weiß ich, daß Sie nie einen Freund besessen haben, der Sie besser verstanden hätte als ich.“ Der Doktor nickte wie im Traume, und von nun an verwirrte ein dunkles Gefühl die Worte der Gräfin: „Ich kenne Sie besser, als Sie sich selber. Gewiß, Sie fürchten nur für mich. Sie erschrecken, wenn ich Ihre Gedanken errate, und gar oft haben Sie mich so verwundert angesehen, wenn ich mich freudig wie eine Freundin Ihnen gesellte und plötzlich in Ihrem Munde so einfachen Ausdruck gewann, was unbewußt lange Zeit in Ihnen schlief. Dieses Glück haben Sie nie zuvor gekannt, darum empfinden Sie Furcht vor ihm. Oder warum sind Sie oft so hastig und unvermittelt aufgebrochen, als hätten Sie noch einen dringenden Krankenbesuch zu machen, und wenn ich dann

durch's Fenster hinabblühte, sah ich Sie oft noch eine Stunde langsam am Strande wandern? Nein, lieber Doktor, was Sie von Ihrer Jugend sagten, gilt auch jetzt noch: Sie haben sich verlaufen in den schönen Irrgängen der Einsamkeit und nun, da Sie ein Freund wieder hinausgeleiten will, trauen Sie ihm nicht."

Thomas ergriff wiederum die Hand der Gräfin und sagte:

"Sie sind sehr gut zu mir!"

Dann schaute er träumerisch durch die stillen Bäume in den blaß-roten Himmel, und mit einem Male hatte die weiche warme Glut der Sonne seinen Blick gefangen genommen.

"Wie schön der Tag wird," sagte der junge Mann, glücklich wie ein Kind, das ein freundlicher Sonnenschein aus unruhigem Morgen-schlummer weckt.

"Es ist, als wollte der scheidende Sommer seinen letzten Glanz mit vollen Händen vergeuden. — Kommen Sie, Gräfin, lassen Sie uns oben auf den Dünen der Sonne entgegengehen. Bald werden dort drüben an der Landzunge die grauen Nebel verschwinden, und wenn dann der Himmel so voll tiefer, reiner Bläue ist, dann werden selbst die schwersten Wolken mit Licht und Farbe getränkt, dann wird alles Dunkle klar."

Die Gräfin stand schnell auf, doch der Doktor bemerkte es trotzdem, daß ihre zarten Füße bloß in den braunen Sandalen steckten, und ward unwillig darüber.

"Ach, quälen Sie mich heute nicht," wehrte die Gräfin ab und fügte scherzend hinzu: "Sie sehen, noch dürfen Sie mich nicht verlassen. Mein Mann hat für so etwas keine Augen, und wenn mein böser Husten dadurch wieder schlimmer wird, haben Sie mich auf dem Gewissen."

Sie mußte es aber, wenn auch mit einigem Widerstreben, dulden, daß ihr der Doktor den langen gelben Kaschmirshawl zweimal um die Schultern legte. Dann gingen sie durch die Kiefern hinaus auf die Dünen. Nero sprang freudig voraus und hätte beinahe ein Kaninchen am Wickel gepackt, das nichts ahnend vor seinem Baue spielte. In langen übermütigen Sätzen jagte der Hund die kleinen Anhöhen hinauf und hinunter und kam von Zeit zu Zeit schweißbedeutend und knurrend vor Behagen zu den beiden stillen Menschen zurück.

"Finden Sie nicht auch," begann der Doktor mit einem Male, "diese schönen Herbsttage haben etwas unendlich Verfühnendes. Zu mir kommt nie die Wehmut auf, wenn ich dieses köstliche Vergeuden von Licht und Farbe sehe, das auf den üppigen Wiesen lastet und selbst mit den fallenden goldbraunen Blättern noch ein frohlockendes Spiel treibt."

"So habe ich einst auch empfunden," meinte nachdenklich die Gräfin.

„Seitdem sich aber der Husten in meiner Brust eingenistet hat, friere ich mit jedem wehenden Grashalm, der im Winde zittert. Licht und duftendes Leben muß ich um mich haben. Ein blühender Aprikosenbaum weckt mir mehr Wohlbehagen, als die üppigste Fülle von Früchten, die zwischen weissen Blättern prangt. — Wenn ich früher hier durch die Dünen ging, freute ich mich immer an der Kraft und dem urwüchsigen wilden Troste dieser Kiefern da. Nun sehen meine Augen besser. Wie frampfhaft krallen sich die roten Wurzeln in den Sand, wie angstvoll und hilfesuchend ist jeder Ast dem sicheren Lande zugewandt, und blickt mal einer ungehüht der See zu, so ist er elend verkümmert und verkrüppelt!“

Inzwischen waren sie auf eine freie Höhe gekommen; davor war ein breiter Einschnitt, überwuchert vom rauschenden Schilfe, und drüben stieg die Düne wieder an. Zweihundert Meter vom Strande aber teilte sich das flüsternde Rühricht und geleitete zu beiden Seiten ein blinkendes Gewässer, das sich in großen Windungen von dem fernen tiefen Horizonte herzog.

Die Gräfin begann von Neuem: „Ich liebe diesen Fluß. Unter den Bäumen, Felsen und Flüssen giebt es Helden wie unter Menschen und Tieren. Und so ein Held ist dieser Fluß. Wie freundlich glitzern in der Ferne die kleinen Wellen, wie strahlt und vibriert in jedem dieser lustigen Gebilde die Sehnsucht nach dem großen Meere, dem sie unablässig zutreiben. Doch wenn sie dann geschwellt vor Lust hier ankommen, dann ist dem Flusse von der weiten Reise der Atem ausgegangen, und seine letzten Züge verhallen in dem raschelnden Rohre. Das hat eine unendlich schöne Rührung. Ist es nicht ein Widerspiel vieler unserer Wünsche und ihrer Erfüllung? — Doch Sie hören mir nicht zu. Ich sehe es Ihnen an. Woran dachten Sie eben?“

Thomas fuhr zusammen und griff mit der Hand nach dem Kopfe, als suchte er etwas festzuhalten. Seine Augen waren weit geöffnet und glänzten.

„Ich dachte an einen Herbst,“ sagte er, und eine geheime Absicht gab seinen Worten einen merkwürdigen Klang, „an einen Herbst, der für mich der Frühling meines Lebens war. Um es kurz zu sagen: ich war verliebt. Ja, Gräfin, sehen Sie mich nur an, ich war in ein Mädchen verliebt, das, wie man so sagte, weit unter meinem Stande war. Sie mögen sagen, das sei etwas Alltägliches; aber Vieles von dem, was anderen Männern alltäglich erscheint, habe ich nur einmal, allerdings mit vollster Inbrunst, genossen. Alle Dinge, die meine Jugend mich so schwer und ernst zu sehen gelehrt hatte, schienen mir leicht, ich hielt sie gleichsam spielend in der Hand, und wunderte mich, ein glücklicher Tor, wie töricht ich zuvor gewesen sei. Es war damals die Zeit, da ich mein erstes Examen gemacht hatte, und weil ich mich sehr überarbeitet

hatte, schickte mich unser alter Hausarzt auf Reisen nach Süden. Doch schon im Eisackthale blieb ich hängen. Heimlich hatte meine Mutter alle Bücher, die ich auf der Reise studiren wollte, wieder ausgepackt, und so hatte ich denn nichts Besseres zu tun, als hoch oben auf den Weinbergen die alten Dörfer mit ihren herrlichen Edelsitzen und Ruinen aufzusuchen. Und ich gewann eine köstliche naive Weisheit in jenen Tagen! O, wenn ich am frühen Morgen die verschwiegenen Gänge zwischen den Nebgeländen hinaufstieg, wo dicke, von Früchten überladene Brombeersträucher mir fast den Weg versperrten und über die heißen blendenden Mauerwände die gelben Melonen und Kürbisse herabhingen, dann empfand ich die Luft des Tages mit jedem der farbenglitzernden Falter, die von Blume zu Blume täumelten, mit jeder Lagerte, die sich auf funkelndem Steine sonnte. Schon wurden die ersten Trauben geschnitten, und die Walnusbäume sandten mit leisem Krach die grünen Kapseln zu Boden, daraus die reifen Nüsse kollerten. Ja, es war die Zeit der Reife, noch immer ruhte die blaue Lichtflut auf den Falden zu beiden Seiten des Tales, und nur am Abend, wenn durch die Schluchten kühlere Schauer wehten, schien die ganze Erde wie erleichtert aufzuatmen nach der Hitze und der Glut des langen Sommers. Dann tauchte in mir immer wieder dasselbe Glücksgefühl auf, daß nach dem langen, arbeitsreichen Jahre auch mir eine köstliche Frucht zu Theil geworden war, ein Herz in wunderbarer Entfaltung, ein Herz, das mir gehört, das mich tiefer erfreut wie den reichsten Weinbauer die goldene schwellende Pracht der Trauben in seinem Weinberge.

O, Gräfin, diese Tage waren schön!"

Thomas hielt inne, und die Erinnerung schien ihm einen süßen Duft jenes Herbstes zu schenken.

„Und was ist später mit jenem Mädchen geschehen?“ fragte die Gräfin stockend und unsicher.

„Sie starb im nächsten Frühjahr an der Schwindsucht.“

Mitgefühl spann geheime Fäden.

Da geschah dieses auf einmal: Lautlos und erhaben stieg aus dem dichten rauschenden Schilfe ein silbergrauer Reiher in die reinen Lüfte empor. Die entzückenden langen, langen Schwingen zu gleichmäßigem edlen Schwunge gespannt, schwebte er über die Meeresbucht der fernen dunklen Landzunge zu, so herrlich und ruhevoll, wie wohl ein weißes Wölkchen am Horizonte treibt. Unter ihm aber rauschte die See so dunkel verworren und gewaltig, die weißen hüpfenden Wogenkämme flimmerten blendend im Sonnenlicht, doch kaum merklich die Flügel hehend und lehend glitt der Reiher über das unruhvolle Gewoge dahin.

Unwillkürlich fügte sich da Sand in Sand, und während die beiden schönen Menschen voll heiliger Andacht dem schimmernden Vogel nachblickten, traten ihre Seelen einen süßgeheimen Flug an. Wie ein kofender

Sonnenschein huschten sie über die Fluten, bis sie den weißen Vogel erreichten. Auf seiner weichen Federdecke hielten sie wohlige Rast und küßten sich keusch in verkürzter Sinnlichkeit.

Das Meer schien verstummt; zwei Menschen hörten die Brandung nicht, die sich rollend zu ihren Füßen brach.

Wie ein weißer Punkt aber war der Reiher; man hätte ihn für einen Schooner mit weißen Segeln halten können, der eine köstliche Fracht nach einem fernem Gestade führt.

Dann stieg er plötzlich hoch und verschwand im Walde auf der Landzunge.

Die beiden erwachten, und wie einen einzigen unsäglich süßen Laut des Entzückens hörten sie den Klang der brechenden Wasser aus der Tiefe zum Himmel schweben.

Tänzelnd brachte Nero das lange seidene Tuch herbei, das der Wind dabongeweht. Thomas nahm es dem Hunde ab und legte es der Gräfin so behutsam wieder um, daß sie von der leisen Verührung seiner Hände wie elektrisirt mit den feinen Schultern zuckte.

„Wie sind Sie blaß geworden,“ murmelte er, und tiefe Besorgniß gab seinem Worte einen weich verschleierten Unterton.

„O mir ist so seltsam wohl!“ entgegnete sie da, glücklich lächelnd, „ich glaube, jetzt könnte ich den tiefen Schlaf tun, der mich schon so lange grausam flieht. Kommen Sie, mein lieber Freund!“

Sie sahen einander bewegt und tief in die Augen, dann nahm sie seinen Arm, und während sie langsam wieder durch den knisternden Sand zurückwanderten, war eine heilige keusche Seligkeit in ihnen.

An der Gartentüre sagte die Gräfin: „Nicht wahr, heute Abend sind Sie unser Gast?“

„Ich komme.“

Auf weichem Ruhelager fiel die Gräfin in einen Schlummer, der ihre Nerven wunderbar erquickte.

Thomas aber stieg ins Fischerdörfchen hinab, aus dessen kleinen Hütten ein feiner blauer Rauch in den wolkenlosen herrlichen Himmel emporschwebte.

II.

Nachmittags, da Busch und Baum schon wieder längere Schatten warfen, stand Thomas an der Dampferlandungsbrücke und wartete ungeduldig auf Nero, den ihm ein Fischerjunge aus der Villa bringen sollte.

Gart am Wasser lag eine Bootsbauerei. Hammerschläge durch die Stille des Hafens. Ein schwerer breiter Kahn lag umgedreht am Ufer. Er war leer und wurde gerade verpicht. Betäubend floß der starke Leergeruch durch die Luft. Oesters blies auch der Wind aus den rötlich schimmernden Regen, die auf Stecken längs des Uferrandes aufgespaunt waren, einen anderen Duft herbei; und der war noch viel stärker. Es

war ganz schwül und am Hafen kein Mensch außer Thomas, einem graubärtigen Fischer, der vernehmlich auf einem Haufen gebliehener Segelleinen schlief, und einigen Jüngens. Die langweilten sich und faulenzten auf der warmen Holzbrücke, baumelten verdrießlich mit den nackten Beinen oder fingen an langen Angelruten kurze dicke Fische.

Thomas saß auf dem alten zerschnundenen Holzpfosten, um den der kleine Straßjunder Dampfer gewöhnlich sein knarrendes Galtetauschlang, und die scharfen, fast modrigen Gerüche in der warmen Luft berauschten ihn gelinde. Er hatte Visionen, wie man sie wohl hat, liegt man in frischem Heu oder geht man am Abend durch das Dunkel eines alten Tannenwaldes.

Summer umgab ihn ein rauschendes Etwas, ein Gerank von dunklen Vorstellungen, als neigte ein blühender Baum seine Zweige verlangend über ihn. Und Thomas hatte das Gefühl, als müsse er hineinlangen in die glutroten Blätter und die schönen Blüten brechen und die gelben Früchte zugleich. Doch dann verschwamm Alles märchenhaft, und er glaubte nur einen blassen betäubenden Blütenduft um sich wogen zu fühlen.

Wenn ihm diese Wirrnisse zum Bewußtsein kamen, dann ließ er voll Bedacht seine Augen auf der ruhigen Bläue des Himmels ausruhen. Gewann aber der Traum wieder Macht über ihn, so war er plötzlich ein heiterer Schwimmer, der gelassen ein stilles klares Wasser teilt; plötzlich aber schlangen sich ihm von unten tödliche Schlingengewächse um die Füße — und ein jähes Angstgefühl stieg ihm bis zur Kehle.

Endlich kam Nero in ausgelassener Jagdfreude den Weg dahergeprungen, hinterdrein keuchend vor Anstrengung und Aufregung, weil ihm der Hund durchgegangen war, der kleine Fischerjunge. Den schickte Thomas gleich wieder heim; heute wollte er ganz allein sein.

Das Revier begann unmittelbar hinter den letzten Häuschen des Dorfes.

Sumpfig war das Wiesengelände zu beiden Seiten des Flusses und von schwarzen Wasserrinnen und morastigen Gräben durchzogen. Eine mächtige Sturmflut war vor einem Jahrzehnt über die gebrochenen Dünen gebraust, doch die vielen schmutzigen Wassertümpel allenthalben, das zusammengewehete gelbe Rohr und die klagenden Rufe der Kiebitze, die unruhig auf- und niederflogen, erregten den Eindruck, als hätte sich die Ueberschwemmung noch nicht gar lange verlaufen. Auch war etwas Wüstes, Unharmonisches in der Zeichnung und der Farbe der Wiesenlandschaft, und Thomas, der forschend sein gefährliches Jagdgebiet überblickte, dachte bei sich: diese Wüstheit ist der Ausdruck des Lebens, das sich hier abspielt!

Nie sang über diesen Wiesen ein Vogel das süße Loblied des Friedens. In den dicken Schilfwäldern aber wohnte mancherlei Sumpfgesflügel von der gelben unheimlichen Rohrdommel und dem scheuen

Tauchervogel bis zum schnarrenden Nachtfalke und dem schwärmenden Rohrperling. Unzählige schwarze Kiebitze bevölkerten die Wasserlachen, und im Rohrriech war ewiges Geraschel, Knacken und dumpfer Flügelschlag.

In stetem Argwohn und steter Furcht wuchs jegliches Getier auf, denn List und Gewandtheit waren die schlimmen Gesetze, die das räuberhafte Leben hier gebat. Ruhig und scheinbar friedlich zogen Milane in der Luft ihre bedrohlichen Kreise, und selbst die Fische im Wasser wurden ihres harmlosen Lebens nicht froh. Wo eine helle Flosse an der Oberfläche blinkte, stürzte sich gierig einer der gefiederten Fischehräuber herab und trug seine Beute im Schnabel oder in den starken Fängen davon, oft von einem bissigen Neider mit tausendem Flügelschlag verfolgt.

In den Sümpfen aber, die sich heimtückisch ganz mit grünen Schlinggewächsen überspannten, hauste das unheimliche Gewürm der Nale.

Thomas liebte es sehr, in diesem zerrissenen, gefährlichen Reviere zu jagen. Wohl gab es in dem Walde, der sich östlich zur Landzunge hinaufzog, auch Hochwild, aber Thomas war sich wohl bewußt, daß seiner verderblichen Lust zum Sinnieren zuviel Gelegenheit und Muße bei dem langen Sitzen auf dem Anstand geboten war.

Hier unten im Sumpf aber stärkte sich seine Willenskraft wunderbar; auch entschädigte ihn für das stolze Hochgefühl, einem Hirsch die Kugel auf's Blatt zu setzen, reichlich die stete Spannung und die wilde Freude an der Gefahr, wenn es einen breiten morastigen Graben zu überspringen galt oder ihn plötzlich rings das gluckende Wasser umgab und er das starke gelbe Rohr umbrechen mußte, um sich auf dieser wiegenden Notbrücke wieder auf sicheren Boden zu retten.

Am Flußufer zog er dahin. Aber heute weilten seine Gedanken unablässig bei der geliebten Frau, und die alte Lust, sich über seine Gefühle klar zu werden, trieb ihr folterndes Wesen in seinem Gemüte. Doch die Wellen, die der Dampfer beim Vorüberfahren immer zu beiden Seiten aufwarf, hatten das erhöhte Ufer vollständig unterwühlt. Thomas achtete es nicht und stand plötzlich bis zum Gürtel im Wasser, da der lockere Boden unter ihm zusammenbrach. Blitzschnell trat das Wasser durch Kleider und Stiefel. Wie wohl das kühle Bad ihm tat! Wie eine freundliche Hand streifte es das Spinnweb der trüben Gedanken von seiner Seele ab.

Vorsichtig kletterte er an einer festeren Stelle wieder empor, und eine milde Hoffnung ging in ihm auf: er dachte daran, wie er seine Schwester und wie er die Gräfin liebte; und in tiefster Seele war er beglückt, so wenig Unterschied dazwischen zu finden.

Das machte ihn ruhig, und fortan irrte sein Fuß nicht mehr auf dem trügerischen Boden. — — — — —

Die Sonne stand schon hoch am Horizonte, blaß wie eine verlodernde Fackel, die zuvor einem üppigen Feste Glanz und Farbe gespendet. Und wieder nahm diese weiche milde Glut Thomas' Blick gefangen. Bis in die tiefsten Gründe seines Herzens leuchtete dies wunderbare Licht und erhellte manchen dunklen Winkel mit besserem Glanze. Langsam, ganz langsam kam es ihm zum Bewußtsein, wie unnütz und fruchtlos dieses unklare Sehnen und Fühlen, dieses Kosten eines traumhaften Glückes war. Ein Wort seines Vaters fiel Thomas ein. Das war in einer Stunde süßester Erinnerung zu ihm gekommen. Und eine alte brennende Scham stieg in ihm auf, als er daran dachte, wie damals die ganze feurige Heiligkeit seines Wesens sich in einen Sturm von wilden Gefühlen und Leidenschaften aufgelöst hatte, seitdem einmal in den Armen einer heißblütigen Französin die Wogen der Sinnlichkeit über ihn zusammenge schlagen waren. Tief, tief hatten ihn die Wellen hinabgeschleudert, und dennoch, als ihn der Strudel wieder von sich gab, war er fast so wie früher, nur stiller, nachdenklicher noch und anhänglicher an seine Bücher, an Alles, was ihm lieb war.

Jenes Wort aber lautete: Das beste Glück besteht nicht im Gefühl, nicht einmal in Taten, sondern in der Tätigkeit.

Das war ihm einst so kalt und nüchtern, so falsch erschienen. Jetzt fühlte er, daß die Erfahrung eines Lebens voll Kämpfen und Schmerzen und doch auch nicht arm an Freuden in diesem Spruche stand.

Solcherlei bedachte Thomas im Schilf.

Nero aber stand 20 Meter vor ihm wie eine Figur aus Bronze, so starr und schön, und seine großen Augen waren funkelnd auf einen Punkt am Uferrande gerichtet. Doch höchstens eine Sekunde stand er so. Dann sprang er mit wütenden Säen auf das Ziel seiner Blicke zu.

Da geschah dieses auf einmal:

Erdbeben stieg ein großer Vogel mit heftigem Flügelschlag hinter dem Uferrande auf und flog quer über den Fluß. Seine langen Schwingen waren wie von hellem Blut gefärbt, denn das unruhvolle Bild des flüchtenden Vogels stand mitten in dem glühenden Flammenmeer der untergehenden Sonne über dem glänzenden Lande.

Thomas hob die Flinte zur Wade; ein Schuß zerriß die schwüle Stille. —

Ein krächzender Laut, saufender Flügelschlag, und ein hilfloser Körper platschte auf's Wasser nieder.

Nero war mit einem Sprunge im Schilf, das rauschend über ihm zusammenschlug, und brach sich Bahn durch das zähe, widerstrebende Rohr.

Thomas aber stieg auf eine kleine Höhe am Ufer und blickte nach seiner Beute aus.

Mitten im Strome schwamm ein mächtiger Reiher mit zerstoßenem Flügel!

Ein Reiher! Wie war er am Morgen so herrlich und erhaben über's Meer geschwebt! Dies Bild trat Thomas vor die Seele, und es dauerte ihn der wundt schöne Vogel.

Ein Reiher! Und das Bedauern verdichtete sich in Thomas zu einem geheimen Schmerze, als ihm kam, wie jener Anblick ihn für Minuten so ruhig und glücklich gemacht. Und eine Stimme sprach in ihm: Du hast Dein Glück erschossen! So laß es fahren, laß es treiben mit dem Flusse wie den räuberischen Vogel und lerne Alles vergessen.

Inzwischen aber hatte Nero das freie Wasser gewonnen und schwamm auf den Reiher zu. Der hob seinen schlanken matten Hals und zog ihn zurück, wie man wohl eine Ranze, um Schwung zu holen, nach hinten neigt.

Das goldgelbe Auge leuchtete noch einmal auf, flackernd auf den Todfeind gerichtet, und immer näher kam der Hund. Doch der wütende Haß betäubte in dem sterbenden Reiher die alte sonst geübte Schlaueit und Ueberlegung; allzu frühe schnellte er den spitzen Schnabel nach vorwärts und verfehlte das Auge des Hundes.

Grimmig schwamm Nero um den Reiher herum, der nun, gewißigt durch den ersten übereilten Angriff, nur langsam und voll schlauer Ueberlegung immer nach der bedrohten Seite seine spitze Schnabelwaffe drehte.

Nero konnte ihm nicht beikommen.

Thomas pfiff, und kläglich bellend schwamm der Hund zurück, doch drehte er sich noch zweimal nach dem verhaßten Gegner um, dessen große gelbe Augen wie in höhnischem Triumph irre leuchteten und flackerten. Reuchend vor Anstrengung arbeitete sich Nero wieder durch's Rohr und legte sich schließlich winselnd Thomas zu Füßen. Der streichelte ihn zur Beruhigung, und dankbar blickte ihn das kluge Tier mit seinen glänzenden Augen an.

Ein Reiher! Noch immer stand Thomas dieses Wort auf den Lippen und weckte immer neue Gedanken in ihm. Was würde die Gräfin sagen, wenn er ihr den toten Vogel brächte?

Und wieder sprach jene Stimme in ihm: Laß ihn fahren, laß ihn treiben im Flusse wie Dein Glück!

Mochte es die Erinnerung an die Worte seines Vaters bewirkt haben, Thomas war stark genug, sich zu überwinden. Auch reizte ihn die scheinbare Unmöglichkeit, sich in den Besitz des Reihers zu setzen, es dennoch zu versuchen.

Der Vogel war verwendet, und die Wellen hatten ihn dem Ufer etwas näher gebracht.

Nero aber war zu erschöpft, als daß er noch einmal in's Wasser hätte gehen können. So blickte sich denn Thomas nach einem Boote um, es war keins zu finden. Niemand mochte in dieser sumpfigen Gegend etwas zu tun haben.

Die schwüle Stille begann über dem flimmernden Wasser wieder ihr unheimliches Wesen zu treiben. Mit leisem Knall schnellte wohl mal eine Luftblase an die Wasseroberfläche, oder ein kleiner Fisch sprang in die Höhe, dann gab es keine Wasserringe, die sich schnell dehnten und im Schilf verloren.

Thomas setzte sich auf seinen Feldstuhl. Bald blickte er in die niedere Ferne, bald auf den Vogel, der langsam und kaum merklich im Wasser trieb. — — —

Ein hohles Dröhnen rang sich durch die Luft. Glickernd verloren sich die Windungen des Flusses in der Ferne, und auf ihm kündete ein langer, schwarzer Rauchschweif den Weg des Dampfers, dessen hoher heller Bug leuchtend an den dunkelnden Ufern vorüberglitt.

Bald trug auch der Wind das dumpfe Geräusch der stampfenden Maschine über's Wiesenland. Es klang, als sei sie müd' von der weiten Reise, und dennoch hatten diese regelmäßigen Töne etwas Beruhigendes für den einsamen Mann im Schilf.

Wie eine Seele, die nicht verzweifelt, so unberdrossen schien der kleine, feuchende Dampfer. Unablässig schaukelten seine roten Räder die schweren Wasser zur Seite, unablässig stiegen durch die enge gelbe Schallröhre kurze Befehle in den dunklen Leib des Dampfers nieder, unablässig bog er in die gewünschte Bahn. Freundlich flatterte eine Fahne am Heck, und geschäftig wanden flinke Schiffsjungen Fässer und Ballen aus dem geöffneten Laderaum empor. Vorn am Bug, der hoch über dem Flusse war, stand ein großer vornehmer Mann und blies aus einer kurzen Schaggspeife leichte Wolken in die klare Luft. Immer aber, wenn der tändelnde Wind den Rauch auseinander trieb, blickten die frohen, scharfen Augen des Mannes nach der langen Kette der Dünen, wo wie ein weißer Punkt die Villa aus dunklen Niefen hervorleuchtete.

Langsam und friedlich kam der Dampfer näher und näher. Der Graf sah Thomas nicht am Ufer sitzen, der aber hatte ihn längst bemerkt und erkannt. Wie gefiel er ihm so gut! Und im Stillen verglich er seine eigene schlanke schwächliche Gestalt mit der selbstbewußten, mächtigen dieses Mannes dort, dessen Antlitz den frohen Ernst des Lebens und nicht die weichen Züge eines Träumers zur Schau trug.

Plötzlich stieß Nero ein lautes Freudegeheul aus: er hatte seinen Herrn erkannt. Der Graf wandte sich um, und seine klare volle Stimme überklang das Gestampf des Dampfers, als er den Hund anrief.

Die beiden Männer grüßten sich. In dem Hunde aber kämpfte gewaltig die Lust, sich in's Wasser zu stürzen und seinem Herrn nachzuschwimmen, mit dem Bewußtsein der Ermattung. Gerade standen seine Ohren in die Höhe, und seine Weichen zitterten vor Aufregung. Thomas streichelte ihn und sprach ihm mit guten Worten zu. Da lief Nero ganz

unglücklich am Ufer hin und her, bis der Dampfer hinter dem hohen Schilfe seinen suchenden Blicken entschwand.

Die brandenden Wellen aber hatten den toten Reiher an's Land geworfen. Thomas hatte ihn vollständig vergessen, nun schleppte ihn Nero, auf's Neue stöbernd, stolzen Blicks heran.

Ein Gefühl heiliger Scheu überkam Thomas, als er den Reiher so in seiner Hand hielt. Es trieb ihn, die arg zerzausten Federn wieder glatt zu streichen, und er tat es mit Vorsicht und einem leisen Anflug von Trauer. Der rechte Flügel war hart am Gelenk zerflossen, doch in dem schlanken Leibe saßen die Schrotkörner, die dem Vogel den Tod bereitet hatten.

Thomas lud den Reiher auf den Rücken, und während er auf bequemen Umwegen die tiefen Gräben und Lachen vermied, malte er sich den Augenblick aus, da er der Gräfin den Reiher übergab. Gewiß, sie würde trauern, aber schelten würde sie ihn nicht. Ein zartes Weh erfüllte ihn, wie er bedachte, daß er ihr also Schmerz bereiten würde. Aber auch das überwand er.

Vorüber waren die Visionen, die ihn zuvor wie der betäubende Leegeruch der Reke und Segel umgaukelt hatten, vorüber das dumpfe blinde Sinniren, die folternde Sucht, sich über seine verschwommenen Gefühle klar zu werden, vorüber auch die erste Trauer über den Tod des Reihers. Ein froher Mut lebte in ihm und eine süße Hoffnung zugleich. Die Gräfin mußte annehmen, er hätte den Reiher mit Vorbedacht geschossen. O, sie würde sofort ahnen, was in ihm vorgegangen war, und wenn sie dann ein einziges Wort des Dankes, einen einzigen Blick des Einverständnisses ihm kund täte, dann hatten sie Beide klar und bewußt jegliches Unrecht abgestreift, dann konnten sie das Beste von dem, was sie verband, in eine herrliche, warme und wahre Freundschaft hiniüberretten.

Bereinzelte Sonnenstrahlen standen noch im Abendrot und wiesen den Ort, wo die Sonne gesunken war. So recht innig schwebte ein Volkslied über Thomas' Lippen, und allmählich breitete über die ganze vermorrene Sumpfwildniß die Nacht ihre kühle dunkle Schummerdecke aus. Die ersten Sterne schlugen segnend ihre hellen Augen auf und blinkten dem einsamen Jäger da unten Glück und Frieden zu. Thomas aber vernahm es nicht. Wohl fühlte er heute den Glanz der Gestirne wohlthuend auf seinem Auge ruhen, doch nie hatte seine Mutter oder ein alter weiser Freund seinen Blick auf die gütigen Lichtspender im Dunkel gerichtet, die mit ihrem wundertätigen Scheine dem, der gläubig zu ihnen aufsieht, alle Räthsel der Seele deuten. Dieses selige weltentrückte Schauen hätte Thomas manche mühselige Wanderung auf den Wegen der Irren erspart.

Denn es ist gut und tröstlich, am Abend in die Sterne zu sehen! —

III.

Wie eine gedämpfte Leidenschaft, so seltsam weich und warm war der rote Lampenchein, der über die eingebaute Veranda ausgegossen lag. Sanft küßte er das weiße Linnentuch auf dem Tische, hub in der Tiefe der silbernen Schale ein flimmerndes, kosendes Spiel an, verzierte die drei feinen Kelchgläser mit zitternden mattroten Reflexen, und nur auf den bleichen Wangen und der gelben Marshall-Niel-Rose in dem dunklen Haar der Gräfin, die in einem tiefen Lehnstuhl träumte, ruhte er still und furchtsam.

Ab und zu aber, wenn ein stärkerer Windeshauch flüsternd die Niefeln am Gartenzaun auseinanderbog und bis in die Veranda wehte, flackerte die Lampe unruhig. Dann begannen die Farbenschimier in den geschliffenen Gläsern ein buntes Gewoge, und die blauen Rlingen der schweren Messer auf dem Tische funkelten.

Das war aber nur kurze Zeit so. Bald nährten die Flammen in der Lampe ihr Licht wieder gleichmäßig an der stillen nächtlichen Luft. Die Gräfin harrete ihrer beiden Tischgenossen.

Oben sprang knarrend ein verrostetes Schloß auf. Jetzt hatte ihr Mann gewiß den Drilling aus dem Gewehrschrank genommen.

Manchmal klang's auch wie unterdrücktes Freudengeheul eines Hundes.

Die Gräfin lauschte hinaus. Deutlich glaubte sie das leise Knacken der Gewehrrohre zu vernehmen, die der Graf prüfend spannte. Wie sah sie ihn klar und freundlich vor ihren Augen!

Ein Rosenblatt fiel in ihren Schooß. Da löste sie die volle gelbe Rose aus ihrem Haar. Ganz sanft küßte sie die kleinsten Blättchen in der Mitte, flüsterte auch ganz leise ein paar Worte hinein und legte sie dann lächelnd auf den Teller ihres Gatten zu ihrer rechten Seite.

Die Lampe gab so milden Schein!

Da ertönte plötzlich hell und klar der Schlag des Klöppels auf der Messingscheibe.

Die Gräfin sah auf die Rose, und ihr Gesicht war von einer ernstesten Freude verklärt.

Dann beugte sie sich etwas nach vorn, als knirschende Schritte auf dem Wegfies laut wurden.

Thomas kam den Weg herauf. Wie schwarz erschien seine schlanke Gestalt, doch die rechte Hand trug einen weißen schimmernden Körper. Jetzt versteckte Thomas die Hand mit ihrer Last hinter seinem Rücken, als ihm die Lampe so plötzlich in's Antlitz schien.

„Nun, lieber Doktor,“ rief die Gräfin, „ich soll wohl raten, was Sie mir heute Gutes von der Jagd mitbringen? — Der Seeadler ist's, den Sie mir schon so lange versprochen haben.“

„Der Reiher!“ nichts weiter sagte Thomas und ließ den Vogel aus seiner Hand auf die Steinfliesen gleiten. Der schöne lange Hals

ruhte auf dem ausgebreiteten zerhockenen Flügel, und die Lampe warf darüber einen zitternden wunderbar zarten Glanz.

Langsam, ganz langsam richtete sich die Gräfin auf. Dann stemmte sie die Hände auf ihre Brust, und ihre glänzenden schwarzen Augen waren weit und schmerzvoll geöffnet. Im Tone süßesten Erinnerns kam es von ihrem bebenden Munde: „Wie schlief ich am Vormittag so köstlich, und in meinem Traume war ein Reiher, der säckelte mir mit seinen Flügeln unablässig tiefen Schlummer zu . . . !“

Thomas zwang Alles in sich hinein. Kalt war sein Gesicht, kalt seine Lippen und fest aufeinander gepreßt.

Und es quollen drei schwere Blutstropfen aus dem herabhängenden Schnabel des Reihers. Das war so schrecklich, und der Gräfin wurde zu Mute, als flösse da ihr eigenes Herzblut dahin. Ihr wunder Blick war in Tränen getaucht.

Thomas aber zertrat die Tropfen mit dem Fuße, und das gab einen knirschenden schneidenden Laut.

Die Gräfin sank in ihren Stuhl zurück und bedeckte ihr Antlitz.

Waren es die wehenden Büsche und die alten Kiefern, die da so traurig rauschten wie in unterdrücktem Schluchzen, oder war es das Meer da unten, das brausend dem Strande seinen Kummer anvertraute?

Wohl eine Minute verging so. Dann bückte sich Thomas und faßte den Vogel an den langen Ständern. Doch wie er ihn hochhob, da breiteten sich beide Flügel aus und die helle Federpracht schimmerte wie Märzschnee auf den Hügel, die das Abendrot küßt.

Die Gräfin sank in ihren Lehnstuhl zurück. Thomas aber warf den Reiher in einen dunklen Winkel der Veranda, und seinem gepreßten Herzen entrang sich schwer und trotzig nur das eine Wort:

„Räuber!“ — — — — —

Und wiederum verstrich eine geraume Zeit.

Zweier Menschen Gedanken begegneten sich über einem toten Vogel! Sie kämpften miteinander und wurden schließlich doch einig wie zwei Wellen, die vom Wirbelwind im Wasser aus entgegengesetzten Seiten aufeinander getrieben sich gegenseitig überwinden und dann zusammen eine ebene ruhige Fläche bilden.

Die Gräfin wiederholte leise: „Räuber, Räuber!“

Und mit diesem Worte kam eine erlösende Ruhe über sie. Voll schmerz erfüllter Dankbarkeit reichte sie dem treuen Freunde ihre Hand und erwiderte innig seinen warmen Händedruck.

Und als dann ihr Blick wieder auf die Rose im Teller ihres Gatten fiel, war's wieder wie Verklärung auf ihrem Gesichte. — — — — —

Auf der Treppe wurden Schritte laut. Die kleine Türe zur Veranda tat sich auf. Dann reichten sich zwei Männer die Hände über dem gastlichen Tische und schauten einander wortlos in die klaren Augen.



Am Hofe König Jacobs I. von England.

Von

b. Kunhardt.

— Münster i. W. —

Das Staatsarchiv auf dem Schlosse Friedenstein zu Gotha bewahrt eine Handschrift aus dem Jahre 1613, welche den gelehrten, aber despotischen und dem Mysticismus zugethanen König Jacob I. von England bei einem sonntäglichen Gottesdienste und bei der Tafel zeigt und das dabei beobachtete Ceremoniell in der Eigenart jener Zeit schildert. Der Schreiber befand sich in dem Gefolge des jungen Herzogs Johann Ernst von Sachsen-Weimar, welcher sich nachmals der Sache des Schwiegerjohnes König Jacobs I., des Kurfürsten Friedrichs V. von der Pfalz anschloß, nach der Schlacht am Weißen Berge dänische Dienste nahm und auf dem Zuge Mansfelds nach Ungarn 1626 seinen Tod fand. Auf diesen Fürsten bezieht es sich, wo der Schreiber die Bezeichnung J. K. G. (Ihre Kurfürstliche Gnaden) zur Anwendung bringt.

Am Morgen des 19. September 1613, eines Sonntags, fuhr dieser Fürst, zusammen mit dem Herzoge von Lauenburg, von London nach Thibault House, wo sich König Jacob I. zur Zeit befand, und traf im königlichen Borgemache die Herren des Hofstaates schon zahlreich versammelt.

„Als es nun Zeit zur Predigt war,“ so erzählt wörtlich der Berichtstatter, „kahn der König mit dem jungen prinzen Carol Friedrichen heraus, hatte ein Kleid an, warr weiß mit goldenen Schnuren dick belegt, der Mantel schwarz und mit samet gefuttert, um Haut hatte er ein schön kleinodt, wahren 3 große edelgesteine über einand mit gold gefasset.

J. K. G. psentirten sich alsobald dem Könige, thaten denselben reverentz und rebeten Jhu latine an. Die Graffen und Herren drungen sich wohl hinzu, daß sie J. K. G. Anbringen hören mochten. Der König hörte vleißig zu, behielt den hut alzeit in händen und andwordete denselben hinwied latine und wurde dies alles in stehem verrichtet.

Nach diesem ging d Stönig in die Psonzammer, so ein schöner hoher Saal, darin wartete viel volcks wegen d predigt, setzte sich unter ein guldenen Himmel hinter ein klein Tischlein, darauf ein steyßen und ein Buch gelegen.

Der junge Printz stellte sich neben den Stönig zur linken, hinter ihm sein Hoffmeister. Von d rechten seiten und also nächst unten am (Altar?) stunden beide Fürsten und hatte der Herzog von Lauenburgk die Oberstelle. Bey dem Stönige stunden noch 2 Cammerherren und nächst bey ihm ein Bischoff ein großer ansehnlicher Man in einem schwarzen langen Rock mit weißen ermeln, mit welchem der Stönig unter d Predigt gar oft redete.

Worauf d Minister (hier natürlich im Sinne der englischen kirche soviel wie Geistlicher) so an ein fenster stund den Anfang zur predigt gemacht, that erstlich ein lang gebet vor des Königs, Königin, jungen Printzen, Churfürsten in der pfalz und seiner gemahlin wolfarth, nach solchen betete er ein Vater unser knienbt und predigt also bei 1½ stunden. Als solche verrichtet, stund d Stönig auf und ruckte man seinen Stuhl vor das Tischlein, darauf setzte er sich. So bald brachte d Stönigliche Medicus ein klein Mägglein, 2 kleine und noch einen starken Jungen, so unheilbare schäden hatten, vor den Stönig und ließ sie nied knien. Weil er nun die schäden zuvorn allbereit besehen (wie er den solches alzeit thun muß, damit nicht ein Betrugt dahinter stecke) zeigte er erstlich dem Stönige den schaden am Hals, worauf er (der Stönig) denselben angerüret mit diesen worten: *Le Roy vous touche, Dieu vous guery*, der Stönig rühret auch an, Gott heile euch, hing auch selbst dem mägglein sobald ein Rosenobel (englische Goldmünze des 14.—17. Jahrhunderts) mit einem weißen seiden Bunde am Hals und also wurde auch mit den ander 3 gerüret. In wehrendem actu laß obgesagter Bischoff, so nächst bey dem Stönige stund das Evangelium S. Johannis und ferner ein gebet, kniet auch ein and geistlicher vor ihn, der antwortete ihm in wehrendem Gebet auf ezeliche Wort. Als nun solches verrichtet worden kahmen drey Herren, darunter der Graf von Montgomery und sein brud, neben einand zugleich, einer hatt ein Gießkanne, der andre ein Becken und der dritte die (? unleserlich), fielen 3 mal auf die knie vor dem Stönige und wusch er sich, ging hierauf neben den jungen Printzen durch die Vorkammer wied ins Gemach, J. St. G. blieben aber im Vorkgemach. Diese Heilung soll aber dem Stönige sehr zuwied sein, wollte es gern abschaffen, darf aber solches nicht thun, weil er sich auch Stönig in Frankreich schreibet, den er heisset nicht als ein Stönig von Engelandt bei welchem diese krafft irrenale gewesen, sondern als ein Stönig von Frankreich, die solche Gabe von Gott alzeit gehabt. Die Stönige von Engelandt haben erst dessen unterstanden als sie fast ganz Frankreich inne gehabt und sich Henricus VI. als ein Stönig von Frankreich zu Paris krönen lassen.

Wald hierauf kahn einer mit einem weißen schmahlen: . . (unleserlich) auf beiden Achseln herab und deckte in diesem Gemach die Taffel. Wenn er etwas auf den Tisch setzte, machte er alzeit zuvor tiefe referentz, kahmen auch ezeliche aus des Königs leibtrabanten mit den essen vors gemach, der vor ihnen herging ruffete, des Stönigs essen kahme. Sobald gingen ezeliche Herren hinh und nahmen das essen von ihnen in d Thur den sie durften ins gemach nicht gehen und setzten solches uf die Taffel. Als nun dem Stönige dies angezeigt wurde, kam er ohne Mantel heraus, setzte sich hinter die Taffel nächst an die Wandt, sobald nahm ihm einer den hutt ab und that vorgedachter Bischoff das gebet vor d taffel, stellte sich sodann zunächst an den Stönig auf die rechte hand, auf d linken stunden J. J. St. St. G. G. (die beiden Herzoge).

Sie pflegen aber dem Stönige Anfangs nur 3 essen, darunter gemeinlich ein stund rindfleisch sein soll, aufzusetzen, wann er davon gegessen werden ihm noch 8 od 10 gute essen vorgelegt. D Vordschneid schneidet gar kleine bisklein, die nimmt der Stönig selbst aus d schussel und siehet man ihn selten etwas von brot essen. Sein erster trunk ist hier aus einem becher von sonblichem holz gebrähet, sodan trinket er einen fußen truben frantzösischen wein frontignans genandt. Das trinken psentirt ihm ein Cammerherr auf den knien, kniet so lange vor ihm bis er den becher von ihm genommen und getrunken.

Weil alle mahlzeiten ein Bischoff aufwarten muß pfleget er gemeinlich unter wehren-

dem essen mit ihm zu reden, oder doch mit einem andern, wie sich den der gelährte Man Causalonus (?) so ein klein Mänlein mit einem schwarzen Barte, dem stönig über d Taffel psentirte und demselben ein Bogen papier, darauf er wiew den Bellarminum (den damals bedeutendsten Theologen der katholischen Kirche) etwas verfertigt, offerirte, so der stönig nicht allein gelesen, sondern auch die ganze mahlzeit über lateinisch und französisch mit ihm davon discurirot.“

Selbst in jenen Zeiten ist ein Ceremoniell befremdend, welches fürstliche Gäste nötigte, stehend und stumm Zeugen des königlichen Appetites zu werden, der nebenbei bemerkt ein ungewöhnlich guter zu sein pflegte, was insbesondere vom Durst gegolten haben soll, so daß der den Wein darreichende Kammerherr wenig Aussicht hatte, während der Tafel die Kniebeuge aufzugeben. Aber dieses Ceremoniell entsprach durchaus der Persönlichkeit des Königs Jacob I., der seinem unglücklichen Sohn, dem nachmaligen König Karl I. im Basilikon doron die Unterweisung gab, sich stets bewußt zu bleiben, daß ein Stuart'scher König ein „Halbgott“ sei, „dem auf dem ganzen Erdkreis kein einziger Fürst an Glanz des Geschlechtes und an königlichem Namen der Vorfahren gleichkomme“.

Der Berichterstatter fügt freilich hinzu: „Ob wohl d König den teutschen Fürsten große ehren zu erzeigen, denselben panquet zu halten und mit sich essen zu lassen pfeleget, Ist doch J. R. G. solches nicht begegnet, weil die comendationes an d König dahin gegangen, daß so viel möglich J. R. G. nicht möchte so gar bekannt werden.“ Wenn ein „panquet“ auch abgeschlossen war, da der Herzog der Königin erst später in Hamptoncourt vorgestellt wurde, so ist doch kaum anzunehmen, daß er nach erfolgter Audienz beim Könige bekannter geworden wäre, wenn er auch etwas zu essen bekommen hätte.

Ganz ausgehungert kehrte der Herzog schleunigst in seinen Gasthof „Al Italiano ordinario“ nach London zurück „und ließen sich daselbst auch speisen“. Der Name dieses Gasthofes erscheint auf den ersten Blick etwas sonderbar, doch hat man ihn „Zum ordentlichen Italiener“ und nicht etwa „Zum gemeinen Italiener“ zu übersetzen, was allerdings einen Schluß auf ein Wirtshaus dritten Ranges mit nicht ganz einwandfreien Betten zuließe.





Illustrirte Bibliographie.

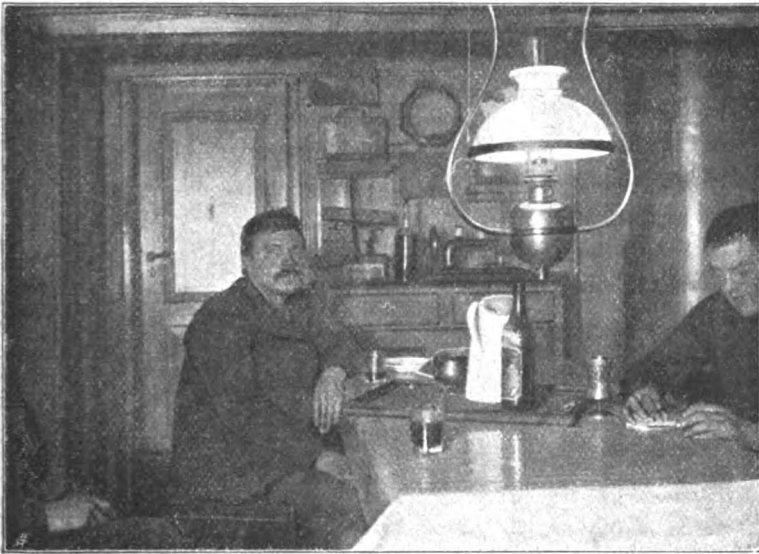
Neues Land. Vier Jahre in arktischen Gebieten. Von Kapitän D. Sverdrup.
Zwei Bände. Leipzig, F. W. Brockhaus.

Während in den letzten Jahren die belgische, schwedische und deutsche Nation in erfreulichem Wettstreit den so lange zu Gunsten seines nördlichen Kollegen vernachlässigten Südpol umwarben, hatte Norwegen das Werk seines berühmten Sohnes Nansen fortgesetzt und die Mittel für eine neue Nordpolerpedition aufgebracht, deren Führung dem bewährten Kapitän der nicht minder bewährten „Fram“ anvertraut war. Schon kurz nach der Heimkehr der ersten norwegischen Polarexpedition im September 1896 wurde der Plan für die zweite entworfen, deren Route folgendermaßen festgestellt wurde, ohne daß die Expedition unbedingt daran gebunden war: hinauf durch den Smithsund und das Kanebecken, durch den Kennedysund und Robesonfund längs der Nordküste von Grönland so weit wie möglich nach Norden, um dort zu überwintern; von dort aus Schlittenerpeditionen nach der Nordspitze von Grönland und darauf an der Ostküste so weit hinunter wie möglich. Vom Vorbringen zum Nordpol war keine Rede. —

Drei Privatleute brachten die Mittel auf, die Regierung ließ das Fahrzeug, die „Fram“, und das Storching bewilligte die Mittel 20 000 Kronen (22 500 Mark) zu notwendigen Aenderungen des Schiffes. Oktober 1897 begann die Ausrüstung. Im Juni war die Expedition, die abgesehen von dem Führer fünfzehn Teilnehmer zählte, die bis auf zwei, darunter der Arzt, wohlbehalten heingefehrt sind, reisefertig. Am Johannis- tage, 24. Juni 1898 erfolgte die Abfahrt. Vier Jahre hat die kleine Schaar mit den Mächten des Nordens, mit feindlichen Elementen, zu denen sich sogar das Feuer gesellte, das die Fram beinahe einmal vernichtet hätte, gekämpft. Es mutet freilich oft wie ein Jovall an und erscheint so stimmungsvoll behaglich, das Leben an Bord des sicheren und wohl ausgerüsteten Schiffes. All das Unmutende, Unheimelnde des in friedlicher Gemeinschaft, in gemeinamem Arbeiten sich abspielenden Lebens mit seinen bescheidenen und doch so erquickenden Freuden und heiteren Festtagen drängt sich uns unmittelbar auf, während es einiger Phantasie bedarf, um den Aufwand von Energie, Widerstandskraft, das Maß von Leiden und Entbehrung richtig abzumessen, das auch heute noch bei aller Vortrefflichkeit der Ausrüstung ein solch mehrjähriger Aufenthalt in arktischen Regionen erfordert und mit sich bringt. Denn in der schlichten, aller Uebertreibung und Ruhmredigkeit entbehrenden Darstellung dieses Reiseberichtes tritt das Angenehme uns näher als das Unangenehme, die Mühsal, die Arbeit und Entbehrung. Kapitän Sverdrup wie auch seine Genossen erzählen in ihren Schilderungen des Lebens und Arbeitens auf dem Schiffe, wie auf den von diesem aus mit Booten und Schlitten unternommenen ergänzenden Expeditionen das Ungewöhnliche mit einer ruhigen Selbstverständlichkeit und oft mit einem Humor, daß man, die ganze Größe ihrer Leistung sich vorzustellen, sich selbst etwas Mühe geben muß. Das Resultat der Expedition, die nach jenem Teil des Polargebietes gerichtet war, wo der Untergang der Expedition

Franklin's Statistand und dem amerikanischen Expeditionsschiff „Polaris“ ein grauenhaftes Ende beschrieben war, ist zunächst die genaue Feststellung des Charakters des Ländergebietes westlich von Grönland und die Inbegriffnahme eines Gebietes von 300 000 Quadratkilometer im Namen König Oskars von Schweden. Natürlich ist auch in meteorologischer, geologischer, botanischer, zoologischer und — in Bezug auf die Eskimos — in ethnographischer Hinsicht eine interessante Ausbeute erzielt worden, von der teils im Hauptwerke, teils in den zusammenfassenden, angefügten Abhandlungen der wissenschaftlichen Teilnehmer Rechenschaft abgelegt wird.

Einiges Interessante aus dem Tierleben auf König-Oskar-Land und in den angrenzenden Gebieten sei aus den Mitteilungen des Zoologen der Expedition E. Bai mitgeteilt. Die ersten Vertreter des höheren Tierlebens trifft man bereits bei der Annäherung an das Land: das Walroß und die verschiedenen Seehundarten, die man bald auf treibenden Eisschollen liegen, bald die Köpfe aus dem Wasser freisen sieht. Das Fleisch der erstgenannten Tiere, die oft in stattlichen Schaaften beisammen liegen, ist als Winter-



Interieur aus dem Vorjalon der Fram.
Aus: O. Sverdrup, Neues Land. Leipzig, F. W. Brockhaus.

futter für die Hunde höchst willkommen. Von Seehunden giebt es mehrere Arten: den bärtigen Seehund, die Ringelrobbe, den Sattelseehund, die Klappmütze und den gemeinen Seehund, von denen die beiden erstangeführten die am häufigsten vorkommenden sind. Der gemeine Wal ist im Haveshund, Joneshund und den an diese anstoßenden Sunden und Fjorden längst ausgerottet. Jetzt sieht man nur noch zwei kleinere Walfischarten: den Narwal und den weißen Delphin.

Der Beherrscher des Eises, der Eisbär, ist heutzutage nicht mehr so mutig, wie er es in alten Zeiten gewesen sein soll. Weitreichende Hinterlabenaffen haben ihm Respekt eingeflößt, und bei Tage hält er sich meistens in vorsichtiger Entfernung. Nachts aber ist er manchmal ein ganz anderes Tier, vor dem man sich lieber gut in acht nimmt. Als merkwürdig erwähnt Bai, daß man — obwohl der Eisbär in den Polarregionen eine verhältnismäßig gewöhnliche Erscheinung ist — noch nie ein trächtiges Weibchen getroffen hat.

Sehr häufig ist der Polarfuchs, dessen Spuren man weit draußen auf den treibenden Eissfeldern findet, dessen eigentlicher Aufenthaltsort jedoch das Land ist. Die Expedition

erlegte viele Exemplare; doch von all diesen war keiner „blau“, sie trugen alle das weiße Winterkleid. Wovon das Tier im Winter lebt, erscheint räthelhaft, denn der Magen der gefangenen Individuen ist dann beinahe immer vollständig leer.

Von den Landtieren war das für die Expedition interessanteste und wertvollste Tier der Moschus- oder Polarochse, das edelste Wild der Polarländer. Die oft aufregende Jagd bot den Teilnehmern eine willkommene Zerstreuung, und das vorzügliche Fleisch eine dankenswerte Bereicherung der Speisefarte. In hohem Grade fesselnd und lehrreich ist, was Kapitän Sverdrup in seinem Reiseberichte über den bewundernswerten Mut und das erstaunliche Verteidigungsweisen dieser Tiere mittheilt.

Der zweite Wiederkäuer der Polarregionen, das Rentier, wurde nicht entfernt so häufig angetroffen, wie der Moschusochse. Die Schuld trägt unzweifelhaft der Wolf, der durch seine Ausdauer das Rentier ermüdet und schließlich einholt. Der Wolf ist das schädlichste Raubtier dieser Gegenden, der Schrecken des Wilds; seine bloße Gegenwart ist



Eschmogäne an Bord.

Kust: O. Sverdrup, Neues Land. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Grund genug, daß Rentiere, Füchse und die — sonst in großer Zahl, oft heerdenweise anzutreffenden — hübschen Polarhasen, die seine wichtigste Nahrung sind, fortziehen. Auch an junge Moschusochsen wagt er sich und wird so auch dieser Tierart, wenigstens um die Zeit des Stalbens herum, etwa Ende April, gefährlich. Im Uebrigen aber wissen die Polarochsen sich trefflich zu wehren, und die alten Stiere dürften den Wölfen gefährlicher sein, als diese ihnen werden können.

Das Hermelin kommt hier überall vor, dagegen ist das Vorhandensein des Vielfraßes so weit nördlich und östlich nicht sicher festgestellt.

Die Vogelwelt weist von Raubtieren den Jagdfalken und die Schneeeule auf. Als Aasvogel der Polarländer präsentirt sich der Rabe, der alles Mögliche frisst und nur an Bärenleber sich nur in der äußersten Not vergreift.

Der einzige Singvogel dieser öden Gegenden ist die Schneeammer, die Ende März oder Anfang April hier eintrifft und mit großer Freude begrüßt wird. Ihr Gesang, den

man anderswo vielleicht erbärmlich finden würde, erfreut sich hier der größten Anerkennung. Ende Oktober zieht der Vogel wieder südwärts.

Auch von den Schneehühnern zieht wohl im Winter ein Teil nach Süden, wenn auch die Rückkehr zeitig erfolgt. Nur die Weibchen werden im Frühjahr dunkel, die Männchen behalten, abgesehen von einzelnen dunklen Federn auf dem Kopfe, ihr weißes Gefieder, das freilich auf mechanischem Wege — durch Einschlammung — dunkler wird. Die Tiere waren am häufigsten an Kap Ruthersford.

Zahlreicher als die Landvögel sind die Seevögel, sowohl hinsichtlich der Arten wie der Individuen. Sie beleben diese öden Küsten und erfüllen die Luft mit ihrem Geschrei. Am meisten treten wohl die Möwen hervor, von denen es dort mehrere Arten giebt, deren größte und am häufigsten vorkommende die Taucher- oder Bürgermeisternöbe ist. Ein sehr häufiger Vogel, dessen durchdringendes Geschrei im Sommer überall zu hören ist, ist die Seeschwalbe. Sie brütete, erzählt Bai, regelmäßig kolonienweise und hielt gute Justiz um ihre Nester herum, wobei sie ohne Unterschied Möwen, Raubmöwen und selbst Menschen angriff. —

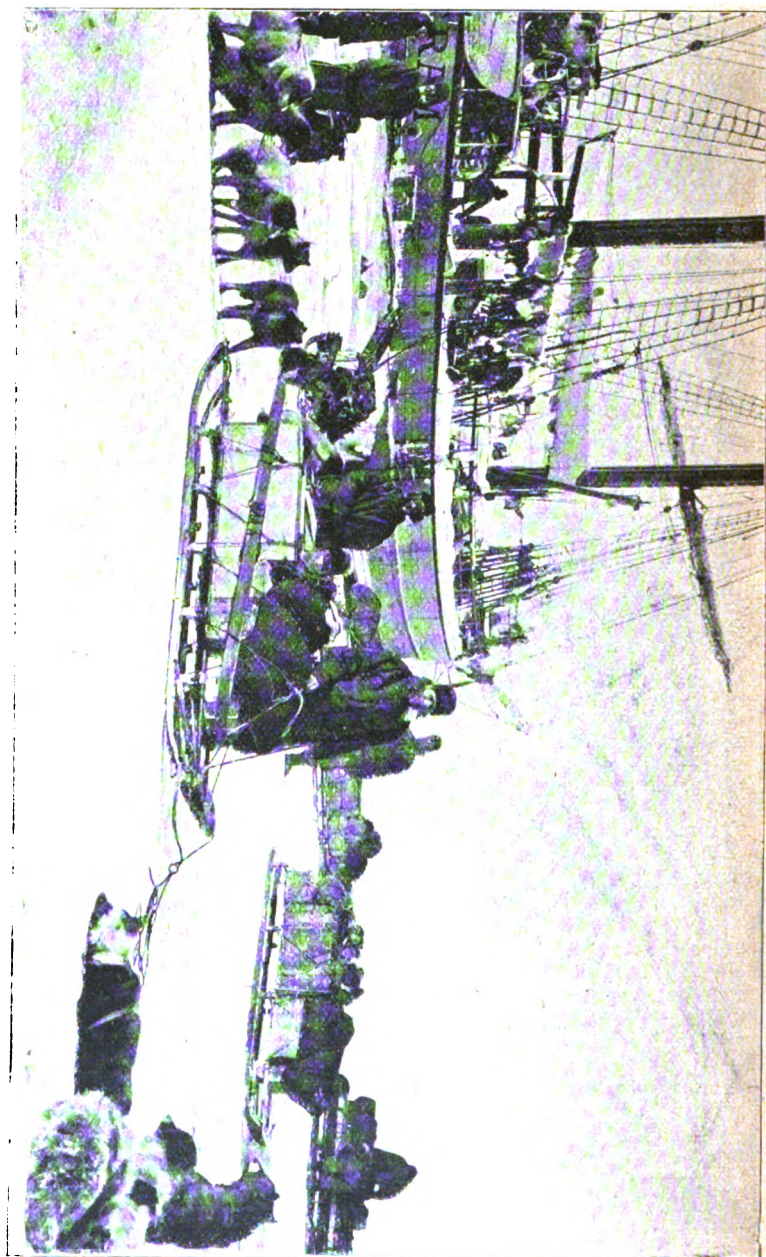


Jostheim und Baumann am Binnenende des Gänsefjords.
Aus: O. Sverdrup, Neues Land. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Einer der ersten Zugvögel, der im Frühling in die Fjorde hineinkommt, ist die Ringelgans, deren Nester sowohl auf Inseln im Meere oder in Flüssen, wie auf größeren Ebenen zu finden sind. Sie zieht im Herbst, sobald die Fjorde zufrieren, fort.

Die Eiderente sieht man, wenn das Eis im Frühling Nisse bekommt, überall an den Küsten. Ihre Nahrung besteht zum sehr wesentlichen Teile aus dem stacheligen, wenig appetitlichen Seeigel. Sie bleibt im Herbst, solange es nur noch ein bißchen Wasser giebt, was zum Teil seinen Grund darin hat, daß die Jungen manchmal sehr spät flügge werden. Auch eine Entenart, die Eisente, trat allgemein auf. Ihre Nester wurden oft an Süßwasserseen gefunden. Von anderen Vögeln sind zu nennen eine Lummenerart, einige Strandläuferarten, der Steinwälzer, Alken und der Eissturmvogel, der „Vogel des Nebels und des Treibeises“.

An Fischen waren das Meer und die süßen Gewässer recht arm. Einige Haalköpfe wurden gefangen, sowie auch junge Seehasen; recht häufig war eine Liparisart. Obwohl es zahlreiche Süßwasserseen gab, gelang es doch nur ein einziges Mal, einen Lachs zu



Schiffbruch zur Schlittenreise.
aus: O. Goerttup, Neues Land. Leipzig, G. H. Brockhaus.

sangen und zwar in einem Flusse auf der Nordküste von Nord-Devon, gleich oberhalb der Teufelskübel, und dieser war nicht mehr als einen Zoll lang.

Bedeutend reicher war das Insektenleben. An windstillen, sonnigen Tagen im Juni, Juli und August pflegte auf den vegetationsreichen Flecken, namentlich auf nach Süden gelegten Abhängen sowohl hinsichtlich der Arten wie der Individuen ein reiches Tierleben zu herrschen.

An Schmetterlingen gab es sowohl Tagsschmetterlinge (4 Arten) wie auch Nachtschmetterlinge, ferner traf man Wespen, zwei Arten Hummeln und einen kleinen Springchwanz (Podura). Am bedeutendsten waren indessen die Dipteren (Fliegen), von denen es viele Arten gab. Eine große Schmeißfliege war das erste Insekt, das sich im Frühling zeigte; Mücken waren allgemein, wenn sie für gewöhnlich auch nicht in solchen Mengen auftraten wie an der grönländischen Küste. Spinnen (7 Arten, darunter 2 neue) zeigten sich schon früh im Sommer und wurden überall zwischen dichter, niedriger Vegetation gesehen. —

Im Meere wimmelt es von niedrigen Tieren. —

Man sieht, wie viel Leben auch dort oben in den toten Eisregionen webt! —

Das Werk ist mit einer großen Zahl von Separat- und Textbildern, von denen wir durch das Entgegenkommen der Verlagshandlung mehrere als Proben zu bringen in der Lage sind, und mit 9 Karten ausgestattet. Papier und Druck und Einband sind vorzüglich. Möge das Buch, das von dem neuesten norwegischen Vorstoß nach dem Nordpol erzählt, in allen deutschen Volkskreisen recht viele Leser finden. Wenn dadurch ein paar Romane in den Hintergrund geschoben werden sollten, so wäre das wahrhaftig kein Schade.

—1—

Bibliographische Notizen.

Die Handelsmarine und ihre Kaufbahnen. Ein Handbuch alles Wissenswerten über die Handelsflotte von H. de Méville. Mit 5 Farbendruck, zahlreichen Vollbildern und Textillustrationen, technischen Zeichnungen von der Hand des Verfassers, Signalflaggen-Tafel, Karten der Dampferlinien der Hamburg-Amerika-Linie, des Norddeutschen Lloyd u. a. — Kassel i. M., E. Voeltmann (Voeltmann & Wette).

Bei dem mächtigen Aufschwung, den das Seewesen genommen, sowie in Berücksichtigung des Umstandes, daß das Binnenland einen ganz bedeutenden Procentsatz der Besatzung für die Handels- und Kriegsflotte zu stellen hat, kann ein Buch wie das vorliegende, das auf dem so vielfach noch unbekannten Gebiete aufklärend wirken will, nur mit Freude begrüßt werden. Das Buch verdankt seine Entstehung den Erfahrungen, die der Verfasser während einer 5-jährigen Tätigkeit als Redakteur sowohl, wie als fachmännischer Mitarbeiter an Zeitungen und Zeitschriften gemacht hat. Es soll kein vollständiges, seemannisches Lehrbuch sein, vielmehr will der Verfasser dem jungen Manne nur das vortführen, was er im Seemannsberuf erreichen kann, und welchen Weg er hier zu gehen hat. Eltern und Vornämder jugendlicher Knaben finden in dem Buche Alles, was für sie

wissenswert ist, und auch der Fernersehende erhält Anregung und Belehrung. In einer Einleitung weist der Verfasser zunächst darauf hin, daß nur Menichen, die eine eiserne Gesundheit besitzen und sittlich wie moralisch gefestigt sind, auf die See gehören. Welchen Gang der Verfasser für seine Darstellung genommen hat, ergibt sich am besten aus dem Inhalts-Verzeichnis. In 15 Kapiteln werden kurz und leicht faßlich nachstehende Themata behandelt: „der Schiffsjunge, Schiffbau, das Segelschiff, der Dampfer, was muß ein tüchtiger Matrose können, die Navigation, die Ziele des Berufs (Kapitän, Lootse, Navigationslehrer u. a.), aus der Praxis für die Praxis (Seestrafenrecht, Leuchtfeuer, Seezeichen, Seerettungswesen, Flaggen- und Signalfwesen u. a.), die deutsche Seewarte, die Schiffsmaaschinen - Laufbahn, Handwerker an Bord, Klassifikationsgesellschaften, die Rettungseinrichtungen an Bord, die deutschen Schulschiffe (nebst Eintrittsbedingungen), der Schiffsarzt. Als Anhang folgen ein Auszug aus der deutschen Seemannsordnung und die Behr'schen Nachtsignale. Das Buch ist vorzüglich ausgestattet; zahlreiche vortreffliche Zeichnungen und Abbildungen, von denen der Längsschnitt des Doppelschrauben-Schnellpostdampfers „Kronprinz Wilhelm“ als sehr belehrend hervorgehoben sein soll, erläutern

den Text. Auch zwei recht gute starten: die Weltkarte der Dampferlinien des Norddeutschen Lloyd und die Dampfschiffs-Verbindungen der Hamburg = Amerika = Linie, seien besonders erwähnt. Das sehr sorgfältig gearbeitete Buch kann warm empfohlen werden. — K.

Kantor Schildkötters Haus. Roman von Alfred Bock. Berlin, Egon Fleischel.

Die Hauptaufgabe des Dichters besteht darin, Gestalten zu schaffen, welche die Zahl der durch die Kunst zu unvergänglichem Leben gebrachten wahren Menschengebilde vermehren. Dieser Forderung wird H. B. vollaus gerecht. Nicht nur die trefflich gezeichneten Hauptpersonen: Schildkötter Vater und Sohn, der Kaufmann und Naturforscher Hilbrand und dessen alte Haushälterin, die treue Strunz, sondern auch die zahlreichen Nebenpersonen erregen warmes Interesse. Besonders anschaulich und dramatisch ist der durch die Untreue Schildkötters heraufbeschworene Kampf zwischen Groß- und Kleinkaufmann ge-

schildert. Trotz der Uebersülle des im engen Rahmen von nur 186 Seiten sich abspinnenden Stoffes behält doch der Dichter die Fäden der Handlung straff in der Hand und führt das Ganze sicher und folgerichtig zu tieftragischem Schluß. N.

Ausgewählte Gedichte. Von Hugo v. Hofmannsthal. Im Verlage der Blätter für die Kunst. Berlin, 1903.

„Mutter, wer ist die blasse, schöne Frau, die da zu uns steigt aus der Ferne?“

— Das ist keine Frau, mein Kind. Es ist die Muse eines großen Dichters.

„Sie sieht so krank aus, Mutter. Sie hat so traurige Augen.“

— Sie ist nicht krank, mein Kind, und die Traurigkeit ihrer Augen ist süßer als alle Lustigkeit der Erde.

„Wir bangt vor ihr, Mutter. Bringt sie uns nicht Leid?“

— Sie bringt kein Leid, mein Kind. Sie bringt weiche Träume, und es wäre nicht wert zu leben ohne solche Träume.

D. H.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Zusammengestellt von Ernst Weiland-Lübeck.

Arnim, Achim und Bettina von A. Verheirathung. Von R. Steig. Deutsche Rundschau 30, 4.

Berlios, Hector. Von K. M. Klob. Neue Bahnen III. 23.

— 100. Geburtstag. Türmer VI. 3.

Brütt, Adolf. Von F. Fuchs. Westermanns Monatshefte 48, 3.

Chirurgie, Die Entwicklung der. Von V. Czerny. Zukunft XII. 13.

Daudets Debüt. Von M. Hoffmann. Nord u. Süd. April 1904.

Dilthey, Wilhelm. Von H. Nohl. Westermanns Monatshefte 48, 3.

Eheverbote unter Blutsverwandten, Ueber die. Von C. Pelmann. Deutsche Revue 29, 1.

Festung, Die F. der Neuzeit. Von R. Günther. Nord und Süd. März 1904.

Frenssen, Gustav. Von O. Wilda. Nord u. Süd. April 1904.

Gorki, Maxim. Von H. Ostwald. Nord und Süd. März 1904.

Herders Gedächtniss, Zu. Von L. Gurlitt. Türmer VI. 3.

Heyse, Paul, als Dramatiker. Von E. Petzet. Westermanns Monatshefte 48, 3.

Italienische Belletristik. Von R. Schönen. Litt. Echo 6, 6.

Kultur, Römische. Von Joh. G. Herder. Türmer VI. 3.

Leipziger Gewandhaus, Das. Von F. Körner. Westermanns Monatshefte 48, 3.

Mommsen, Theodor. Von H. Prutz. Türmer VI. 3.

Mommsens Charakteristik, Zur. Von O. Seeck. Deutsche Rundschau 30, 4.

Mörke, E. Briefe. Litt. Echo 6, 6.

Physik, Grundlagen der Modernen Ph. und ihre Beziehungen zu den neuesten Ergebnissen der Forschung. Von W. Wien. Deutsche Revue 29, 1.

Plato und Jesus. Von L. Jakob. Türmer VI. 3.

Pseudoromantik. Von B. Wildberg. Monatsblätter für Litteratur VIII. 2.

Rechtsaltertümer in der Gegenwart. Von Laband. Deutsche Revue 29, 1.

Russland und Japan strategisch einander gegenüber. Von A. Rogalla von Bieberstein. Nord und Süd. März 1904.

Shakespeare und die Anfänge der englischen Kolonialpolitik. Von A. Zimmermann. Deutsche Rundschau 30, 4.

Sieben. Von der „heiligen“ Zahl Sieben, ihrer Geschichte, ihrer Bedeutung und ihrem Ursprung. Von E. Sabel. Nord und Süd. März 1904.

Sudermanns Verfall. Von W. Müller-Waldenburg. Int. Litteraturberichte 10, 24. 25.

Tatsache, Eine seltsame. Von Th. Poppe. Nord und Süd. April 1904.

Unterricht, Die Geschichte der Einführung der Arbeit in den U. Von O. Wendlandt. Nord und Süd. März 1904.

Völkerschaften, Die interessanten V. im Reiche. Von K. v. Strantz. Nord und Süd. März 1904.

Weismanns Neodarwinismus. Von E. v. Hartmann. Nord und Süd. April 1904.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik.** Herausgegeben von Dr. H. Gross. XIV. Band, 3. u. 4. Heft. Leipzig, F. C. W. Vogel.
- Archiv für Stamm- und Wappenkunde.** Monatsschrift. IV. Jahrgang, Februar 1904. Heft 8. Papiermühle b./Roda S.-A., Gehr. Vogt.
- Aus fremden Zungen.** Illustrierte Halbmonatsschrift XIV. Jahrgang. Heft 2. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger).
- Blumenthal, Oskar.** Klingende Pfeile. Buchschmuck von Joh. Martinl. Berlin und Leipzig, F. Fontane & Co.
- Böhme, Margarete.** Wenn der Frühling kommt. Roman. Berlin, F. Fontane & Co.
- Breitenbach, Dr. Wilhelm, Ernst Haackel.** Ein Bild seines Lebens und seiner Arbeit. Mit einem Porträt Haackels und einer Handschriftprobe. (Darwinistische Vorträge und Abhandlungen Heft 11.) Odenkirchen, Dr. W. Breitenbach, Verlag.
- Brenning, Emil.** Geschichte der deutschen Litteratur. 2. neubearbeitete Auflage. Lehr, Moritz Schauenburg, Verlag.
- Deutsche Arbeit.** Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur. Jahrgang III. Heft 5. München, Verlag von Georg D. W. Callwey.
- Die Riviera.** Praktischer Reiseführer. 6. neu bearbeitete Auflage. Mit 10 Karten und zahlreichen Illustrationen (Griebens Reiseführer. Band 79.) Berlin, Albert Goldschmidt, Verlag.
- Dressler, Fried. Aug.** Moltke in seiner Häuslichkeit. Mit 20 Illustrationen. Berlin, F. Fontane & Co.
- Ebers, Georg, Narda.** Roman aus dem alten Aegypten. Mit Bildern von Richard Mohn. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Ernstes Wollen.** Erscheint halbmonatlich mit den Mitteilungen der Vereinigung: Die Kunst im Leben des Kindes. No. 105 u. 106. V. Jahrgang. Februar 1904. Berlin W. 34, Verlag von Gose & Tetzlaff.
- Eschelbach, Hans, Professor Berger.** Drama in drei Akten. Paderborn, Druck und Verlag der Junfermannschen Buchhdlg. (Albert Pape).
- Eulenberg, Herbert, Kassandra.** Drama. Berlin, Egon Fleischel & Co.
- Eyth, Max.** Im Strom unserer Zeit. Aus Briefen eines Ingenieurs. Zweiter Band: Wanderjahre. 3. neu bearbeitete Auflage des Wanderbuchs eines Ingenieurs. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.
- Flaischlen, Casar.** Beitrag zu einer Geschichte der neueren Litteratur von Georg Muschner-Niedenführ. Berlin, Egon Fleischel & Co.
- Friedrichowicz, Dr. Eugen.** Kurzgefasstes Kompendium der Staatswissenschaften. In Frage und Antwort. Band 6 und 7. Berlin N. W. 7., S. Calvary & Co.
- Ganga, Raphael.** Irdische und himmlische Liebe. Elnakter. Leipzig, Gustav Brauns.
- Gelzer, Heinrich.** Vom heiligen Berge und aus Makedonien. Reisebilder aus den Athosklöstern und dem Insurrektionsgebiet. Mit 43 Abbildungen im Text und einem Kärtchen. Leipzig, B. G. Teubner.
- Grazie, M. E. delle, Hermann.** Deutsches Heldenedicht in zwölf Gesängen. Dritte, vielfach verbesserte Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel.
- Hamsun, Knut, Königin Tamara.** Einzige berechnigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Gertrud Ingeborg Klett. München, Albert Langen, Verlag.
- Hartleben, Otto, Erich.** Liebe kleine Mama. Erste bis vierte Auflage. München, Albert Langen, Verlag.
— Von reifen Früchten. Meiner Verse zweiter Teil. München, Albert Langen, Verlag.
- Heine, Dr. Gerhard, Ferd. Avenarius als Dichter.** (Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts Band 13.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.
- Heller, O., „Gertruds Freund“.** Künstlerblut. Zwei Novellen. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise, Band 115.) Berlin, Albert Goldschmidt.
- Indischen Kulturwelt, Aus der.** Gesammete Aufsätze von Dr. Arthur Pfungst. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff).
- Italien.** In einem Bande. Praktisches Reisehandbuch. Zweite Auflage, vollständig neu bearbeitet von W. Schultz-Riesenberg. Mit 17 Karten und 4 Grundrissen. (Griebens Reiseführer. Band 80.) Berlin W., Albert Goldschmidt 1904/1905.
- Kahn, Robert, Kahn-Album.** Ausgewählte Klavierstücke. Leipzig, F. E. C. Leuckart. (Constantin Sander.)
- Kampf.** Zeitschrift für — gesunden Menschenverstand. Der Neuen Folge Heft 1. Berlin N. O. Elisabeth-Strasse 38, Verlag Johannes Holzmann.
- Langenscheidt, Paul, Um Nichts.** Roman. Berlin, F. Fontane & Co.
- Martin, Marie.** Die Psychologie der Frau. Vortrag. Leipzig, B. G. Teubner.
- Matthias, Dr. Adolf, Franz Grillparzer.** Die Ahnfrau. (Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. Band 12.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.
- Megede, Marie zur Narren.** Roman. Zweite Auflage. Berlin, F. Fontane & Co.
- Meyer, C. Ferd., Jürg Jentsch.** Eine Bündner-geschichte. Von Prof. Dr. Julius Sahr. (Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. Band 11.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.
— **Dr. M. Wilhelm.** Von St. Pierre bis Karlsbad. Studien über die Entwicklungsgeschichte der Vulkane. Mit 92 Illustrationen und einem farbigen Titelbilde. 2. Auflage. Berlin: Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.
- Multatuli.** Ideen. Uebertragen aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr. Berlin, Egon Fleischel & Co.
- Naumann, Friedrich, Die Frau im Maschinenzeitalter.** München, Verlag der „Freistatt“ G. m. b. H.
— Die Politik Kaiser Wilhelms II. München, Verlag der „Freistatt“ G. m. b. H.
— Die wirtschaftlichen und politischen Folgen der Bevölkerungs-Vermehrung. München, Verlag der „Freistatt“ G. m. b. H.
— Liberalismus, Centrum und Socialdemokratie. Vortrag. München, Verlag der „Freistatt“ G. m. b. H.
- Neapel und Umgebung einschl. Vesuv, Pompeji, Sorrent, Amalfi, Capri etc.** Praktischer Reiseführer von W. Schultz-Riesenberg. Mit 5 Karten. Berlin, Albert Goldschmidt.
- Neumann, Hermann Kunibert,** Gedichte. Dresden, Heinrich Minden.

- Prevost, Marcel**, Brautnacht und andere Novellen. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen. München, Albert Langen.
- Riedberg, Erika**, Allerleirauh. Lustiges und Trauriges. Heidelberg 1904. Heidelberger Verlagsanstalt und Druckerei (Hörning & Berkenbusch.)
- Rosse, Dr. Chr.**, Unterrichtsbriefe für das Selbst-Studium d-r Lateinischen Sprache. Brief 18, 19, 20, 21 u. 22. Leipzig, E. Haberland, Verlag.
- Rundschau, Deutsche für Geographie und Statistik**. Herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauf. 6. Heft. XXVI. Jahrgang. Wien, A. Hartlebens Verlag.
- **Neue Metaphysische**. Band X. Heft 6. Monatsschrift. Gross-Lichterfelde b. Berlin, Paul Zillmann.
- Schär, Joh. Friedr.**, Die Pflege der Handelswissenschaften an der Universität Zürich. Zürich, Art. Institut Orell Füssli.
- Scheidemantel, Hermann**, Nikola Perscheids Photographie in natürlichen Farben. Leipzig, E. Haberland, Verlag.
- Schweiger-Lerchenfeld, A. v.**, Die Frauen des Orients in der Geschichte, in der Dichtung und im Leben. In 25 Lieferungen. Mit 11 farbigen, 15 schwarzen Vollbildern und 338 Textabbildungen. Lieferung 16—25. (Schluss.) Wien, A. Hartlebens Verlag.
- Seiling, Max**, Das Professorentum „der Stolz der Nation“? Mit einem Anhang: Professorale Bocksprünge. Leipzig. Verlag von Oswald Mutze.
- Stein der Weisen, Der**, Illustrierte Halbmonatsschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. 22. und 23. Heft. 16. Jahrgang. 1903/04. Wien, A. Hartlebens Verlag.
- Stenglin, Felix Freiherr von**, Die Anderen. Die Geschichte einer Liebe. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.
- Strasser, Selma**, Phantasie und Wahrheit. Mit Buchschmuck von Franz Strassen. Berlin W. 57, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger.)
- Sudermann, Hermann**, Heimat. Schauspiel in 4 Akten. Von Prof. Dr. Boetticher. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.
- Uxkull, Gräfin**, Friedliche Eroberungen. Berlin, Verlag von F. Fontane & Co.
- Wachler, Ernst**, Die Elfe. Novelle. Weimar, Verlag der Iduna.
- Weltall und Menschheit**. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Menschheit von Hans Kraemer. Mit ca. 2000 Illustrationen, sowie zahlreichen farbigen Kunstblättern, Facsimile-Beilagen u. s. w. Extrabelagen in neuem System der Darstellung. Lieferung 51—52. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.
- Whistlers, James Mc.**, Neil, Zehn Uhr-Vorlesung (Ten o' Clock). Deutsch von Theodor Knorr. Strassburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel.)
- Zitelmann, Katharina**, Die berühmte Frau. Novelle. Berlin W., Kurfürstentrasse 125, Albert Goldschmidt.

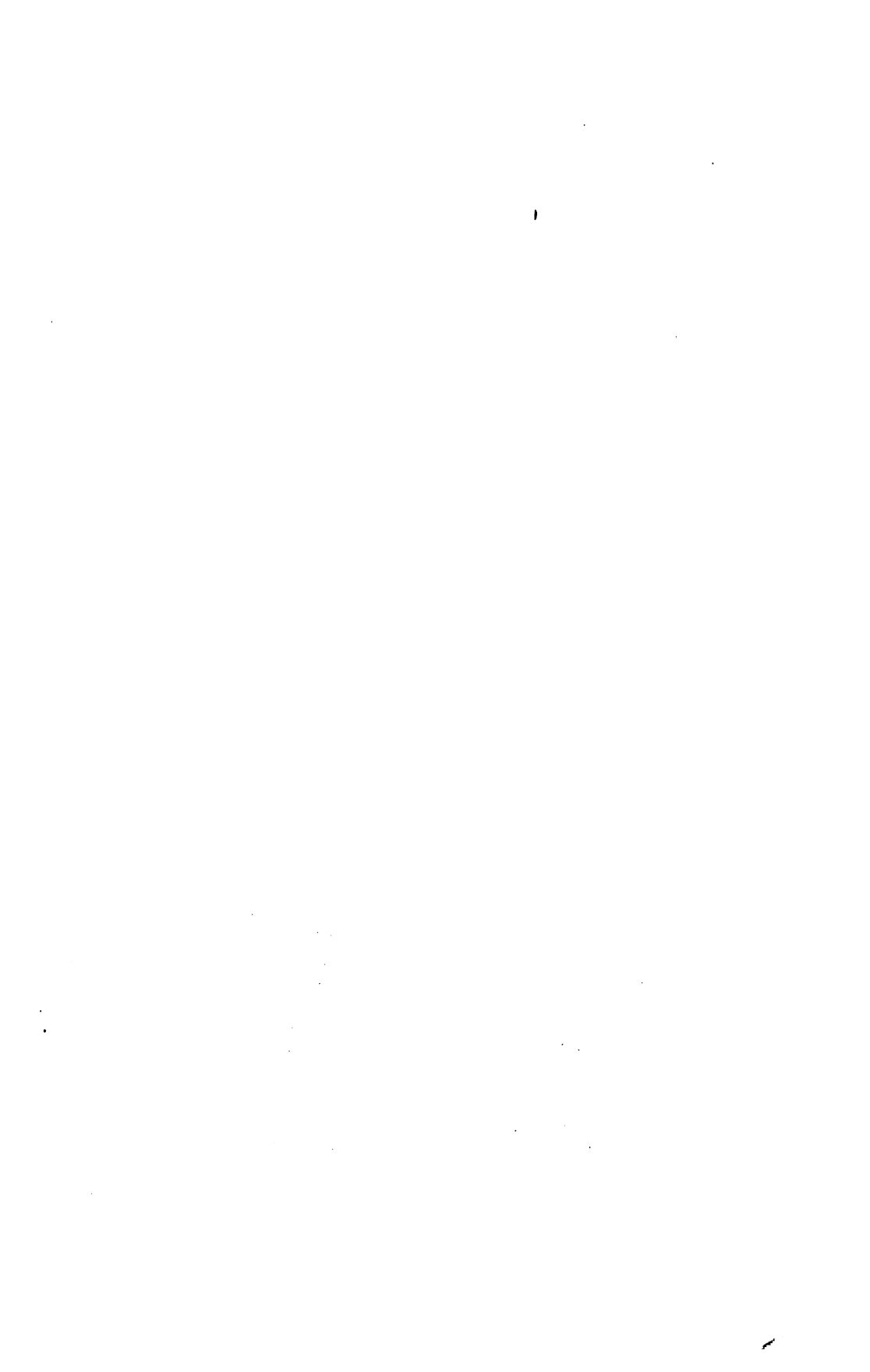
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schleifische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlander, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterjagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Wer Odol consequent täglich vorschriftsmäßig anwendet, übt die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft denkbar beste Zahnpflege aus.





Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

CIX. Band. — Mai 1904 — Heft 326.

(Mit einem Portrait in Radirung: Fritz Mauthner.)



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Die Einsiedlerin.

Roman.

Von

Ulrich Frank.

— Berlin. —

(Fortsetzung.)

Der nächste Tag brachte eine Menge von Fatalitäten. Die „cameriera“, die bei Fräulein v. Gadenstädt die häuslichen Arbeiten verrichtete, war frühmorgens, wie gewöhnlich, in Frenens Wohnung gekommen. Mit einem Schrei des Entsetzens prallte sie vor der Ottomane zurück, auf der Schröter in einem totenähnlichen Schlaf lag. Weber ihr Eintritt noch ihr Aufschrei hatten ihn geweckt. Sie nahm also genau das Zimmer in Augenschein, die herumliegenden Kleidungsstücke, die geleerten Weinkaraffen, den aus dem Nebenzimmer hereinschimmernden bläulichen Schein der Ampel, deren Flamme, fast verlöschend, mit dem Tageslicht kämpfte. Dann erst lief sie in höchster sittlicher Entrüstung zu ihrer Herrin und berichtete, was sie entdeckt hatte.

Fräulein v. Gadenstädt befand sich noch im Negligé. Sie hatte eine blaue, durchaus nicht zweifellos reinliche Flanelljacke und einen weißen Barchentrock an, ihre spärlichen Haare waren auf Papillotten aus Papier aufgedreht, das die fettigen, schmutzigen Zeichen von Pomade und eines Haarfärbemittels trug. Das Lever des Fräulein v. Gadenstädt war durchaus nicht königlich. Aber in ehrlichem, jungfräulichem Schrecken sank sie auf ihr noch nicht gemachtes Bett zurück, als Giubetta ihr erzählte, was sie bei der „feinen Dame“ gesehen hatte.

„O signora, ecco, un uomo — un uomo vivo, ecco! Che scandalo! Che vergogna! Santa Lucia!“

Fräulein v. Gadenstädt rang verzweifelt die Hände.

„Per Bacco! che scandalo, che cosa! ecco! io sono figlia del popolo, ma no, mai — un uomo nella mia camera nella notte.“

„Irrren Sie sich nicht, Giudetta? Das ist ja ganz undenkbar — unerhört, abscheulich — nein, so etwas —“ sie brach in ganz veritable Tränen aus.

„Und in meinem studio — in meinem studio, ein Mann, in der Nacht ein Mann —“

Giudetta teilte die Empörung, aber ein Gefühl von schadenfroher Neugier war bei der Dienerin stärker als die Entrüstung, und so bestimmte sie das alte Fräulein, sich durch den Augenschein von der Wahrheit ihrer Meldung zu überzeugen. Vorsichtig schlichen Beide durch den engen Korridor, der Frenens Wohnung von der zum Schlafraum umgewandelten Küche der Vermieterin trennte, an die Tür des Ateliers, die sie leise und behutjam öffneten.

Mengiglich steckte die alte Jungfer den über und über mit den Papprollen bedeckten Kopf durch die Türspalte, und Giudetta erhob sich auf den Zehenspitzen, um über sie hinweg nochmals des sonderbaren Anblicks teilhaftig zu werden.

Es war Alles so, wie das Mädchen es geschildert hatte.

Da lag ein Mann in tiefem Schläfe, seine Kleider daneben auf der Erde, und die geleerten Gläser und Flaschen zeigten zur Genüge, was hier vorgegangen war.

Fräulein v. Gadenstädt schloß die Türe. Sie hatte genug gesehen. Freilich, von Frene keine Spur. Auch im Boudoir nebenan war sie nicht. Dort war gerade in dem Augenblick, als die beiden Späherinnen in der Tür standen, die bläuliche Flamme erloschen. Wahrscheinlich hatte sie sich in ihrem Schlafzimmer versteckt. Das Fräulein zuckte zusammen, und ein Anflug verblichener Röte zog über ihr Gesicht, als sie diese Vermutung vor Giudetta aussprach. Das Wort Schlafzimmer war für sie fortan zu einem Begriff verletzter Scham geworden. Dort, wo sie ihre jungfräulichen Träume geträumt hatte, erfüllt von all den Madonnen, die sie gemalt, umspielt von bambini und heiter belebt von Putten, schlief ein Weib, das nächtlicher Weile — der Gedanke war nicht auszudenken — zunächst aber mußte sie sich überlegen, wie sie sich zu verhalten habe. Und während sie den dünnen Kakao, den die Dienerin inzwischen zurecht gemacht hatte, auf ihrem Bette sitzend auschlürfte, brütete sie über die schärfsten Maßregeln, die ihre Mieterin über das unerhörte, schamlose Vergehen aufklären sollten.

Es wurde Mittag, bevor das Klingelzeichen ertönte, durch das Frene gewöhnlich schon am frühen Morgen die Dienerin herbeirief. Giudetta, die sonst nur zwei Stunden dablieb zur Verrichtung der erforderlichen Dienstleistungen, war heute der außerordentlichen Umstände wegen nicht fortgegangen. Sie begab sich in Frenens Wohnung und kam nach einer Weile mit sehr enttäuschem Gesicht zurück, um ihrer Herrin zu berichten, daß sie die Signora garnicht verlegen gefunden habe. Im Gegenteil, sie sei sehr heiter gewesen,

habe mit dem Herrn am Tisch gegessen und frisches Wasser von ihr verlangt, um den Thee, wie allmorgendlich, selbst zu bereiten. Auch „pasta e burro e ove“ habe sie bestellt, wie alle Tage, und es schien, als ob sie Beide zusammen frühstücken wollten. Der Herr hätte sehr bleich ausgesehen, aber auch er hätte gelächelt, als sie eingetreten sei und die Dame ihr zugerufen hätte: „Giudetta, schnell das Frühstück, ich habe Morgenbesuch.“ Natürlich hätten die Beiden keine Ahnung, daß sie die Besucherin schon vorher gefunden hatte. Die kleine, flinke Italienerin war durch das Abenteuer augenscheinlich auf's Höchste erregt. In sich übermürzenden Worten teilte sie ihrer Herrin Alles mit, und diese vernochte den italienischen Ausrufen, mit denen sie ihre Erzählung schmückte, kaum zu folgen.

„O che vergogne — che scandalo!“ rief sie, die Hände zusammenschlagend, ein über das andere Mal.

Fräulein v. Gadenstädt war ratlos, aber sie beschloß endlich dennoch, das Frühstück verabreichen zu lassen und dann erst mit der „Dame“ das Weitere zu erledigen.

Während sie nun in ihrer Küche dem großen Moment erwartungsvoll entgegenzitterte, saßen Irene und ihr seltsamer Schlafgast am Frühstückstisch und besprachen das gestrige Ereigniß.

Eine eigentümliche versteckte Ironie spielte um ihren Mund, als sie ihn betrachtete, so müde und abgespannt und doch, wie sie genau wußte, gerettet.

Diese Abspannung würde sich in einigen Tagen legen, die Nerven zur Ruhe kommen, von einer Malaria aber hatte er nichts zu fürchten.

Sie hatte ihm das gesagt, als sie ihn gegen Mittag geweckt hatte und aufgefordert, sich anzukleiden. Als sie ihn dann, aus ihrem Schlafzimmer zurückkehrend, aufrecht sitzend fand, jagte sie lachend:

„So, nun ist das körperliche Elend überstanden, das moralische wird nachkommen. Ein Riesenkatarrh, fürchte ich. Diese Affaire wird sicherlich unangenehme Folgen haben. Ich war mir schon gestern völlig klar darüber, als ich Sie mit zu mir heraufnahm.“

„Und Sie taten es dennoch?“ antwortete er mit matter Stimme, durch die Bewunderung und Dankbarkeit zitterte.

„Ja!“ gab sie in ihrer bestimmten Art zurück. „Es war die einzige Möglichkeit, Sie vor den Folgen dieses unvorsichtigen Ausfluges in den miasmatischen Abendnebeln der Campagna zu bewahren. Das ist nicht Jedermanns Sache. Und ich wußte wohl, daß, wenn nicht sofort energisch Ihnen das Gegengift beigebracht werde, Sie sich erst damit herumschleppen, die Konsequenzen unberechenbare sind. Da gab's kein langes Ueberlegen.“

Er sah sie an, selbstvergessen, und sie war nicht sicher, ob er ihren Worten überhaupt gefolgt war.

„Und nun? Ja, nun werde ich Sie in einen Wagen packen und wohlverwahrt nach Hause schicken zu — zu Ihrer Frau.“

Er zuckte zusammen. Sie sah ihn scharf an, als überlege sie, ob sie weiter sprechen sollte, dann aber fuhr sie fort: „Man wird Sie dort schon vermißt haben, unruhig geworden sein, vielleicht nach Ihnen recherchiert haben, möglich, daß die Spuren hierhergeführt, das muß ich hinnehmen, um Ihre Willen. Vielleicht auch vermutete man Sie in andere Gesellschaft geraten, die Osterien drüben in Trauvere haben schon manchen Künstler verlockt —“

Prüfend ruhte ihr Blick auf ihm, und ein seltsames Lächeln war in ihren Augen.

„Ihr Aussehen läßt alle möglichen Schlüsse zu, und, wenn es nicht nötig ist, dann sprechen Sie nicht von der Entfieberung auf der Piazza d' Spagna —“

„Sie haben recht,“ erwiderte er, ihren Ideengang allmählich begreifend.

„Man braucht nicht zu leugnen, aber man kann schweigen, wenn es nicht nötig ist, zu reden.“

Sie nickte leicht mit dem Kopfe.

Er hatte sie verstanden, und es war ihr angenehm, damit auch die Wiederkehr seiner geistigen Kräfte konstatiren zu können.

„Versäumnungen wird diese Angelegenheit aber in jedem Falle geben, gleichviel, in welcher Form das Abenteuer bekannt wird, und deshalb — sie kann einen Augenblick vor sich hin, „liegt Ihnen an Rom besonders viel?“

„An Rom?“ antwortete er und seine Stimme belebte sich plötzlich. „An Rom? Gewiß; denn Sie sind mir Rom!“

Sie war durch seine Antwort nicht überrascht.

„Dann verlassen Sie es in den allernächsten Tagen schon, und — das Rom, das Sie meinen,“ sie lachte weicher und liebenswürdiger, als es ihre Art war, „ist, la madonna mobile, überall hinzuverpflanzen, und es kann ihnen folgen —“

„Irene!“ er hatte sich von seinem Sessel rasch erheben wollen, sank aber kraftlos darauf zurück.

„Das dauert noch ein Weilchen, aber es kommt wieder,“ beruhigte sie ihn. „Schonen Sie sich noch einige Tage, verhalten Sie sich ganz ruhig, ernähren Sie sich kräftig, kurz, leben Sie wie ein Rekonvalescent oder wie Einer, der einen Niesenrausch und Niesenjammer zu verwinden hat. Was Ihnen besser paßt und geeigneter scheint. Bei Euch Deutschen ist das letztere ja nichts Ungewöhnliches — und dann fort von Rom.“

Sie hatte jetzt den Ton leichter Unterhaltung gefunden.

„Und Sie folgen mir?“ fragte er mit so dringlichem, erregtem Ausdruck, daß sie den scherzhaften Ton sofort wieder fallen ließ.

„Ja!“

„Wann und wohin?“

„Im Herbst! Nach Berlin!“

„Und bis dahin?“

„Beenden Sie Ihre Hochzeitsreise . . .“ ein eigentümliches Flimmern war in ihren Augen, „und wenn wir uns wiedersehen, dann sind Sie über diese Phasen und — und Pflichten schon hinaus.“

„Und werde ich in der Zwischenzeit von Ihnen hören? Werden Sie schreiben?“

Sie zauderte einen Augenblick mit der Antwort. „Nein!“ sagte sie dann, „aber ich melde meine Ankunft.“

„Und Sie werden Ihr Versprechen halten? . . . Roma! Lebensretterin!“

„Ich weiß Sie jetzt ganz genesen,“ unterbrach sie seinen exaltirten Ausruf.

„Und Sie kommen?“

„Parole d' onore!“

* * *

Die Unterredung mit Fräulein v. Gadenstädt fiel ganz anders aus, als diese sich gedacht hatte. In ihrer kurzen und bestimmten Art hatte Irene befohlen, daß Giudetta einen Wagen herbeihole und dem Herrn behilflich sei, die Treppe hinunterzugehen und einzusteigen.

„E Signore ammalato?“ hatte die Dienerin beflissen gefragt und nur ein einsilbiges „Si“ zur Antwort bekommen.

Ein Viertelstündchen später war Fräulein v. Gadenstädt bei Irene eingetreten. Sehr würdevoll und feierlich. Sie trug ein etwas verschliffenes Taffetkleid mit hübschen alten Blonden aufgeputzt und modernen Passementen aus Goldflittern.

Irenes Auge flog über die verkümmerte Gestalt.

Sie machte eine leichte Handbewegung, Fräulein v. Gadenstädt zum Sitzen einladend. Aber diese blieb in gravitatischer Haltung vor ihr stehen, hob den Kopf, den jetzt die von den Papilloten befreiten flebrigen Locken wohlgeordnet umgaben, und sagte steif:

„Ich habe mit Ihnen zu reden, Fräulein Mayen!“

Das klang so, als ob eine englische Gouvernante einen Zögling zu einer Strafpredigt berufen wollte.

„Dann erlauben Sie aber, daß ich mich setze,“ sprach Irene und ließ sich in einen Fauteuil bequem nieder. „Ich bin sehr müde, ich habe eine sehr aufregende Nacht hinter mir —“

Fräulein v. Gadenstädt knickte vor Entsetzen zusammen.

Welche Schamlosigkeit! Sie sprach über diese Nacht wie von etwas Selbstverständlichem. Sie gab ohne Weiteres zu, daß sie aufgeregt

gewesen und ermüdet sei. Sie leugnete nichts und versuchte nicht einmal sich zu entschuldigen, als ob sie nicht die heiligsten Güter, Frauenehre und Frauentugend, schamlos verletzt hätte.

„Gerade deshalb wollte ich Sie sprechen.“

Ihre Stimme bebte, und ihre Kniee schlotterten so, daß Irene bei diesem Anblick nochmals sagte: „Aber dazu können Sie sich doch niedersetzen, Fräulein v. Gadenstädt. Was Sie mir sagen wollen, wird wohl nicht so kurzer Hand zu erlebigen sein, und das Stehen könnte Ihnen beschwerlich werden.“

„Ja . . . wirklich!“ stammelte sie und ließ sich auf einen Sessel nieder, aber nur an der äußersten Kante und in ganz steifer, aufrechter Haltung, wie ein Richter vor einem Delinquenten.

„Also, mein Fräulein, was haben Sie mir mitzuteilen?“

„Etwas Unerhörtes hat sich heute Nacht in meiner Wohnung zgetragen —“

„Davon habe ich nichts bemerkt, Fräulein v. Gadenstädt, trotzdem ich die ganze Nacht wach war,“ entgegnete sie mit leisem Spotte, „drüben in Ihrem Wohnraum, in . . . in Ihrer Küche —“

Das Fräulein riß die Augen in blödem Staunen auf.

„Nein, nicht dort, hier!“

„Das ist meine Wohnung, Fräulein v. Gadenstädt,“ sprach sie in hochfahrendem Tone, „und ich wüßte durchaus nicht, was Unerhörtes sich hier ereignet hat.“

Das war aber auch der gutmütigen Gadenstädt zu viel.

„Nennen Sie es nicht unerhört, wenn ein Mann hier die Nacht zubringt, wenn meine Dienerin ihn heute früh schlafend, entkleidet, vorfindet“ — sie hielt erschreckt inne, als vermöge sie das Schreckliche garnicht weiter auszudenken.

Mit eifriger Kälte und vernichtender Zurückweisung antwortete Irene darauf:

„Dabei kann ich durchaus nichts finden, und es erscheint mir viel, viel impertinenter und — schamloser, ja schamloser, mein tugendhaftes Fräulein, daß Sie sich dabei irgend etwas Ungehöriges denken, anstatt über die natürlichen Ursachen eines so außergewöhnlichen Vorfalles nachzudenken.“

In sprachloser Verwirrung starrte die Anklägerin sie an.

„Ich habe zwar durchaus nicht nötig, Ihnen Rechenschaft zu geben, was ich in meiner Wohnung tue, und wenn es geschieht, so ist es, um Ihnen zu beweisen, wie niedrig Sie denken und wie groß ich handle.“

Sie richtete sich aus ihrer nachlässigen, zurückgelehnten Haltung auf, und jetzt sah es aus, als wäre sie der Richter und die Andere, die sich bei ihren scharfen Worten zaghaft duckte, die Angeklagte.

„Giebt's denn nichts in diesen dumpfen, stumpfen Hirnen als solche Begriffe von verletzter Tugend und landläufiger Moral?“

Es war, als richte sie diese Frage mehr an sich selbst, wie an ihr Gegenüber.

„Etwas Besonderes geschieht, mein ehrenwertes Fräulein, flugs denken Sie, es muß etwas Böses, Abscheuliches, Ehrloses, Unpassendes sein. Das ist wohl das Wort, in dem sich Alles für Sie ausdrückt, was nicht das Gewöhnliche, Alltägliche ist . . . unpassend! Nicht wahr?“

Sie lachte höhnisch auf.

„Ein Mann wird hier getroffen, zu außergewöhnlicher Stunde — pui, wie unpassend, shocking, oder wollen Sie noch mehr sagen? Wie — wie gemein?“

Das ganz niedergebognerte Fräulein machte unwillkürlich eine zustimmende Bewegung, ohne daß es im Stande gewesen wäre, ein Wort hervorzubringen.

„So — ja, mein Fräulein? Nun, ich will Ihnen sagen, daß es mir unpassend und, wenn Sie die starken Ausdrücke vorziehen, daß es mir gemein erscheint, Dinge zu mutmaßen, die nur in der Phantasie Anderer existiren, in diesem Falle in einer unreinen Phantasie —“

„Aber Giudetta sagte doch —“ versuchte sie endlich zu Worte zu gelangen.

„Giudetta? Sie und Giudetta —“ rief sie mit unendlich verächtlichem Ausdruck und mit wegwerfender Miene. „Welches Entsetzen, als Sie den Schlafenden hier fanden. Und welche Perspektive unglaublicher Situationen. Sie, als Malerin, verstehen ja wohl etwas von Perspektiven?“ fügte sie höhrend hinzu, „und das Einfachste, das Wahrscheinlichste sieht das Auge nicht, findet der Verstand nicht, und den letzten Ausweg vermeidet die sittliche Entrüstung und verurteilt ohne Frage, ohne Antwort! Nun, mein kluges Fräulein, — Sie sollen diese Antwort trotzdem haben. Der Herr, den Sie heute Morgen in meinem Arbeitszimmer, wie Sie so schön sagen, in Ihrem studio fanden, war ein Todfranker, der geütern in der Via Appia von einem sehr starken Fieberanfall befallen worden ist. Ich erkannte sofort, daß er vor einer sehr schweren, vielleicht tödlichen Malaria nur durch rasches, entschlossenes Eingreifen zu retten war, jede Verzögerung bedeutete höchste Gefahr. Und diese Verzögerung wäre eingetreten, wenn ich ihn sich selbst überlassen hätte. So nahm ich ihn mit und wendete mir bekannte und erprobte Mittel an, um das Gift aus seinem Körper zu vertreiben, verstehen Sie, Fräulein v. Gadenstädt, und vielleicht versuchen Sie auch zu begreifen, daß da mit altjüngferlicher Zimperlichkeit faum etwas anzurichten ist.“

Hart und herb war ihre Stimme. Dann stand sie auf und fügte in völlig veränderten, lässigem Tone hinzu: „Haben Sie noch etwas zu sagen?“

Fräulein v. Gadenstädt starrte sie in völliger Hilflosigkeit an. Ihre schöne, wohlüberdachte Rede war ihr in der Kehle stecken geblieben, und von all den entristeten Vorhaltungen, die sie Irene machen wollte, hatte sie auch nicht eine einzige anbringen können. Und nun sollte sie gar fortgehen, entlassen sein, als läge das Unrecht auf ihrer Seite. Dagegen bäumte sich ihre sonst so devote Natur doch auf. Und sie faßte sich ein Herz und sagte erst stotternd und dann allmählich etwas Mut gewinnend:

„So — ja, ja, ganz so — mein gnädiges Fräulein — ganz so liegt die Sache doch nicht — so wie Sie sagen — Es ist ja immerhin möglich — Alles ist ja möglich — und — ja — und warum soll ich Ihnen denn nicht glauben — ja — gewiß, in der Zeit, seit Sie bei mir wohnen, ist eigentlich noch nichts vorgefallen — jedenfalls, bemerkt haben wir nichts — ich und Giubetta, und in der That, Sie haben sich so weit ganz gut benommen —“

„Ich danke für Ihr freundliches Leumundszeugniß,“ warf Irene lachend dazwischen, „und nun, wie lautet das Aber?“

„Ja aber —“ fiel, den günstigen Moment benutzend, die Andere ein, „ja, und wenn Sie auch Besuche empfangen, Herrenbesuche zu einer zulässigen Zeit, bei einer in Rom lebenden Fremden hat das weiter nichts zu sagen — so was ist schon oft dagewesen — auch bei mir und meinen Mieterinnen — aber so — in der Nacht — die ganze Nacht — schlafend — früh Morgens — glauben Sie, Giubetta wird darüber schweigen? — Die ganze Nachbarschaft erfährt es — ganz Rom erfährt es — es ist ein gräßlicher Skandal —“

Sie hatte jetzt ihre ganze, lang unterdrückte Berebtheit wiedergefunden, „ein fürchterlicher Skandal, und es ist eine unerhörte, abscheuliche Rücksichtslosigkeit von Ihnen, mein ehrbares Haus so in Verruf zu bringen. Dreißig Jahre lebe ich in Rom, und nie kam ein Fleckchen auf den Schild meiner Ehre, denn dieser Schild ist der Schild derer v. Gadenstädt. Wissen Sie, wer mein Vater war, Fräulein Mayen? Ein hoher, weltlicher Adeliger, der seinen Abschied aus dem Offiziercorps nahm, als sein König in die Verbannung ging. Wissen Sie, was das heißt, mein Fräulein? Seiner Ueberzeugung und seiner Gefinnungstreue, seinen patriotischen Gefühlen Stellung und Vermögen opfern, aber niemals seine Ehre. Und so waren wir Gadenstädt's, wir von Gadenstädt, und so sind wir! Die von der anderen Linie, die jüngeren, die heute noch in der Armee dienen und die, die damals das Vaterland verließen, weil ihr König es verlassen mußte. Arm, aber stolz! Und so bin auch ich — und darum — darum dulde ich nicht, daß so etwas Unpassendes in meinem Hause vorkommt. Es ist unverantwortlich, so leichtsinnig mit dem Ruf und der Ehre einer hochadligen Dame umzuspringen, und Sie hätten bedenken müssen, was sich schickt und was Sie der Ehrenhaftigkeit eines Fräulein

v. Gadenstädt schuldig sind, ehe Sie so abenteuerliche Rettungswerke vornehmen, an die man glauben kann oder auch nicht.“

Eine drohende Falte trat auf Irenez Stirn, und ungeduldig trommelte sie mit den Fingern auf den Tisch, neben dem sie jetzt hochaufgerichtet stand, während das kleine Fräulein unruhig auf ihrem Sessel hin- und herzappelte und atemlos ihre Rede herausprudelte, um nur kein Wort davon zu vergessen. Sie bemerkte daher auch nicht, mit wie empörten, vernichtenden Blicken Irene auf sie herabsah. Vielleicht hätte sie sonst doch erschrocken inne gehalten, statt dessen fuhr sie fort:

„Wenn ich mir vorstelle, was meine ablige Verwandtschaft in Hannover sagen würde, wenn sie erführe, was in meinem seit dreißig Jahren in Achtbarkeit bestehenden Hause sich ereignete — daß eine Dame — daß ein Mann — o, o, ich wage es garnicht auszudenken — welche Schande für unsere Familie, deren Schilb stets rein erhalten — wissen Sie, Fräulein Mayen — ich — ich beziehe ein Monatsstipendium von meinem Oheim, dem General v. Gadenstädt — sicherlich, er würde es mir entziehen, wenn er hörte, daß der Schilb unserer Familie so besleckt worden ist —“

Und nun geschah etwas ganz Unerwartetes. Irene brach in ein schallendes Gelächter aus, was den eifernden Zorn der Anklägerin plötzlich abkühlte. Mit großen, verwunderten Augen sah sie um sich, als suche sie irgendwo den Grund zum Ausbruch dieser Heiterkeit.

Irene aber fand aus diesem Lachen heraus bald eine andere Stimmung und fügte brüsk hinzu:

„Und nun genug, mein Fräulein, Sie langweilen mich mit der Familie Derer von Gadenstädt. Sollte Ihr hochadliger Oheim Ihnen diesen Gnabengehalt wirklich entziehen, in Folge dieses Vorganges, von dem die Rettung eines Menschenlebens abhing, so bin ich bereit, es Ihnen zu ersetzen und, falls dieses Stipendium klein ist, will ich es sogar erhöhen.“

Sie hatte jetzt ihren ganzen Hochmut wiedergefunden. Wie mit einem Schlage trat vor sie hin, was sie stets mit Haß und Verachtung erfüllte, mit jenen dunkeln Gefühlen, die sie antrieben, Rache an der Gesellschaft zu nehmen, weil diese blöden Vorurtheilen huldigte. Wie oft hatte sie das von Woronski gehört, und da drängte es sich ihr wieder auf, in seiner ganzen, albernen, engherzigen Leibhaftigkeit. Um die traditionellen Ehrbegriffe einer Familie zu schützen, hätte das Leben eines Menschen geopfert werden können — dieses Menschen! Wahrlich, es verlohnte sich nicht, mit dieser dürrn, törichtn, alten Person sich zu ärgern, mit diesem armseligen Geschöpf, dessen Begriffe ebenso steril, dürr, töricht und veraltet waren, wie sie selbst. Was konnte im Grunde dieses in Dummheit und Kurzsichtigkeit verkrüppelte Wesen dafür? Nicht die Schuld Einzelner war es, sondern die der Gesellschaft. Finster und zornig wendete sie sich ab, indem sie verächtlich hinwarf:

„Und nun machen Sie mir sogleich meine Rechnung, Fräulein von

Gadenstädt. Die Miete bezahle ich selbstverständlich für ein Vierteljahr. Ihr Haus aber verlasse ich sofort, Giudetta soll hereinkommen, um mir behilflich zu sein, meine Koffer zu packen."

Sie unterbrückte ein leichtes Gähnen. Diese Stunde hatte sie einmüdig und mehr ermüdet, als die Aufregungen der vorangegangenen Nacht. Eine Handbewegung, die es unzweifelhaft machte, daß sie allein zu sein wünsche.

Fräulein v. Gadenstädt war entlassen. Mit ihren kugligen Augen starrte sie betroffen umher, dann machte sie einen tiefen Knix und verließ das Zimmer.

Am Nachmittag war Irene Mayen abgereist, ohne von ihrem Verkehrskreise sich zu verabschieden, wie sie das gewöhnlich tat, wenn ihre Laune sie weitertrieb.

* * *

Ihr Wort aber hatte sie gehalten und war im Oktober nach Berlin gekommen. Der Aufforderung Professor Schröters folgend zunächst in sein Haus.

Er hatte sie soeben in ihrem Zimmer aufgesucht und fand sie mit den Blumen, die er ihr am Morgen geschickt hatte, bedeckt, auf der Ottomane. Sie zog seinen Kopf zu sich herab, und, in den Rosen begraben, die sie über sich ausgebreitet hatte, flüsterte er ihr heiße Liebesworte zu. Das Triumphgefühl ihrer Macht durchdrang sie. Mit einem Lächeln gestillten Ehrgeizes blickte sie über sein geneigtes Haupt hinweg, wie in weite Fernen. Sie sah die Gestalten der genialen, geistig hochstehenden Männer an sich vorbeiziehen, die sie zu ihren Füßen niedergezwungen, wie diesen da . . . auch Einer!

"Sage mir, Irene" . . . stammelte er sich halbaufrichtend, „wie hast Du die Zeit unserer Trennung verbracht, wo warst Du, seit Du damals in Rom so rasch verschwunden warst? Wie vom Erdboden verschwunden."

Er hatte die Frage schon wiederholt an sie gerichtet.

"Im Himmel vielleicht," lachte sie ein wenig kokett.

Er betrachtete sie mit gierigen Blicken und stammelte:

"Im Himmel . . . mit . . . mit wem?"

Eine eiferjüchtige Angst war in seiner Stimme.

"Ja, mit wem?" antwortete sie spöttisch . . . „Wer das wüßte!"

"Irene!" Er preßte heftig ihren Arm.

"Du tust mir weh!" Sie entzog ihm die Hand und sprang von der Ottomane herab. Die Rosen fielen an ihr nieder, und achtlos trat sie auf die herrlichen Blumen.

"Bitte, Irene, sprich, erzähle . . . Du versprachst es mir neulich, als ich Dir berichtete, wie ich die Zeit verbracht, seit wir uns getrennt, bis zu dem Tage, da Du in unser . . ." er verbesserte sich hastig, „da Du in mein Haus kamst."

„Das war ja leidlich. Einige Künstlerlaunen abgerechnet. Stimmungen, ohne die ein geistiges Schaffen unmöglich ist. Deine Statue zeugt davon . . .“

„Kopfloß war sie, bis Du kamst . . .“

Sie lachte.

„Du übertreibst, Fritz. Wer weiß, ob sie nicht aller Welt verständlicher gewesen wäre mit dem zu dieser Gestalt gehörigen Kopf.“

„Die Kunst soll nicht aller Welt verständlich sein. Wir schaffen nicht für den Werkeltag. Dazu ist das Handwerk da. Das wäre das Rechte, so ihrem banalen Geschmack, ihren kleinlichen Begriffen zu entsprechen . . . für schön gelten zu lassen, was ihre kurzichtigen Blicke so sehen, für verständlich, was ihre verdickten Gehirne erfassen können. Eine Veterin muß die Augen sanft himmelwärts drehen, so war es vor Urväterzeiten, so muß es heute sein: nur immer fest weiter in den ausgetretenen Pfaden Kommt mal Einer, der es anders wagt, dann schreien die Philister Ach und Wehe, und die Pharisäer eilen herbei, um ihn aus dem Tempel zu verjagen . . . Mögen sie schreien, mein Ohr ist taub dafür . . . und meinen Platz in den der Kunst geheiligten Hallen werde ich mir schon erkämpfen!“

Sie sah zufrieden aus. Das war der Weg, auf dem sie ihn haben wollte. In solchen Inspirationen hatte schon Mancher an ihrer Seite zu Großem sich begeistert. Sie dachte an Baudry, an Cornwal und Freydon, sollte sie ihn zu deren Nachfolger machen?

Noch hatte sie seinem Liebezwerben kein Gehör geschenkt, und die Vertraulichkeit ihres Verkehrs hatte zu keiner Intimität geführt.

Er warb um sie, und sie ließ ihn schmachten.

Auch heute wieder.

„Jetzt aber, Irene, beichte. Was nützt mir das Leben, das Du mir gerettet hast, wenn Du es verwirfst, wenn Du es nicht hinnehmen willst . . . ganz . . . ganz . . . bis auf den letzten Blutstropfen dieses Körpers, der nach Dir lechzt . . . nach Dir schreit.“

Ein eigentümliches Licht zuckte durch ihre Augen. Jenes faszinierende Funkeln, das im Blick der Schlange beobachtet wird, mit dem sie ihre Opfer anlockt.

Sie überließ ihre Hand, ihren Arm seinen rasenden Küssen, dann aber entzog sie sich ihm und sagte kühl:

„Weißt Du, Fritz, nein . . . ich habe nicht Lust, Deine Geliebte zu werden. Diese Berliner Luft hat so etwas sonderbar Dickes, Konservirendes. Ich glaube sogar, sie konservirt Dinge, die garnicht vorhanden sind, meine Tugend zum Beispiel. Es liegt etwas über diesen Salons, diesen Menschen, das dem Herkommen feste Heimstätten baut. Man traut sich wahrhaftig nicht, an diesen Säulen zu rütteln, auch nicht, wenn man mit den Kräften eines Simson gegen das Philistertum angehen wollte. Man fühlt, daß man nicht darüber hinaus käme, sondern unter den Trümmern mit begraben würde, und dazu . . . dazu habe ich einstweilen noch keine Lust!“

Ein Gemisch von Spott und Ernst war in ihren Worten, das ihn erstaunt aufblicken machte.

„Was meinst Du, Irene . . .“ fragte er unsicher.

„Nun so! . . . Weißt Du, der Atmosphäre hier fehlt das Berauschende und das Betäubende, das anderwärts dem Sinnenreiz jede Schranke nimmt. In Paris etwa . . . in Italien und dort unten im Orient . . .“ Ihr Auge schien sich in's Grenzenlose zu verlieren . . . „dort ist der Trank des Lebens heißer und berauscher, und die Lotosblumen atmen betäubende Düfte aus. Aber hier in dieser nüchternen Welt wird man bedächtig, auf dem schlüpfrigen Parkett liegen dicke Teppiche, und an die schwelgerischen Tafeln setzt sich neben dem Genuß der Verstand breit zu Gast. Und, Fritz, kommen erst in solchen Dingen die Bedenken, dann sagt auch das heißbegehrteste Weib Dir: Ach mein Lieber, ich will Deine Freundin sein, aber nicht Deine — Geliebte!“

Und jetzt lachte sie wieder überlegen, ironisch und doch so recht belustigt, daß er einen Wutschrei ausstieß und rief: „Ich ertrage Deinen Spott nicht . . . hörst Du . . . ich ertrage es nicht.“

„Daran wirst Du Dich wohl gewöhnen müssen! Oder erwartest Du, daß ich solche Dinge ernsthaft nehme? Ich wäre dann kaum noch hier, wo Alles mich durchkältet, durchfröstelt, die graue Nebelluft dieser nordischen Herbsttage, die grauen Theorien dieser Gesellschaft und die graue Langeweile ihrer Lebenshaltung. Laß' mich nur all Diesem mit belustigten, spottenden Blicken zuschauen, dann ist es vielleicht erträglich, und ich harre noch ein Weilchen aus.“

Er sah sie mit angstvoll forschenden Augen an, als fürchte er, sie schon im nächsten Moment zu verlieren.

„Aber, Irene, geschieht nicht Alles, Dir den Aufenthalt hier angenehm zu machen? Durch keinerlei Dir lästige Formen bist Du in Deiner Freiheit beschränkt. Du lebst, wie Du willst, und selbst Ante respektirt das Gastrecht, wie Du es angesehen haben willst . . .“

„Selbst Ante!“ unterbrach sie ihn zögernd. „Auch sie! In der That, in diesem: ‚Selbst Ante!‘ liegt der Schlüssel zu Vielem. Denkst Du, sie tut es, weil sie in mir eine Eigenart glaubt schonen zu müssen, die sie — achtet, wenn sie sie auch nicht versteht?“

Ein höhnisches Lächeln verzerrte ihren Mund.

„Ach nein, mein Lieber! Selbsttäuschung ist mir fremd. Sie duldet mich, weil sie keine lauten, gewaltsamen Eingriffe liebt, jene Geräusche, die den feinen, vornehmen Ohren störend klingen, jene Katastrophen, die jäh und brutal die subtilen aristokratischen Nerven verletzen jene Handlungen, die auffallend und ihrer Wohlerzogenheit peinlich sind. Das sind die Gründe. Frauen wie Ante und ihresgleichen empfinden mich lästig, unbequem, denervierend, aber sie dünken sich zu stolz, um aus ihrer vornehmen Reserve herauszutreten und mich abzuschütteln. Ehrlich, leidenschaftlichen

Jornes voll, kühnen Willens! Daran fehlt's. Von der Höhe ihrer noblen Gefinnung, ihrer Distinktion und Reserve läßt man sich nicht herab zu Abwehr und Angriff. Man ist zu stolz, man steht zu hoch, um sich der Kampfmittel zu bedienen, mit denen der Plebs, die gewöhnlichen Leute sich verteidigen. Und gerade darum verabscheue ich die scheinbare Güte, das herablassende Entgegenkommen solcher Frauen, es ist kein Zugeständniß an die Ebenbürtigkeit freier Naturen . . . es ist ein Almosen, das sie uns reichen!"

Sie hatte in wachsender Erregung gesprochen, und er machte einen vergeblichen Versuch, sie zu beschwichtigen.

„Ach . . . Irene, Du übertreibst, sicherlich! Ante schätzt und bewundert Deine geistigen Gaben . . . gestern erst hat sie mir gesagt . . .“

„So, gab es eine kleine Auseinandersetzung über mich?“ höhnte sie. „Sollte sie Deine Freundschaft für mich zu stark aufgetragen finden, oder gar befürchten, daß Wahrheit ist, was Du wünschst?“

Lauernd sah er sie an.

„Warum nicht gar, Irene . . . Du glaubst, sie sei eifersüchtig? . . . ach nein . . . sie wäre viel zu stolz, um es zu zeigen . . .“

Er bereute sein unbedachtes Wort im Augenblick, denn zornig flammte es in ihren Augen auf, und sie rief hastig:

„Das ist es ja, was ich vorhin sagte . . . zu stolz. Du mußt es selbst zugestehen. Selbst für ihre Eifersucht siehe ich ihr zu niedrig. Diese eingebildeten Damen dulden lieber stillschweigend, ehe sie zugeben würden, daß sie leiden . . . um wen sie leiden! Irene Magen! Wie würde Frau Professor Ante Schröter sich so weit vergessen, auf eine Frau eifersüchtig zu sein, die nichts weiter ist, als sie selbst?“

Böse und rauh klangen ihre Worte.

„Wollen wir es versuchen, Fritz, sie aus ihrem Aristokratenhimmel herabzuziehen auf die Erde?“ Sie sah ihn mit lockenden, heißen Blicken an. „Dort, wo Erdenwürmer sich krümmen, wo in Liebe die Menschenfinder sich beseligern und — in Haß zerfleischen . . . wo man jauchzt, wild und gierig, statt fein und vornehm zu lächeln, wo man schreit, nicht flüstert, wo man tötet, nicht streichelt . . . hörst Du, Fritz, wo man tötet . . .“

Er hatte sie in besinnungsloser Leidenschaft an sich gezogen und bedeckte ihren Mund mit heißhungrigen Rüssen.

Sie ließ ihn ein Weilchen gewähren, dann erlitt entzog sie sich seinen Armen.

* * *

Es geht mir vortrefflich, meine gute Ante, und ich danke Dir für die Sendung der Delikatessen, mit denen Du unsere Speisekammer in eine Filiale von Borchardts verwandelt hast. Meine alte Dörthe strahlte vor Ent-

zücken, als sie alle diese feinen Sachen auspackte. Die Scotch-Marmelades und die Straßburger Leberpasteten und die Spezialitäten von überall her, besonders imponirten ihr die italienischen Früchte und die delikatsten französischen Mafkrelen in Del, dann aber sagte sie doch zur Wahrung unserer eigenen speisefamnerlichen und wirtschaftlichen Bedeutung: „Die junge gnädige Frau scheint zu glauben, daß wir hier nur Kraut und Kartoffeln einfellern und vom Einmachen nichts verstehen. Gott, natürlich Scotch-Marmeladien können wir hier nicht machen, aber unser Preiselbeer- und Himbeergelée kann sich auch sehen lassen, und die Melonen und Gurken in Essig und Zucker gekocht kann der Kaiser essen . . .“ Wenn er will, Dorothea, habe ich sie beruhigt, und um ihr zu beweisen, wie hoch in unserer Familie ihre Einmachekunst in Ansehen steht, habe ich angeordnet, an Dich sofort etwas von ihren Vorräten zu schicken. En revanche, Ante, aber im Vertrauen sage ich Dir, so was wie die Scotch Orange bringen sie bei uns doch nicht zu Stande, entweder nehmen sie zu viel Zucker und zu wenig Frucht, oder sie verstehen das Aroma nicht zu fixiren. Mit wahren Genuß habe ich gestern beim Frühstück diese Marmelade genommen. Es ist etwas daran, Ante, glaube es mir. So, wie über vornehmen Häusern immer der Duft einer adligen Gesinnung ruht, das feine, reine Licht einer edlen Tradition, so ist in diesen Früchten etwas vom Duft ihrer sonnigen Heimat, von der Reise ihres edlen Saftes. Wir brauchen sehr viel Zucker, um unseren Früchten Geschmack zu geben. Und Zucker wird aus Rüben und Melassen gemacht . . . was sehr Nobles ist das nun gerade auch nicht! Wenn Du aber mal mit Dorothea darauf zu sprechen kommst, dann sage ihr nur nichts von meinen Ideen über Menschen und eingemachte Gurken, sie nähme das fürchtbar übel, und es wäre undankbar von mir, so treue Herzen zu kränken, wie sie in Dorotheens und Franzens Dienerbüßen schlagen. Uebrigens, Kind, weißt Du, daß Du, unwillkürlich wohl, solche hochmütigen, oder sagen wir lieber hochgemuten Gedanken in mir lebendig werden läßt. In Deinen Briefen ist so schrecklich viel Modernes . . . so von einer neuen Welt, mit neuem Lebensinhalt, von so allerlei und allerhand Menschen, von denen ich mir gar kein Bild machen kann . . . höchstens ein Zerrbild! Da heißt es immer: sehr geistvoll, sehr bedeutend, sehr originell, durchaus apart, durchaus sensationell, durchaus extravagant; ich vermisse die Worte: sehr ernst, sehr tüchtig, sehr feinsinnig, durchaus vornehm, durchaus harmonisch, durchaus individuell — nur von äußeren Merkmalen klingt es wieder, nicht von charakteristischen Eigentümlichkeiten. Sollte die moderne Zeit dies vermissen lassen? Es kommen der Einsiedlerin von Hermsthäl so mancherlei Bedenken. Und wenn ich es schon in der Kunst gelten ließe, niemals bei den Menschen. Da verlange ich unbedingt mehr, als was Du von ihnen mir zu erzählen weißt. So amüsanter Du sie schilderst, so von ihren Stimmungen getragen, von ihrem prickelnden Reiz belebt, von ihrem souveränen Selbstgefühl beherrscht, ver-

geblich suchte ich nach dem Wort: Charakter. Immer Alles auf den Effekt berechnet, nichts auf innigere Wirkung. In die Breite geht Alles, nichts in die Tiefe. Hüte Dich davor, Ante, und nimm es Deiner Großmutter nicht für ungut, wenn sie ihre Besorgnisse Dir mittheilt. Man verliert sich so furchtbar leicht, besonders wenn man jung ist, und darum tut so eine kleine Warnungstafel manchmal Not. Auf der, die ich vor Dir aufrichte, steht: „Achtung! Der Weg in die Abgründe des Lebens fällt jäh ab; es wird daher gewarnt, das Leitseil guter Vorsätze und fester Moralbegriffe loszulassen . . .“ A propos: Moral! In dem Buche des jungen Sociologen, das Du mir schicktest . . . wie heißt er doch gleich? Erdner, glaube ich. Na, das ist im Grunde egal, — finde ich fast auf jeder Seite was von „veralteter Moral“ . . . ich suche aber vergebens etwas von „neuer Moral“. Denn was er von Weltverbesserungsplänen und Menschenbeglückungsideen darin niedergelegt hat, ist nicht bloß alt, sondern uralte. Wenn er das alte Testament aufmerksam lesen würde, dann fände er fast Alles, was er an socialen Reformen uns auftrifft, als seine funkelneulene Weisheit, und wenn er das neue Testament mit Verständniß läse, dann fände er so viel der Liebe, daß es ausreichte, alle Menschen zu beglücken. Echtes Christenthum und historisch richtige Einblicke in die kulturellen Fortschritte der Menschheit geben noch immer die sichersten Anhaltspunkte für ihre Ideale. Die Irene Mayen gefällt mir nicht. Du hast sie zwar mit den blendendsten Eigenschaften bedacht, die einer Frau zuerkannt werden können . . . mir aber riecht's nach Abenteuerlichkeit! Niemand weiß, woher sie stammt, woher des Wegs . . . wohin? Weißt Du, Antchen, das macht sich ja im Lohengrin famos: „Nie sollst Du mich befragen!“ Aber Jedermann ist über seine biographischen Daten genau informiert — — Und dann im Operntext geht das allenfalls an, aber bei einer Dame, die ich in mein Haus aufnehme, wäre ich auf das Geheimnißvolle weniger erpicht. Hoffentlich ist sie eine Dame, und das alte Wahrwort: sage mir, mit wem Du umgehst, ich werde Dir sagen, wer Du bist, sollte der Herr Professor Fritz Schröter nicht ganz bei Seite lassen, wenn es sich darum handelt, seiner Frau einen Gast in's Haus zu laden. War doch sonst nicht so, der gute Fritz. Mit wieviel Stolz erzählte er mir von seiner Ahne Corona Schröter, und wie sprach er von den Briefen, die sein Urgroßvater aufbewahrte, der jüngste Sohn von Corona Schröter. Briefe, in denen von Goethe so viel stand. Ein Familienheiligtum nannte er es, und was an künstlerischer Begabung in ihm vorhanden, wollte er aus dieser Weimaraner Epoche überkommen haben — — von Corona Schröter bis zu Fritz Schröter — — erinnere ihn nur mal in meinem Namen daran, wenn er gar zu modern die Tradition verleugnet, weil Euer Gast, die Mayen-Blüte, vielleicht keine hat.

Und nun, Antchen, schreibe mir doch bald wieder einmal über Rudolf von Wilberg was, ich bin ihm dankbar, daß er Dir so viel Freundschaft

erweist, und grüße ihn unbekannter Weise von mir, oder nein, nicht unbekannt . . . es ist, als ob ich ihn kenne, einer der Unseren ist er, ein Aristokrat!

Ich küsse Dich.

Großmutter.

* * *

Ante saß in ihrem Zimmer und beantwortete den Brief der Großmutter. Das war eine Erholungsstunde für sie. Es schien ihr dann, als sähe sie das lebhafteste, durchgeistigte Gesicht der alten Frau vor sich und fühle ihre gütigen, durchdringenden Blicke auf sich ruhen. Als wolle sie ihr in die Seele schauen. In dieser Seele war jetzt so viel, was sie vor Großmutter verborgen hielt. . Nichts, was sie tat und dachte, aber so Vieles, was sie schmerzte und kränkte. Vielleicht lag manches davon an ihr. An ihrer Empfindlichkeit, an ihrem Mangel an Verständniß für das von Stimmungen, von Inspirationen und Launen abhängende Leben eines Künstlers. Sie war wohl nicht die rechte Frau für einen solchen und machte ihn mit ihren Ansprüchen nervös, ungeduldig und, was das Schlimmste war, schaffensunlustig. Fritz tat jetzt im Grunde gar nichts. Er beaufsichtigte im Atelier die Ausführung eines großen Monumentalwerkes, das für Köln bestimmt war, er besuchte sein Schüleratelier in der Akademie, das war Alles. Von neuen Plänen, deren er sonst immer voll war, von Entwürfen und Modellen, die seinen schaffenden Geist stets beschäftigten, sprach er nicht . . . ob nur mit ihr nicht? Ob sie überhaupt nicht existirten?

Sie dachte einen Augenblick nach. Ein schmerzliches Lächeln zog um ihren Mund.

Es war töricht, sich Vorwürfe machen zu wollen, die Ursache dieser Veränderung in sich zu suchen. Sie wußte nur allzugut, woher sie stammte. Und gerade darum mußte sie schweigen, der Großmutter gegenüber besonders. Denn diese resolute Frau wäre sicherlich herbeigeeilt, um ihren Liebling vor Verletzungen und Kränkungen zu bewahren. Das sollte nicht sein. Sie mußte allein fertig werden mit diesen Dingen. Im Grunde genommen muß Jeder mit sich selbst und seinen Seelenschmerzen allein fertig werden. Das ist Menschenloos! Frauenloos insbesondere! Unwürdig, damit Andere zu belasten, unwürdig, es vor aller Welt zur Schau zu tragen. Heimlich, allein muß man solche Qualen niederkämpfen. Die Treulosigkeit eines Mannes entwürdigt eine Frau nur dann, wenn sie erkennen läßt, daß sie darunter leidet. Und nimmermehr würde sie selbst sich erniedrigen und entwürdigen. Vielleicht sieht sie auch zu schwarz, und seine Schwärmerei für Irene entspringt nur einer phantastischen Künstlerlaune, die rasch vergeht, wie sie entstand.

So sprach sie sich selbst Mut und Nachsicht zu, und so kam wieder einer jener Antwortsbrieife an die Geheimrätin zu Stande, in denen sie heiter

und liebenswürdig über alles Mögliche plaudert, nur nicht über das, was wie ein Geheimniß traurig und schwer in ihrer Seele ruhte.

Sie überlas ihren Brief noch einmal. Nein, auch Großmutter konnte nicht das Mindeste merken. Sie war zunächst auf ihren letzten Brief eingegangen, auf die wirtschaftlichen Dinge und Dorotheens Speisekammer. Dann war sie den geistigen Anregungen Großmutters gefolgt und hatte, sprunghaft wie diese, verschiedene Ideen über die von der klugen, alten Frau aufgeworfenen Fragen entwickelt. Ueber Irene hatte sie geschrieben: „Es ist begreiflich, daß Du kein Verständniß hast für Frauengestalten wie Irene Mayen. Sind sie doch als das Prototyp einer ganz neuen Entwicklung des weiblichen Geschlechtes selbst schwer zu erfassen von der Generation, der sie angehören. Man weiß sich kaum mit ihnen abzufinden. Frauen wie Irene haben nur eine Schule gehabt, das Leben! Und sicherlich war das kein sanfter, zärtlicher Lehrmeister für sie. Von der behütenden Sorgfalt, die unser Dasein verschönte, vielleicht aber auch verweichlichte, drang wohl nie ein Strahl zu ihnen. Und darum sind sie hart, rauh, rücksichtslos, nur auf sich bedacht, ihre weiblichen Vorzüge benutzend, um zu erobern. Nicht um zu beglücken, nur um zu herrschen. Glücklicherweise sind solche Irenen nur vereinzelt, und sie sind zumeist mit außergewöhnlichen Gaben ausgestattet. Aber ich glaube, daß sie künftighin durchaus nicht vereinzelt bleiben werden. Der Zug, wie er heute in der Entwicklung des weiblichen Geschlechtes sich zeigt, wird zu einer Selbstherrlichkeit ohne Gleichen führen. Ich bin überzeugt, Großmutter, liebe, teure Großmutter, daß Irene Mayen Dich interessieren könnte, wenn Du sie persönlich kennen würdest. Ob sie Dir gefallen würde, weiß ich nicht, und sympathisch wäre sie Dir in keinem Falle. Deshalb ist es ganz gut, daß Du die „neuen Weiber“ nur par distance kennen lernst . . .“ Sie las diese Stelle langsam und prüfend, um sich zu vergewissern, daß nichts verrätherisch streife, wie in tiefstem Herzen zuwider ihr dieser Eindringling war, der selbstüchtig und zerstörend ihren Ehefrieden gefährdete.

Und nun wollte Großmutter noch etwas von Rudolf v. Wilberg wissen.

Sie stützte nachdenklich den Kopf in die Hand und sann vor sich hin. Rudolf von Wilberg! Er war der Einzige beinahe, der ihr innerlich wirklich nahe getreten war in ihrem jetzigen Lebenskreise. Was sie da umgab an scheinbar aufrichtiger und auch geheuchelter Freundschaft und Anhänglichkeit, bedeutete so wenig. Wenn sie von diesem Moment ab ganz aus ihrem Leben verschwänden, für immer — gäb's eine Lücke? Nein und tausendmal nein. Aber Wilberg!

Nichts Aufdringliches, nichts Ostentatives in seiner Freundschaft für sie, und dennoch, sie empfand sie wie einen sicheren Besitz. Doppelt wertvoll, weil sie darin die Stütze fand, leichter zu tragen, was so grausam schwer war. Sie wußte nicht, ob er ahnte, was seine Freundschaft für sie bedeute. Nur manchmal glaubte sie es an seiner schroffen, ablehnenden Haltung

Jahren gegenüber zu erkennen. Auch für ihren Mann hatte er nichts als kühe, fremde Höflichkeit. Er war eine ausgezeichnete Persönlichkeit. Von vornehmer Gesinnung, aristokratischen Manieren, gab er sich ganz als der Diplomat, der seiner Stellung und Verantwortlichkeit sich stets bewußt ist. Seine angeborenen Vorzüge hatten in aller Herren Ländern und den ersten Kreisen geistige Befruchtung erhalten, und in strenger Disciplin verstand er seinem lebhaften Temperament die Reize verfeinerter, diskreter Umgangsformen zu geben.

In diesem Sinne charakterisirte sie den Baron, und sie lachte leise vor sich hin, als sie bemerkte, wie sie sogar im Stile von Großmutter ihn geschildert hatte. Hoffentlich war er ihr so ganz verständlich.

Dann nach einigen allgemeinen Bemerkungen beendete sie ihren Brief und übergab ihn dem Diener zur Bestellung.

* * *

Bald darauf wurde ihr der Besuch des Barons gemeldet.

Eine leichte Befangenheit, die ihm nicht entging, bemächtigte sich ihrer, als er eintrat.

„Wissen Sie, Baron, mit wem ich soeben beschäftigt war, als Sie gemeldet wurden?“

„Mit mir,“ antwortete er mit einfacher Sicherheit.

Sie sah ihn mit hellen Blicken an.

„Und denken Sie nur, ganz furchtlos macht mich diese Gewißheit, denn ich weiß, daß Sie Gutes und Freundliches von mir denken.“

Sie reichte ihm in raschem Impulse die Hand.

„Da haben Sie aber wirklich das Richtige geraten. Mehr noch, ich habe nicht nur an Sie gedacht, sondern über Sie einen ganz ausführlichen Steckbrief verfaßt.“

„Fürchterlich,“ ging er auf ihren Scherz ein, „und bitte, betrachten Sie mich einmal ganz genau, um sich zu überzeugen, ob das Signalement stimmt . . .“

Sie ließ ihr Auge auf ihm ruhen. Wahrhaftig, davon hatte sie Großmutter gar nichts geschrieben. Wie hoch er gewachsen war, wie elastisch seine Bewegungen, von jener Eleganz und Vornehmheit des echten Weltmannes.

Er hielt ihren Blicken lächelnd Stand, bis sie bemerkte:

„Ich habe nur Ihren Charakter gezeichnet, wie mir soeben einfällt. Aber ich denke, Großmutter wird sich Ihr Bild danach vorstellen können. Sie ist eine so große Menschenkennerin und so klug und scharfsichtig, und sie legt Wert auf Aeußerlichkeiten! . . . Ich wünschte, sie würde Sie persönlich kennen lernen“ . . . fügte sie hinzu.

„Ja, wäre das nicht möglich?“ fragte er mit Interesse.

„Naum! Sie hat sich auf ihr Gut zurückgezogen, bald nach meiner Verheirathung, und lebt dort in vollster Einsamkeit. Die Einsiedlerin von Herznsthal, wie sie sich gern nennt. Nicht einmal mich verlangt sie zu sehen, und ich glaube . . . sie hat recht. Ich weiß nicht, ob es sie sonderlich erfreuen würde, mich so verändert wiederzufinden . . .“

„Verändert?“

Sie hielt inne, als hätte sie zu viel gesagt, und setzte verwirrt hinzu: „Ja, gewiß . . . ein sorgloses, übermütiges, frohes Mädchen war ich in ihrem Schutze . . . als Frau wird man natürlich ganz anders . . . Sie merken mir wohl kaum an, wie ganz und gar anders ich war in meiner Mädchenzeit.“

Er antwortete nicht und sah sie lange an, wie in tiefe Gedanken verloren. Endlich sagte er:

„O doch! Die Grundlinien erkenne ich. Manchmal erscheinen sie ja verwischt, dann aber treten sie wieder stärker hervor wie eben jetzt . . . Ante v. Reichstein.“

„Ja, Ante v. Reichstein! Und so soll Großmutter mich in ihrer Erinnerung behalten und Alle . . .“ sie zögert ein wenig, „und Alle, die zu mir stehen. . .“

Etwas Helles, Freudiges ist Anfangs in ihrer Stimme, das aber in schweren, düsteren Tönen ausklingt.

„Darum will ich auch nicht, daß sie herkommt, und ich bestärke sie in ihrer Marotte, die ersten Jahre unserer Ehe mir ganz fernzubleiben . . . was dann kommt“ . . . sie läßt ihr Auge umherschweifen, wie in unsichtbare Fernen, ehe sie sich aufrassend hinzufügt: „Bis dahin wird Manches sich geklärt haben, und sie wird von all den Beunruhigungen und Zweifeln nichts ahnen, die solche Veränderungen im Leben einer Frau mit sich bringen . . .“

Sie hielt erschreckt inne. Wozu hatte sie sich hinreißen lassen? Einem ihr fremden Manne hatte sie so tiefe Einblicke in ihre Seele gewährt. Eine unendliche Verwirrung ergriff sie.

„Ach, entschuldigen Sie, Baron . . . was müssen Sie von mir denken . . . mit völlig unmotivirter Schwachhaftigkeit erzähle ich Ihnen da eine Menge ganz persönlicher Angelegenheiten . . . uninteressant . . .“

Er fiel ihr hastig in's Wort: „Bitte, sagen Sie nicht unmotivirt und uninteressant . . . bitte . . . bitte, keine Phrasen jetzt; nachdem, unwillkürlich wohl, aber doch aus innerstem, richtigen Gefühl Vertrauliches sich Ihnen mir gegenüber andrängte! Ich werde mich dieses Vertrauens stets wert erweisen, das vergessen Sie niemals und auch nicht, daß Sie meiner aufrichtigsten Verehrung allzeit gewiß sein können. Ich bitte um die hohe Auszeichnung, mich als Ihren Freund betrachten zu dürfen . . .“

Ihr Auge wurde feucht, und vergeblich rang sie nach einem Worte das ihrer Stimmung Ausdruck gegeben hätte.

„Ich bitte darum . . . Ante v. Reichstein.“

Ihr war, als versänke Alles um sie her und als wäre die traurige Zeit, die sie durchlebt, ausgelöscht durch den Anruf: Ante v. Reichstein.

Aber das beruhigende Gefühl währte nicht lange, denn Professor Schröter trat in diesem Moment rasch und unangemeldet in das Zimmer und rief:

„Ach, pardon . . . Du hast Besuch, Ante? Man sagte mir nichts davon. Guten Tag, Baron . . . übrigens ein angenehmer Zufall, daß ich Sie hier treffe . . . was ich mit meiner Frau besprechen wollte, geht auch Sie an . . . ein wenig.“

Rudolf v. Wilberg erwiderte seine Begrüßung höflich und gemessen.

„Zu Ihrer Verfügung, Professor!“

„Na, das klingt ja, als sollte ich morgen Ihre Sekundanten erwarten,“ lachte Schröter. „Rein, Gott bewahre . . . so schlimm wird's nicht . . . Wir haben uns ja stets sehr gut vertragen, schon von Rom her . . . schöne Zeiten dort . . .“ Er sah zerstreut und versinnmt aus und sprach mit nervöser Hast, augenscheinlich, um über etwas hinwegzukommen, was ihn innerlich beschäftigte. „Wissen Sie, Baron . . . Wohltätigkeitsgeschichten . . . man kommt nie zur Ruh . . . natürlich jetzt so nahe vor Weihnachten muß allerhand geschehen . . . vaterländische Vereine und Rote-Kreuz-Geschichten. Da kann man nicht nein sagen. Wird von oben her gewünscht und protegirt . . . Arrangements im Neuen Königlichen. Mit lebenden Bildern und Lotterie von Kunstwerken . . . die in allen Ateliers zusammengeschnorrt werden müssen . . . aber da hilft kein Zittern vor'm Fieber . . .“ Und dann lacht er auf, als ob eine ganz komische Idee ihn plötzlich beiele: „Wissen Sie, was gegen das Fieber hilft?“ Er sieht sich in unvermittelt krauser Ideenverbindung in Jrenens Arbeitszimmer auf der Piazza d'Espagna, unter Decken, zwischen Rissen, auf der Ottomane liegen, fiebergeschüttelt, fröstelnd bald und bald glühend. „Marsala, viel Marsala und nochmals Marsala . . . Ein Raufsch, der über das Sterben hinausgeht, den Tod besiegt und dazu eine starke Dosis Chinin . . .“

Fast erschrocken blickte Ante ihn an. Von welchen absurden Ideen ließ er sich beherrschen und so form- und rücksichtslos in Gegenwart eines Gastes. Seine Stimmungen und Künstlerlaunen wurden immer unerträglicher, und mit schlecht verhehlter Ungebuld bemerkte sie:

„Du schweiffst vom Gegenstand Deiner Unterhaltung ab. Was hat der Weihnachtsbazar mit dem Fieber zu tun?“

Ein eigentümliches Lächeln glitt über sein Gesicht.

„Na, Antchen, das ist nicht so abseits, wie Du meinst. Es giebt Ideenassoziationen, die seltsamer sind. Denke mal nach! Weihnachten . . . Wohltätigkeit . . . Krankenhaus . . . Fieber . . . Malaria . . . Rom . . . enfin, daraus kann man eine ganz gereimte Geschichte dichten,

deren innere Zusammenhänge leicht zu erkennen sind. Glauben Sie nicht auch, Baron?"

„Ganz gewiß“ . . . antwortete dieser mit so scharfer Betonung, daß Schröter plötzlich ernüchtert aufblickte. „Es ist für einen guten Beobachter niemals schwer, die Fäden zu erkennen, die scheinbar noch so wirt durch ein Gewebe laufen.“

Und nun sahen die beiden Männer sich sehr fest in die Augen. Etwas Feindseliges erwuchs in ihren Blicken . . . sie hatten sich verstanden.

Ante hatte von diesem Vorgang, der mit der Schnelle des Gedankens, rasch, aber eindringlich vorüberzog, nichts gemerkt.

Sie war inzwischen aufgestanden und hatte die elektrische Glocke in Bewegung gesetzt.

„Bringen Sie den Thee“ . . . beauftragte sie den eintretenden Diener.

„Ich glaube, es wird sich beim Thee und der Cigarette gemüthlicher beraten lassen, was Du für Projekte für dieses Wohltätigkeitsfest hast.“

Sie wollte der Ueberreizung seiner Stimmung die Spitze abbrechen durch diesen harmlosen Ton, und es gelang ihr.

„Wahrhaftig, Du hast Recht, Ante, Frauen haben immer Recht. Das muß man sich zum Wahrspruch machen, Baron“ . . .

Sie bot Wilberg eine Tasse Thee an, die er stillschweigend annahm.

„Und Du, Fritz?“ sie zwang sich zur Ruhe, um dem erneuert sich ankündigenden Ausbruch seiner brüskten, überstiegenen Nebenarten vorzubeugen.

„Ich nehme den Thee, aber Du mußt gestatten, daß ich Cognak hineintue . . . viel Cognak.“

Und sich an den Diener wendend, befahl er:

„Bringen Sie den Hennessy . . . Karl“ . . . dann steckte er eine Cigarette an und rief: „So, nun kann der Guß beginnen . . . weißt Du, Ante, jetzt wird's gemüthlich bei Dir.“

* * *

Es war 14 Tage vor Weihnachten. Am Abende fand die Wohltätigkeitsvorstellung im Neuen Königlichen Opernhaus statt. Eine erregte Tätigkeit setzte bis in die letzten Stunden hinein alle Festarrangeure in Bewegung. Erst nachdem die Generalprobe am frühen Morgen glänzend abgelaufen war, atmete Alles erleichtert auf. Man durfte sich wirklich etwas Außerordentliches versprechen. Ein gesellschaftliches Ereigniß, wie es lange nicht dagewesen. Die vornehmsten Gesellschaftskreise hatten ihre Theiligung zugesagt. Auf der Bühne würde man junge Komtessen, Leutnants und Attachés singen und tanzen sehen, und der Zuschauerraum würde von der Elite der Berliner Gesellschaft gefüllt sein.

Der Kaiser und die Kaiserin hatten ihr Erscheinen in Aussicht gestellt, und an den Büffets sollten Fürstinnen, Gräfinnen und Baroneffen die Honneurs machen.

Die künstlerische Leitung hatte Professor Schröter übernommen, so wenig dies auch seinen Neigungen entsprach. Gerade in den letzten Wochen ging so viel durch seinen Kopf, und nun mußte er sich mit diesen ewigen Anordnungen und Sitzungen und Proben beschäftigen, die ihn langweilten, weil seine Gedanken wo anders waren. Aber es half nichts. Er mußte gute Miene machen und den großen Anforderungen, die man an ihn stellte, gerecht zu werden suchen. Seine Stimmung war daher nicht die beste: Er war nervös und überreizt, heftig und ungeduldig bei der kleinsten Veranlassung, und Ante sehnte den Tag herbei, an dem die Geschichte vorüber sein würde.

Auch jetzt war er bei ihr eingetreten so geräuschvoll und unruhig, daß sie sich verlegt fühlte. —

„Kannst Du Dir diese hastige, unhöfliche Art, in mein Zimmer zu treten, plötzlich, unangemeldet, nicht abgewöhnen?“ sagte sie ärgerlich, „so kommt man nicht in das Zimmer einer Dame“ . . .

„Das fehlte auch noch“ . . . murrte er. „Ich werde noch Mädchen und feine Dienerrchen machen, wenn ich zu meiner Frau komme . . . nein, wirklich, Du hast groteske Einfälle, Ante, und wenn es nicht so unendlich komisch wäre, man könnte sich ärgern . . .“

Da sie ihn keiner Antwort würdigte, fuhr er in wachsender Erregung fort:

„Du wirfst den läppiſchen Aristokratendünkel nicht los, und die Kommerzientratsallüren scheinen Dir immer noch der Inbegriff aller Dinge. Du hättest wirklich schon gelernt haben können, daß die Adelsbriefe, die an der Börse oder in den Industriebezirken erworben sind, als Dokumente von sehr fraglichem Werte angesehen werden . . . von uns wenigstens . . . von uns, den wahren Prinzen aus Genieland!“

Ein Blick unsäglicher Verachtung traf ihn. Das steigerte seine Erbitterung mehr, als wenn sie ihm geantwortet hätte.

„Aber freilich, was gilt das Dir. Du hast kein Verständniß für die Stimmungen und Nervositäten schöpferischer Naturen, und die konventionellen Allüren sind Dir wichtiger, der gesellschaftliche Formenkram bedeutet Dir mehr, als die Impulse einer Künstlerseele.“

„Ja!“ antwortete sie mit einer Bestimmtheit, die ihn stutzig machte, weil sie gewöhnlich solchen Ausfällen gegenüber nachsichtig oder gleichgiltig blieb, „in der That, ich habe kein Verständniß für die Zügellosigkeit und Rücksichtslosigkeiten, die unter der Flagge des sogenannten Talentes sich Alles glauben gestatten zu dürfen und der guten Sitte, dem guten Ton Hohn zu sprechen . . .“

Sie hatte sich erhoben und stand hochaufgerichtet vor ihm, die Hand auf den Tisch gestützt.

„Gilt das mir?“ fuhr er heftig auf.

„Das kannst Du nehmen, wie Du willst.“

Es war das erste Mal, daß sie so offen ihm entgegentrat und sein Betragen schroff zurückwies.

Er war darum sehr betroffen über ihre mit unsäglichlicher Verachtung erteilte Antwort.

„Ich — ich verstehe Dich nicht, Ante — Du — Du — nein, es ist wirklich zu unglaublich lächerlich — wirklich — nein — lachhaft — wahrhaftig — ich soll es auf mich gemünzt betrachten, wenn Du etwas von „sogenannten Talenten“ faselst. Hältst Du meine Meisterschaft vielleicht für ein sogenanntes Talent?“

Ein unbegreiflicher Ehrgeiz regte sich in ihm. Es ärgerte ihn, daß er sie, die er in anbetender Bewunderung vor seinem Künftlertum wähnte, so gleichgiltig darüber hinweggehen sah.

Sogenannte Talente!

Es war unerhört!

Sie fand eine Erwiderung auf seine zornig herausgestoßene Frage überflüssig, das reizte ihn noch mehr.

„Neuhere Dich gefälligst über Deine Ansicht von meinem sogenannten Talent — das wäre ja noch schöner, von seiner eigenen Frau sich so behandeln und unterschätzen zu lassen. Du scheinst zu vergessen, welchen Künstler Du Deinen Mann zu nennen den Vorzug hast.“

Er erschien ihr in diesem Augenblick so kläglich und albern, so von Kleinlichkeit und Annahung erfüllt, daß sie ein Gefühl des Ekels beschlich. Und es wurde ihr klar, daß die schlichte menschliche Natur vornehmer und größer sei in all ihrer Einfachheit und Anspruchslosigkeit, als diese von Dünkel und Größenwahn erfüllten genialen Naturen, wie sie in ihrem Mann sich äußerte. Mit tiefem Schrecken erkannte sie den Irrtum ihres Lebens. Was sie in romantischer Verblendung für schön, für vollendet, für bewundernswert angesehen, den großen Künstler, der ihr auch ein großer Mensch schien, war nichts als ein Zerrbild, das Göttliche in sich erniedrigend durch seine ungezügelter Leidenenschaften, seinen in's Uebermaß gezeigerten Hochmut. Durch die Ueberschätzung des eigenen Wertes und die Geringschätzung aller Anderen — sie mit, sie Allen voran! Es war merkwürdig, wie deutlich sie das in diesem Moment erkannte und wie neben dem großen Schmerz darüber zugleich eine gewisse Ruhe sie überkam.

Wie armselig und häßlich war er in seiner eitlen Wut.

Völlig verwandelt hatte sie diese Stunde.

„Vielleicht geruhst Du, Deine delphischen Aussprüche etwas deutlicher zu erklären — also zu den ‚sogenannten Talenten‘ zählst Du mich,“ er

ergriff ihre auf dem Tisch ruhende Hand und preßte sie heftig, „zu den sogenannten —“

Sie entzog ihm mit hastigem Ruck ihre Hand.

Das kam ja beinahe einem tötlichen Angriff gleich. Totenblässe bedeckte ihr Gesicht.

„Denke darüber, wie Du willst . . . ich sagte es Dir schon einmal . . .“

„Ante,“ rief er drohend und pflanzte sich vor sie auf, als wollte er in sündloser Wut sich an ihr vergreifen.

Das gab ihr eine Kaltblütigkeit, über die sie sonst nicht verfügte. Ohne daß eine Miene ihres bleichen Antlitzes sich veränderte, verharrte sie in ihrer Stellung und sah ihn mit ruhigen Augen an. Seine Wut stieg auf's Höchste.

„So . . . wiederhole das nochmals,“ keuchte er.

Aber ohne ihn einer weiteren Antwort zu würdigen, wendete sie sich um, und ehe er recht wußte, was ihm geschah, hatte sie das Zimmer verlassen.

Er versuchte ihr nachzuzufürzen, ein Wutschrei scholl hinter ihr her, dann sank er wie zer schlagen in einen Fauteuil, ballte in ohnmächtigem Zorn die Fäuste und stierte nach der Thür, hinter der sie verschwunden war.

Die ehelichen Szenen, die er ihr sonst bereitete, schlossen gewöhnlich ganz anders —

Ganz anders!

* * *

In den festlichen Sälen drängte sich die Menge. Ein Plaudern und Lachen, ein Durcheinanderschwirren, jene nervöse Erregung, mit der man interessanten Ereignissen entgegensteht.

Und interessant würde es werden, heute Abend.

Dort flattern wie eine aufgeschreckte Schaar Tauben junge Mädchen in weißen Kleidern durch den Saal. Schächernd und girrend. Sie eilen auf die Bühne, um sich später in einem Elfenreigen zu zeigen. Hier steht eine ganze Anzahl schneidiger Leutnants, die ihnen mit lachenden Blicken nachschauen. Unter den Elfen befinden sich einige, die für das Kriegshandwerk besonderes Verständniß besitzen. Ueberall Bewegung, Leben, jene eigentümliche Unruhe, die so prickelnd wirkt wie Champagner Schaum. An den Büffets im ersten Saale versucht man es bereits mit dem erregenden Trank. Die Stimmung dort ist schon sehr lebhaft. Schöne Frauen mit weißen Schultern und feinen Händen kredenzen den perlenden Wein in schlanken Gläsern. Alles schlank! Die biegsamen Gestalten, die lose herabfallenden Gewänder, die schwachtenden Bewegungen. Schmal, schlank, in weichen Linien.

Man umdrängt einen Tisch. Irene Mayen steht dort. Neben ihr verschiedene Künstler und andere Herren, die über ihre pikanten Bemerkungen lachen und sie weiter erzählen. Sie sieht sehr apart aus in einer Robe aus türkisblauem Tuch mit Goldstickereien. Der stolz getragene Kopf ragt aus der Umrahmung einer weißen Straußenfederboa eindrucksvoll hervor.

Sie stößt soeben mit Schröter an, der abgespannt und müde aussieht.

„Auf Ihr Wohl, Professor,“ sagt sie mit seltsamer Betonung und sieht ihn durchdringend an.

„Und auf das Ihre —“ erwidert er mechanisch.

Die Gläser klirren zusammen. Ein schriller Ton.

Er blickt sie zerstreut an.

„Was haben Sie nur, Professor,“ fragt sie unmutig.

Er sieht sie noch immer an, als wisse er nicht recht, was mit ihm vorgeht, und dann fliegt sein Auge suchend durch den Saal — ja, wahrhaftig, da drüben steht sie —

Ante!

Sie war also doch gekommen, obwohl er es nach dem Vorgang heute Vormittag nicht erwartet hatte.

Ihr Gesicht wetteifert an Blässe mit dem matten Weiß ihres Kleides, das aus Crêpe chiffon und kostbaren altvenezianischen Rosenspitzen phantastischvoll arrangiert, die vornehme Gestalt umfloß. Es war eine Toilette von außerordentlichem Geschmac und fast unschätzbarem Wert. Solche Spitzen besaßen nur Wenige. Sie hatte sie von der Großmutter bekommen, die sie an ihrem Hochzeitstage getragen hatte. Ein Geschenk des alten Selbstmademan „Rüdinger“ an seine adlige Schwiegertochter. Nur königliche Kaufleute konnten sich diesen Luxus gestatten.

Ante hatte ursprünglich eine andere Toilette bestimmt und mit ihrem Manne darüber gesprochen.

Nachdem sie aber heute Morgen diese Kränkung erlitten hatte, überlegte sie, ob sie überhaupt auf dem Feste erscheinen solle.

Sie fühlte sich elend, angewidert, entrüstet. Ganz fremd und einsam, nicht zugehörig zu diesem Kreise, dieser Gesellschaft, deren Mittelpunkt er war.

Was ging sie das Alles an?

Ihre Amüsements, ihre Feste, ihre Wohltätigkeit?

Sie verabscheute Alles — Alle —

Unmutig hatte sie sich in ihrem Boudoir auf die Ottomane geworfen. Eine unendliche Sehnsucht nach den edlen, reinen Freuden ihrer Jugend überkam sie.

Dieses müde, genussüchtige, üppige Leben ekelte sie an.

Sie hüllte sich fröstelnd in ihre Decke, seit einiger Zeit war auch

ihr körperliches Befinden nicht gut. Der Gedanke an die Ursache erfüllte sie mit Entsetzen.

Ein Gedanke, der sie sonst beseligt hätte.

Tränen füllten ihre Augen.

Wie elend war sie, körperlich und moralisch.

Und dabei allein! Sehnsüchtig dachte sie an die Großmutter — das gab ihr Kraft.

Nur keinen Eklat, um ihretwillen! Ihrer feinen Seele war so etwas zuwider; nur keinen Eklat. Sie erhob sich, nahm die Kassetten mit Großmutter's Briefen, las sie wieder und immer wieder, bis sie sich beruhigt hatte durch den Zauber des weiten, harmonischen Blickes, der sie daraus anstrahlte.

Und nun wußte sie auch, daß sie heute Abend auf dieses Fest gehen müsse. Aber wie in einer intuitiven Abwehr jeder Gemeinschaft mit den Andern — mit einer Andern besonders — beschloß sie ein Kleid anzulegen wie wohl Niemand sonst. Die Spitzen Großmutter's sollten sie gewissermaßen wie eine Schutzwehr umgeben . . . sie absondern von der Allgemeinheit.

Sie hatte früher den Wert des Geldes nie geschätzt, kaum gekannt. Die breiten Daseinsbedingungen, in denen sie lebte, der Luxus und Glanz, die sie umgaben, waren ihr selbstverständlich. Angeboren.

Heute erschien er ihr plötzlich wie etwas, das sie über die Anderen erhob — diese Andern, die sie verabscheute.

Sie wollte nach Außen hin zu erkennen geben, wie himmelweit sie von ihnen verschieden sei. In ihrer Gesinnung und in ihrem Reichtum!

Eine Aristokratin, eine Millionenerbin.

Ein leichtes, spöttisches Lächeln zuckte um ihre Lippen.

Sie lächelte über sich selbst und ihre eigenen Gedanken.

Trotzdem empfand sie es angenehm, daß es ihr möglich war, sich so herauszuheben aus der Menge.

Es lag ihr daran, heute Abend besonders. Niemand aus ihrem Kreise würde ihr gleichkommen. Aufsehen wollte sie erregen.

Sie, die Enkelin der Geheimen Kommerzienrätin Rüdinger, geb. Gräfin von Ellguth — sie, Antoinette v. Reichstein.

Ein stolzer Trotz überkam sie. Ja, zu ihnen gehörte sie, wollte sie auf diesem Feste gehören. Zu den Aristokraten der Geburt.

Sie dankte für diesen Künstlerstolz und Geistesadel, wenn er so rüchichtslos, anmaßend und brutal sich gab, wie bei ihrem Manne und seinen Genossen und Genossinnen.

„Bohème,“ murmelte sie verächtlich, und als hätte dies ihren Entschluß zur Reise gebracht, klingelte sie nach ihrer Kammerzofe.

„Bitte, Sophie,“ rief sie der Eintretenden zu, „ich habe meine Absichten wegen der Toilette für heut Abend geändert . . .“

„Die gnädige Frau befehlen?“

„Ich . . . ich will die Rosenspitzen tragen.“

Die Jose sah verblüfft drein. „Diese fürstlichen Spitzen, diese einzigen, unvergleichlichen, die eine Königin tragen könnte,“ sagte sie, als zweifle sie an der Zulässigkeit dieser Idee.

„Ja, gerade diese, Sophie! Ich kenne ihren Wert. Ich weiß auch, daß sie eigentlich mehr wie ein Familienschatz, als ein Toilettegegenstand anzusehen sind. Aber . . . ja . . . warum soll ich sie nicht einmal bei außerordentlicher Gelegenheit zur Schau stellen? Der heutige Abend gilt ja allerhand Schaustellungen, ich habe Lust dazu —“

„Die gnädige Frau werden Aller Augen auf sich ziehen.“

„Warum nicht? Eben deswegen! Wenn ich auf der Bühne mitgewirkt hätte, wie es der Herr Professor wollte, wäre das auch der Fall. Ich . . . ich will meinen Mann überraschen und tue es auf andere Weise.“

Es war ihr peinlich, dem Mädchen gegenüber so nach Ausflüchten zu suchen. Aber nun, wo sie einmal entschlossen war, mußte sie einen plausiblen Grund angeben. Als bloße Laune wollte sie es nicht gelten lassen.

„Ach, das ist schön,“ sagte Sophie, auf ihre Absichten eingehend. „Ja, wirklich, das wird eine große Ueberraschung für den gnädigen Herrn, und für das Aufsehen verbürge ich mich. Ich wünschte, ich könnte dabei sein, gnädige Frau.“

„Sie sollen mich hinbegleiten, Sophie, und dort auf mich warten, ich will nicht zu lange bleiben.“

„Ach, das ist himmlisch, gnädige Frau, ich danke vielmals.“

„Aber jetzt die Hauptsache, Sophie, werden Sie noch Zeit haben, irgend ein Kleid mit diesen Spitzen zu arrangiren?“

Die Jose blickte nach der Uhr, die auf dem Raminjuns stand.

„Zwölf $\frac{1}{4}$ Uhr, gnädige Frau — selbstverständlich kann ich noch fertig werden. Ich nehme das weiße Crêpe chiffon Kleid mit den Valenciennes, trenne diese ab und nähe dafür die Rosenspitzen an.“

„Gut, Sophie, daran dachte ich nicht. Ja, das wird gehen und sehr schön sein. Die Spitzen werden von dem duftigen Stoff sich wundervoll abheben. Also rasch an's Werk und vor Niemandem ein Wort davon.“

Sie ging zu einer kleinen Truhe, die zwischen den Fenstern stand, und schloß sie auf.

„Hier sind die Spitzen.“

Die Jose stieß einen Schrei des Entzüdens aus.

„Nein wirklich — einzig — entzündend. Schon als die gnädige

Frau sie mir das erste Mal zeigten, war ich rein weg — und jetzt — sie erscheinen mir noch himmlischer. Ich war bei Gräfinnen und Fürstinnen in Stellung, aber so etwas habe ich noch nie gesehen — einfach himmlisch —“

Vorsichtig, fast zärtlich nahm sie die Spitzen heraus.

„Und noch Eins, Frau Gräfin, pardon, Frau Professor. Durchschneiden möchte ich nichts, selbst wenn es die Garnitur erfordert.“

„Das ist auch nicht nötig, Sophie, es sind einige einzelne Stücke von verschiedener Länge, und außerdem ist das Dessin so ineinander gesetzt, daß man es trennen und zusammenfügen kann, mit einem Stich, nach Belieben — sehen Sie so — hier unter den Knospen und da bei den Blättern.“

„Ich verstehe, gnädige Frau, und ich will mich gleich an die Arbeit machen.“

Sie verließ mit einer tiefen Verbeugung das Zimmer.

Eine Empfindung von ganz besonderer Ehrerbietung durchdrang sie, und sie fühlte sich stolz, eine Herrin zu haben, die solche Spitzen besaß.

Und nun stand Ante im Saal, und Aller Augen richteten sich auf sie. Sie hatte ihren Zweck erreicht, aber das Gefühl des Sieges, des Triumphes fehlte ihr.

Soeben war Baron v. Wilberg an sie herangetreten.

Ein erstaunter Blick traf sie, und jäh schoß das Blut in ihr Antlitz. Offenbar war ihm die Kostbarkeit ihrer Toilette aufgefallen. Er war an ihr eine mit gutem Geschmack gepaarte Einfachheit gewohnt.

Etwas Fremdes war in ihrem Wesen.

Sie bemerkte sein Erstaunen. Das machte auch sie unsicher und verlegen.

„Sie kommen spät, Baron,“ begrüßte sie ihn, um nur überhaupt etwas zu sagen.

„Ich hatte unseren Botschafter in seiner Loge aufgesucht,“ erwiderte er zersireut und sah nach dem Plaze hinüber, den der Botschafter und seine Gemahlin einnahmen.

Er bemerkte die Operngläser der Gesellschaft auf Ante gerichtet, und wohin er sich jetzt wendete, überall fand er, daß man sie neugierig betrachtete.

In diesem Moment war das Kaiserpaar erschienen und nahm in der großen Hofloge Platz.

Die Aufmerksamkeit wendete sich dorthin, während das Orchester die Weber'sche Jubelouvertüre intonirte.

Wilberg stand jetzt dicht neben Ante.

„Sie tragen eine wundervolle Toilette, gnädige Frau.“

„Es sind die Spitzen meiner Großmutter,“ antwortete sie.

„Eine Arbeit, die eigentlich für den Toilettengebrauch zu kostbar ist. Kennen Sie den Wert dieser Spigen?“

„O doch! Ich weiß, sie sind unschätzbar, weil sie einzig sind, und für mich — für mich bedeuten sie noch mehr.“

Tränen standen in ihren Augen.

„Für mich sind sie die Fäden, die mich unlöslich mit meiner Vergangenheit verbinden, mit den Traditionen meiner Familie.“

Sie legte einen besonderen Nachdruck auf das Wort Familie. Mit einem brausenden Afford schloß in diesem Augenblick die Duvertüre.

Er hatte sie verstanden. Und als in demselben Moment ein Herr an ihn herantrat und ihm leise etwas zuflüsterte, antwortete er so vernehmlich, daß alle Umstehenden es hörten:

„Frau Professor Schröter, geb. Antoinette v. Reichstein, und sich zu ihr wendend, fügte er hinzu: „Gestatten Sie, gnädige Frau, daß ich Ihnen Baron v. Brillwitz-Ehrenberg vorstelle.“

Dieser verneigte sich tief und sagte:

„Ihre Majestät haben zu erfahren gewünscht, wer gnädige Frau sind.“

Schröter hatte Irene am Arm sich der Gruppe genähert und die letzten Worte gehört.

„Guten Abend, Professor,“ begrüßte ihn der Baron, „na, klappt ja Alles vorzüglich — wird sehr interessant, glaube ich — Beide Majestäten äußerst angenehm überrascht von reizvollem Anblick — und Frau Gemahlin —“

Er verbeugte sich wiederum vor Ante und setzte hinzu:

„Muß zurück, Bericht erstatten. War mir hohe Ehre, Allergnädigste. Oberleutnant v. Reichstein bei den blauen Dragonern, Kamerad von mir, Verwandter von allergnädigster Frau?“

Damit war er mit nochmaliger Verneigung im Gedränge verschwunden.

Schröter biß die Zähne zusammen.

„Hast Du der Kaiserin Dich als geborene v. Reichstein bezeichnen lassen? Sollte der Name Fritz Schröter nicht Klang genug besitzen?“

„Ich trage diesen Namen“ . . . flüsterte sie kaum hörbar.

„Und die Spigen Derer von Reichstein und Elguth“ . . . warf Irene mit einem Ton ein, der leicht und witzig sein sollte und dabei neidisch und böshaft klang.

„Was nicht Jedermann kann,“ entgegnete v. Wilberg jetzt mit einer Schroffheit, die einer Dame gegenüber kaum statthaft war.

„Und was erforderlich ist, um die Aufmerksamkeit von Kaisern und Königinnen auf sich zu lenken,“ . . . gab sie zurück, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen.

„In der That, Eigendünkel allein tut es nicht“ . . . antwortete er kühl.

Wieder standen sie sich wie Todfeinde gegenüber.

Liebes Herz! Dieses Fest muß ja hochinteressant gewesen sein. Ich danke Dir für Deine Schilderung und daß Du mich im Geiſt haſt daran teilnehmen laſſen. Ich hatte eine ſehr angenehme Stunde, und ſo ganz eingemummt in allerhand warme Decken, im weichen Lehnſtuhl macht ſich's noch mal ſo angenehm zu hören, wie die Leute ſich amüſiren. Perſönlich dabei ſein möchte ich nicht . . . das iſt nichts für uns alte Leute, aber es mit Deinen jungen, hellen Blicken zu ſehen, das macht mir großes Vergnügen. Denke Dir, Ante, ſeit einigen Tagen ſchneit es ganz gehörig, Alles iſt weiß und tot draußen, und davon hebt ſich das lebensvolle Bild, das Du mir von dem Feſte entworfen, doppelt reizvoll ab.

Alſo, alle Welt war da! Ich kenne das! Was man in Berlin ſo nennt. Und die Bazare und Wohlthätigkeitsvorſtellungen! Ich mußte auch manchmal mittun. Es giebt gewiſſe geſellſchaftliche Verpflchtungen, denen man ſich nicht entziehen kann, und wenn man ſo mitten drin ſieht im Trubel, denkt man auch nicht weiter viel darüber nach . . . aber weiſt Du, jezt als alte Einſiedlerin mache ich mir doch meine eigenen Gedanken über derlei Dinge.

Glaubſt Du, daß jemals auf einem ſolchen Wohlthätigkeitsfeſte ſo viel eingenommen wird, wie ausgegeben? Nicht der zehnte Teil, und ſo kommt den Bedürftigen nur ein kleines Bruchteil von dem zu Gute, was in wenigen Stunden verſchwendet, vergeudet wird . . . Und dieſer Aufwand an Zeit für die Vorbereitungen und Arrangements! — Dieſe Menge von Geiſt und Geſchmack, die verzettelt werden, endlich die Fülle menſchlicher Schwächen, die an's Tageslicht kommen, aus kleinen Seelchen, wo ſie aber doch bis dahin anſtändig verborgen ruhten. Eitelkeit, Neid, Empfindelei, Kleinlichkeit, Intriguen jeder Art . . . das Alles, damit für die Armen ein paar Groſchen abfallen.

Irgend ein kluger Kopf müßte das einmal herausrechnen und beweifen, wie viel verloren geht, wie wenig gewonnen wird. Leider bin ich es nicht . . . rechnen war nie meine ſtarke Seite, aber Dein Urgroßvater, der „alte, Rübingen“, der hätte es gekonnt. Der hat ſchon dazumal, wenn man zu ihm mit ſolch vergnügter Wohlthätigkeit kam, geſagt: „Tanzen und ſpringen, damit die Armen was zu broden kriegen, mag ich nicht, aber hier ſind 1000 Taler für Eure Bettelſuppen, gebt etwas Schmalz rein, und wenn welche unter Euren Schülgen ſind, die arbeiten wollen, ſchickt ſie zu mir!“ Weiſt Du, Ante, ich glaube, es wird viel Unſug mit dieſer öffentlichen, feſtlichen Wohlthätigkeit getrieben. Die meiſten ſind aus rein egoiſtiſchen Gründen dabei, wollen ſich amüſiren oder von ſich reden machen. Wenn ſie zuſammenrechneten, was Jeden der Gebenden im Laufe des Winters dieſe Cholen koſten, und ſie nur die Hälfte davon auf ein Brett zahlten, in irgend eine dazu errichtete Sammelſtelle, von der aus die verſchiedenen Wohlthätigkeitsvereine bedacht würden, dann würde auf die Armen mehr kommen, und die Andern würden eine Menge Geld ſparen und Zeit. Dieſes wundervolle

koſtbare Gut! Koſtbar für jeden Menſchen, auch für den, der ſie nicht braucht, um zu arbeiten. Koſtbar, wenn er überdenkt, wie kurz dieſes ganze bißchen Leben iſt, von dem man im Anfang ſo viel hergiebt im Unverſtandenen, am Ende in Reſignation und Leiden. Und nun füllt man den beſten Theil davon mit allerhand Thorheiten aus . . . dumm, Antchen, ſehr dumm! Glaube es mir. Aber Jeder will's am eignen Leibe erleben. Da iſt der Weiſheit letzter Schluß, und deſhalb predige ich mehr zu meinem Vergnügen, als um Dich zu belehren oder gar zu bekehren.

Amüſire Dich nur nach Herzensluſt, je mehr, je beſſer, und mir ver- gönne dann, ſo über den Wolken menſchlicher Thorheit thronend, meinen nachdenklichen Senf dazu zu geben. Das macht mir Spaß, und Dich genirt's hoffentlich nicht.

Was ich übrigens hübfch finde, iſt, daß der Kaiſer und ſeine Gemahlin immer mit dabei ſind. Wenn's nu mal ſo iſt im Leben, dann iſt es erfreulich, daß ſie teilnehmen an ſolchen Dingen und damit friſche, ſtarke Impulſe geben. Auch tut es Berlin Not, daß Glanz und Vornehmheit ſein öffentliches Leben ſchmücken. Es war früher wirklich ſchrecklich, die gräßliche Spießigkeit bei ſolchen Anläſſen zu beobachten. Denkt Du, ich hätte je gewagt, ein Kleid mit den alten venetianiſchen Spitzen zu garniren und zu einem Balle drin zu gehen? Und dabei war ich ſchon fouragirter als viele Andere — — — aber ſo was nicht um die Welt. Sie hätten zu meiner Zeit mit Fingern nach mir gezeigt. Und Du trägſt ſie, ſans façon, und denkſt gar nicht daran, daß es was Extras ſei. Bei mir haben ſie ja auch Viele bewundert, Künſtler und Kenner, aber daheim in meiner Truhe, und außer zu meiner Trauung, die in der kleinen Schloßkapelle in Ellguth ſtatt- fand, habe ich ſie nie mehr getragen. Daß der „alte Rübinger“ ſie damals kaufte und mir ſchenkte, war auch merkwürdig genug, aber erklärlich aus ſeiner Natur. Nicht Progerei war's, nur ein Ausbruch ſeiner Vollkraft, die ſich nichts zu verſagen brauchte, und der Ariſtokratin, die ſeinen bürgerlichen Sohn heiratete, ein fürſtliches Angebinde geben konnte, ohne daß es ihn mehr als einen Federſtrich koſtete. Die Spitzen, einem verarmten venetianiſchen Fürſtengeschlecht gehörig, waren verſchiedentlich zum Kauf angeboten, mit allen Urkunden über ihre Echtheit, aber es legte doch Niemand ein ſolches Vermögen darin an, wie er es getan, ohne viel Zaudern. Das ſind ſcheinbar Widerſprüche in der menſchlichen Natur und doch erklärlich, wenn man darüber nachdenkt . . . ein grand seigneur ſteht viel leicht am meiſten dem im Blute, der aus eigener Kraft Großes erreicht hat.

Sehr intereſſirt hat es mich, daß die Kaiſerin nach Dir fragte. Oder meinetwegen nach Deinen Spitzen. Das iſt Alles ſo natürlich und ſchlicht und gefällt mir. Und daß ſie keine Unwürdige trug, ſondern die Frau eines berühmten Künſtlers, die Tochter eines tapfern Offiziers und die Enkelin einer durch Geburt und Arbeit geadelten Familie, wird wohl auch ihr gefallen haben.

Seit gestern giebt's um mich her lauter Heimlichkeiten zur Weihnachtsbescherung. Ich lasse Franz und Dorothea ihr Vergnügen. Ich glaube, sie bescheren mir was ein, bin nur neugierig, was. Na, in wenigen Tagen werde ich es wissen.

Vielen Dank noch, daß Du die Sachen besichtigt hast, die ich zur Einbescherung herbeordnete. Es ist mir doch lieb, daß Du es gesehen und gut und hübsch befunden hast.

Und nun adieu, mein Kind! Wir wollen uns das Herz nicht schwer machen, daß wir dies Jahr nicht zusammen unter dem Weihnachtsbaum stehen. So in allen Treuen ist man stets zusammen, auch wenn Welten uns trennen!

Großmutter-Mutti.

* * *

Die Wege waren völlig verschneit. Die Lokomotive konnte sich nur schwer durch die gewaltigen Schneemassen vorwärts bewegen und schien jeden Augenblick stehen bleiben zu wollen. Dennoch jagte sie vorüber an beschneiten Dörfern, deren kleine Hütten wie eingebettet schienen in dem weichen Flaum. Nur der langsam und schwer sich aufträufelnde Rauch aus den Schornsteinen verriet einiges Leben, sonst war Alles stumm und starr, wie in ein Bahrtuch gehüllt zu Todesschlummer. Die Ortschaften waren wie ausgestorben. Niemand verließ das warme Stöcken, das er sich irgendwo in der Stube oder im Stall zurechtgemacht hatte, und durch die verefrorenen Fensterscheiben gelangte kein Blick hinaus. An den ländlichen Bahnstationen, an denen der Schnellzug, ohne zu halten, vorüberfahnte, stand der Bahnwärter eingemummt in seinen Mantel, mit beschneiter Kappe, hielt die Signalleine in der starren Hand und kroch sofort in sein Wärterhäuschen zurück, sobald das sauchende, fliehende Ungetüm an ihm vorüber war. Unheimlich, fast schreckhaft war diese Fahrt, und doch war eine Reisende in diesem Zuge voll freudiger Erregung und Erwartung.

Sie machte wiederholt den Versuch hinauszusehen, um die Gegend zu erkennen. Aber da war nichts als Schnee . . . !Schnee überall! Auf Feld und Flur, auf den zugefrorenen Seen, auf Dächern und Zäunen. Die Telegraphendrähte längs des Bahnstranges sahen aus wie mit Schwanengefieder verbrämt, und die Bäume schienen unter der weißen Last zusammenzubrochen . . . Schnee, weit und breit!

Sie vermochte nichts zu unterscheiden in der ihr so wohlbekannten Gegend. Ein unendliches, weißes, eisiges Feld dehnte sich vor ihren Augen, über das nur hie und da einmal eine feste Krähe flog, neugierig, oder dummbreift. Sicherlich würde sie mit dem Leben diesen Versuch bezahlen. Erfrieren, verhungern in diesen Schneegefilden, die so todesstarr, todes-
traurig waren.

Ante aber empfand es nicht. Wärme, Freudigkeit waren in ihrer

Seele, ein Glücksgefühl, wie sie es lange nicht empfunden. Sie fuhr nach Hermsthäl zur Großmutter.

Der Einsiedlerin dort wollte sie eine Weihnachtsüberraschung bereiten. Sie drückte sich in die Ecke des Koupés, in dem sie allein war, und malte sich aus, wie sie vor die alte Frau mit den hellen Blicken hintreten würde. Und wie tapfer und mutig sie verbergen würde, was sie bedrückte. Ein tiefer Seufzer stieg in ihr empor.

Es mußte gelingen. Was man fest wollte, gelang stets. Nicht immer zum Heil, wie sie erfahren hatte, aber diesmal sollte es anders sein, und glücklich und froh wollte sie das Fest mit der teuren Frau erleben. Sie kam nicht als eine Klagende, Getränkte. Was sie mit Schmerz und Leid erfüllte, hatte sie zurückgelassen, dort, wo es entstanden. In dieser schwülen Atmosphäre, auf diesem jumpfigen Boden . . . Hier wollte sie frei sein und glücklich, und die Großmutter mit ihr.

Sie schüttelte das Haupt abwehrend, als wolle sie alle trüben, bitteren Gedanken verschrecken. In Hermsthäl, bei Großmutter war die Stätte, wo man sich Heiterkeit und Mut holen konnte für das, was das Leben Schweres brachte. In dem klaren Geiste dieser Frau, in ihrer gesunden und großen Anschauung der Dinge, in ihrer vornehmen Gesinnung war die sicherste Stütze zu finden für ihr belastetes Gemüt.

Jetzt, wo sie so ganz andere, heilige Gedanken hegte!

Wie würde sie vor die Großmutter treten? Mit dem, was ihre Seele bedrückte, die Würdelosigkeit des Vatten. Und sein Kind unter dem Herzen.

Wie ein Wagnis schien ihr plötzlich, was sie unternommen. Auf's Neue versuchte sie zum Fenster hinauszublicken.

Immer näher kam sie ihrem Reiseziel.

Draußen unverändert die graugelbe Schneelust, die alle Einzelheiten der Umgebung verhüllte.

Wo war sie jetzt?

Sie sieht nach der Uhr und nimmt das Kursbuch heraus.

Ja, hier!

Noch eine Stunde bis zur Station, wo sie den Wagen aus Hermsthäl hinbestellt hatte. Ganz heimlich. Nur Franz und Dorothea sind in den Plan eingeweiht.

Sie drückt sich in die Ecke und träumt hinaus in den weichen Schnee.

Wie sie leise an die Großmutter heranschleichen wird, nachdem sie vorher erst in ihrem Zimmer, das sie als junges Mädchen bewohnt hatte, sich von der Reise ein wenig erholt haben wird und umgekleidet. So war es mit Franz brieflich verabredet.

Kurz bevor der Weihnachtsbaum entzündet wird, wollte sie vor sie hin-

treten. Bei ihr durfte man schon so was wagen, mit Ueberraschungen und Wöglichkeiten.

Großmutter hat starke Nerven und ist nicht weich und schreckhaft.

„Wie kommst Du denn hierher?“ würde sie fragen und sie zärtlich umarmen.

„Bist buchstäblich hereingeschneit“ . . . und dann würde sie sie ansehen von oben bis unten. „Siehst ein bisschen blaß aus . . . das macht die Reise, aber nett von Dir, daß Du Dich bereits umgekleidet hast und wie zu Hause hereinkommst . . . das habe ich gern. Zu viel Umständen vertrage ich jetzt nicht mehr . . . habe ich eigentlich nie vertragen. Na nu, sag mal, Ante, willst Du uns den Thee machen, bevor wir den Baum anzünden . . . Uebrigens . . . bist Du allein oder hast Du Deinen Fritz mitgebracht?“ . . .

Ihren Fritz!

Ja, war es denn noch ihr Fritz? Ihre Gedanken wanderten zurück nach ihrem Berliner Heim. Welche Zeit hatte sie dort verbracht seit jenem unglückseligen Abende der Wohltätigkeitsvorstellung!

Ärger, Streit und Rücksichtslosigkeiten Tag für Tag. Er quälte sie mit seinen Fragen, warum sie diese Toilette getragen.

Er peinigte sie mit Vorwürfen, daß sie es getan.

Hohn und Spott, bis zur Niederträchtigkeit gesteigerte Anschuldigungen, Ekaltheit und Brutalität wechselten ab in seiner Stimmung, und die oft rohen Ausbrüche seiner Launen waren so abscheulich, daß sie sich ihm völlig entfremdet fühlte. Seine Gegenwart war ihr unerträglich und jedes Alleinsein mit ihm eine Qual. Besonders verdroß es sie, daß sie sich einige Mal zu heftigen Antworten hatte hinreißen lassen . . . Das war ihrer unwürdig . . . Sie empfand, daß sie dadurch zu ihm herabsieg und das, gerade das wollte sie nicht, denn sie fühlte instinktiv, daß er sie gerade dorthin haben wollte.

Excesse! Scenen! Erregungen! Sinnlos im Zorn, sinnlos in Zärtlichkeit!

Sie kannte auch die Ursache seiner Ueberreiztheit.

Ueberreiztheit!

Anfänglich hatte sie versucht, ihn noch zu entschuldigen. Aber als all diese Züge immer unverhüllter hervortraten, als sie erkannte, was unter gleißender Außenseite für eine Fülle von Jammerlichkeit sich verbarg, wendete sie sich angeekelt ab.

Das durfte nicht sein.

Sie hatte Pflichten, nicht mehr für ihn oder sich selbst, aber für ein anderes Wesen . . . das sie wachsen und werden fühlte . . . das sie in banger Furcht, in klagender Liebe erwartete . . . erhoffte!

Sie war jetzt fest entschlossen, die Geburt ihres Kindes abzuwarten, ehe sie zu ihres Mannes Verhalten Stellung nahm.

Manchmal kam ihr der Gedanke, daß dieses Ereigniß auf ihn einwirken könnte, ihn zu ihr zurückführen würde.

Wie sollte das Alles noch werden?

Wie enden?

Noch ahnte Niemand etwas von ihrem Zustande.

Fritz hatte in seiner egoistischen Art kein Auge für das, was Andere in sich erlebten, durchkämpften, geistig und physisch.

Sah sie blaß und müde aus, dann war sie in seinen Augen „eine Schmachtlotte“, „eine Zierpuppe“, die sich „knitschig“ machte und was derlei burleske Atelierausdrücke mehr waren, die ihr feines Gefühl auf's Höchste verletzten, die sie haßte.

Was sie aber am meisten empörte, war, daß er in Gegenwart Anderer sich immer auf den distinguirten Mann herausspielte, den überlegenen Künstler, den liebenswürdigen Cavalier.

Diese Heuchelei war ihr im Innersten zuwider. Und dennoch, sie mußte auf diesen Ton eingehen, weil es nur so möglich war, eine Katastrophe zu vermeiden.

Diese Gedanken stürmten auf sie ein, während sie in rascher Fahrt sich ihrem Ziele näherte. Alle quälenden Einzelheiten durchlebte sie im Geiste nochmals. Mit Entsetzen dachte sie daran zurück, was sie vor wenigen Tagen erst mit ihm erlebt hatte.

Sie hatte sich schon den ganzen Tag über nicht wohl gefühlt und lag auf der Chaiselongue in ihrem Zimmer.

Der Gedanke quälte sie, ob es nicht richtiger gewesen wäre, sich diesen neuen Verhältnissen anzupassen. Ob sie das möchte? Sie verneinte diese Frage bei sich selbst. Sie möchte es nicht und konnte es nicht. Ihr ist bechieden, zu haften an ihren Schmerzen, sie zu durchleben bis in die letzten Ausläufer seelischer Pein. Ihr ist bestimmt, sie zu steigern durch ihre Empfindsamkeit, durch ihre verfeinerten Gefühle und die großen Ansprüche, die sie an die Menschen stellt. Sie machte sich selbst kein Hehl daraus, aber auch keinen Vorwurf. Möglich, daß eine Andere sich dem Ton, der Lebenshaltung des Kreises anbequemte hätte, dem sie angehörte, daß sie sich eingelebt hätte und ihren Anteil daran eingeheimst hätte, wie Andere.

Niemand hätte sie darum verachtet.

Nur sie selbst! Das vermochte sie nicht und wollte sie nicht. Lieber leiden, wie sie litt, stillschweigend, unverstanden, mißverstanden. Sie wußte zu gut, daß man ihr verarge, daß sie sich so hochmütig abseits hielt und daß man sie um ihrer altmodischen, philiströsen Anschauungen verspottete — — Fritz hatte es ihr oft genug vorgeworfen . . . lieber dieß, als sich zu einer Moral bekehren, bekennen, die ihr widerstrebte mit ihrer brutalen Schuch. Das mochte gut sein für eine Freie, für Andere, die an keine Ueberlieferung anzuknüpfen vermochten, weil sie keine hatten. Sie hatte

eine, und das gab ihr eine innere Genugthuung, einen inneren Halt, wenn sie auch wußte, daß sie sich immer weiter von dem entfernte, dem sie zugehörte, den sie einst geliebt hatte. Heiß geliebt. In törichter Verblendung. Was hatte sie Alles in ihm gesehen, an Größe, Bedeutung, Würde.

Ein Künstler!

Was hatte sie mit ihrer andächtigen, reinen Mädchenphantasie hineingetragen, hineingebichtet in seine Persönlichkeit. Bis zu den Sternen hatte ihre romantische Neigung ihn erhoben und jetzt?

Hinabgestürzt war er, sich selbst hatte er vor ihr verkleinert, erniedrigt und sich jedes Nimbus entkleidet, mit dem sie ihn umgeben hatte, aber auch sie hatte er aus allen Himmeln gestürzt. Sie war so gern, so gläubig ihm gefolgt. Hatte geschwelgt in seiner Künstlerherrlichkeit — und nun diese Ernüchterung!

Nichts als einen Schwächling, einen Pflichtvergessenen, Elenden sah sie in ihm.

Sie war dann wohl über ihren Gedanken eingeschlummert, als Fritz bei ihr eintrat. Er war ruhiger und höflicher als in letzter Zeit.

„Du bist allein, Ante? Und so im Dunkeln?“ dabei hatte er eine elektrische Flamme aufleuchten lassen, die das Gemach mit einem matten Lichte erfüllte.

„Ich habe ein wenig geschlafen,“ hatte sie ihm erwidert.

„Das Beste, was man an so einem düstern Winternachmittag tun kann.“

Dann hatte er sich niedergelassen und gefragt: „Soll ich nicht noch mehr Flammen entzünden?“

Sie hatte verneint, das gedämpfte Licht, wie es aus dieser farbigen Glasblume ausstrahle, tue ihren Augen wohl.

Eine kleine Pause. Er zauderte und überlegte offenbar, was er ihr sagen sollte.

„Und dabei stehen wir vor der Zeit, wo es viel Licht giebt, allenthalben. Die Weihnacht! Nun, Deine Abneigung gegen zu viel Licht ist doch hoffentlich nur eine augenblickliche und vorübergehend . . . Du befindest Dich doch wohl?“

Sie hatte aus ihrer liegenden Stellung sich aufgerichtet und saß ihm gerade gegenüber.

Sie wußte nicht, wo er hinaus wollte, und verhielt sich abwartend. Augenscheinlich hatte er ihr etwas zu sagen und wußte nicht recht, wie es anzufangen. Also etwas Ungebührliches war es demnach, was sie zu erwarten hatte. Etwas ganz besonders Ungebührliches. Sonst hätte er in seiner rücksichtslosen Art nicht so lange gezögert.

Sie rüstete sich innerlich mit Ruhe und Geduld.

Und da kam es schon.

„Weißt Du, Ante, gerade für den Weihnachtsabend wollte ich Dir

einige Vorschläge machen. Wir könnten ihn einmal anders feiern, wie in der herkömmlichen Art, so mit aufgeputztem Tannenbaum und Pfeffernüssen und Mohnstollen, so in der kleinbürgerlichen, langweiligen Manier, wie Gevatter Schuster und Schneider . . .“

Sie hörte ihn an ohne ein Wort der Erwiderung. Weder Zustimmung noch Ablehnung.

„Wir sind doch nun einmal andere Menschen . . . wir Künstler, und wenn Du nicht andere Menschen gelten lassen willst, dann doch jedenfalls andere Seelen, transparente, durchleuchtete, durchgeistigte, nicht so kleinvergnügt, mit Wachskerzelein und Tannenduft . . .“

Auch zur Verteidigung, zum Ruhm dieser ihr teuren, geheiligten Gebräuche sagte sie nichts. Das war ihm offenbar unbehaglich, und er heftete sein Auge fest auf ihr Antlitz, als wolle er dort ihre Meinung erforschen. Aber sie blieb stumm und unbeweglich, so daß er plötzlich ungeduldig aufsprang und das Licht des Kronleuchters aufflammen ließ.

„Dieser Dämmererschein peinigt mich. Es ist doch besser, man sieht, was man spricht!“

Und nun saßen sie sich in hellster Beleuchtung gegenüber.

„Wir haben vor, den Weihnachtsabend in einem kleinen, intimen Kreise zu begehen, mit den in Frankreich noch immer üblichen Ceremonien und allerhand symbolischen und magischen Zauber, wie ihn Irene Mayen noch da und dort auf ihren Reisen gesehen hat . . . kurz, allerlei und ganz anders, wie es allgemein üblich ist. Etwas von den Bräuchen der nordischen Länder, etwas aus dem Orient . . . mystisch das Ganze, mehr heidnisch als christlich. Denn so fühlen wir uns im Grunde doch Alle, seit jener große Heide und größte Künstler in Weimar sich offen dazu bekannte. Du sollst mal sehen, was wir ersinnen. Was ganz Weibvolles und dabei doch Amüsantes . . . wir werden schon machen! Und nur ein paar Menschen, die Verständniß für Stimmungen haben. Wir, Irene, Lassen, Weitbrecht . . . vielleicht . . .“ er stockte einen Moment, „vielleicht wäre es Dir sympathisch, auch Wilberg dazu aufzufordern, der als Stammgast des Hauses auch auf den Weihnachtsabend Anspruch hat. Er sah sie lauernd an, aber sie vermied es, ihn merken zu lassen, wie er sie mit seiner Heuchelei abstrief. Er hatte Alles so leichtthin gesagt, als lege er keinen besonderen Wert darauf und wolle nur einen Einfall harmlos-geselliger Art durchführen, von dem er sich eine angenehme Unterhaltung versprach. Sie aber wußte, was hinter dieser scheinbaren Gleichgültigkeit sich verbarg. Zu einer Gemeinsamkeit mit ihr wollte er sie zwingen, locken. Mit ihr, der er seine Zeit fast vollständig widmete. Manchmal noch mit einem Rest von Scham, unter allerhand Ausflüchten, meist ohne jede Rücksicht. Er mochte sich wohl überlegt haben, daß er am Weihnachtsabend sie doch nicht allein lassen könne, und so hatte er, oder sie Beide zusammen diesen Plan ausgeheckt . . . nichts Alltägliches! Die Mysterien hochgearteter Existenzen,

von denen sie oft sprachen, sollten der Sache einen eigentümlichen Reiz leihen, und damit man sie in jedem Falle gefügig mache, sollte auch der aristokratische Wilberg dabei sein.

Im Augenblick drängte sich ihr diese ganze Intrigue auf, und sie wunderte sich jetzt, wo sie Alles nochmals überdachte, daß sie es sofort durchschaut hatte. Ihre Harmlosigkeit, ihr Zutrauen war leider längst mißtrauischer Ueberlegung gewichen. Sie kannte ihn und war nicht erstaunt, als er dann, ungewiß, wie sie seinen Plan aufnahm, um sie noch gefügiger zu machen, hinzufügte: „Weißt Du, wir können uns das ja einmal leisten, diesmal noch! Wir sind unabhängig, nichts fesselt uns an's Haus! Den Leuten kannst Du vorher einbescheren, und dann gehen wir zu unserer Weihnacht, an der die Gottheit des Genies geboren wird.“

Abscheulich! Welche Frivolität und welcher Größenwahn!

Sie wußte nicht, ob sie ihn mehr verachten oder bedauern solle. Aber sie unterdrückte noch immer jede Aeußerung, sie wollte ihn reden lassen, damit sie bis zum Letzten seine Absichten kennen lerne.

„Ich weiß nicht, Ante, warum Du so stumm dastest und zu meinem Vorschlag nichts sagst? Paßt es Dir wieder einmal nicht, das zu tun, was meiner Künstlerseele reizvoll dünkt? Daß Du extravaganten Launen folgen kannst, wenn es Dir beliebt, hast Du neulich auf dem Wohltätigkeitsfest mit Deiner Rosenspitzenimprovisation bewiesen. Also, warum nur immer schwerfällig, ablehnend, hochmütig, wenn etwas in Frage kommt, was mir Spaß macht. Im nächsten Jahr, wer weiß, ob wir da nicht schon einen Baum anzünden können für ein paar ganz kleine, dumme, verwunderte Augen, für ein paar tastende, niedliche Händchen . . .“

Kein Mittel scheute er, wenn es galt, seine Zwecke zu erreichen, auch mit diesem Heiligsten, Seligsten suchte er sie zu betören, zu gewinnen . . . sie empfand einen physischen Schmerz bei seinen letzten Worten, aber sie mußte sich beherrschen . . . weiter, immer weiter . . .

Und weiter, immer weiter klang es von den rassenden Nädern. Sie konnte nicht mehr fern vom Ziele sein. Wieder versuchte ihr Auge die Gegend zu erkennen. Draußen hatte sich schon das Dunkel des Decemberabends ausgebreitet, nur das Schneelicht erhellte mit matten Schimmer die Landschaft. Auf's Neue versank sie in ihre Erinnerungen, und es war ihr, als vernehme sie deutlich, wie er nun sagte: „Und darum, Ante, leben wir uns selbst, so lange wir können, leben wir uns aus . . . das ist des Daseins klügste Form, sich ausleben!“ Auch dieses Wort, auch diese Lebensart aus der Phraseologie der modernen Geister hatte sie oft gehört.

Irene führte es bei jeder Gelegenheit im Munde. Früher hatte sie seinen tieferen Sinn zu ergründen versucht. Jetzt hatte sie für all dies nur Verachtung. Und das gab ihr zeitweilig die Kraft des Widerstandes. Wie in dieser Minute. Sie mußte sie wahrnehmen.

„Wahrhaftig, Du hast Recht, Fritz,“ hatte sie ihm dann geantwortet.
 „Na siehst Du das erste vernünftige Wort. Zeit hast Du Dir ja dazu gelassen, aber das schad't nichts. Lange und reifliche Ueberlegung ist auch was wert, wenn man nur zu den gleichen Resultaten kommt, wie die Andern mit den raschen Impulsen.“

Er triumphirte. In seiner Stimme war Ironie und Befriedigung. Wie kindisch mochte sie ihm erscheinen, mit leichten Argumenten einzufangen. Gleichgiltig! Er wußte sich zu entschädigen, und die Hauptsache war, daß sein Wille geschah. Sie las ihm diesen Gedankengang förmlich vom Antlitz, ehe sie langsam sagte:

„Ich habe auch daran gedacht, daß nichts mich an's Haus fesselt zum Weihnachtsfeste, und deshalb mich entschlossen, nach Hermsthäl zu meiner Großmutter zu fahren.“

Es fiel ihr jetzt erst ein, daß sie auf das Wort „meiner“ unwillkürlich einen besonderen Nachdruck gelegt hatte, und dann sah sie sein verblüfftes, wutentstelltes Gesicht vor sich und wie er vergeblich nach einer Antwort rang.

„Um Deine Weihnachtsfeier brauche ich mir nun ja keine Sorge zu machen, Du wirst sie ganz nach Deinem Geschmack begehen, und so wird Jeder von uns sich „ausleben“, nach seiner Art —“

Sie konnte noch jetzt nicht begreifen, wo sie den Mut hergenommen, der That noch den Hohn hinzuzufügen. Aber es war geschehen. Und er hatte den Rückzug angetreten. Riemlich feige. Für ihn kam es wohl nur darauf an, ungenirt tun zu können, was er wünschte. War sie fort, dann war er durch nichts behindert, hatte seine volle Freiheit . . .

Ein schriller Pfiff der Lokomotive.

Sie mußte bald da sein. Mit rascher Bewegung entriß sie sich ihren Gedanken . . . auch die bitteren, häßlichen streifte sie von sich ab. Mochte er doch! Auch sie würde ein frohes Fest haben.

Ein stolzes Gefühl durchdrang sie.

Langsam fuhr der Zug in die Bahnhofshalle.

Und dort stand Franz mit Pelzen und Decken, und sein altes Gesicht strahlte vor Freude, als er ihr beim Aussteigen half.

Nur eine Minute Aufenthalt, dann keuchte die Lokomotive wieder vorwärts, in's abendliche Dunkel, durch die schneeigen Felder.

Schnee — Schnee! Weit und breit nichts als die weiße, winterliche Decke.

In ihr aber war es hell und warm. Sie fühlte heimatischen Boden unter den Füßen.

„Großmutter wohlauf, Franz?“

„Ganz wohlauf, gnädige Frau.“

„Und hat keine Ahnung von dieser Ueberraschung?“

„Nicht die allergeringste. Heute früh fragte die Frau Geheimrätin

die Dorothee erst wieder, ob die Weihnachtssendungen in Berlin nur richtig eintreffen würden und ob sie zur Zeit abgegangen sind? Um Weihnachten kämen die Pakete oft zu spät an und überhaupt bei diesem Schnee, durch den die Züge garnicht fortkämen. Wir bejahten Alles, obwohl wir garnichts fortgeschickt hatten.“

Wie hübsch und freudig all dies. Sie lachte fröhlich auf. Vergeßen war, was hinter ihr lag, und munter stapfte sie durch den Schnee zum Schlitten.

„Wir mußten den Schlitten nehmen,“ erklärte Franz, „wir kommen viel rascher vorwärts. In einer kleinen halben Stunde sind wir da. Kurz vor dem Schloß stellen wir das Geläute ein, damit die Frau Geheimrätin nichts merkt. Und dann Alles so, wie es die gnädige Frau angeordnet haben. Nein, waren wir glücklich, als vorgestern früh Ihr Brief an mich kam, daß unsere Frau Geheimrätin so eine Weihnachtsbescherung haben soll. Und das Zimmer vom gnädigen Fräulein ist geheizt und alles zurecht gemacht.“

Er half ihr beim Einsteigen, während er berichtete, hüllte sie in die Decken und Pelze, und dann sich neben den Rutsher setzend, rief er mit beinahe jugendlichem Eifer: „Vorwärts!“

Der Schlitten jagte davon. Die kalte Luft tat ihr wohl. Das war so kräftig, so erfrischend nach der langen Fahrt in dem überheizten Koupé und ihren dumpfen, trüben Rückerinnerungen.

Sie atmete wie erlöst auf.

Lautlos glitt das Gefährt durch den weichen Schnee, nur die Klänge des silbernen Schellengeläutes gaben der feierlichen Stille ringsum Leben. Am Himmel bligten klar und groß die Sterne der Winternacht. Was war das schön, erhaben!

Alle traurigen Vorstellungen fielen von ihr ab. An nichts mehr dachte sie, was sie gequält — nur dankbare Freude war in ihr bei dem Gedanken, daß sie in der nächsten Stunde vor ihr niederknien würde. Vor der Einzigen!

Es war ihr, als wüßte sie jetzt erst, wie sehr sie sie liebe. Und dort! Wahrhaftig, die Lichter des Schlosses tauchten in der Dunkelheit auf, das Schellengeläut verstummte — da waren sie! Mit einem kräftigen Ruck hielt der Schlitten, und unhörbar schlüpfte sie durch die geöffnete Pforte.

Und dann genau, wie sie es sich gedacht hatte.

Keine große, unruhige Scene, mit Schreien und Lärmen und Verwunderung. Nur eine innige, stille, tiefe Freude. Alles vornehm und gelassen.

„Wie kommst Du denn hierher, Kind? Bist buchstäblich hereingeschnit“ — sie sieht sie mit ihren gütigen, aber scharfen Blicken fest an. „Siehst ein bißchen blaß aus, das macht die Reise, aber nett von Dir, daß Du

Dich bereits umgekleidet hast und wie zu Hause hereinkommst; das habe ich gern. Zu viel Umständlichkeiten vertrage ich jetzt nicht mehr. Hab's eigentlich nie vertragen. Nanu, sag mal Ante, willst Du uns den Thee machen, bevor wir den Baum anzünden? Uebrigens, bist Du allein, oder hast Du Deinen Fritz mitgebracht?"

Die Antwort erstickte in den Rüssen, dem Schluchzen und Jauchzen, mit dem sie ihr um den Hals fiel, nun doch sich ganz ihrem Gefühlsausbruch überlassend.

So kam sie darüber hinweg, der Großmutter in der ersten Stunde eine Unwahrheit zu sagen.

* * *

Das Weihnachtsfest verlief für Frau Geheimrat Rüdinger und ihre Enkelin in innigstem, freudigstem Beisammensein. Kein Mißton störte die traulichen Stunden. Ante war tapfer und führte ihren Vorfaß, die Großmutter von ihren Verstimmungen nichts merken zu lassen, beharrlich durch. Es wurde ihr auch nicht allzu schwer, denn sie fühlte sich wahrhaft beglückt neben der herrlichen Frau. Es waren köstliche Stunden, wenn sie so behaglich beisammensaßen in den vornehmen, intimen Räumen, in denen Alles von einer großen, schönen Zeit sprach. Wie Heimkehr und ein geistiges Sichwiederfinden empfand es Ante. Und es schien ihr, als sähe sie jetzt klarer, als würde es ihr leichter, die schweren Aufgaben zu erfüllen, die das Schicksal ihr auferlegte. — —

Inzwischen feierte Professor Schröter das Fest auf seine Art.

Er brachte den Abend bei Irene Mayen zu. Von der Idee, eine gesellige Zusammenkunft bei ihr zu veranstalten, waren sie zurückgekommen. Das erübrigte sich durch Antes Abreise. Sie konnten jetzt ungestört allein sein, was Beiden erwünscht war. Ihn, weil seine Leidenschaft für sie Alles als Zwang empfand, was sich zwischen ihn und sie drängte, und ihr, weil sie in diesem Alleinsein mit ihm rascher an's Ziel ihrer Pläne glaubte gelangen zu können.

Sie sah verführerisch aus, als sie ihn jetzt begrüßte und nach dem kleinen, runden Gemach geleitete, in dem sie einen eigentümlichen Weihnachtsaufbau zurechtgemacht hatte.

In dem bläulichen Licht, das den Raum nur schwach erhellte, nahm sich das Arrangement ganz eigenartig aus. Auf einem runden Tischchen in der Mitte standen zwischen allerhand grünem Gerank, unter denen Mistelzweige besonders hervorsahen, Karaffen mit süßlichen Weinen. In bunten Glasfugeln brannten kleine Flämmchen, aus dem Grün wie farbige Leuchtkäfer heimlich hervorlugend und einen matten Schimmer über das Tischchen ausbreitend. An einer Stelle waren sie zu stärkerer Wirkung concentrirt. Dort bildeten gelbe und grüne Flämmchen einen Lichtkreis, in dem zwischen zwei gekreuzten Dolchen ein Totenschädel ruhte.

Ein Schauer ergriff ihn, als er diesen phantastischen Aufbau gewahrte.

„Frene,“ sprach er mit gepreßter Stimme.

„Denkst Du daran?“ gab sie zurück, sich weich an seinen Arm schmiegend.

„Denkst Du daran?“ Und nun lachte sie auf, schenkte die Gläser mit Marsala bis an den Rand und rief mit ihm anstoßend:

„Eine fröhliche Weihnacht!“

Einen Augenblick war es, als fühle selbst er sich abgestoßen von der ungeheueren Frivolität ihres Luns. Aber als sie aus verlangenden Augen ihn anblickte, schön wie die Sünde, verheißungsvoll wie die Erfüllung, da war Alles weggewischt, was wie ein heilig Erinnern bei dem Weihnachtsgrüße in ihm aufgeklungen war.

Och, das war gut für Kinder und alte Weiber; für Großmütter, wie die, zu der seine Frau gereift war. Mochte man dort mit Tränen der Rührung im Auge sich fröhliche Weihnacht wünschen.

Hier hatte Alles einen anderen Inhalt. Hier galt nicht der fromme Kinder Glaube, und nicht göttliches Gebot wurde hier erfüllt, nur das Gebot einer Göttin, seiner Gottheit.

Er zog sie an sich in heißer Begehrlichkeit, und sie duldete seine glühenden Küsse und Zärtlichkeiten.

Dann zog sie sich aus seinen Armen und warf den Kopf mit einer jähen Bewegung zurück. Ihre Haare lösten sich dabei und fielen wie ein schwarzer Mantel über das weiße Gewand hinab. Ob Absicht oder Zufall? Die Wirkung war für sein Künstlerauge überwältigend.

So schön, so ganz erfüllt von dämonischem Zauber hatte er sie noch nie gesehen.

Ein leichter Aufschrei entrang sich seiner Kehle.

„Frene — Weib!“ und wieder umfaßte er sie und zog sie zur Ottomane, die in einer Nische zwischen Blattpflanzen stand. Dort aber setzte sie sich gerade vor ihm hin, ergriff seine Hand und sagte:

„Wir wollen vernünftig sein, mein Freund.“

Er blickte sie verwirrt an.

Es paßte so gar nicht in die Ekstase des Augenblicks, wie sie das sagte.

Aber sie lächelte ihn an und antwortete auf seine stumme, verwunderte Frage:

„Ja, lieber Professor, wir dürfen uns nicht hinreißen lassen vom Moment. Der heutige Abend ist ganz anderen Dingen geweiht, Dingen, die Sie schon tausend Mal begehrt haben. Dieser kleine Tempel, den ich hier errichtet habe, mit den Emblemen von Leben und Tod, mit den Wahrzeichen von Liebe und Haß, wird außerordentlichen Zwecken dienen. Nicht beißen sollst Du mich, aber begreifen, empfinden. Weichten wollen

wir in diesem Tempel, unser Leben voreinander ausbreiten. Die Vergangenheit entführen, die Zukunft prophezeien. Ist Dir das recht, mein Freund? So oft fragtest Du danach. Heute sollst Du es hören. Eine stimmungs- volle Weihnachtsfeier, nicht wahr?"

Noch immer vermochte er nicht, sich zu fassen, und sah sie wie geistes- abwesend an.

Plötzlich ergriff sie ihr herabhängendes Haar, drehte es mit einer raschen, geschickten Bewegung zusammen und steckte es mit einem goldenen Pfeil zu einem in den Nacken herabhängenden Knoten. Er wehrte ihr nicht. Es war, als übe sie eine Macht auf ihn aus, der er sich willenlos unterordnete. Das Fremdartige ihres Wesens unterwarf ihn völlig.

Sie schob ein Taburet heran und sagte: „So, jetzt nehmen Sie Ihren Platz ein, hier zu meinen Füßen und nun, Wolfram v. Eschenbach, beginne.“

Er saß nun wirklich vor ihr, und sie rückte sich auf der Ottomane zurecht. Aus ihrem Antlitz war der scherzhafte Ausdruck gewichen, sie blickte ihn ernst und prüfend an und fragte:

„Was hast Du mir zu sagen?"

„Daß ich Dich liebe —“

„Das ist mir nichts Neues, aber wissen möchte ich, wieso Du dazu kommst? Du, so wohl eingefriedet und eingehegt von den Annehmlichkeiten der Welt, von den Behaglichkeiten des Lebens. Professor Schröter! Ein Mann in Amt und Würden, der Gatte einer jungen, reichen Frau. Nach den reichlich genossenen Freuden eines Junggesellenlebens in eine beneidete Ehe getreten — Du siehst, Dein Beichtiger weiß Alles, aber er will die Hauptsache wissen, was Dich auf Abwege trieb?"

„Irene — das fragst Du —“ er stöhnte bei diesen Worten, „Du! — Was Du angeführt, enthält ja die Antwort. Glaubst Du, daß es einem schaffenden Geiste genügen kann, so in breiter Alltäglichkeit sein Leben hinzutrotten? Zu versumpeln in diesem verweichlichenden Wohlleben. Weißt Du nicht, daß ich blind war, bevor ich Dich sah, taub, bevor ich Dich hörte, stich, bis Du mir die Genesung brachtest! Du — Du! — Körperlich damals, als ich, ein dem Tode Geweihter, bei Dir zusammenbrach, und geistig, täglich, stündlich, immer! — Wenn ich bei Dir bin und wenn ich fern an Dich denke, von Dir träume, nur Du — Du —“ Er hatte sich wieder in die Verführung hineingeredet, die ihn vorh'n befallen hatte. Aber diesmal wehrte sie vorsichtig ab.

„Und wohin soll das führen?"

„Zu Dir! Nur zu Dir! ewig zu Dir!"

„Du vergißt, daß Du nicht frei bist!" sagte sie mit abweisendem Tone.

„Frei — Frei! Wir ungebundenen Geister wären nicht frei?" Er lachte schrill auf, „das — das sagst Du, Irene Mayen! Die Hohepriesterin

der Lehre von der Befreiung des geknechteten Ich's! Das macht Dich ja so wundervoll, so begehrenswert, daß Du so losgelöst von aller Engherzigkeit, von allem Zwange bist, von Dummheit und Feigheit. Daß, wo Du erscheinst, die Nebel weichen, die grauen, dichten Nebelwände der Nüchternheit, der Beschränktheit, die uns die Aussicht wehren zu den sonnenfunkelnden, sonnenfeurigen Höhen, von denen dereinst neue Gesezestafeln der befreiten Menschheit herabgebracht werden."

Sie lauschte seinen Worten in leichter Versunkenheit, dann aber raffte sie sich auf. So wollte sie ihn haben, so in fast sinnloser Hingegenommenheit, und leise fragte sie:

"Und ich soll diese Tafeln über Dir aufhängen?"

Wortlos neigte er sein Haupt auf ihre Kniee, und dann nach einer Weile murmelte er: „Ja, Du, mein Gipfelwanderer!"

Während er sich in eine Ueberreizung ohne Gleichen hineinphantasirte, war sie innerlich kalt geblieben, und über seinen in ihrem Schooß ruhenden Kopf hinweg sandte sie ein spöttisches, ironisches Lächeln. Diese Niezische-Szene hatte einen fast komischen Anstrich für sie, und plötzlich erinnerte sie sich, wie sie neben ihm in dem Kirchlein Pietro in Vincoli vor der Moses-Statue des Michel Angelo gestanden. Ohnmacht hatte er damals empfunden — ja, er war ein Schwächling, und sie würde ihn dahin bringen, wozu Ehrgeiz, Eitelkeit und Rachsucht sie anstachelten.

Sie war ihrer Sache jetzt so gewiß, daß sie des Spieles fast müde war, aber es mußte doch zu Ende geführt werden. Eine solche Gelegenheit kam kaum wieder.

"Ich kann Dich verstehen, und ich weiß, was Dir fehlt. Dich bedrückt, was scheinbar so herrlich ist, so beneidenswert aussieht. Du fühlst Dich eingeeengt in dieser Lebenshaltung, es genügt Dir nicht, so in tändelnder Verliebtheit, wie bisher, Dich auszugeben, Du ersehnt die große Leidenschaft. Die kleinen, amüsanten Abenteuer, die galanten Don Juanerien sind Dir zuwider, Du willst in der Seligkeit unendlichen Genußes schwelgen. Im Feuerzauber leben, der nicht verzehrt und nicht verbrennt, in Sonnenglut die Glieder schmieden zu ewiger Kraft und Jugend."

"Freue!" jauchzte er.

"Gefährliches Wünschen! Ich warne Dich davor. So glatt und eben liegt Dein Leben vor Dir, so in Reichtum und Erfolgen und Ehren, und was Du begehrt, ist ganz anders — so — so unbegreiflich! Sieh mich an, vielleicht lernst Du es verstehen und — verzichten."

Sie setzte sich zurecht, sodas er seinen gesenkten Kopf emporhob. Mit wirrem Blick starrte er sie an. Sie aber faltete die Hände in ihren Schoß, und in der Stellung einer Märchenerzählerin begann sie, mit leicht-verdeckter Stimme: „Aus dem Nichts bin ich geboren. Vater und Mutter habe ich nicht gekannt, nicht Heimat noch Liebe. Was etwa wie Kindheit aussah in meinem Leben, ist meiner Erinnerung völlig entschwunden, wie

ausgelöscht. Nichts führte mich in meinen Gedanken dorthin zurück. Schön war es sicherlich nicht, und so war's das erste Mal, daß ich mich auf mich besinne, als ich in den Armen eines Studenten lag. Er war meine Jugend. Und in seliger Begier genoß ich diese Zeit, trank sie aus mit allen Sinnen. Damals wußte ich erst, daß ich Sinne besaß. Sehen lernte ich und hören, fühlen, genießen — ob ich bis dahin überhaupt gelebt? Ich war mir dessen nicht bewußt. An Allem begann erst jetzt mein Anteil, an Allem fand ich jetzt erst Freude — am Essen und Trinken sogar, an dem Elementarsten, und ich habe manchmal versucht nachzudenken, ob ich bis dahin gehungert hatte.

Was mir der Jüngling wurde, dem ich mich selbst dankte?

Ein Gott!

Und ich war seine Kreatur, lebte nur in seinem Odem und tat, was er wollte!

Gutes war es!

Ein glücklicher Zufall für mich. Er wurde mein Lehrer und führte mich die Pfade des Wissens, die er wandelte. Er hätte mich ebenfogut zur Verbrecherin machen können. Aber das wußte er nicht, oder wollte er nicht, denn er liebte sein Geschöpf. Und als er selbst nachtdunkle, abgrundtiefe Wege einschlug, trennte er sich von mir."

Sie hielt einen Augenblick inne, und dann wie aus stillem Nachsinnen:

"Er war das Beste in meinem Leben, das Reinste. Einer, der hinter festen, unterirdischen Kerkermauern, oder vielleicht auf dem Schaffot die wahnsinnigsten, fürchterlichsten und feigsten Verbrechen büßte, Einer, der aus dem Hinterhalte mordete, Unschuldige, an denen er glaubte, die Leiden der Menschheit rächen zu müssen —"

Er fuhr auf: „Wer war es?"

Sie zuckte die Achseln. „Ich weiß es nicht — aber einer von ihnen sicherlich. Den Haß gegen das Bestehende hat er mir vererbt, die Verachtung aller dieser Rücksichtigen, aber als ich reifer wurde und selbstständig denken konnte, erkannte ich den Irrtum, den Wahnsinn, Einzelne dafür zur Rechenschaft zu ziehen. Für sich selbst erobern, was man vermag, ohne Rücksicht, ohne Skrupel, das ist das Recht des Lebens, das Recht des Stärkeren. Aber die Starken hinterlistig überfallen, beseitigen wollen, das ist — hirnverbrannt. Er war zu jung, um diese Erkenntniß damals schon finden zu können, und so wurde er eine Geißel; ein Märtyrer seiner Ideen! Unseliger! Aermster! Mich aber hatte er reich gemacht. In jedem Sinne. Alles in mir erweckt, was nach aufwärts strebte, und daneben mich mit Geldmitteln versehen." Spott verzog ihre Lippen. „Ich wußte das viel später erst recht zu würdigen.

Vorbei!

Ein anderer Schauplatz. Ich kam nach Paris!"

Er lauschte in fieberhafter Spannung ihren Worten. Totenblässe bedeckte sein Gesicht, und keuchend ging sein Atem.

„Paris!“ brachte er mühselig hervor.

„Paris! das war der Boden, wo diese merkwürdige Ausfaat in mir zu einziger Frucht sich entfalten konnte. Ich war betäubt anfangs. Aber bald fand ich mich in dieses ungeheuerliche Daseinswirrsal — in das Uebergewaltige. Und dort lernte ich das Leben in seinen Höhen und Tiefen kennen, mit Himmel und Hölle, mit allem Großen und allem Gemeinen, was es umfaßt. Der Theorie von der Erkenntniß der Dinge folgte die Praxis. Und jetzt kamen sie, die Erfahrenen, die Erprobten, und machten mich zu Einer der ihren. Dichter und Künstler, phantastische Gesellen und Lebenskünstler. Und ich gab ihnen zum Dank mich, mich selbst, denn ich war frei, und verschenken konnte ich mich, brauchte mich nicht zu verkaufen. —“

Immer höher stieg die Erregung des Lauschenden. Er neigte sich vornüber, als wolle er jedes Wort auffangen, das von ihren Lippen kam. Und sie war sich sehr wohl bewußt, wie sie seine Nerven, seine Begierde aufstachelte durch diese brutale Offenheit, wie sie seine Lüsternheit reizte mit ihren Bekenntnissen. Mit weitgeöffneten Augen stierte er vor sich hin, als sehe er sie dort, so . . . so inmitten dieser Männer, als ahnte, als erriete er, was sie ihnen gegeben.

Höchste Leidenschaft, höchste Inspiration!

Leidenschaften, die den Schwachen stark machen, das Vollkommenste, das Gewaltigste wecken in der menschlichen Natur, deren größter Reichtum sie sind, die Basis jeder schöpferischen Kraft.

Er stöhnte, wie von eifersüchtiger Qual erfaßt:

„Verschenk!“ Und dann umklammerte er ihre Hände und flehte: „Und mir . . . willst Du Dich auch mir schenken?“

Da lachte sie hell auf und antwortete plötzlich, einen leichteren Ton anschlagend:

„Ach, Du? . . . Ich bin mit meiner Beichte noch nicht ganz fertig, und Du . . . Du bist eine neue Phase meines wechselvollen Lebens. Vielleicht — die letzte,“ fügte sie nachdenklich hinzu, „die letzte . . .“

Ein jubelnder Laut entquoll seinen Lippen.

„Professor Fritz Schröter, der größte der zeitgenössischen deutschen Bildhauer . . . wer weiß! Das klingt ganz gut und reiht sich den Namen würdig an, die an meinem Lebenshimmel prangen. Baudry, Cornwal, Heydon . . .“ sie lachte wieder, „und daß ich inmitten dieser Existenzen eines Tages mich als Schriftstellerin entdeckte, ist wohl natürlich. Ob ein Talent mir angeboren war . . . ich weiß es nicht, glaube es nicht, aber mein Schicksal gab mir die Impulse, mein inneres Erleben hat mich dazu gemacht. Ich brauchte nur festzuhalten, was in diesen Wandlungen sich mir aufdrängte, die Fülle, den Reichtum der Gedanken wiederzugeben, die auf

mich einführten, das künstlerische Empfinden auszustrahlen, mit dem diese genialen Naturen mich besetzten. Dann trieb es mich durch die Welt, überall empfang der Geist neue, triebkräftige Reime und — *me voilà!*“

Er sprang von dem Sesselfchen empor, auf dem er zu ihren Füßen hockte.

„Und jetzt . . .“ schrie er förmlich, „und jetzt . . .“

„Jetzt hat der freie Vogel aus den Lüften sich zur Erde niedergesenkt, auf fette Auen, in blühende Gehege . . . und es wäre möglich, ihn da einzufangen zu dauernder Haft.“

Er sah sie ungewiß an, als verstünde er nicht, was sie sagte.

„In Berlin kommen Einem nur solide Gedanken, und es überfällt Einen plötzlich der Respekt vor der legitimen Ordnung. Das Wort Geliebte hat hier einen abscheulichen Beigeschmack, ich sagte es Dir schon einmal. Und man hat nur die Wahl, in allen Ehren die Freundin eines Mannes zu sein oder seine — Gattin!“

Wie entgeistert starrte er sie an.

„Wir bleiben gute Freunde oder . . . Du trennst Dich von Deiner Frau und — heiratest mich.“

Der Schlag war gefallen.

Ganz kühl und wohlüberlegt hatte sie zuletzt gesprochen.

Er blickte sie an, als wolle er sich vergewissern, daß sie nicht einen Scherz mit ihm treibe.

Aber sie blieb ruhig und bedächtig vor ihm sitzen, als hätte sie nichts Außergewöhnliches gesagt.

In diesem Augenblicke flackerte das Licht in der blauen Ampel auf und verlösch. Das Zimmer war jetzt ganz in Dunkelheit getaucht, nur auf dem Tisch brannten die bunten Lämpchen und zeichneten den Lichtschein auf der Tischfläche greller als zuvor.

„Und das verlangst Du, Du, das Ideal, die Hoffnung aller ungebundenen Geister?“ mühselig rangen sich die Worte von seinen Lippen, „ist das Dein Ernst?“

„Mein voller Ernst!“

Sie hatte sich erhoben. Sein Auge flog angstvoll suchend, ungewiß umher und haftete auf dem Tisch mit seinem seltsamen Aufpuß. Mit unheimlichem Hohne grünte der Totenschädel ihn an.

Wie ein wüster Traum erschien ihm diese Stunde.

Aber Wirklichkeit war es, wie sie so vor ihm stand und mit fester Stimme wiederholte: „Mein voller Ernst!“

Da brach er in ein wildes Gelächter aus und rief ein über das andere Mal: „Sie tragen Eheringe, die ungebundenen Geister, sie gehen auf's Standesamt, die ungebundenen Geister,“ und mit einem Aufschrei sank er wie betäubt auf die Ottomane nieder.

* * *

„Rajch, Antchen, etwas von Goethe, bevor ich mich selbst zum Worte melde. Ich lese ihn jetzt wieder mit wahrer Inbrunst, und auf Alles, was sich uns andrängt, giebt er Antwort. Auf unser Gespräch neulich zum Beispiel, wo Du vor unserem alten Kreisarzt und mir es verteidigtest, daß geniale Naturen sich nicht an allgemein gültige Gesetze binden Beinahe hättest Du uns Beiden gegenüber das letzte Wort behalten, doch da erscheint heute der Altmeister auf der Bildfläche und sagt: „Daß ungebundene Geister die reine Höhe der Vollendung vergebens erstreben . . .“ Dem glaubst Du doch. Er hat es an sich erfahren, wie man ungebunden sein kann, frei im Geiste, und höchste Vollendung dennoch erreichen kann im Gesetzmäßigen und strenger Selbstdisziplin. Da hörte ja Verschiedenes auf, wenn Jeder holterdiepolter tun könne, was ihm beliebt, — Alles! Und sich dann darauf beriefe, große Geister seien an nichts gebunden. Nein, mein geliebtes Kind, laß Dir Grenzen und Begriffe nicht verrücken durch eine Umgebung, die ja sehr geistreich und amüsant sein mag, aber von Grundsätzen wenig zu wissen scheint. Vieles, was Du in aller Harmlosigkeit mir erzähltest, beunruhigt mich, und wenn Du den jungen Schriftsteller mal siehst, der so viel Weltverbesserung geschrieben hat, dann grüße ihn von mir und sage ihm, Dein Urgroßvater, der „alte Mübinger“, hat in einem Tage mehr dazu getan, als er in zehn Jahren schreiben wird, und war nur ein einfacher Arbeiter von Hause aus. Aber in einer Umgebung — Dein Schriftsteller würde es „Milieu“ nennen — aufgewachsen, wo ihm die Augen aufgingen über das, worüber sie heute als wissenschaftliche Volksbeglückung sich den Kopf zerbrechen. Viel geht dabei nicht flöten, wenn Euer moderner Salonsocialist sich den seinen zerbricht, denn wenn in seinem Schädel nicht mehr drin ist, als in seinem Buche, dann wäre das Unglück zu ertragen. „Jusament“ hat Dein Urgroßvater mütterlicherseits, Graf Konrad Heinrich Johannes Albert von Ellguth gesagt, und Ante, auf diese beiden Urgroßväter besinne Dich manchmal in diesem modernen Geistesleben, das Dich umgiebt. Das kann keinesfalls was schaden. Im rechten Fahrwasser bin ich nun und wollte eigentlich wieder anknüpfen an die große Weihnachtsfreude, die Du mir bereitet hast. War das ein köstlicher Einfall! Weißt Du, Kind, der entsproß noch der Ellguth-Mübinger'schen Zeit, der guten, alten. Wo jeder Gedanke noch in der Familie wurzelte und wo naturgemäß zum Familienoberhaupt Alles hindrängte. Und darum bist Du gekommen! Riffest Dich los von dem Neuen, Interessanten, liebest selbst den Mann allein, der nicht fort konnte von seiner Arbeit, und sagtest: Die Weihnachtsfeier einer Großmutter, einer alten Frau hat größere Rechte wie die eines jungen Ehemannes. Er legt in seinen modernen Anschauungen weniger Wert auf solche Weihestunden wie sie . . . und endlich Kind . . . Du hast es fein herausgefühlt, wie oft erlebt man sie noch in meinem Alter? Und darum, sei bedankt noch viele Male, und Gott segne Dich!

Schön war's, mein Liebling. Alle zehren wir noch an der Erinnerung.

Jeden Tag sprechen Franz und Dörthe davon, und ich glaube beinahe, es schleicht sich ein Ton von Intimität dadurch zwischen uns ein, den ich im Allgemeinen nicht gutheiße. Respekt muß sein, und Distanz muß man wahren . . . in aller Wohlgeneigtheit.

Gern hörte ich, daß Du Dich wieder eingelebt hast in Dein Heim. War es auch nur wenige Tage, die Du fort warst, so mag die große Einsamkeit und Stille hier draußen doch einen gehörigen Kontrast zu dem Getriebe bilden, in dem Du lebst, und das mußte überwunden werden. Gut, daß es leicht von Statten ging. Und daß Du aus dem verschneiten Erdwinkel hier glücklich in der Weltstadt wieder angelangt bist. Ich glaube, wir werden einen sehr strengen und langen Winter haben, und da werde ich für Dich niederschreiben, was aus meinem Leben Dir noch nicht bekannt ist — ein teuer gehütetes Geheimniß. Du sollst es erfahren und nicht etwa nach meinem Tode erst, sondern sobald als möglich. Ich hätte es Dir eigentlich erzählen können, aber da besiel mich eine gewisse Scheu, und denke Dir, ich glaube, es wird mir jetzt leichter, mit der Feder zu sprechen, als mit den Lippen. Das sind so Einsiedlergewohnheiten! Ich gebe ihnen nach, und Du wirst sie respektiren. Sobald ich es aufgezeichnet habe, schicke ich es Dir.

Gestern war der Kreisarzt und der Pastor da, und richtig haben sie mich zu einem Whist persuadirt. Zweimal die Woche. Sonst kämen sie selbst um das Vergnügen, behaupten sie, denn es fehle ihnen der Dritte. Jetzt geht's, mit dem Strohmann natürlich. Dienstag und Freitag. Na, meinerwegen. Pastor und Doktor schießen in den Wall meiner Konsequenz Bresche. Im Vertrauen, ich hätt's nicht getan, denn der Pastor spielt schlecht, wenn ich nicht vermutete, Du steckst dahinter und hast mit dem Kreisarzt ein Komplott angezettelt, daß sie mein Alleinsein mal unterbrechen. Und ich will Dir Deine Kreise nicht stören und Deine Gewaltmaßregeln nicht unterbinden. Aber der Pastor spielt wirklich schlecht, und ich weiß nicht, ob meine Bücher und meine Gedanken nicht bessere Zerstreuung bieten, als seine falsch angesagten Honneurs und mißbrauchten Moutz, na, wie Gott will!

Was Du mir von Wilberg erzählt hast, war mir sehr erfreulich. Er scheint ein ausgezeichnete Mensch zu sein, und es ist mir lieb, daß Du einen aristokratischen Gesinnungsgenossen hast, in dieser gegen alle feudalen Sitten revoltirenden, modernen Welt. Ein kleines Fähnlein seid Ihr nur neben diesem gewaltigen Heer revolutionärer Ideen . . . aber solche Fähnlein sind gewöhnlich mutig und tapfer. Grüße ihn von mir ganz herzlich und auch Deinen Mann, diesen, aus seinem so enthusiastisch gepriesenen Weimarianischen so schnell in's Berlinische Geflüchteten, und bestelle ihm, Corona Schröters Andenken solle er nur in Ehren halten. Was von dort kommt, vergolde und überstrahle immer noch alle moderne Kunst. Das dauert auch noch ein Weilchen.

Und nun noch Eins, mein Antchen. Achte auf Dich, etwas verdächtig kamst Du mir doch vor, und wenn es so weit ist, dann melde es mir.

Stets in innigster Liebe

Großmutter.

* * *

Rudolf von Wilberg hatte sehr schöne Herbsttage bei seiner Mutter verlebt, bevor er seine neue Stellung in Berlin antrat. Er erinnerte sich gern der frühlichen Zeit. Unter den anwesenden Gästen gab es immer eine ganze Schaar junger Kousinen, und eine von ihnen, Stephanie v. Werblitz, war ihm, als außerordentlich hübsch und sympathisch, angenehm aufgefallen. Das gab seiner Mutter zu allerhand Plänen, Wünschen und Hoffnungen Veranlassung. Sie hatte eine sehr ernsthafte Unterredung mit ihm.

„Ich bitte Dich, Rudolf, denke endlich ernstlich daran, Dich selbst zu machen,“ hatte sie ihm gesagt, „die Verwaltung so großen Grundbesitzes erfordert die Hand eines Herrn.“

„Aber Mama, es ist in den besten Händen bei Dir. . .“ antwortete er zärtlich, „sicherlich würde ich es lange nicht so gut verstehen, wie Du. Hier blüht und gedeiht ja Alles herrlich. Ganz so wie zu Papas Zeiten, und Alles wird fortgeführt in seinem Geiste . . . mehr noch, Mama, meine Revenue hat sich vergrößert seit dem vorigen Jahre . . .“

„Ach, Rudi, scherze nicht über so ernsthafte Dinge. Du weißt doch, daß die Brauerei, die Papa noch im Jahre vor seinem Tode anlegte, jetzt glänzend prosperirt. Man vergleicht das Bier mit dem Pilsner . . .“

„Mir schmeckt's besser . . .“

„Bitte, Rudi, Du solltest wirklich seriöser über so wichtige Fragen denken . . .“

Da hatte er sie stürmisch in seine Arme gezogen und lachend ausgerufen: „Einzige, beste Mama, warum soll ich so angenehme Dinge wie „beinahe Pilsner“ und eine vergrößerte Revenue nicht von der heitersten Seite betrachten? Es giebt ja wirklich nichts Heitereres als das . . .“ und nun küßte er sie so herzlich und zärtlich, bis sie ganz außer Atem rief:

„Nein, Rudi, mit Dir ist wirklich nichts Gescheidtes anzufangen.“

„Oh doch, Mama, ganz gewiß! Sobald ich meine Lage hier in Böhmen gefährdet sehen sollte, komme ich, darauf kannst Du Dich verlassen. Bis dahin . . . ja, Mama . . . es ist wirklich nicht einmal nötig, daß meine Revenuen weiter steigen . . .“

„Du hast gar keinen Erwerbsinn, Rudi, leider. Aber das werden sie trotzdem, wenn wir die Brauerei vergrößern.“

„Vergrößern, Mama,“ rief er in komischem Erschrecken, „Herr Gott . . . es giebt ja ohnedies so viel Bier . . .“

„Davon verstehst Du eben nichts, Rudi!“

„Na, siehst Du, und dabei willst Du immer, daß ich die Güter selber bewirtschafte. Weißt Du, Mama, ich würde das Pilsner ganz allein austrinken, das wir brauen, und ich fürchte, meine Revenuen würden kleiner werden.“

„Es ist wirklich mit Dir nichts anzufangen,“ entgegnete sie scheinbar schmollend, „aber Eins sage ich Dir doch, lange geht's so nicht weiter . . . ich werde alt, Rudi . . .“

„Du, Mama! Die schönste, junge Frau, die ich kenne . . . damit komme mir nicht. Bange machen gilt nicht. Du, alt! Ja, was soll ich denn dann erst sagen?“ Wieder hatte er ihre Hände ergriffen und sie mit Küßen bedeckt, aber jetzt war doch ein Ton von Rührung in seiner Stimme, als er hinzufügte: „Eine Frau von Deiner Energie, von Deiner Tatkraft bleibt ewig jung . . . da können die dummen Jahre nicht 'ran und an Deine unverwundliche Schönheit erst recht nicht . . .“

„Schmeichler, willst Du es auf diese Weise versuchen?“ antwortete sie halb versöhnt, „aber ich erkläre Dir, ein Weilchen will ich's noch mit ansehen, dann aber verkaufe ich das Gut und ziehe nach Wien. So ein Besitz erfordert das Auge des Herrn, man hat ja nicht einmal so viel zu tun damit, wenn man die geeigneten Persönlichkeiten um sich hat, und Papa wußte solche zu finden, Alles prima, aber dabei muß man sein. Und wenn Du nun absolut nicht willst, dann müssen wir eben darauf verzichten.“

„Aber doch nicht, bevor die neue Brauerei fertig ist?“ Und dann, aus dem übermüthigen Ton in einen nachdenklichen übergehend: „Uebrigens, Mama, ich will das doch Alles in ernsthafteste Erwägung ziehen. Vielleicht ist es das Richtige und das Bessere . . .“

Sie sah ihn scharf an, und als sie ihn jetzt wirklich geneigt glaubte, auf ihre Absichten einzugehen, wollte sie seine veränderte Stimmung weiter ausnützen und sagte: „Gott, denke doch, Rudi, Du bist mein Einziger. Und es ist mein innigster Wunsch, Dich vermählt zu sehen, Enkel mich umspielen . . . Gerade, weil ich zu einem tatkraftigen Leben nach Papas Tode mich aufraffen mußte, um Dir Alles zu erhalten, sehne ich mich nach einem Alter, in dem ich eine ganze Menge Familienfreuden zu genießen hoffe. Dich und Deine Frau und Deine Kinder. Im Grunde genommen war's doch recht einsam um mich seit meiner Witwenzeit. Papa tot, Du nur ein seltener Gast daheim, und was so an Freundschaft und Verwandtschaft um einen 'rum ist . . . das ist ja soweit ganz schön, aber das Rechte ist's doch nicht.“

Er betrachtete sie, wie sie vor ihm stand, genau.

„Weißt Du, Mama,“ sagte er dann, aus schwerem Sinnen sich aufräufend: „mache Dir keine Sorgen darüber, ich verspreche Dir, Du sollst die Freuden, nach denen Du Dich sehnst, nicht entbehren . . . etwas früher oder später . . . ich werde heiraten . . .“

„Na, endlich, Rudi! Wie glücklich bin ich über Dein Versprechen,

und daß Du Dir die Sache anders überlegt hast, und jetzt noch Eins, findest Du Stephanie nicht reizend? Ein köstliches Geschöpf. Schön, schlank wie eine Tanne, witzig und gescheit, vortrefflich erzogen, dabei reich . . .“

„Herrgott, Mama, das ist wirklich ein bißchen zu viel für einen Sterblichen.“

„Für Dich nicht, mein Rudi, Du verdienst das Höchste,“ und nun errang sie auch halb und halb sein Versprechen, sich mit Stephanie, natürlich ohne daß diese es merkte, eingehender zu beschäftigen.

Bei seiner Abreise wiederholte er seine Zusage, mit dem Gedanken an eine Ehe sich zu befreunden, so daß sie ihn diesmal beruhigter als sonst nach seinem Urlaub abreisen sah. Anfang Oktober war er dann in Berlin eingetroffen und hatte Schröters aufgesucht und die in Rom angeknüpfte Bekanntschaft aufgenommen.

Die Erinnerung an die ihm sympathische junge Frau hatte ihn dazu bestimmt.

Aber wie hatte er sie wiedergefunden!

Müde, gebrochen, fortgewischt jener Anhauch sonniger Daseinsfreude, jene reizvolle Harmlosigkeit und entzückende Fröhlichkeit. Beim ersten Blick in ihr blaßes Antlitz hatte er gesehen, daß die dunklen Rätsel der Menschenseele, die unbändigen Triebe der menschlichen Natur sich ihr enthüllt hatten. Der bleiche Schrecken, den ihr dies eingeflößt, ruhte auf ihren Zügen. Andere mochten dies nicht bemerken, Andere, die sie früher kaum gekannt hatten oder es auch ganz natürlich fanden, daß die Ehe den Blütenzauber junger Seelen abstreife und ihnen die Erkenntniß bringe. Wie in dieser Ehe die bitterste und häßlichste oft . . . wer denkt an solche Dinge? Ihn aber berührte es peinlich.

So war es geschehen. Sie hatte gelitten, sie litt an der Seite dieses selbstfüchtigen, hochmütigen Mannes, der kein Verständniß hatte, haben wollte für die zarten Stimmungen einer vornehmen, feinfühligten Frauennatur. Sie zu sich herabzuziehen, hatte er sicher versucht, zu der wüsten Moral uner schöp flichen Genußes, der er huldigte. Rücksichtslos und um jeden Preis.

Und ohne sich eigentlich Rechenschaft geben zu können, was ihn dazu antrieb, gelobte er sich, ihr zur Seite zu bleiben.

So kam er oft in das Haus, dessen laute Geselligkeit ihn abstieß. Aber er ertrug es, um sie nicht allein zu lassen in diesem Kreise, mit dem sie keinerlei Berührungspunkte hatte.

Es war beinahe wieder so wie in Rom.

Und dabei mußte er seit dem Besuche bei seiner Mutter, daß er Stephanie v. Werblitz heiraten, ihr ein ausgezeichnetes Gatte werden würde, ein tüchtiger, wohlbesorgter Gutsherr, der Vater einer Schaar frischer, hübscher Kinder . . .

Die Vorstellung machte ihn nervös.

Kinder! Das schien ihm überhaupt etwas Schreckliches.

Was würde sie mit ihrem Kinde anfangen?

Da er aus allen seinen Fragen, Betrachtungen, Rückerinnerungen gar keinen Ausweg mehr fand, sprang er empor, klingelte nach seinem Diener und war eine Viertelstunde später auf dem Wege zu Schröters.

* * *

Er fand Ante allein, wie jetzt häufig in den Nachmittagsstunden. Sie machte von dem Vorrechte, sich zurückzuziehen, möglichst oft Gebrauch; dem einzigen.

Es schien ihm, als sähe sie wohler aus als in der letzten Zeit und als wäre sie weniger apathisch als sonst.

Er äußerte seine Freude darüber.

„Ganz gewiß, lieber Baron, es geht mir gut heute . . . ich fühle mich besser als seit langer Zeit, ja wirklich, viel wohler, und ich freue mich darum, daß Sie gekommen sind, damit Sie, der so oft in Stunden der Depression neben mir ausgeharrt, auch bei mir sind, wenn ich in angenehmer Stimmung bin.“

Er wagte nicht nach dem Grunde dieser Veränderung zu fragen.

Aber sie kam ihm zuvor, und indem sie ihn einlud, sich niederzulassen, fügte sie hinzu:

„Ich glaube, nichts belebt unsere Stimmung so, wie feste Entschlüsse. Und nach dieser Hinsicht werde ich Ihnen Manches erzählen.“

Er sah sie noch immer erstaunt an. Das lange, faltige Gewand aus hellblauem Kaschmir verhüllte ihre Gestalt, trotzdem wurden die Formen schon zum Verräter ihres Zustandes. Und wiederum überkam ihn tiefes Mitleid mit ihr.

Sie bot ihm eine Tasse Tee an, den der Diener soeben hereingebracht hatte.

Er war froh, daß es eine Ablenkung gab und er die Möglichkeit fand, etwas Alltägliches zu sagen.

„Wie merkwürdig, daß der Tee bei uns jetzt auch eine so große Rolle spielt im geselligen Leben“ . . .

Sie lachte und sagte: „Weshalb scheint Ihnen das merkwürdig, er ist ein ebenso gutes wie anregendes Getränk und zu allen Zeiten zu genießen . . . nein, wissen Sie, Baron, daß wir Beide uns über den Thee als Gesellschafts- oder Volkserwärmungsgetränk unterhalten . . . das . . . das finde ich komisch.“

Und nun lachte sie so heiter und belustigt, wie er sie lange nicht mehr lachen gehört. Er mußte sich besinnen, ob überhaupt schon. So möchte sie gelacht haben damals, als sie vom Leben noch nichts kannte, als sie noch Ante v. Reichstein war.

Damals, als er sie noch nicht gekannt hatte.

Damals, als sie das Lachen noch nicht verlernt hatte.

Es klang so hübsch und hell und vergnügt, wie sie ihn jetzt auslachte. Wenn sie ihn doch öfter auslachte.'

Mit wahrer Freude fühlte er sich als komische Person.

Wie gern wollte er allerhand törichtes Zeug schwätzen, wie vorhin seine tiefsinnige Betrachtung über den Tee.

„Ja, gut ist er wirklich. Sehr angenehm, und man kann ihn auch mit Kognak und Zitrone trinken und mit Milch, und in Rußland tut man auch Konfekt hinein . . . das Alles kann man bei anderen Getränken nicht und . . .“

Sie lachte jetzt so herzlich, daß es einiger Sekunden bedurfte, ehe sie zu sich kam, in ihm aber stieg ein trauriges Gefühl auf.

Und als wäre von seinen geheimen Gedanken etwas auf sie übergesprungen, sagte sie ernst werdend:

„Nun aber sollen Sie auch meine Neuigkeiten erfahren. Also denken Sie, Baron, ich werde, sowie das Frühjahr kommt, verreisen. Und fortbleiben von Berlin so lange . . . ja, so lange als möglich. Großmutter wollte, wir sollten zu ihr nach Hermsthal kommen, sie hätte meinethwegen natürlich das Opfer gebracht, ihre Einsiedelei mit Gästen zu beleben. Aber das wollte ich nicht, durchaus nicht, und so haben wir uns dahin geeinigt, daß ich an die Ostsee gehe! Es soll wunderhübsch sein. Wir werden eine Villa am Strande mieten, und ich werde den ganzen Sommer hindurch das Meer sehen. Ach und ich liebe das Meer . . . ich freue mich auf das Meer.“

Er blickte betroffen auf. Es war ein so eigentümlicher Klang in ihrer Stimme.

„Wissen Sie, warum ich es liebe?“

Er fand keine Antwort auf ihre Frage und sah sie zerstreut an. Im Zimmer herrschte das graue Dämmerlicht einer winterlichen Nachmittagsstunde. Draußen fiel der Schnee in großen, weichen Flocken nieder. Lautlos. Die Schneeflocken setzten sich an das Fenster und lugten durch die breiten Scheiben in's Zimmer. Schwermütige Empfindungen hatten sich ihrer jetzt wieder bemächtigt.

Vorbei des Lachens froher Klang.

Der Grundton der Melodie um sie her war Wehmut, war Schmerz.

„Das Meer! Ich glaube, es hat etwas Verwandtes mit denen, deren Lebensschicksale schwer sind, geheimnisvoll, unergründlich . . . und deshalb zieht es mich an — das Verwandte.“

So hatte sie noch nie zu ihm gesprochen.

Es war etwas Sprunghaftes, Nervöses in ihrer Stimmung.

Beunruhigt blickte er sie an, ohne daß sie es merkte. Augencheinlich war sie mit ihren Gedanken nicht bei ihrer Unterhaltung. Es fiel ihm jetzt erst auf, wie gezwungen diese war.

Er sann einen Augenblick über eine Antwort nach. Etwas Allgemeines wollte auch er sagen, da verbarg sie plötzlich ihr Antlitz in den Händen und brach in ein erschütterndes Schluchzen aus.

Ratlos, in höchster Verwirrung blickte er auf sie.

War das eine jener Erscheinungen, die ihr Zustand mit sich brachte? War es mehr, ein Zugeständniß, ein Vertrauen, das sie, die sonst so Beherrschte ihm damit entgegenbrachte, daß sie sich ihrem Schmerze hingab, ihn zum Mitwiffer desselben machte?

Er ließ den ersten heftigen Ansturm vorübergehen, dann erst löste er sanft ihre Hände von dem tränenüberströmten Gesicht und sagte mit leiser, weicher Stimme: „Ich danke für Ihr Vertrauen, das Sie einem wahren, ergebenen Freunde schenken,“ und ihre Hand küssend, fügte er hinzu: „Sie wissen, daß Sie es dürfen. Sie fühlen, daß meine grenzenlose Verehrung für Sie mich dessen wert macht.“

Sie nickte zustimmend mit dem Kopfe, und ein wehes Lächeln huschte über ihre Züge.

„O ja, ich weiß, ich weiß“ . . . lispelte sie fast unhörbar, und Schluchzen ersticke ihre Stimme. „Ich weiß . . . ich weiß . . .“ sie versuchte sich zu beruhigen und ihrer Stimme Festigkeit zu geben: „Ja, denken Sie, lieber Freund, können Sie das auch nur begreifen, Sie sind der einzige Mensch auf der Welt, dem ich eine wahre, warme Theilnahme an mir zutraue.“

Sie brach in erneutes Schluchzen aus.

„Wie mich das stolz macht,“ sagte er einfach. „Und glauben Sie mir, ich weiß es zu würdigen, und seien Sie dessen gewiß, wie ein Freund, wie ein Bruder stehe ich neben Ihnen.“

Ein erleichternder Atemzug. Sie sah ihn dankbar an. Er hatte das erlösende Wort gefunden. Nur so konnte sie ihm gegenüber die Maske fallen lassen, sich auf Stunden wenigstens des qualvollen Zwanges entäußern, der sie zu ersticken drohte. Auf Stunden des Vertrauens, die ihr die Gewißheit bringen würden, daß sie nicht ganz verlassen sei, ganz einsam, ganz preisgegeben der Willkür eines Mannes, den sie — verabscheute. Sie würde wissen, daß Jemand da sei, den sie rufen könnte, wenn ihre eigene Kraft versagen sollte in dem furchterlichen Kampf. Einen Freund, einen Bruder! Sie sprach ihm das Wort halblaut nach: „Bruder!“ Etwas Befriedigendes, Rührendes lag in dem Ton, und tiefe Ergriffenheit bemächtigte sich seiner.

Wie rührend, wie verängstigt-zaghaft war diese Gestalt, wie sie in banger, heiliger Scheu jetzt zu ihm aufblickte. Wahrlich, sie sollte sich nicht in ihm getäuscht haben. Wie eine Heilige wollte er sie betrachten.

Und in rascher Ideenverbindung stieg die Erinnerung an die mater dolorosa vor ihm auf, und vor wie vielen Bildern der schmerzreichen Mutter er mit ihr zusammen in Rom gestanden hatte. Wunderlichkeiten

des Zufalls. Wie sie jetzt die Hände in den Schoß gefaltet über dem hellen Gewande, den Kopf mit den blonden Haaren leicht geneigt vor ihm saß, da erinnerte sie ihn lebhaft an die Madonnen Paolo Veroneses. Aber neben diesen Heiligenschauern, die von ihr ausgingen, war sie doch auch ein Weib, ein unglückliches, tiefgekränktes Weib, dem kein menschliches Leid fremd war, denn sie hatte trotz ihrer Jugend schon das Schwerste in sich erlebt. Einem Kinde würde sie das Leben geben, dessen Vater ihr fremd geworden, mehr als das, den sie verachtete, den sie hassen mußte. In dem sonnenhellen Himmel ihres Daseins hatte sich undurchbringliches Gewölk aufgetürmt. Fern war sie der, die sie liebte, fern der, die um ihr Glück gebangt, diesem Glücke ihr Leben geweiht hatte . . . fern dieser mütterlichen Großmutter, die eine ganze Welt von Liebe für sie umschloß. Unter kalten, gleichgiltigen Menschen mußte sie leben, unter neidischen, gehässigen — sie, die an so viel Wärme gewöhnt war, an so viel Güte und Sorglichkeit . . . Tiefes Mitleid erfaßte ihn, als er sie so vor sich sah, beraubt aller dieser Güter, so ganz in Armseligkeit und Verlassenheit.

Und als fühlte sie dieses Mitleid, sagte sie leise, fast als schäme sie sich ihres Glends: „Und nichts, nichts blieb mir auf der Welt als die traurige Pflicht!“

„Es wird wieder besser werden, heller, schöner,“ versuchte er sie zu trösten.

„O ja, das wird es wohl,“ antwortete sie mit einem rätselhaft träumerischen Gesichtsausdruck, „das wird es wohl, wenn erst diese traurige Pflicht erfüllt ist.“ Und dann, als spräche sie mehr zu sich, kaum vernehmbar: „Und diese selige Pflicht!“

Er bedurfte keiner ganzen Ruhe, um ihr die schmerzliche Erschütterung zu verbergen, die sie in ihm hervorrief.

Da saß dieses junge, schöne Geschöpf vor ihm, umgeben von allem Glanz, allem Reichtum des Lebens — eine Bettlerin!

Hungernd und dürstend nach Liebe und verlassen von dem, der sie ihr schuldete. Begehrnd und verlangend nach Anteilnahme an dem feimenden Leben, das sich in ihr regte, und allein mit ihrem Fürchten und Hoffen. Als hätte sie seine Gedanken erraten, sagte sie in rascher Auffwallung: „Um zu verstehen, wie unglücklich mein Loos, müssen Sie wissen, wie glücklich ich war. Darf ich Ihnen davon sprechen, lieber Baron“ . . .

„Jedes Wort, das Sie mir sagen, betrachte ich als eine besondere Auszeichnung und bewahre es wie ein Heiligtum.“

„Bitte, sagen Sie mir noch Eins. Halten Sie es für eine Sünde, wenn wir zu glücklich sind . . . wenn wir . . . wenn wir so bis an die äußersten Grenzen des Glücksempfindens angelangt sind, daß wir an den Himmel auf Erden glauben und dadurch jenes Andern entraten, der uns die höchsten und letzten Seligkeiten verheißt . . . im Glauben! Ich habe

oft darüber nachgedacht, ob nicht darin eine Verfündigung lag, die ich jetzt so schwer büßen muß."

"Ich bitte Sie, teure Freundin, quälen Sie sich nicht mit solchen Gedanken. Glück recht empfinden, Glück ganz empfinden ist der Ausdruck höchster Dankbarkeit, frommsten Glaubens gegen jene unsichtbare Macht, die dieses lebenspendende, göttliche Gefühl erweckt hat. Nur die sind gottbegnadet, die sich bewußt sind der Freuden und Schönheiten, die das Leben bietet, die sie auszukosten und sich in jauchzender Seligkeit damit zu durchdringen vermögen."

"Aber warum muß ich so viel leiden?" fragte sie mit fast naivem Ausdruck.

Ein schmerzliches Lächeln spielte um seine Lippen. Wie sollte er ihr darauf eine Antwort geben.

"Ob bewußt, ob unbewußt, ich kannte das Glück, und ich liebte es und verstand es und wollte mehr und immer mehr davon haben. Nicht aus Uebermut und nicht aus Eitelkeit . . . aber . . . ja aber, ich glaubte so an die Größe und an die Bedeutung und das Künstlerische . . . so wie man an die Größe, an etwas Ueberirdisches glaubt, so ohne Zweifel, ohne Nachdenken . . . ganz im reinsten Vertrauen . . . und diese falsche Gottheit ist mir zertrümmert worden — Das war's! Ja das! Denn denken Sie, ich wollte mir ein eigenes Heiligtum aufrichten, einen Tempel für mich allein, mit einem Gotte darin, der nur mir gehörte — mit meinem Gatten, und das war — Götzendienst! Das war vermessene. Ich dachte eben, ich könne Alles einheimsen an Glück! Das war die Sünde! Die begehrliche Sünde!"

Sie sprach wie im Traume, und er unterbrach sie absichtlich nicht. Mochte sie ihr Herz erleichtern.

"Was war ich stolz und froh, als er sein Auge mir zuwendete. Dieses Künstlerauge. Wie jauchzte mein Herz! Und als er dann mit mir sprach — so einfach und schlicht, so warm und lieb . . . können Sie sich das denken, so ganz ohne jenen Hochmut, ohne jene Mäuren, die sich später erst zeigten — zu spät! Nimmer hätte ich es sonst gewagt . . . nie . . . niemals! Wie hätte meine harmlose, ahnungslose Seele sich herangetraut an diese überstiegenen, krankhaft-erregten Stimmungen seiner Künstlernatur. Aber nichts von alledem — froh, harmlos, liebenswürdig gab er sich, ohne irgend einen Zweifel wachzurufen. Dieser Gott war ein Mensch, ein liebenswürdiger, natürlicher, fröhlicher Mensch. Und dieser Mensch war ein Gott, ein Künstler, der das Schöne, das Erhabene schuf . . ."

Sie hielt einen Augenblick wie erschöpft inne.

"Schröter ist in der That einer der größten Künstler . . ." sagte er, aber es klang unmutig und als ob er nur überhaupt etwas sagen wollte. Sie empfand das.

"Wollen Sie mich damit trösten . . . ich weiß heute, daß der größte

Künstler nichts bedeutet, wenn er nicht auch ein großer Mensch ist. Für seine Schöpfungen vielleicht, aber ich denke mir, daß auch ihnen der Adel fehlen mag, der erst die Vollendung giebt. Ob er je das Höchste, das Beste erreichen wird?"

Sie sann vor sich hin . . . „das Höchste!"

Nach einer kleinen Pause:

„Ich hindere ihn daran, klagt er, aber ich weiß jetzt, daß dies nicht wahr ist . . . Lüge, Lüge, tausendmal Lüge" . . . ihre Stimme bebte in leidenschaftlicher Erregung, „damit hat er mich Anfangs eingeschüchtert und erschreckt, nun nicht mehr! Was ihn hindert, das Größte zu vollbringen, ist seine eigene Kleinheit.“

Sie lachte bitter auf.

„Und wie klug, wie geschickt wußte er mich darüber zu täuschen. Mich, das war nicht schwer. Ein weltfremdes, törichtes, leichtgläubiges Mädchen, das man mit tausend feinen Künsten in sich verliebt macht," sie schauderte zusammen, „mit welchen Künsten er, der überlegene, der erfahrene Mann! Was wußte er zu wecken in meiner Seele! Fürchterlich!"

Sie zauderte einen Augenblick.

„Ich weiß nicht, wo ich den Mut hernehme, Ihnen das Alles zu sagen — Und doch, mir ist's, als müßte es Einer wissen. Es ist wie ein Vermächtniß. Frauen in meiner Verfassung denken leicht daran" . . . sie erröthete und sah verschämt vor sich hin.

Mater dolorosa! zog es wiederum durch seinen Sinn.

„Wie wunderbar! Ich spreche da mit einem fremden Manne, von dem Intimisten, von dem Geheimnißvollsten in meinem Leben . . . von der Seligkeit der Vergangenheit, von dem Elend der Gegenwart und von den schmerzlich-süßen Erwartungen der Zukunft," ein schwerer Seufzer löste sich von ihrem gepreßten Herzen, „aber dieser fremde Mann ist mein Bruder" . . .

Er hatte ihre Hand ergriffen.

Wortlos!

Sie aber wußte, daß er auf's Neue sich ihr als solcher angelobe.

Und plötzlich durchdrang sie das Gefühl, daß sie ein Höchstes an treuer Freundschaft in ihm gewonnen. War sie dazu auserkoren, daß Glück und Leid so dicht umschlungen in ihrem Dasein stehen, daß Eines nur im Andern wurzeln konnte? Welches Schicksal! Würde sie es tragen können? Hatte sie in der kurzen Zeit ihrer Ehe nicht Ewigkeiten von Leid ausgeschöpft? War es denn möglich, daß kaum ein Jahr dahingegangen, seit sie in taumelndem Glückszuschau das Haus der Großmutter verlassen hatte?

Sie griff mit der Hand nach der Stirn, als müsse sie sich erst besinnen, was mit ihr vorgegangen war.

Wie aus wirren Träumen blickte sie auf Wilberg.

Ein Freund, ein Bruder!

Sie lächelte schmerzlich.

Jawohl sie hatte einen Bruder, und dem wollte sie jetzt noch von Großmutter Manches sagen.

Wer weiß, ob die Stunde je wiederkehrt.

„Aber Eines ist, das ich nicht begreife, daß er auch die Großmutter zu täuschen vermochte, diese kluge, feinfühlige, hellsehende Frau. Sie sträubte sich ja anfangs gegen diese Ehe, aber sie wußte nicht recht, warum, und dann, welche Gründe hätte mein Wille nicht besiegt? Dieser Wille, der nur ein Ausfluß seiner Macht über mich war. Unheimlich, wahrhaftig. So jede Faser meines Ichs mit seinem heißen, lockenden Wesen erfüllend. Jetzt erst verstehe ich es. Eine Frau — eine —“ Sie beschattete wiederum ihr Antlitz mit der Hand, als wolle sie ihm den Ausdruck von Scham verbergen, der sich in ihren Zügen widerspiegelte. Nach einigen Augenblicken der Sammlung erst fuhr sie fort: „Großmutter war gegen meine Heirat. Fritz persönlich mißfiel ihr nicht, und seine Kunstwerke interessirten sie. Sie ist eine Kennerin. Sie mußte zugestehen, daß er der Ersten Einer sei. Und er wußte sie zu nehmen, weil er ohne jede Prätension seinen Künstler Ruhm trug. Scheinbar sogar bescheiden und ohne als etwas Anderes bei ihr gelten zu wollen als ein zärtlicher, lebenswürdiger, feinempfindender und vornehm denkender Mann, dem man beruhigt sein Teuerstes anvertrauen konnte. Das war ich, Baron, das war ich! Und ich bin es noch heute, nur glaubt sie mit ihren großmütterlichen Ansprüchen hinter seinen Rechten zurücktreten zu müssen. O, und wie er es verstand, ihren Widerstand zu besiegen.“ Sie krampfte die Hand zornig zusammen. „Wie er es verstand. Was aus ihrer Denkungsart das Beste schien, war auch für ihn das Beste. Und ihren aristokratischen Gesinnungen schmeichelte er, ihrer Vorliebe für die Tradition. Nichts merkten wir, waren ganz verblendet, wenn er so ehrfurchtsvoll, so mit bescheidenem Stolz von seiner Ahne Corona Schröter erzählte — nein, nein, und nun zu wissen, daß dies Alles Heuchelei war, Lüge, elende Berechnung. Wir waren so gläubig, denn warum sollte er nicht hochhalten, was wir hochhielten, die Ueberlieferung, den Respekt vor der Familie. Und ihn heute darüber spotten zu hören, so ganz im Neuesten mit großen Worten, von neuen Menschen, aus sich selbst geboren — pfui.“ Sie lachte schrill auf, und Wilberg beobachtete besorgt, wie ihre Erregung wuchs, wie ihre Verbitterung sich steigerte. Er hätte der sonst stets so ruhigen, zurückhaltenden Frau dies garnicht zugetraut.

„Was er heute sagt, dachte er damals schon, und so geschah es, um zu täuschen — zu täuschen, zu betrügen! Eine alte Frau, deren vertrauensvolle Vornehmheit keinen Hinterhalt vermutete, ein junges Mädchen, das in Hingebung und Bewunderung ihn anbetete. Großmutter's Widerstand galt dann eigentlich nur der Furcht vor dem fremden, neuen Lebenskreise, in den ich treten sollte, aber auch diese Bedenken wußte er zu besiegen. Er würde wissen, das Kleinod zu hüten vor jedem unreinen Anhauch, vor jeder

Häßlichkeit der Welt, nur im Schönen sollte ich leben, in Kunst und Liebe“ — Sie sprang empor. „Pfui, tausendmal pfui!“

Sie schüttelte sich wie in fieberndem Entsetzen, wie in Abscheu und Ekel. Er suchte sie zu besänftigen, ergriff ihre bebenden Hände und führte sie auf den Sitz zurück, von dem sie sich jäh erhoben hatte. Sie saß jetzt völlig gebrochen da, wie betäubt, der gewaltsame Gefühlsausbruch war in krankhafter Apathie erstorben. Dieser rasche Stimmungswechsel hatte etwas Schreckhaftes. Dieses sich Aufbäumen in elementarer Kraft und dann dieses Zusammensinken in wehrloser Ohnmacht.

Brüsend hastete sein Blick auf ihrer gebeugten Gestalt.

„Sie dürfen sich nicht so aufregen, liebe Frau Ante, quälen Sie sich nicht, beruhigen Sie sich.“

Sie nickte zustimmend und sagte mit ganz verändertem, müdem Tonfall: „Es geschah, und nun ist Alles vorbei, Alles. Und nun muß es getragen werden in Ruhe und Würde, und es wird mir leichter, jetzt, wo Einer lebt, der mein Vermächtniß empfangen hat — Einer, dem ich vertraue — mein Bruder!“

Todesstraurig klang das Wort.

Ihn durchschauerte es in trüber Ahnung.

Draußen wurden Stimmen laut. Lachend und aufdringlich tönten sie herein, und erst in diesem Moment gewahrte er, daß das Zimmer fast ganz dunkel war, nur ein letzter, schwacher Dämmerchein fiel durch die spitzenverhüllten Fenster.

Instinktiv hatte er das elektrische Licht aufflammen lassen.

Sie biß sich auf die Lippen. Sie verstand, daß er, um sie vor einer Rohheit zu schützen, nicht allein mit ihr im Halbdunkel getroffen werden wollte.

Und nun stürmte es auch schon über sie her in rücksichtslosem Trubel — Schröter, Irene, Professor Weidbrecht und Mizi Herzen waren eingetreten.

Völlig gefaßt trat sie ihnen entgegen. Jede Spur der Aufregung von vorhin war verflogen. Es fiel Wilberg schwer, es ihr gleichzutun an Kaltblütigkeit.

„Du hast Besuch, Ante, da haben wir es ja gut getroffen.“

„Der Baron war so liebenswürdig, mir Gesellschaft zu leisten,“ antwortete sie ruhig.

„O, er ist immer liebenswürdig, der Baron,“ lachte Schröter, „und es ist nett, daß wir ihn noch treffen. Wir kommen aus dem Atelier, die Kölner Gruppe soll morgen oder übermorgen abgehen, und meine Freunde wollten sie vorher noch sehen, und dann schlug ich ihnen vor, noch Deine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen und sich hier oben noch ein wenig zu restauriren. Ist Dir doch recht, Ante? Ich weiß zwar, daß man Dir

jetzt keine Scherereien machen darf —“ er lachte cynisch, „aber ein paar Sandwiches und ein Glas Pilsner wirst Du uns wohl serviren lassen.“

„Gern,“ sie gab dem eintretenden Diener einige Anordnungen und lud die Gäste zum Sitzen ein.

„Dann lassen wir Dich auch wieder in Ruhe. Wir wollen zum „Tristan“ heute Abend, Irene kennt die Berliner Aufführung noch nicht, und Weitzbrecht und Mizi haben auch allerhand vor. Also noch so ein halbes Stündchen, eine kleine Plauderei. Das ist die angenehmste Zeit, nicht wahr, Baron.“

Sein ununterbrochenes Reden, das Niemand weiter zu Worte kommen ließ, hatte etwas Nervöses, Unruhiges an sich, das den Anwesenden auffallen mußte.

Der Diener hatte inzwischen die Brödchen und das Bier herumgereicht.

„Delikat, nichts angenehmer als so ein improvisirtes kaltes Buffet,“ sagte Weitzbrecht.

„Also laßt's Euch schmecken, Kinder,“ rief Schröter und erhob sein Glas, „Prosit, Herrschaften!“

„Hast Du die Kölner Gruppe schon gesehen?“ fragte Mizi.

„O, natürlich, kam es schwer über ihre Lippen. Es bedrückte sie, die Unwahrheit zu sagen. In Wirklichkeit war sie seit der Rückkehr aus Hermsthal noch nicht im Atelier gewesen.

„Meine Frau muß sich jetzt schonen und darf nicht im kalten Atelier, vor kaltem Marmor stehen,“ warf er hastig ein.

„Aber dieser Marmor ist nicht kalt. Er ist belebt, warm, wundervoll,“ nahm jetzt Irene das Wort. „Ihre neue Arbeit ist eine köstliche Schöpfung, lieber Freund. Die Kölner werden stolz sein auf dieses Monument.“

„Fahren Sie zur Enthüllung hinüber?“ fragte die Herzen. Man wußte nicht, an wen diese Frage gerichtet war, aber Schröter griff sie auf.

„Gewiß, wir fahren Alle hin, Sie sind doch auch dabei, Irene, und Sie, Mizi? Und da es um die Zeit des Kölner Carnevals sein wird, so wollen wir dort ein paar fidele Tage verleben. Sind Sie auch von der Partie, Weitzbrecht?“

„Sehr gern, wenn meine Zeit es erlaubt.“

„Nur meine Frau muß zu Hause bleiben — Ja, siehste wohl, das kommt davon, Antchen.“

Eine drohende Falte trat bei diesen rohen Worten auf Wilbergs Stirn. Ante sah ihn wie beschwörend an.

„Solcher Mummenschanz ist ihr nicht zuträglich, aber Sie, Baron, sollten dabei sein, wenn Sie es noch nicht kennen, wirklich riesig amüsant.“

„Man braucht, um einen Mummenschanz zu sehen, wahrhaftig nicht nach Köln zu fahren.“

Schröter fuhr auf. Er hatte die mit großer Verachtung gesprochenen Worte verstanden. Auch Irene wußte die wegwerfenden Blicke richtig zu deuten, die er über die Gesellschaft gleiten ließ, aber sie wollte keine Scene in diesem Augenblick vor Weibrecht und Mizi, die es weiter getragen hätten. Sie griff daher seine Worte auf und sagte mit einem nur den Eingeweihten verständlichen Nachdruck:

„Sie haben Recht, Baron, an Narrheit fehlt's nirgends, man muß es nur zu nehmen verstehen und damit fertig zu werden. Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage, meh Dir, daß Du ein Enkel bist.“

Sie lachte boshaft. Es war unverkennbar, daß sie auf Ante und deren Verhältnis zu ihrer Großmutter den giftigen Pfeil gerichtet hatte. Ein rascher, spöttischer Blick, den sie mit Schröter wechselte, bekundete es. Aber da Ante es überhört zu haben schien, unterdrückte auch Wilberg eine Ermiderung.

„Ja, und das ganze Leben ist auch nichts als eine große Narrensposse,“ rief Mizi, um auch etwas zu sagen.

„Eine große Narrensposse mit tragischen Momenten, mein Fräulein,“ antwortete Wilberg.

Ante sah ihn an, aber nichts in seinem Gesicht verriet jetzt, daß es etwas Anderes sei, als eines der üblichen Salongespräche, an dem er sich beteiligte.

Irene war aufgestanden, sie wußte das Unbehagen, das sie empfand, geschickt zu verbergen.

„Es wird Zeit für die Oper,“ sagte sie gleichmütig und sah auf die kleine Uhr, die sie am Armband trug.

„Wahrhaftig, das hatte ich ganz vergessen. In den geistreichen Raminplaudereien vergißt man auch Alles,“ rief Schröter, „also, meine Herrschaften —“ er hatte sich erhoben und gab Irene den Mantel um, den sie vorhin beim Hereinkommen hatte herabgleiten lassen.

„Und Sie, Weibrecht?“

„Wir kommen mit,“ sagte die Herzen. „Ante sieht blaß und abgepannt aus und braucht Ruhe.“

Auch Wilberg rüstete zum Aufbruch. Die Unverschämtheit empörte ihn, mit der Schröter es als ganz selbstverständlich betrachtete, mit Irene in der Oper zu erscheinen, während seine Frau allein zurückblieb. Er hatte die letzte Rücksicht bereits fallen gelassen, und es hieß ihm zu viel Ehre erweisen, sich darüber zu ärgern. Abwarten, ruhig bleiben, das war das Einzige, was geschehen konnte.

Er blickte auf die junge Frau. Diese sah jetzt so matt und bleich aus, daß er erschrak. Sie mußte sofort zur Ruhe kommen.

„Ich darf mich Ihnen empfehlen, gnädige Frau?“

„Ach, Sie begleiten uns, Baron —“ rief Schröter jetzt ganz gut gelaunt, „das ist gescheit, und Du, Antchen, sieh, daß Du bald in's Bett kommst, das ist das Beste für Dich jetzt.“

„Auf Wiedersehen, Baron,“ sie reichte ihm die Hand, ohne Schröters Bemerkung Beachtung zu schenken.

Die Anderen verabschiedeten sich ebenfalls.

Ante schien sich kaum aufrecht erhalten zu können, so deuteten sie wenigstens ihr kühles Verhalten. Auch den Versuch einer Zärtlichkeit ihres Mannes wies sie schroff zurück.

„Weiberlaune,“ murrte er.

Wilberg aber fing noch im Hinausgehen einen Blick auf, traurig und doch wie erlöst.

(Schluß folgt.)





Zweck und Organismus.

Ein Beitrag zur Sprachkritik.

Von

Fritz Mauthner.

— Berlin. —



Die Welt hat einmal über die burleske Antwort gelacht, die ein Kind auf die Frage bekommen haben soll, wozu es Zwillinge gebe. Die Antwort lautete: „Damit die Menschenfresser Vielliebchen essen können.“ Alle Gründe der Teleologie sind aber von dem gleichen Werte wie dieser Scherz. Bei der alten Weltbetrachtung, die sogar zu einem Beweise für das Dasein Gottes ausgenützt wurde, lag das auf der Hand; als man noch lehrte und glaubte, es ließen die Hasen umher, damit der Mensch, die Krone der Schöpfung, gespickten Hasenrücken mit Sahnesauce essen könnte, hätte unser Grund für die Existenz von Zwillingen gar nicht als Spaß empfunden werden können. Denn ein Volk, welches Menschen fräße, wie wir Hasen, und die Sitte des Vielliebchens bei diesem Gericht aufrecht hielte, wie wir das Spicken des Hasenrückens, hätte in der That ein Recht auf Zwillinge.

Doch selbst die verfeinerte Teleologie, welche bekämpft zu haben das Hauptverdienst Darwins ist und welche augenblicklich in neuen Zweckabstraktionen von Forschern wie Nägeli wieder eingeführt wird, ließe sich mit einigem Uebermut auf die Formel bringen: „Damit die Menschenfresser Vielliebchen essen können.“ Denn der Unsinn liegt in der Verwendung des Wörtchens „damit“ auf irgend einem naturhistorischen Felde. Wo die Naturwissenschaft nicht mit einem „weil“ antworten kann, da hat sie unbedingt ihr Nichtwissen einzugehen. Der Versuch Cosmanns, den Begriff der „Teleologie“ gegen die materialistische Weltanschauung zu retten, richtet sich nicht gegen die sprachkritische Verwerfung des alten Zweckbegriffes;

auch Cogmann treibt Erkenntnistheorie, wenn er mit subtilster Kritik dem alten Worte einen neuen Inhalt geben will.

Die letzte und vielleicht unlösbare Aufgabe der Sprachkritik wäre, die Entstehung des Zweckbegriffs im Menschen zu erklären. Das wäre wichtiger, als zu erfahren, wie die religiösen Dogmen und wie das Gewissen entstanden ist. Denn die drei großen Gegensätze, mit denen sich alle Metaphysik seit jeher befaßt hat, liegen im Zweckbegriff versteckt: *natura naturans* und *natura naturata*, oder wie immer man das Rätsel der Welterschöpfung nennen will (Gott), Notwendigkeit und freier Wille (Freiheit), Zeit und Unendlichkeit, d. h. subjektive Zeit und objektive Zeit (Unsterblichkeit). Alles dieses hat entweder den Zweckbegriff bilden helfen, wenn er nämlich ein Irrtum ist, oder ist aus dem Zweckbegriff herausphantasirt worden, wenn es nämlich Zwecke in der Wirklichkeit giebt. Ob Irrtum oder Wirklichkeit, so oder so ist der Zweckbegriff in der Sprache wirklich. Der Gottschöpfer, die Willensfreiheit und die Unsterblichkeit einer Seele sind die populären oder pöbelhaften Begleiter des Zweckbegriffs. Vielleicht aber sprechen wir nur von Zwecken, weil wir, durch unseren vererbten Sinnenverstand gezwungen, neben der *natura naturata* eine *natura naturans* (die plastische Natur, „wenn es eine giebt“, sagt zweifelnd Lessing in *Emilia Galotti*), neben der allgemeinen Bedingtheit und Notwendigkeit alles Geschehens eine unbedingte Willensfreiheit, neben einer subjektiven Spanne Zeit eine absolute Ewigkeit oder unendliche Zeit vorstellen, d. h. (da wir das Alles nicht wirklich vorstellen, sondern nur formelhast für den Augenblick festhalten) weil wir diese Dinge in den Formelkram unserer Sprache haben aufnehmen müssen.

Was dem Zweckbegriff sprachlich zu Grunde liegt, das ist immer der Widerfynn der finalen Ursache, die menschliche Vorstellung von einem Ende, nach welchem der Anfang sich richtet. Der deutschen Sprache war es vorbehalten, dazu auch noch das entsetzliche Doppelwort „Endzweck“ zu bilden, in dem das eine lateinische *finis* einmal mit „Ende“, einmal mit „Zweck“ übersezt wird. Die Bedeutungs-geschichte der entsprechenden Worte im Deutschen und im Französischen lehrt deutlich, wie brutal die menschliche Zielabsicht da in die Naturvorgänge hineingelegt worden ist. Eigentlich hätte nur Schopenhauer, der der Natur einen Willen zu Grunde legte, von Zwecken in der Natur reden dürfen, und auch Schopenhauer nur, wenn er vergessen hätte, daß sein metaphysischer Wille vor dem Verstande, daß er unbewußt war.

Das deutsche Wort „Zweck“ ist ohne Frage identisch mit dem Worte „Zweck“, das einen hölzernen Schuhnagel bedeutet. Der dumme Scherz, den Say „Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken“ parodistisch auf die Höhe der Schuhnagelköpfe zu beziehen, ist also nicht ohne etymologische Berechtigung. Adelung nennt Zweck „einen kleinen Nagel mit einem runden Kopfe, besonders so wie die Schuster sie gebrauchen, die Schuhsohlen gemeiner Leute damit zu beschlagen.“ Dann bezeichnete das Wort den

Nagel in der Scheibe, nach dem der Schütze zielte, in weiterer Bedeutung das Ziel, wonach man läuft. Noch Ditz sagt: Einer sucht seinen Klepper an, „zu treffen auf den Zweck“. Ein deutscher Mystiker, Böhme, scheint wieder einmal das anschauliche Wort zuerst für eine psychologische Vorstellung verwandt zu haben. Seitdem bedeutet „Zweck“ sinnvoll immer nur das, um deswillen eine menschliche Handlung geschieht, sinnlos das unbekannte Warum (Notker und Eckhart übersetzten das lateinische finis mit „Warumbe“) eines lebendigen Naturvorgangs.

Im Französischen hat das Wort „but“ den gleichen Bedeutungswandel durchgemacht. Es hängt wahrscheinlich mit dem deutschen „Buze“ zusammen und bedeutet (italienisch bozza, französisch bosse) eine Beule, einen Buckel, insbesondere den Buckel der Scheibe, das Centrum, nach dem der Schütze zielt. Die synonymen französischen Worte sind abstrakten Ursprungs, soweit man nicht auf die Etymologie der lateinischen Urworte zurückgehen will, haben aber um so stärkere Beziehungen zum menschlichen Willensbegriff. „Intention“ geht mehr auf das Endziel allein und scheint die Zwischenglieder nicht zum Bewußtsein zu bringen; dessein zieht mehr die Mittel zum Zweck in Betracht, bedeutet einen ganzen Plan nach menschlicher Absicht. Im dessein des Billardspielers hat das Wort noch seine volle Kraft. Trotz alledem lassen sich Wortgebilde wie „Zweckmäßigkeit der Organismen“, „Zwecke in der Natur“ nicht genau in's Französische übersetzen. Die Mythologien der beiden Sprachen sind nicht gleich, wenn auch der mythologische Zweckbegriff selbst sich überall findet, wo Menschen denken oder reden.

Darauf allein kommt es mir an. Nicht die Wortgeschichte von „Zweck“ und „but“ wollte ich geben; Sprachkritik wollte ich üben. Die Wortgeschichte lehrt, auf welchem Wege „Zweck“ seine gegenwärtige Bedeutung gewonnen habe; Sprachkritik wagt es, diese neue Bedeutung zu analysieren. Und da nützt nicht einmal die gelehrte Einsicht, daß „Zweck“ oder „but“ den Sinn des lateinischen finis, daß finis einst den Sinn des griechischen telos angenommen habe. Wir müssen erkennen, daß finis, telos ebenso wie das deutsche „Ende“ (früher häufiger soviel wie Zweck) nur solange klare Begriffe waren, als sie die handgreifliche Grenze eines Dings bezeichneten. Als man dann mit Zweck (genau wie im Altertum mit finis oder telos) das beabsichtigte Ziel einer Handlung ausdrückte, rebete man schon bildlich, aber noch verständlich. Man verstand einander jedoch nicht mehr, als man das Bild vom menschlichen Handeln in die Natur hineintrug, als man von Zielen, Absichten, Zwecken der Natur sprach. (Nebenbei, Absicht kommt von abgesehen oder zielen und ist erst seit dem 18. Jahrhundert im Gebrauch.) Wir wissen nichts von einer „Warumbe“ in der Natur. Alle diese Worte sind Fragen, sind keine Antworten, keine Begriffe.

Solange wir Menschen sind, d. h. ein menschliches Gehirn haben, so lange werden wir freilich über den Zweckbegriff nicht hinauskommen. Wir

können aber einsehen, daß das Wort Zweck ein vernünftiges d. h. unsachliches d. h. unvernünftiges Wort ist. Die Sprache ist unfähig, diesen Gedanken geziemend auszudrücken; wir mußten darum scheinbar witzig werden, wie so oft aus Unwissenheit.

Wenn wir beobachten, wie sich im befruchteten und bebrüteten Hühnerei die Elemente unter naturwissenschaftlichen Gesetzen (aber doch außerdem noch unter einem andern Gesetz) zu einem lebendigen Hühnchen zusammenfügen, wie sich da Füße zum Laufen, ein Schnabel zum Fressen u. s. w. bilden und das Alles, bevor das Küchlein von den zweckdienlichen Apparaten Gebrauch macht, so werden wir die Vorstellung von einer Absicht, oder einem Zweck nicht los. Aber doch nur deshalb, weil wir zwischen die uns scheinbar näher bekannten Gesetze der Chemie u. s. w. und die Entstehung des Küchleins unberechtigtweise unsere Vernunft einschleiben, die dann Funken giebt, wie ein mangelhaftes Zwischenglied in einer elektrischen Leitung. Gewiß ist, daß unser bewußtes Gehirnleben mit der Entstehung des Küchleins nichts zu tun hat, denn nicht einmal bei der Entstehung des menschlichen Kindes ist das Gehirnbewußtsein der Mutter irgendwie beteiligt; wir haben also auch keinen Grund anzunehmen, daß der Schnabel und die Füße des Küchleins gewollte Zwecke des Hennengehirns oder eines andern Gehirns sind.

Das glaubt übrigens auch Niemand, der von Zwecken der Natur spricht. Aber er spricht doch von ihnen, auch der Atheist, der nicht umhin könnte zugeben: hat die Natur Zwecke, so muß die Natur auch ein menschenähnliches Gehirn haben; denn Zwecke oder Willensercheinungen sind ebenso wie Wahrnehmungsercheinungen ohne Gehirn nicht denkbar.

Die Entstehung des Begriffes Zweck wird aber deutlich, wenn wir uns darauf besinnen, daß die ganze Weltanschauung des Menschen, wie sie sich eben in ihrem einzigen Organ, der Sprache, ausdrücken kann, von jeher eine mythologische war und ist, daß alle mythologischen Begriffe der Sprache als da sind Gottheiten, Kräfte, Handlungen, Eigenschaften und andere Abstraktionen — daß sie alle anthropomorphisch sein müssen, daß also der Zweckbegriff nichts Anderes ist, als der uns scheinbar bekannte eigene Gehirnwille, den wir in die uns unbekannte Kausalkette der Natur an der Stelle einsetzen, wo die mechanischen und chemischen Gesetze zur Erklärung nicht mehr ausreichen und wo die Wissenschaft der Physiologie verblüfft vor ihrem eigentlichen Gegenstande steht, dem Leben, dem Tierleben, dem Pflanzenleben, dem „Organischen“.

Diese Anschauung läßt uns wie unbeteiligt zusehen, wenn eine Anzahl der hier gebrauchten Worte Versteck miteinander spielen.

Wären wir uns nämlich über unsere Unwissenheit in der Physik ebenso klar wie über unsere Unwissenheit in der Physiologie, so würden wir — wie man einst jeden Chemiker für einen Zauberer, für einen Bundesgenossen von Geistern hielt — in die Entstehung der Körper durch ihre

Elemente ebenfalls einen Gehirnwillen, einen Zweckbegriff einschieben. Aus Schwefel und Quecksilber entsteht Zinnober ebenso rätselhaft und noch viel gesetzmäßiger als ein Ruchlein aus einem befruchteten Ei. Das giebt uns ein sprechendes Bild dafür, wie das Wort Zweck nur die inwendig mythologische Bezeichnung für den auswendig mythologischen Begriff Ursache ist. Da wir doch mit unserem Gehirn denken, ist es völlig gleichgültig, ob wir eine Erscheinung durch Ursache oder durch Zweck zu erklären suchen, wie es gleichgültig ist, ob wir irgend eine ältere mythologische Gestalt Apollo oder Phoibos nennen. Es sind alles Laute, die die Luft erschüttern und die Natur nicht mehr bewegen, als ein so leiser Hauch vernag.

Die Physiologie hilft sich in ihrer Verzweiflung so, daß sie sagt: Es giebt Gesetze des Lebens (sie vermeidet gern das Wort Zweckmäßigkeit), welche wir nicht kennen, welche aber durchaus den mechanischen u. j. w. Gesetzen untergeordnet sind. Das ist aber nicht wahr, wenn der Gegensatz von Unterordnung und Ueberordnung überhaupt einen Sinn haben soll. Um die Gesetze des Lebens steht es so, daß sie den mechanischen u. j. w. Gesetzen nur niemals widersprechen dürfen, daß aber ihre Wirkungen nach unserem Sprachgebrauch weit über sie hinausgehen. Und da ist es ganz ergötzlich zu sehen, wie das Wort Gesetz sich selbst verrät, daß es nämlich aus dem Gebiet der Ethik d. h. der menschlichen Sitte als mythologischer Popanz in die Naturwissenschaft hineingeschmuggelt worden ist. Gesetz ist doch nur eine kluge oder unkluge Vorschrift, der Menschen regelmäßig zu gehorchen haben. Ganz plump bedeutet in der Naturwissenschaft dasselbe Wort die Ähnlichkeit von Erscheinungen, aus der die klugen Menschen das Vertrauen zu ihrer Regelmäßigkeit geschöpft haben. So verhält sich also das Leben zu den mechanischen Gesetzen, wie sich in unserer Sprache die Moral zum Recht verhält.

Das Recht als eine menschliche Einrichtung kennt Zwecke. Die menschlichen Rechtsvorschriften sind Mittel zu diesen Zwecken. Auch bei der Moral kann man von Zwecken reden, wenn man unter Moral ungeschriebene Forderungen zwischen den Menschen versteht. Denkt man die Menschen und ihren Willen fort, so denkt man auch die Moral und ihren Zweck fort. Von der Zweckmäßigkeit der Lebewesen zu reden, ist aber eine heillose Tautologie. Man erklärt das Leben durch die Zweckmäßigkeit und die Zweckmäßigkeit durch das Leben. Das wird ganz handgreiflich, wenn man für das gemeinsprachliche Wort Leben das scheinbar wissenschaftliche Wort Organismus einsetzt. Ein Lebewesen heißt ein Organismus, weil in ihm Organe zusammenwirken, einerlei ob man unter Organ nur die gröberen Massen seiner Teile oder nach neuestem Sprachgebrauch die mikroskopischen Zellen verstehen will. Immer läuft die Definition darauf hinaus, daß die Organe die Ursache des Lebens sind und daß sie zugleich ihre Zweckursache im lebendigen Ganzen haben. Von diesen durcheinander geworrenen drei

Ausdrücken sind mindestens zwei wertlos. Das „Leben“ wird weder durch „Zweck“ noch durch „Organismus“ verständlich.

Der Begriff „organisch“ gehört mit seinem Gegensatz, dem Begriff „mechanisch“, seit Ende des 18. Jahrhunderts dem philosophischen Sprachgebrauch an. Ich habe freilich den Eindruck, daß die Zeit vorüber ist, in der diese beiden Worte so sehr Mode waren, daß sie zwei verschiedene Weltanschauungen nicht nur zu bezeichnen, sondern sogar zu erklären glaubten. „Organ“ und „organisch“ waren die Lieblingsworte von Hemsterhuis und Jacobi. Später, als man Schellings Philosophie für die Auflösung aller Welträtsel hielt, machte man auch die große Entdeckung, daß die Schöpfungen der Menschengemeinschaft Organismen seien. Der Staat war ein Organismus, die Kirche war ein Organismus und die menschliche Sprache erst recht. Wie so häufig glaubten auch damals poetisch angelegte Denker, sie hätten eine Sache erklärt, wenn sie ein neues sprachliches Bild für sie gefunden hatten. Die bildliche Erklärung lag nun darin, daß man z. B. den Staat oder die Sprache mit etwas Lebendigem verglich, mit einem Organismus, und daß man lehrte: wie sich ein Organismus von einer toten Maschine unterscheide, der menschliche Leib z. B. von einem Automaten, so unterscheide sich auch der Staat oder die Sprache von Kunstprodukten dadurch, daß die einzelnen Teile lebendig ineinander greifen. Es ist kein Zufall, daß bald darauf in allen Wissenschaften die Blütezeit der historischen Schule eintrat. Die Staatslehre und die Sprachphilosophie des 18. Jahrhunderts hatten nur Kunstprodukte des menschlichen Verstandes gekannt; die gesammte Naturphilosophie und mit ihr die historische Schule suchten den gewordenen, gewachsenen Staat, die gewordene, gewachsene Sprache zu verstehen. In dieser Weltanschauung stehen wir noch drin, ob wir wollen oder nicht. Man könnte den Darwinismus oder die Evolutionslehre den Gipfelpunkt oder die Umkehr der historischen Schule nennen, je nachdem man sich bei diesen Theorien beruhigt oder nicht.

Jedenfalls hat das Wort „organisch“ seine bildliche Kraft so weit eingebüßt, daß man es für einen klaren Begriff hält und es überall da anwendet, wo man sonst ungefähr „lebendig“ gesagt hat. Die Vorstellung, daß bei einem Organismus alle Teile lebendig ineinandergreifen müssen, bildet den Hintergrund dieses Sprachgebrauchs. Mitunter kommt die Sprache freilich in Verlegenheit, besonders mit dem entgegengesetzten Begriff „mechanisch“. So z. B. sucht die Chemie gewiß, was man eine mechanische Erklärung der Dinge nennt; weil sie sich aber teils mit den Stoffen organischer Körper beschäftigt, teils mit den Stoffen toter Körper, hat man sie aus Bequemlichkeit in organische und unorganische Chemie eingeteilt, so daß in diesem Falle „mechanisch“ leicht zu dem Gattungsbegriff werden kann, der in „organisch“ und „unorganisch“ zerfällt.

An diesem Beispiel einer unglücklichen Namensgebung tritt aber nur besonders deutlich hervor, wie verwirrend der Gebrauch dieser Worte über-

haupt geworden ist. Für die Naturwissenschaft bilden die Begriffe mechanisch und organisch keinen rechten Gegensatz mehr. Das Ziel ist, ob eingestanden oder verschwiegen, die Annäherung an eine mechanische Weltklärung; aber diese kennt neben der Mechanik auch die Organismen des Tier- und Pflanzenreichs und möchte also auch die Organismen mechanisch erklären. Wieder sehen wir, wie die Halbbildung sich an Fremdworte klammert, um offenbar Widersprechendes dennoch zusammen aussprechen zu können. Die Halbbildung würde auf Deutsch etwa so sagen müssen: wir glauben nicht an einen Unterschied zwischen Lebendigem und Totem; wir suchen darum zu erfahren, wie das Lebendige aus dem Toten entsteht. Und wenn wir die Halbbildung in die Enge treiben, so wird sie das Leben abermals damit erklären, daß es organisch sei, das Wesen des Organismus aber durch das Leben definieren.

Die Verwirrung der Begriffe Leben und Organismus ist, wie gesagt, neuern Ursprungs. Die Zufallsgegeschichte des Wortes Organismus führt weit zurück. Organon hieß auf griechisch das Werkzeug, wohl gemerkt das tote Werkzeug. Aristoteles nennt einmal ausdrücklich das Werkzeug einen seelenlosen Knecht, den Knecht ein beseeltes Werkzeug. Die Sterne heißen die Organe, die Werkzeuge der Zeit. Auf Seitenwegen der Zufallsgegeschichte des Bedeutungswandels bezeichnete viel später die lateinische Form organum das Werkzeug der Musik, die Orgel, schon im frühen Mittelalter; erst im späten Mittelalter erhielt die Logik des Aristoteles als das Werkzeug des Denkens den Namen Organon, wonach dann Bacon sein berühmtes Werk wieder Novum Organum, das neue Werkzeug nannte. Doch schon im Griechischen hießen auch die Teile des menschlichen Körpers seine Werkzeuge oder Organe. Seltsamerweise findet sich die Ehrenbezeichnung „Organ der Organe“ einst für die menschliche Hand, später für die Schullogik.

Nannte man nun die Teile des menschlichen Körpers seine Organe, so unterschied man dabei offenbar noch nicht zwischen Lebewesen und Maschinen, zwischen Organismen und Mechanismen. Wir könnten heute dieses alte „organisch“ mit einem jetzt sehr beliebten Worte übersetzen, mit „differenziert“. Noch im sechzehnten Jahrhundert definiert Suarez einen organischen Körper damit, daß er aus unähnlichen Teilen bestehe. Im achtzehnten Jahrhundert erst gewöhnte man sich daran, insbesondere die Werkzeuge des sogenannten Seelenlebens als die wichtigsten Organe, als Sinnesorgane aufzufassen und so zu bezeichnen. Von da aus nahm der Bedeutungswandel des Wortes Organ wieder einen kleinen Nebenweg, bezeichnete die menschliche Sprache und Stimme als Organ des Denkens, und so verstehen wir jetzt unter Organ auch den Klang der menschlichen Stimme.

Doch der Uebergang zum Worte „Organismus“ führt nur von der Bedeutung: Teil eines lebendigen Körpers. Was ein Teil eines lebendigen Ganzen ist, das ist ein Organ; das lebendige Ganze selbst ist ein Organismus. Die Hilflosigkeit des wechselweisen Erklärungsversuchs springt in die

Augen. Wohl hatte Leibniz, der ja an der Erfindung der Differenzialrechnung beteiligt war, außerordentlich fein auf den entscheidenden Punkt hingewiesen: Organismen seien natürliche Maschinen, die noch in ihren kleinsten Teilen Maschinen sind. Diese Vorstellung ging bei den Philosophen wieder verloren. Und Kant sogar spricht davon, daß ein Organismus nur möglich sei „durch die Beziehung alles dessen, was in ihm enthalten ist, auf einander als Zweck und Mittel“. Da haben wir wieder das alte Elend der Begriffe: den Zweck um des Organismus willen, den Organismus um des Zweckes willen.

Nun konnten bei Aristoteles die Begriffe mechanisch und organisch einander nahe berühren, weil den Griechen noch kein religiöses Dogma verbot, die Welt von Innen heraus zu erklären. Im Mittelalter wäre lebendig verbrannt worden, wer die Frage nach der Herkunft des Lebens nur klar gestellt hätte. Gerade um die Zeit, da Bacon ein neues „Werkzeug“ des Denkens zu erfinden suchte, kamen aber von der Astronomie her die neuen Aufschlüsse über die Bewegungen unseres Sonnensystems, und ein ehrlicher Denker wie Descartes konnte auf den Einfall kommen, die Natur — ohne an den Gottesbegriff zu tasten — zum ersten Male in modernem Sinn mechanisch zu erklären. Ich glaube bestimmt, daß das Wort mechanisch erst damals den Gegeninn zu organisch erhielt. Es war vorher ganz dasselbe gewesen, ob Gott den Menschen mit seinen fünf Sinnen aus Staub geschaffen oder ob er die Planeten an den Himmel geklebt und ihnen ihre Bewegungen vorgeschrieben hatte. Das Wunder des Lebens und das der Planetenwelt war gleich groß. Jetzt auf einmal sah man die Möglichkeit, die dann durch Newton zur Wahrscheinlichkeit wurde, den Kosmos durch die Gesetze der irdischen Mechanik zu erklären. In diesem Augenblicke wurde der Begriff „mechanisch“, welcher bis dahin bescheidenlich auf Maschinen (bekanntlich dasselbe Wort) angewandt worden war, zum Schlagwort einer Weltanschauung, einer welterklärenden Hypothese. Er bildete sich zum Gegensatz des Organischen aus; da aber gleichzeitig die wachsende mechanische Weltanschauung immer fester auch die organische Welt umfassen wollte, mußte es schließlich zu dem Widersinn des materialistischen Sprachgebrauchs kommen, der organisch und mechanisch als Gegensätze behandelt und dennoch das Organische aus dem Mechanischen erklären will.

Was wir unter dem Organischen im Gegensatz zum Mechanischen verstehen, das ließe sich ja recht hübsch unter eine saubere Formel bringen: wir nennen mechanisch, was wir aus seinen Ursachen begreifen können, wir nennen organisch, was wir aus seinen Endursachen oder Zwecken (causes finales) begreifen können. Ich lasse dabei nicht unerwähnt, daß das Begreifen des Mechanischen aus seinen Ursachen doch niemals ernst zu nehmen ist, daß das Begreifen immer nur ein Zusammenfassen unter allgemeinere Beobachtungen ist. Das Begreifen des Organischen aus Endursachen aber

ist doch offenbar, da Endursache ein sinnloses Wort ist, nur ein alt gewordener sprachlicher Ausdruck für: Nichtbegreifen.

Aber auch mit dem Nicht-Begriffenen oder Unerkennbaren ist das Organische nicht identisch. Denn unerkenntbar sind ja eben auch in der Mechanik die letzten Ursachen, die sogenannten Kräfte. Deshalb bleibt es auch keiner Naturphilosophie eripart, in den Kräften etwas Lebendiges zu sehen, wovon Schopenhauers Wille das stärkste Beispiel ist. Und wirklich wüßte ich nicht, wie man begrifflich unterscheiden sollte zwischen der unbekannten Lebenskraft (mag man sie nennen wie man will), die meinen Körper zu bewegen vermag, und zwischen der unbekannten Schwerkraft, die ein Haar auf meinem Kopfe oder den Ziegelstein auf meinem Dache nach dem Mittelpunkt der Erde zu bewegen wird, sobald Haar oder Ziegelstein nicht mehr festgehalten werden. Freilich wissen wir von den Folgen der Schwerkraft weit genauere Umstände als von den Folgen der sogenannten Lebenskraft; die Mechanik bezieht sich eben nur auf das, was wir à peu près wissen. Das Leben der Schwerkraft kennen wir nicht. Doch auch mein Leib heißt kein Organismus mehr, sobald sein Leben erloichen ist. Er unterliegt dann rein mechanischen Gesetzen, nur daß wir sie unter den Namen der organischen Chemie zusammenfassen. Organische Chemie ist die Summe desjenigen, was wir von dem wissen, von dessen Leben wir noch weniger wissen.

Noch ein Beispiel. Ein Stein gehört dem Reiche der Mechanik an. Wie aber sieht es um den Krystall? Warum nennt man ihn nicht während der verhältnismäßig kurzen Zeit seines Entstehens, seines Wachstums, also seines Lebens einen Organismus? Auch der Krystall wie mein Leib verfällt der Mechanik erst nach dem Tode. Nur daß er nach dem Tode durch Jahrtausende unverändert beharren kann.

Es ist für mich gar kein Zweifel, daß der Krystall in der kurzen oder langen Zeit seiner Entstehung oder seines Wachstums allen irgend möglichen Definitionen des Lebens entspricht, daß der werdende Krystall lebt, daß erst der fertige Krystall tot, unorganisch ist. Ja vielleicht lebt so ein Krystall noch Jahrtausende nach seinem Werden in einer Art von Winterschlaf. Wachstum, Nahrungsaufnahme ist dem werdenden Krystall eigen. Er habe keine Empfindung? Was wissen wir von der Empfindung einer Pflanze, von der Empfindung eines Protisten? Mit welchem Rechte behaupten wir, daß der werdende Krystall kein Innenleben habe? Zum Mindesten heißt der Krystall das, was ich nicht anders als Gedächtnis für seine Form nennen kann. Man wird mir weiter einwenden, die Angliederung des bereits vorhandenen gleichmäßigen Stoffes aus der Nährflüssigkeit unterscheide sich wesentlich von der Nahrungsaufnahme des Tieres, welches sehr zusammengesetzte Stoffe verarbeitet. Wie aber sieht es mit der Nahrungsaufnahme der lebenden Pflanze? Und wer sagt uns, daß der werdende oder wachsende Krystall den ihm verwandten Rohstoff nicht irgendwie mechanisch oder physikalisch

verändert? Alles läßt darauf schließen, daß das geschieht. Der Krytall hat die Nahrung außer sich und braucht darum keinen Verdauungskanal; er läßt das Unbrauchbare außer sich. Und wie steht es denn mit der Nahrungsaufnahme des Tieres? Wann hört der Sauerstoff der Luft auf, anorganisch zu sein, und wann ist er unjer? Wann wird er organisch? In den Lungenbläschen, aber wann? Wann hören die Nahrungsstoffe auf, als ein Fremdes den Schlauch zwischen Mund und After hinab zu gleiten? Im Magen sind sie noch ein Fremdes.

Es ist bekannt, daß der Krytall, wenn er auch nicht Assimilierung der Nahrungsmittel vollbringt wie die sogenannten Organismen, doch seine Auswahl trifft in der Nährflüssigkeit. Der Krytall holt sich aus einer gemischten Nährflüssigkeit die ihm gleichartigen Bestandteile heraus. Gelingt es ihm nicht auf's erste Mal, so gelingt es ihm beim Umkrytallisiren. Davon macht ja die Indusirie vielfach Gebrauch.

Wilhelm Ostwald giebt in seinem Bestreben, das mechanistische Weltbild durch das freiere Schlagwort eines energetischen zu verdrängen, ein Beispiel vom Krytall, das als Analogie zur Keimbildung der Bakterien angesehen werden kann. Er nennt das Pulver, das durch Verwitterung von Glaubersalz entstanden ist, eine „Dauerform“ des Salzes. Streut man das Pulver in eine übersättigte Lösung von Glaubersalz, so entstehen neue wasserhaltige Krytalle. Dieser Vorgang sei nicht nur im Laboratorium nachzuweisen. In Südrußland gebe es Seen von Glaubersalzlösung. Im Sommer trocknen diese Seen aus, die angelegten Krytalle verwittern, um sich im Herbste, wenn wieder Wasser hinzugetreten ist, neu zu bilden. „Und so kann durch den Wechsel der Jahreszeiten auch ein regelmäßiger Generationswechsel der Krytalle zu Stande kommen.“ Das Gedächtniß, das bei der Formbildung wie bei der Nahrungswahl wirksam gedacht werden mußte, ist bei solchen „Dauerformen“ noch weniger von dem Gedächtnisse niedrigster Organismen zu unterscheiden.

Aber noch weiter verwischt die neueste Chemie die Grenzen zwischen Organischem und Unorganischem. Man will wissen, daß ein Molekül der sogenannten Elemente häufig zwei Atome seines Elementes enthalte, daß es damit in Zusammenhang stehe, wenn das Element im Augenblicke seiner Entstehung, wenn das entstehende Element in der Retorte Wirkungen ausübe, Verbindungen eingehe, die es nachher weigert. Auch hier also wie beim werdenden Krytall Leben während des Entstehens, Tod oder Totenstarre nach der Entstehung. Können wir uns diesen Unterschied anders vorstellen als so: im Augenblicke des Entstehens leben noch die beiden Atome des einen Moleküls, stürzen vielleicht auf einander und üben noch Wirkungen. Jedes einzelne von den beiden Atomen ist anders als ihre Verbindung zu zweien. Jedes einzelne Atom kann lebendig heißen. Und können wir da nicht der Phantasie nachdenken, daß das einzelne Atom dem Element, zu welchem es sich nachher in der Umarmung mit dem anderen vereinigt, noch

gar nicht ähnlich sei, daß es sich selbst und sein Gespiel erst zu diesem Element assimilire, mag man diese Tätigkeit nun ganz nichts sagend ein chemisches Gesetz nennen oder in der Sprache der alten Naturwissenschaft Lebenskraft, ja meinetwegen *nisus formativus* nennen.

Darf ich, da alle diese naturwissenschaftlichen Bemerkungen eigentlich nur Sprachkritik sind, eine seltsame Betrachtung hinzufügen? Ein einzelnes drittes Atom spielt ebenso bei der Entstehung des Ozon seine Rolle; und die Chemie nennt diese Artung des Sauerstoffs „aktiven“, d. h. doch wohl „lebendigen“ Sauerstoff. Es giebt Stoffe, in welchen ein Molekül nur ein Atom ist, in welchen die Atome also nach der eben vorgetragenen Phantasie nicht starr geworden, sondern noch lebendig sind. Ein solcher Stoff, der sich durch seine Lebendigkeit so auffallend unterscheidet, ist das Quecksilber. *Reck* hieß im Mittelhochdeutschen „lebendig“, noch im 18. Jahrhundert soviel wie lebhaft; aus *Reck*silber ist Quecksilber entstanden, wie Quicksborn aus *Reck*brunnen. Auf Französisch heißt Quecksilber *vis-argent*.

Mit all dem habe ich klarzumachen gesucht, daß der Begriff „organisch“ teils widerspruchsvoll, teils unklar geworden ist und in seiner ganz bildlichen Anwendung sich überlebt hat; doch auch bei dem Begriffe „mechanisch“ wird allzu häufig vergessen, daß er nur eine veränderliche, relative Bezeichnung für die Summe dessen ist, was wir von den Ursachen der Wirklichkeit zu wissen glauben. Jedenfalls liegt im Worte „Organismus“ der Zweckbegriff verborgen; und mit dem Zweckbegriff muß es aus einer streng wissenschaftlichen Sprache verschwinden. Für die Gemeinsprache behalten wir ja die Worthüllen „Leben“ und „lebendig“ übrig.

Der Zweckbegriff hat den Dualismus in die Natur hineingetragen, den Gegensatz von Geist und Stoff, von Seele und Leib, oder wie immer man den Gegensatz von „organisch“ und „mechanisch“ nach dem zeitweiligen Standpunkt der Naturphilosophie ausdrücken will. Und der Zweckbegriff ist auch vom Darwinismus nicht aus der Welt geschafft.

Darwin redet einmal recht schablonenhaft von der Sprache als der Ursache des größten Fortschritts. Er nennt sie, wie es jeder Volksschullehrer tun würde, ein wundervolles Werkzeug und sagt doch in demselben Sage etwas, was deutlich zeigt, wie hilflos die Sprache der Sprache gegenübersteht. „Die fortgesetzte Anwendung der Sprache wird auf das Gehirn zurückgewirkt und erbliche Wirkung hervorgebracht haben; und diese wieder wird auf die Verbesserung der Sprache zurückgewirkt haben.“ Das ungelöste Rätsel des ganzen Darwinismus steht greifbar in dieser scheinbar so einfachen Vorstellung, daß Gehirn und Sprache einander gegenseitig fördern. Denn so vorsichtig sich Darwin auch ausdrückt, so allgemein, ich möchte fast sagen; nichts sagend er die Worte wählt, wir sind bei schärferem Zusehen dennoch genötigt, den Begriff mitzudenken, den Darwin angeblich vernichtet hat; es ist auch ihm nicht erspart worden, was vor ihm Rant passiert ist, daß er nämlich dem Priester unter großem Zulauf das Haupt=

portal der Kirche verschloß, um ihn durch die Sakristeithür verkleidet einschleichen zu lassen. Auch Darwin wird den Zweckbegriff nicht los. Die gegenseitige Förderung ist eine phantastische Vorstellung, wenn man nicht mit vorstellt, daß eins das Werkzeug des anderen ist, oder gar christlich, daß beide Werkzeuge in den unsichtbaren Händen einer höheren Macht sind. Nun ist aber eben Werkzeug ohne Handwerker, eine Absicht ohne ein Gehirn, nicht denkbar, nicht ausdenkbar. Und die menschliche Sprache hat wenigstens den einen sicheren Vorzug, daß sie durch ihre Geschwätzigkeit die geheime Hilfslosigkeit der klügsten Leute verrät. So steckt hier der verleugnete Zweckbegriff bereits im Worte Werkzeug und noch offener in den Worten „Verbesserung der Sprache“. Weiß der liebe Gott, was besser ist. So führt schließlich auch der Darwinismus nicht aus den urältesten Fragen heraus.

Dabei darf freilich nicht vergessen werden, daß der Zweckbegriff in unserer Volks- oder Muttersprache noch Jahrhunderte oder Jahrtausende tätig erhalten bliebe, hätte ihn auch ein einsamer Geist rein herausgedacht. Uns erscheint unser individuelles Leben natürlich äußerst wichtig, unser Leben ist uns Zweck aller Zwecke, Tätigkeit des Gehirns ein Werkzeug. Als man die Funktion des Gehirns noch nicht kannte, war z. B. für Aristoteles die Logik oder die Sprache das große Organon, das große Werkzeug, der Körper etwa nur der Stoff dazu. Jetzt hat man den Körper, das Gehirn genau untersucht und konnte die Sache gelegentlich einmal umkehren. Das Gehirn ist das große Werkzeug, und die Sprache giebt dazu nur gewissermaßen die Einübung, die Trainirung. So bei Darwin. Wir kommen nicht weiter, weil wir mit unserem Denken dastehen wie ein Schlosser, dem an seinem einzigen Hammer das Eisen vom Stiel losgegangen ist und der sich nun den Kopf darüber zerbricht, ob er mit dem Hammerkopf oder mit dem Stiele einen Nagel einschlagen soll.

Das Wort „Zweck“ gehört der Gemeinsprache an, das Wort „Organismus“ wird aus der Sprache der Halbbildung lange nicht verschwinden. Eine neue Naturphilosophie, die Ernst machen wollte mit ihren eigenen Grundsätzen, dürfte beide Worte nicht mehr gebrauchen.





Der Genuß der Sprache.

Don

Hans Lindau.

— Berlin. —

„Überall hat der Mensch mit seinen besten Gaben, mit Phantasie und Verstand sie ausgestattet, und die Gesetze, die sein geistiges Leben beherrschen, walten auch über ihr, die dieses Leben in bleibende Formen fassen.“

Wilhelm Wundt, Die Sprache und das Denken.
(Hamburg, S. 285.)

ὁμοῦν νό τις, ἡ ἰσοτόν ἴσσι; Ὀδύλ. ζ, 149.



ist in dieser Zeitschrift bis jetzt dreimal von Fritz Mauthners umfangreichem Werke, das der Anregungen so viele bringt, der Kritik der Sprache, die Rede gewesen, und es sei gestattet, nachdem über jeden einzelnen Band ein kleines Referat unsern Lesern geboten wurde, noch einmal auf das Ganze zurückzukommen, das nun schon seine Wirkung in der weiteren Welt begann und Begeisterung wie Enttäuschung, heftigen Widerspruch und warme Billigung hervorrief.

Wenn ich noch einmal das Wort ergreife, so geschieht dies nicht im Drange der Berichtigungslust oder aus stark empfundener Nötigung heraus, Gesagtes zu ergänzen. Ergänzungsbedürftig ist Alles in der Welt, was Menschen schaffen, aber man weiß auch, daß der Ergänzer manchmal ergänzungsbedürftiger ist als das, was er ergänzen möchte.

Vor meinem Fenster sehe ich die Stadtbahnzüge fahren, und ihr blaugrauer Rauch kräufelt ein Weilschen in der Luft, bis er schließlich den Blicken unerreichbar zerfliebt.

Und eine Sehnsucht regt sich, mancherlei auszusprechen, was nach der Lektüre in dem schönen Mauthnerwerke wohl leicht in Einem ausdrucksreichend

aufsteigt. Es ist nicht schwerwiegend viel. Nur auch wohl eine Rauchwolke, und ich muß fürchten, daß sie gar nicht so kerzengerade, wie der seelenvolle Aberglaube es fordert, zum Höchsten emporstrebt.

* * *

Goethe sagt einmal, daß jedes ausgesprochene Wort den Gegenfönn erwecke, und die Psychologie lehrt einen Wechsel der Stimmungen in Kontrasten. So ist es wahrscheinlich, daß die Sprachkritik Mauthners, die der Sprache viel Böses nachsagt (vgl. besonders I, 81), weil Mauthner sie mit den Augen des strengen Kritikers und im Trachten nach Erkenntniß ansieht, im Leser eine ebenso dankbar erfreuliche Nachwirkung zurücklassen wird, ja einen ebenso entzückten Genuß der Sprache, wie meine Äußerungen wiederum das Entgegengesetzte, nämlich Verdruß an der Sprache, erzielen werden. Ich stehe im Banne der Nachwirkung Mauthners. Seine eigene schöne Sprache, in der er die Sprache schmählt und lästert, hat es mir angetan, daß ich die Geschmähte und Verlästerte gegen ihn in Schutz nehmen möchte. Das Tragikomische der Situation und zugleich der Umstand, der die unbeabsichtigte Nachwirkung meiner Ausführungen vielleicht befördert, liegt in meiner Unfähigkeit, das Lob der Sprache mit schöner Stimme zu singen. Ich muß die härtesten Argumente schließlich seiner Darstellungskunst entnehmen.

Kunst! Was ist Kunst? Es giebt tausend Definitionen, und jede mag Recht haben. Jede setzt eben schon die Dinge als bekannt voraus, die sie beleuchtet, und so mag jede auch wertvoll sein, indem sie an Dies und Jenes frisch erinnert. Ich möchte hier den Gedanken wieder einmal nahe legen, daß alle Kunst Anleitung ist zum Naturgenusse. Die schönsten Gemälde und Bildwerke übertreffen die Natur ja nicht, aber sie öffnen uns die Augen für die unendlichen Reize, die in der Natur unsrer liebenden Blicke harren. Sie wartet immer geduldig, bis ein großer Meister eine neue Schönheit an ihr sehen läßt. Das ist die ungemein wohlthätige Kraft der Künstler. Künstler in diesem Sinne sind aber auch die edlen Denker, Religionsstifter und Philosophen. Der Pessimist Schopenhauer und der Optimist Fiedner, Beide entschleierten herzergreifende Schönheiten, entdeckten neues Land den kühnen Seefahrern in die unbegrenzte Wirklichkeit. Anleitung zum Naturgenuß bringt auch die erhabene zeitliche Schwester der anschaulichen Raumkünste, die Musik. Was wären uns Bach und Beethoven ohne das klopfende Herz im eigenen Busen, dem die geschaffene Form doch nur die süßen Wege zur Begeisterung anweist!

Darf ich von Mauthners „Kritik der Sprache“ als einer Anweisung zum Genuß der Sprache sprechen? Ich möchte die Freude an der Sprache preisen, die Freude an ihr als an einem Naturgeschenk unbekannter Herkunft und von namenlosem Werte. Je skeptischer über unsere Erkenntniß einer

absoluten Wirklichkeit gedacht wird, um so besser. Ist die Sprache kein Weg zur Erkenntniß, so ist sie eben ein Weg zur Lust und Liebe, und das scheint mir viel moralischer. Ja, ich glaube, sie ist ein unendlicher Weg nach oben, zu gesteigerten Daseinseligkeiten, und schon unterwegs mag sich der Blick an ihren ewigen Herrlichkeiten laden. Die lebhafteste Befriedigung, die der Sprechende am Ausdruck seiner Meinungen empfindet, ist nichts Anderes als die Lebenslust des Denkens selber. Die Ochsen sind glücklich, wenn sie Heu fressen, und wir redende Menschen sind glücklich, wenn wir reden dürfen. Ein großer Dichter hat einmal gesagt:

Seul le silence est grand, tout le reste est faiblesse.

Hat er Recht und will er groß sein, warum es dann erst sagen?

Der Ausspruch selber widerlegt den Gedanken. Uns ist es natürlich, sprechen, dichten und schöne Worte machen zu wollen.

Bel parlare! Wer wird die Künste der Beredsamkeit vom simpelsten Straßengeplauder bis empor zu dem — mag es philologisch noch so ansehnlich sein — erhabensten, durchdachtesten Latein eines Varuch Spinoza oder der schlichten Innigkeit unserer sonnigsten Erzähler von Homer bis Goethe nicht lieben und schätzen! Die Sprache ist eine Genußquelle ohne Gleichen. Und wie verschieden kann man sich zu ihr stellen und immer neue Lieblichkeiten und Tiefen an ihr wahrnehmen. Es kommt vielleicht einmal noch eine Zeit, in der man die Geistesprodukte unserer Tage mit einem ganz anders gerichteten Interesse lesen wird, als wir sie geschrieben haben. Das philologische Durchschmecken der alten Sprachen scheint mir nur ein Vorspiel für das, was kommen wird. Heute schon liest man bisweilen alte Schriften lediglich in sprachlicher Absicht. Das sachliche Interesse ist längst erstorben. Aber die logische Gestalt, der Niedererschlag der geistigen Weltbewegung auf einer bestimmten sprachlichen Entwicklungsstufe, das reizt die auf wissenschaftlicher Straße einherfahrende Kunstbegier der denkenden Menschen. Der Gelehrte ist als harmonischer ganzer Mensch eben auch und nicht zum wenigsten ein lebensfreudiger, warmblütiger Künstler.

Wie oft wird Goethes Spruch: Grau, teurer Freund, ist alle Theorie u. s. w. falsch angewendet! Diese geniale Farbenuntercheidung der geistigen Lebensäfte ist auf die Dauer nicht zu halten. Oft ist das Leben viel grauer als die Theorie. Was war Kants Leben in Königsberg? Ein graues Stubenleben, eng, beschränkt, philisterhaft. Und wie strömte alle Kraft und alles Lebensblut dieses unsterblichen Geistes in den goldenen Baum seiner blühenden Theorie. Wird nicht einmal die Zeit kommen, wo wir Kants Kritik der reinen Vernunft nur noch rein als Kunstwerk auf uns wirken lassen werden? Dann werden wir uns an seinen Kategorien freuen wie an einer Bach'schen Fuge und werden über die architektonische Wortgewalt des Meisters, ist das Vertrakte erst einmal bewältigt, so harmlos glücklich lächeln können wie über die Bewegungen einer lebendigen Maid, die sich im Tanze schwingt. Auch alle Theorie ist Blut von unserem Blute

und Geist von unserem Geiste. Darum ist sie nicht grau und tot, sondern ihrem Wesen nach ein Kind der großen Lebenssonne, der wir alle unser Dasein verdanken. Man sollte obendrein Goethes Ausspruch bedenken, daß eigentlich alles „Faktische“ schon Theorie ist.

Kunst ist Anleitung zum Naturgenuß; und ist gelegentlich wohl auch die Philosophie eine Kunst, so darf sie sogar widersprechend sein wie die Kunstwerke der Menschen, ohne daß ihr das den Todesstoß in's Herz versetzte; denn sie ist ja doch nicht das Ende aller Weisheit, vielmehr bestenfalls ein Anfang. Sie ist eine Anleitung, die Weisheit mehr zu lieben als alles Vergängliche auf der Erde.

Es war ein geistreicher Einfall von Fritz Mauthner, die Sprache einer gründlichen Kritik zu unterziehen. Ja, dieser Einfall war geistreich genug, drei dicke Bände also mit Geist zu erfüllen, daß auch keine Seite, nicht einmal eine Zeile leer ausging. Im Vorworte zum ersten Bande trifft Mauthner Anstalten, sich wegen der Mängel in der Architektur zu entschuldigen. Er trifft Anstalten dazu, aber er entschuldigt sich nicht, und das ist gut so. Diese Bitte um Entschuldigung wäre die einzige Stilwidrigkeit seines ganzen Gebäudes gewesen. Ich halte nämlich seine Architektur nicht für mangelhaft, sondern für vorzüglich. Der Umstand, daß ich verführt worden bin, dies dreibändige Werk einen geistreichen Einfall zu nennen, zeigt, wie einheitlich, wie leicht, wie elegant das große Bauwerk errichtet ist. Ein geistreicher Gedanke das Ganze!

Mauthner tut sehr unrecht, nicht „geistreich“ sein zu wollen. (I, 137 f., III, 38). Warum ist der Begriff in Mißgunst gefallen? Alles Herrliche ist geistreich. Geistreich ist Beethoven, Mozart, Spinoza, Shakespeare, Goethe, Kant, ja ich glaube sogar, der gewaltige Michelangelo ist, Alles in Allem, ein unendlich geistreicher Künstler.

Mauthner wird nun wohl über die Schlüpfrigkeit der Wortbedeutungen schelten. Und da hat er ja auch Recht. Diese Worte sind so vieldeutig wie die Kräfte in der Physik. Ich muß näher schildern, was ich meine, wenn ich Mauthner geistreiche Einfälle zur Last lege.

Und da will ich gleich kopfüber in die Tiefe stürzen und von einem Begriffe reden, den kein Mensch verstehen kann, und von dem zu reden Jedermann leicht fällt, dem Begriffe der Freiheit. Ist nämlich ein Denker in hohem Grade geistreich, so möchte man ihn vielleicht lieber geistig frei heißen und will damit ausdrücken, daß die Beweglichkeit und der Schwung seines Geistes größer ist, als die bindenden Denkgewohnheiten Andern neben ihm gestatten. Die Vergangenheit hat für den Philister etwas sozusagen unwiderruflich Befestigtes. Alles hinter uns Gelegene gleicht festgestampfter Erde und ist nicht mehr durch Möglichkeiten aufzulockern. Hiergegen sträuben sich aber nun die „stärkeren Geister, deren Vergnügen es ist, sich die Welt genetisch zu erzeugen, das Gewordene zunächst also einmal mit tausend feinen Zweifelsflammen in Fluß zu bringen und alles Vergangene unter

dem Gesichtspunkte der unbegrenzten Möglichkeiten sich zu vergegenwärtigen. Diese Denkweise, welche Notwendigkeiten und Gesetze im kritischen Feuer zerfochen möchte, hier sich äußernd als die Phantasie einer Kritik der Sprache, ist die unsterbliche Mutter aller geistreichen Einfälle in der Menschheit.

Charakteristisch für Mauthner ist die Einführung des Zufallsbegriffs in die Sprachgeschichte. Er gießt Zukunft in die Vergangenheit und arbeitet so mit einem unberechenbar kräftigen Sprengstoff, ja es gewinnt den Anschein, als habe er wohl bisweilen die nicht unberechtigte Besorgniß, selbst mit der unterminirten Sprache in die Luft zu fliegen. Außer diesen gefährlichen Anwandlungen giebt es bei Mauthner indessen auch etwas sehr Genußvolles für den ruhigen Bürger zu konstatiren: „ein genaues Hinhorchen auf unsere eigene Sprache“ (III, 23). Und nun wird es hohe Zeit, daß ich Mauthner selbst das Wort lasse.

„Die Sprache ist nichts, als das mangelhafte Mittel der Menschen, sich in ihrer Erinnerungswelt zurechtzufinden.“ (III, 2.) „Die Worte berühren die Dinge nie, aber sie umschweben sie, wenn sie gute Worte sind, wie nach der Theorie der Bewegung ein sagenhafter Aether die Moleküle umspült . . . Wir können uns einem bestimmten Dinge allmählich nähern, indem wir zu den bekannten Eigenschaften des Begriffs noch andere abgrenzende Eigenschaften hinzufügen . . . Es ist wie eine Treibjagd auf den Begriff, der immer näher umstellt wird.“ (86.)

Geistreich ist der von Mauthner geprägte Ausdruck „erkenntnistheoretische Parallaxen“. Mauthner schreibt (III, 106 f.): „Die Erde ist der Mittelpunkt des Koordinatensystems, nach welchem Fixsterne und alles Andere am Himmel bestimmt wird, und das hat sich auch durch Kopernikus nicht geändert; das Menschenindividuum ist der Mittelpunkt des Koordinatensystems, von welchem aus der Himmel und die Sterne, aber auch Haus und Dorf und Land, Sitte und Gesetz, Glück und Unglück des Individuums gerechnet wird. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß dieser Mittelpunkt des Koordinatensystems für die verschiedenen Menschenindividuen der gleiche ist, sobald es sich um Fixsternentfernungen handelt, daß dieser Mittelpunkt langsam unterscheidbar wird, je geringer die Entfernungen werden. Für Glück und Unglück, für Gut und Böse ist der Standpunkt recht individuell. Für ethische und ästhetische Begriffe ist der Standpunkt bei größeren Menschengruppen, die sich Völker nennen, individuell, für Fragen der menschlichen Erkenntnis ist der Ort auf Erden fast so gleichgültig wie für die äußersten Größen der Astronomie.“ Und mit Uebermut fügt er hinzu: „Wenigstens haben die guten Menschen nach erkenntnistheoretischen Parallaxen noch nicht gefragt.“

Um zu zeigen, welcher amüsanten Frische der wissenschaftliche Stil Mauthners fähig ist, will ich hier nur einige Beispiele aus dem dritten Bande, den ich mit besonderer Aufmerksamkeit gerade in dieser Beziehung gelesen habe, bunt zusammenstellen. (74) „Das Verbum besaß gewissermaßen schon einen

Zapfen, um welchen sich ein Zeiger herumdrehte und auf persönliche Beziehungen hinwies; da konnte leicht ein zweiter Zeiger angegliedert werden, der bald nach vorn, bald nach hinten wies und so Zukunft und Vergangenheit bezeichnete.“ (125) „ . . Die Raumbegriffe müssen im Nebenannte die Zeit bestimmen.“ (163) „ . . mit der Sprache von heute in das Wissen von morgen hineinspringen“ (166) . . . „Da unser Verstand, fast möchte ich sagen, nach seinen Fallgesetzen, hinter dem Atom n -ten Grades unwiderstehlich zum Atome $(n+1)$ -ten Grades vordringt, so kann der arme Verstand auch bei der Atomistik nicht zur Ruhe kommen.“ (167) „Ich fürchte, daß die Gravitationshypothese, welche im Ganzen und Großen das Wesen der Kraft, und die atomistische Hypothese, welche das Wesen des Stoffs zu erklären sucht, garnicht im Denken vereinigt werden können, daß es eine Selbsttäuschung der sprechenden Menschen ist, wenn sie die Worte Kraft und Stoff in einem Satze vereinigen, während sie doch dabei bald vor dem Spiegel stehen, bald hinter den Spiegel springen.“ (295) „Aristoteles hat sich redlich abgemüht, sich und seinen Schülern den Begriff „Wesen“ klar zu machen, er martert seine schöne Muttersprache bei dieser Arbeit mitunter ebenso wie Hegel unser liebes Deutsch; und wenn die Sprache überhaupt unter der Folter mehr aussagen könnte, als wir in sie hineingelegt haben, diese beiden Henkersknechte hätten ihr etwas Neues abgezwungen.“ (vgl. dazu III, 361.) (282) „Wie billige fertige Kleider aus einem Konfektionsgeschäft, so passen die Worte der Begriffe auf die Dinge ihres Umfanges. A peu près. Oder wie die Uniform einem Regiment Soldaten. Von Weitem sieht es ja nach etwas aus, aber jeder einzelne Kerl ist schlecht eingekleidet. Auch die fertigen Worte passen niemals.“ (285) „Das Wort ist für jeden Volksgenossen ein Associationszentrum nur für den Umfang, den er kennt.“ (292) „Die Unklarheit, welche jedem Wortzeichen anhaftet im Verhältniß zur Anschauung, steigert sich mit der Zahl der Anschauungen und der Stufenreihe der Anschauungsgruppen, die das Wort bezeichnen soll. An dem einen Ende ruht die Einzeldarstellung, die vor der Sprache ist, an dem andern Ende gähnt der Abgrund der allgemeinsten Begriffe oder Kategorien, die jenseits der Sprache liegen und nur mißbräuchlich von künstlichen Worten mythologisch vorgestellt werden; zwischen diesen beiden Enden schwebt die menschliche Sprache über der Wirklichkeitswelt wie ein Nebeldunst, verschönernd und die Grenzen auflösend.“

Wigig und treffend nennt Mauthner die Definition mit geistreicher Uebertreibung eine Sprachstörung. Er sagt (300): „Solange die Menschen einander halbwegs verstehen, so lange brauchen sie keine Definition der Begriffe; erst wenn sie einander ganz und gar nicht mehr verstehen, wird diese betäubende Tatsache durch eine Definition ausdrücklich festgestellt. Wir haben an anderer Stelle gesehen, daß Bewußtsein eine Hemmung ist, eine schmerzliche Störung des unbewußten Gedächtnisses. Das Bewußtsein verhält sich zum unbewußt tätigen Gedächtnisgang ernsthaft wie Brustschmerzen

zu regelmäßiger Atmung, wie Bauchgrinnen zur behaglichen Verdauung. So kommt auch der Begriff in seiner Definition uns zum Bewußtsein; die Definition gehört gewissermaßen zu den Sprachstörungen, sie ist eine Hemmung im regelmäßigen behaglichen Gebrauch der Worte."

Ueberraschend den Standpunkt Mauthners aufhellend wirken Wendungen wie (304) „In der Logik ist das Wort frech geworden wie in der Aesthetik und in der Ethik.“ Noch schärfer später (339): „Das Dürfen muß aus der Sprache der Naturwissenschaft verschwinden wie das Sollen aus der Aesthetik und aus der Logik. Beide Hilfs Worte sind Zuchthausjargon der Ethik.“ (vgl. auch S. 370.) Es steht diese Auffassung in Uebereinstimmung mit den an David Humes Lehren erinnernden Erörterungen über die Schlussfolgerung (besonders S. 383). Doch ich kehre zum Genusse des Bildlichen zurück. (340) „Das Gedächtniß sitzt wie ein Ameisenlöwe in der Grube und lauert auf Beute. Für jede Art von Eindruck hat es gewissermaßen Rinnen nach seiner Grube gezogen, welche immer für eine bestimmte Gattung bestimmt sind. Kommt nun so ein Eindruck in das Gebiet seiner Rinne, muß er eben ohne Gnade hinunterrutschen und fällt in den Begriff.“ Von den sogen. unmittelbaren Schlüssen sagt Mauthner (381), „daß sie nicht bei jeder Kreuzung auf dem Wege anhalten, sondern als beschleunigte Gedächtnißzüge nur eine Station kennen.“ Und er fügt charakteristisch hinzu: „Ich möchte gern weniger bilderreich reden, ich mache aber darauf aufmerksam, daß auch die Erklärung, der unmittelbare Schluß sei eine Ableitung aus einem einzelnen Urteile, nur ein Bild ist, noch dazu ein verblaßtes, unvorstellbares, während mein Bild von den Stationen vielleicht im Gehirn eine Analogie besitzt. Nur daß alte Bilder, die verblaßt und unvorstellbar, gespensterhaft geworden sind, eben darum schon für fertige Gedanken gelten.“

Dieser Bildervorrat Mauthners ist unerschöpflich. (313) „Im Kleinsten wie im Größten wird die Wirklichkeit durch die zu weiten Maschen der Sprache hindurchfallen.“ (361) „Wir wissen, daß Urteile die Begriffe nur umgeben, wie der Rauch das Feuer umgiebt.“ (558) „Unser ganzes Denken ist vielleicht nur mit dem elenden Tropfen Del zu vergleichen, mit dem die Maschine sich automatisch schmiert, damit Alles glatter geht.“ Vom Zweckbegriff meint der Kritiker der Sprache, er sehe ihn (596) „wie eine Rakete des menschlichen Verstandes aufsteigen, leuchten und verpuffen.“ Das hübscheste aller Bilder und Gleichnisse scheint mir der Kurvenvergleich zu sein, der freilich dem Naturkinde viel Ueberlegung zutraut. Mit einer Anspielung auf die „vernünftige“ geometrische Linie, die John Herichel zur Korrektur der Beobachtungsfehler „mit kühner aber vorsichtiger Hand nahe zwischen den durch die Beobachtung gegebenen Punkten zog, läßt sich Mauthner wie folgt vernehmen: (480 f.) „Es muß eine Zeit gegeben haben, in der der Begriff Eiche noch nicht existierte, noch nicht von dem älteren Begriffe Baum losgelöst war. Wie entstand jener Begriff? Der

hervorragende Mann jener Ururzeit beobachtete zwischen einer Anzahl Bäume eine gewisse Annäherung, z. B. in der Form der Blätter und der Früchte. Die Blätter mancher dieser Bäume sahen wieder den Blättern anderer Bäume ähnlich, die sich aber durch ihre Früchte unterschieden. Und so ging Alles bunt durcheinander. Eine Kurve — die neue Mathematik wird mir dieses Wort auch für die Sprachgeschichte gestatten —, eine vernünftige Linie, welche gerade nur diese Bäume verband, ergaben die Beobachtungen nicht. Dennoch entschloß sich der hervorragende Mann jener Ururzeit, zwar nicht durch die einzelnen Beobachtungspunkte, aber zwischen ihnen hindurch eine solche vernünftige Kurve zu ziehen und „erfand“ oder benützte dazu das Wort „Eiche“. Ein ebenso kühner Mann erfand oder benützte das Wort „Fisch“, trotzdem die Kurve der Beobachtungspunkte nicht genau stimmte. Es giebt kein Wort, worauf diese Betrachtung nicht ausgebehnt werden könnte. Wir sagen „Pferd“, trotzdem die Kurve bezüglich der Größe, der Farbe u. s. w. durchaus nicht ganz „vernünftig“ ist. — Es scheint mir aus dieser Untersuchung hervorzugehen, daß auch in solchen klassischen Fällen der sogenannten Abstraktion nur eine Induktion vorlag, dieselbe Induktion, durch welche Herischel die Doppelsternbahn, durch welche Kepler die Marsbahn fand.“

Ich darf den Eindruck der ernsteren Eigenschaften des Buches wohl nicht durch längere Aufzählung dieser ansprechenden Anschaulichkeiten gefährden. Und doch verdient diese Seite der stilistischen Eigentümlichkeiten Mauthners volle Anerkennung.

Schon in frühen Zeiten hat man das Denken mit dem Sehen in Verbindung gebracht und logische Vorgänge in Anlehnung an die klarer zu Tage tretenden Vorgänge des äußeren Gewahrwerdens zu schildern verstanden. Die Sprachen bieten zahlreiche Beispiele für einen Proceß der Verinnerlichung der Begriffe. Gelegentlich läßt sich vielleicht jedoch auch wohl das Eine oder Andere zu Gunsten eines umgekehrt gerichteten Bedeutungswandels anführen. Es scheint bisweilen, als müsse die abstrakte Musik unserer Gedankengebilde ersticken und in sich verstummen für ewig, fänden die Begriffe nicht an der Anschauung wieder und wieder ihren klingenden Anschlag. Unter Anschauung in solchem Sinne verstehen wir wohl am besten mehr als das schlechthin mit den Augen Erfasbare. Auch die Erfahrung sonstiger Herkunft bringt das belebende Element in unsere Gedankenläufe, alles irgendwie mit den Sinnen unmittelbar Erlebte verleiht dem zum Allgemeinen und Gedankenhaften Erhobenen jene gesunde Frische und Freudigkeit der Diktion, die, um ein gutes Wort des alten Montaigne zu gebrauchen, nous rit „tousiours d'une fresche nouvelleté.“ Nichts kann daher näher liegen als in Fällen, wo es sich um Schilderung geistiger Phänomene handelt, wo man also etwas bespricht, was nicht Gegenstand der Anschauung sein kann, da es die Anschauung vielmehr als Gegenstand unter sich begreift, den Versuch zu wagen, deutlich sichtbare Verhältnisse aus diesem Reiche

der Anschauung gleichnißweise für das rein Geistige in's Treffen zu führen. Man spricht von den Denkvorgängen, als wenn es sich um bloße Sehvorgänge handelte. Man sucht Licht und Leben in die Darstellung des Unanschaulichen, Begrifflichen zu bringen, indem man ein wenig Anschauungsmaterial in die höhere Region einführt. Dies Verfahren ist ganz gewiß so töricht nicht. Nur muß es freilich mit der nötigen Loyalität geübt werden, also frank und frei, damit Niemand glaube, er habe baare Dukaten in der Hand, wo ihm doch in Wirklichkeit nur Spielmarken unter die Finger geraten sind.

* * *

An zwei besonderen Beispielen, an die ich seit geraumer Zeit dachte, will ich noch im Anschluß an das Gesagte ausführen, wie uns die sprachliche Wirklichkeit als Material der Prüfung und des Genusses leichter denn als Instrument zur Aussprache ungewohnter Gedankengänge dienen kann. Ich streife zunächst das interessante psychologische Problem der Negation, die als die stärkste Kraft des Denkens und Willens in der Sprache auftritt. Sodann versuche ich die raumlose Welt, die wir Zeit nennen, zu schildern, als ob es keinen feststehenden räumlichen Dimensionsbegriff gäbe. Hierbei wird sich die Nichtigkeit gewisser Gedanken Manthners herausstellen, und ich hoffe, man wird nach meinen kritischen Bestrebungen um so williger zurückkehren zum Genuß der Sprache, ohne zu richten.

* * *

Das innerste Wesen der negirenden Kraft schien von dem Augenblicke an klar durchschaut, in dem die Regel aufkommt: die doppelte Verneinung hebt sich auf (*duplex negatio affirmat*). Damit war die logische Wirksamkeit ein für alle Mal anerkannt und zugleich dem Denken ein wertvolles äußeres Hilfsmittel an die Hand gegeben, um in Fällen mehrfacher Negation sich das Verständniß durch das Mittel der Zusammenziehung je zweier Negationen in einen positiven Wert zu erleichtern. Aber diese logische Einfachheit, der die Praxis im Verfolge eines echt lateinisch empfundenen Sprachgebrauchs zustrebt, ist für die psychologische Beobachtung unserer gedanklichen Tätigkeit weniger interessant als die logisch unvollkommenen Stadien der sprachlichen Entwicklung in der Vergangenheit und die Beleuchtung gerade der Schwierigkeiten, die das Denken in der mehrfachen Negation auch heute noch erlebt.

Das ideal einfache logische Schema der Negation wäre ja kurz ausgedrückt nichts weiter als ein Drehungsvorgang auf einer Ebene. Der Begriff A wird negiert, das giebt Nicht-A — halbe Kreisdrehung. Negiert man nun Nicht-A, so erhält man, was einer ganzen Kreisdrehung gleichkommt, Nicht-nicht-A=A. Also A ist wieder da, wo es zu Anfang gewesen war.

Die psychologische Betrachtung kann sich aber mit diesem einfachen Schema nicht zufrieden geben. Ihr ist es nicht gleichgültig, ob ein Begriff positiv ausgedrückt ist oder durch doppelte Negation gegeben. Es ist nicht gleich, ob ich sage: „nicht ohne Liebe“ oder „mit Liebe“. Die doppelte Negation enthält eine Nuance. Sie kann den Wert der Aussage abschwächen — wie mehrfache Spiegelung das Licht abschwächt — oder verstärken, indem die Stimmung der Abwehr des Entfernungswerten kräftig durchlebt wird. So fällt also, psychologisch gesehen, der Punkt Nicht-nicht-A nicht genau mit dem A-Punkt vor der Drehung zusammen.

Es ist ferner aber auch gar nicht allgemein linguistisch richtig, daß das Drehungszentrum fest bleibt. Die doppelte Negation hebt sich gar nicht auf in den logisch minder wohlgegliederten Sprachen. Ja, unser schönes Deutsch gebraucht die doppelte Negation vollständig zur Verstärkung des negativen Charakters und vergißt völlig, daß ein „nicht“ das andere logisch aufhebt. Der gute Abelung findet diesen Gebrauch allerdings nicht löblich. Hätte er Maithners Kritik der Sprache lesen können, so würde er wohl nicht gesagt haben, was wir nun in seinem deutschen Wörterbuch (3, Sp. 484) zu unserm Ergötzen finden: „In den gemeinen Sprecharten, besonders Oberdeutschlands, ist es sehr gewöhnlich, die Verneinung um des Nachdrucks willen zu verdoppeln, nach dem Muster des griechischen οὐ μὴ und französischen ne pas; nichts nicht, keiner nicht, Niemand nicht für das einfache nichts, keiner und niemand. In der anständigen Schreibart klingt solches überaus widrig; indessen höret und lieset man es doch oft.“ Goethe durfte also, wollte er sich einer anständigen Schreibart befleißigen, nicht sagen, daß Mephisto an nichts keinen Anteil nehme, Flemming durfte nicht singen: „Laß Dich nur nichts nicht tauren mit Trauren.“ Luther durfte nicht (Joh. IV, 6, Jer. VIII, 22, Joh. III, 5 und so weiter) die doppelte Negation anwenden und das herrliche Volkslied von der heimlichen Liebe, von der Niemand nichts weiß, verfließ arg gegen die anständige Schreibart.

Unsere Verneinungspartikel „nicht“ war überhaupt zuerst ein Substantivum, das so viel wie „nichts“ bedeutete. Das jetzige „nichts“ ist eine Genitivform des Pronominalsubstantivs „nicht“. Nicht ist wie das italienische „niente“ oder das französische „néant“ hervorgegangen aus der Verbindung der Negation mit dem Worte für Ding, Wesen: „Nicht“.

Die Rolle der Verneinungspartikel fiel dem Substantivum „niht“ erst allmählich, etwa im XII. Jahrhundert, zu. Es erschien vorher zur Verstärkung, untergeordnet dem „ni“, „ne“ oder „en“, Partikeln, in denen die negierende Kraft lag. Später fielen diese Partikel fort, und die volle negierende Kraft ging in das erst nur verstärkende „niht“ über. So heißt es im Mittelhochdeutschen „des ensol niht geschehen“, wobei die Genitivform „des“ das noch deutlich vorhandene Gefühl für die substantivische Bedeutung des „niht“ verrät. Dann fiel die Negation „en“ fort. Man sagte einfach: „des sol niht geschehen“. Im Neuhochdeutschen wurde die Genitivform

in den Nominativ „das“ verwandelt. Damit war erſt nicht endgültig zur Verneinungspartikel geworden.

Geheimnißvoll erhaben mag uns wohl dieſes kleine Zauberwörtlein — trotz Mauthners Warnung vor Wortaberglauben — anmuten. Ein moderner Heiliger könnte vielleicht ähnlich, wie Anatole France ſeinen Heiligen „Ich lob: Gott in der Gazelle“ ſprechen laſſen, ausrufen: Ich lob: Gott in dieſem wunderkräftigen Worte! Ich erkenne in ihm etwas myſtiſch Ehrwürdiges, das alles Faſſen überſteigt. Wie iſt die Negation in die Welt gekommen? Was hat ſie nicht alles für Wandlungen erlebt und erlitten, ehe ein Logiker den Weiſheitsſpruch entdeckte, daß ſie eine periodiſche Funktion ſei, zwiſchen A und Nicht-A regelmäßig hin und her hüpfend!

Die Negation iſt zunächſt jedenfalls etwas ſehr gegenſtändlich Poſitives. Wenn Homer (Od. IX, 189) von Polyphem ſagt: er wußte Geſekloſes, ſo ſoll das heißen ſein Sinn war wild und roh. Anſprechend lautet die Anmerkung bei Ameis-Henze zu dieſer Stelle. Sie erzählt davon, daß im Leben des homerischen Menſchen Theorie und Praxis noch nicht getrennt, ja Kennen und Lieben in dieſen „älteſten Zeiten“ identiſch erſcheinen. Solche Kunde von den „älteſten Zeiten“ iſt freilich von Mauthners ſprachkritiſchem Standpunkte aus geſehen (II, 6) auch „nur ein Teil unſerer Kenntniß von den menſchlichen Abenteuern der allerjüngſten Zeit“ (vgl. dazu III, 433). — Die Geſchichte der Wendung Polyphems im neunten Gefange der Odysſee iſt überhaupt für Betrachtungen über die Negation ſehr intereſſant. Es wimmelt von beabſichtigten Zweideutigkeiten, homerischen Wortſpielen, die den Leſer bei dieſem ehrwürdigen Fabelmann gewiß rührend anmuten. Doch ich kann mich hierauf nicht weiter einlaſſen und gehe auch nicht auf die ſo intereſſanten Streitfragen, die die griechiſchen Negationswörter betreffen, näher ein. Von den vielen Anwendungen der Negationskraft in der Sprache ſei nur an das merkwürdige „nicht“ der ſubjektiven Schwebung (beſonders nach Verben des Fürchtens und der Beſorgniß) und an die logiſch wieder faſt allzu reinliche Unterſcheidung des konträren und kontradiktoriſchen Gegenſatzes erinnert. Um das bereits beanspruchte Bild der Drehung auch hierfür paſſend zu machen, würde man etwa die kontradiktoriſche Bewegung als Drehung in einer Ebene ſich vorſtellen müſſen, die eine konträre Drehungsebene ſenkrecht ſchneidet. Es ſei z. B. das konträre Begriffsverhältnis gut und ſchlecht gegeben. Gut und ſchlecht bilden konträre Gegenpole auf einer Ebene. Das kontradiktoriſche Begriffsverhältnis gut und nicht-gut dürfte aber graphiſch nicht auf dieſer ſelben Ebene verſinnbildlicht werden; denn nicht-gut iſt, rein logiſch genommen, keineswegs mit dem wohlbegrenzt gedachten Begriff des Schlechten Eins, es iſt vielmehr ein unbegrenzter Begriff. Uebrigens hat dieſe logiſche Haarspalterei keinen Wert für eine Systematik der lebendigen Sprachgeſchichte. Noch die geiſtvolle Abhandlung Delboeufs über die griechiſche Negation iſt ſ. v. v. viel zu gewaltſam logiſch.

Von anderer Seite und vielleicht nicht minder fruchtbar läßt sich das reizvolle Thema der Negation anpacken, wenn man, ganz ohne linguistische Voreingenommenheit, einmal psychologisch experimentirend der Erscheinung auf den Leib rückt. Eine zufällige Beobachtung bringt mich auf die Idee, daß hier für einen denkfähiger als ich veranlagten Geist möglicher Weise wertvolle Schätze zu heben wären. Bei der Lektüre unseres neuen Bürgerlichen Gesetzbuches fiel es mir nämlich auf, daß die juristische Prägnanz des Ausdrucks bei negativen Formulierungen dem Verständniß zunächst nicht immer ganz unerhebliche Schwierigkeiten bereitet. Heißt es da etwa, daß, wenn der Wille, in fremdem Namen zu handeln, nicht deutlich hervortrete, der Mangel des Willens, im eigenen Namen zu handeln, in Betracht nicht käme, so wird der Leser gewiß erst einige Mühe aufwenden müssen, um den Sinn des an sich ja durchaus nicht weiter mysteriösen Diktums zu enträtseln: Wer nicht deutlich angiebt, daß er beauftragt ist, handelt auf eigene Faust. Dies Beispiel möge genügen. Andere Erfahrungen wird man sich wohl auch leicht in's Gedächtniß rufen können. Die mehrfache Negation bringt infolge ihres logisch so energisch befehlshaberischen Charakters öfters eine gewisse Verlegenheit in uns hervor, die gegebene Aufgabe sogleich sicher und elegant zu lösen. Es geht uns wie einem Pferde, das durch Zügel und Gerte auf komplicirter Bahn schnell hierhin und dorthin gelenkt wird. In jedem Augenblick kann es doch nur einem Impulse gehorchen. Auch unser Denken kann sich die mehrfache Negation nur hintereinander aufklären, und es wäre von höchstem Interesse, zu untersuchen, ob es hier vielleicht auch so etwas giebt wie die normalen optischen Täuschungen.

Eine getreue und genaue Schilderung unserer Erlebnisse beim Bedenken eines Urteils, das in seiner sprachlichen Ausdrucksform eine mehrfache Negation enthält, würde den Ausgang bilden. Die mehrfache Negation erschwert das Verständniß, sie stachelt die Aufmerksamkeit zu besonderer Anstrengung auf. Dabei ereignet sich nun ein Auf- und Niedersteigen des Klarheitsgrades unserer Auffassung. Die Zeiten des deutlichsten Verständnisses werden durch Zeiten einer vorübergehenden Lähmung des Verständnisses unterbrochen, bis die mehrfache Anstrengung Ermüdung hervorruft und uns eine längere Ruhepause der Erholung überhaupt wünschenswert erscheinen läßt.

So oft wir zum Verständniß durchgebrungen sind, haben wir als Resultat der durchlaufenen Vorstellungsreihen eine positive Gesamtvorstellung des Urteils. Interessant ist nun aber die Beobachtung des zweifelhaften Zustandes, jenes unruhigen Gefühles, das den Willen zu einer abermaligen Prüfung des Gedankens drängt, je nachdem wir uns erinnern, alle Schwierigkeiten sieghaft deutlich oder nur in unbestimmter flüchtiger Annäherung überwunden zu haben. Es wird uns etwa eine dreifache Negation zugemutet: z. B. „nicht ohne Unruhe“. Die dreifache Negation ist selten, sie wird gewöhnlich nicht sogleich richtig aufgefaßt, geht dem Verständniß nicht

glatt ein, sondern bringt den Hemmungscharakter der Negation fühlbar zur Anerkennung. Es bedarf der Zusammenfügung des „nicht ohne“ zu dem positiven einheitlichen „mit“, um hinter den Sinn zu kommen: „mit Unruhe.“ Ist das „nicht ohne“ gleichsam selbstverständlich zum „mit“ verwachsen, dann verstehen wir leicht das Ganze. Ähnliches findet bei längeren Perioden mit gehäufter Negation statt. Wir suchen dabei die negativen Wendungen zunächst im Einzelnen in ihren Wirkungssphären gesondert zu erblicken, also, wie der rechnerische Ausdruck dafür lautet, in Klammern zu setzen. Die eingeklammerte Gruppe wird zur Einheit, das sich dem Schalten des vorstehenden Denkens fügsam erweist, um dann einer weiteren Einheit einverleibt und zusammenhängend erkannt zu werden. Es ist dabei für die Enge unseres Fassungsvermögens bezeichnend, daß von einer gewissen Komplexität — etwa der vierfachen Negation an —, wo nicht besondere Geläufigkeiten eingeübt vorliegen, die Fähigkeit erlischt, die Gesamtvorstellung auf Anhieb — ohne die indirekte Hilfe des ganz langsamen Vor-Klammerziehens — zu erfassen. Vergleichen Urteile werden eigentlich nicht mehr direkt erkannt, sondern successiv erschlossen und geglaubt.

Wie es nun optische Täuschungen giebt, die ungemein lehrreich die Gesetzmäßigkeit unserer Sehvorgänge beleuchten, so kommen auch auf dem Gebiete der gedanklichen Auffassung Täuschungen vor. Und liegt nicht der Gedanke nahe, aus diesen logischen Täuschungen gleichfalls Gewinn zu ziehen, ja vielleicht auch hier zu experimentiren, indem bei willkürlicher Regelung unserer Ideenläufe die innere Blickbahn in einer Weise eingestellt wird, die Täuschungen begünstigt?

Die optische Täuschung — darf man dagegen geltend machen — unterscheidet sich von der logischen freilich durch ihre normale Zweideutigkeit: man denke an das Beispiel von der Treppe und dem überragenden Mauerstück. Das Bild wird bald so, bald so interpretirt, je nachdem die Augenbewegungen auf einander folgen. Die logische Zweideutigkeit einer Gesamtvorstellung — Umschlag des Gedankenbildes aus einer Fassungsweise in das negative Gegenbild — tritt bei den Versuchen des Verstehenswollens der mehrfachen Negation zwar vielleicht auch oscillirend auf, erscheint aber nicht als normal begründet, sondern hat ihre Ursachen in der Schwäche unseres Aufmerksamkeitsorgans gegenüber den Schwierigkeiten, die ihr die Komplexität des mehrfachen negativen Urteils aufgiebt.

* * *

Fritz Mauthner spricht an einer der Stellen (III, 38), wo er die Zeit*) als vierte Dimension den drei Raumbimensionen gegenüber geistreich

*) Ueber die Zeit siehe Näheres bei Mauthner I, 6 ff., 50, 432 ff., 569 f., II, 6, 205 ff., 300, 423 f., 468 f., 624 f., 646 ff., 671, 678, 680 ff. III, 35 ff., 67 ff., 74, 106 ff., 118 ff., 474 f., 497 ff., 531 ff., 587 f., 590, 595.

einführt, unumwunden aus, es sei diese Geistreichelei überflüssig, und ähnlich will ich hier meine Erörterungen über die Zeit vorausschicken, daß ich keine Neuerungen des feststehenden, ja sogar mathematisch feststehenden Sprachgebrauchs aufzubringen mich erfreuen möchte, vielmehr Alles nur als eine Art bescheidenen Illustration zu gewissen Ausführungen Mauthners über das Verhältniß von Weltbild und Sprachinstrument gebe. Mit Lenau aber will ich jedenfalls singen:

„Und wenn kein Menschenohr auch meinem Sange lauschte,
„So hört mich doch der Geist, der mir das Herz berauschte.“

Man ist gewohnt, gegenüber der Dreidimensionalität des Raumes, die sich auf das bekannte Axensystem der senkrecht aufeinander gestellten drei Bewegungsrichtungen bezieht, von der Eindimensionalität der Zeit zu sprechen. Man sagt, die Zeit habe nur eine Dimension, weil sich in ihr ein solches räumliches Axensystem nicht errichtet denken läßt.

Geht man indessen von einem der Zeit angemessenen Dimensionsbegriffe aus, nach dem wir unter einer Dimension verstehen müßten, eine in der Erfahrung beginnende, alle praktische Erfahrung aber überschreitende, weil in's Unendliche gehende Wirklichkeitsrichtung, so läßt sich der Behauptung, daß die Zeit nur eine Dimension habe, der Raum dagegen drei, die Behauptung gegenüberstellen: die Zeit hat drei Dimensionen, der Raum aber nur zwei, die den Zeitdimensionen entsprechen. Die drei Dimensionen der Zeit sollen heißen: Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart, und zwar sind die beiden erstgenannten extensive, einander entgegengesetzt gerichtete Dimensionen, die Gegenwart aber möge — ich bitte, mir diese Wendung vorübergehend zu gestatten, — die intensive Zeitdimension bezeichnen, und als Hilfspvorstellung für sie ist eine unendliche dynamische Reihe von Momen-
ten, nämlich der bei dem unsrigen beginnenden und des Weiteren nachbarlich bis in's Unendliche abgestuften Zeitauffassungsvermögen.

Eine Bewegung, die für unser Zeitauffassungsvermögen sehr schnell ist, erscheint dem benachbarten nach der Seite des Kleinen hin minder schnell. Und einem weiter von dem unsrigen entfernten Zeitauffassungsvermögen erscheint noch als lange Zeitsirecke, was wir überhaupt nicht mehr zeitlich auffassen. Die Zeit ist so in jedem Gegenwartspünktchen ebenso unergründlich wie der Raum, dem, im Sinne der Zeitdimensionen, eine extensive und eine intensive Dimension zukommt. Die drei üblichen Raumdimensionen fallen dabei in die eine extensive allseitiger Ausdehnung zusammen. Der zeitlichen Gegenwartsdimension entspricht aber die geschilderte intensive Raumdimension, die uns unendlich viele Wege in's unendlich Kleine eröffnet. Der Vergangenheits- und der Zukunftsdimension der Zeit kann im Raume nichts Analoges entsprechen. So erscheint dieser von der Zeit ausgehenden Dimensionszählung der Raum um eine Dimension ärmer als die Zeit. Man wird den Ausgang von der Zeit aber ebenso wenig einseitig schelten dürfen, wie man bisher dem Ausgange vom Raume und seinem nur für

Raumverhältnisse möglichen dreidimensionalen Arensysteme Einseitigkeit zum Vorwurfe gemacht hat; hat doch dabei von einer Angabe der intensiven Dimension des Raumes überhaupt Abstand genommen werden müssen, und das Verhältniß der beiden grundlegenden Anschauungsformen zu einander hat in seinen tiefgründigsten Eigenschaften nicht mit derselben Prägnanz Ausdruck finden können, wie dies bei der angedeuteten Modifikation des Dimensionsbegriffes, die der spezifischen Raumbetrachtung gegenüber eine ergänzende spezifische Zeitbetrachtung darstellt, mir der Fall zu sein scheint.

Aber nehme man die Terminologie, wie man wolle, und ich zweifle nicht, daß Andere auf anderen besseren Wegen das, was mir vorschwebt, genußvoller darbieten, indem sie sich des alten Flaschenzug-Verfahrens (Verlängerung des Weges zur Verminderung der Anstrengung) auch auf dem Gebiete der sprachlichen Mitteilung bedienen, — unendlich wichtiger ist die praktische Konsequenz der berührten Gedankengänge, die in jedem sprachlichen Gewande dieselbe bleiben muß. Sie beruht in vertrauensvoller Zuversicht zu der unergründlichen Höhe und Mannigfaltigkeit der göttlichen Welt. Die Ewigkeit ist nicht nur vor uns in der Zukunft und hinter uns in der Vergangenheit, jeder gegenwärtige schnell vorüberfliegende Zeitteil birgt unendliche Welten, denn wie sollte das Zeitauffassungsvermögen, über das — im Geiste Mauthners zu reden — die Zufallsblume Mensch verfügt, dem Weltall eine Grenze vorschieben*)?

* * *

Es wäre ein besonderes Kapitel, zu dem sich viel Interessantes bei Mauthner finden ließe, nun von dem „Nutzen“ der Sprache zu reden. Der Sprachkritiker schlägt ihn nicht niedrig an. Mit hübscher Aufpolirung einer Schopenhauer'schen Begriffsunterscheidung setzt er fest (II, 692): „Unter Verstand verstehen wir die Benützung unmittelbarer, gegenwärtiger Erkenntniß der Außenwelt, unter Vernunft verstehen wir die Benützung mittelbarer Erkenntniß der Außenwelt, das heißt unserer Erinnerung, wie sie in unserem Denken oder in unserer Sprache aufbewahrt ist.“ (694.) Die Vernunft besteht darin . . . daß sich der Mensch in der ihn umgebenden Welt mit Hilfe von Begriffen oder Worten zurechtfindet.“ (Vgl. dazu auch III, 267.)

Von solchen Orientierungsfragen sei hier abgesehen. Ich möchte den Leser im Interesse des Genusses der Sprache einladen, sich mit mir auf den vorkritischen Standpunkt zu stellen, wie er von dem größten Dichter des Mittelalters eingenommen wurde, als er schrieb (*La vita nuova*): „lo nome d' Amore è sì dolce a udire, che impossibile mi pare, che la sua operazione sia nelle più cose altro che dolce.“ Wenn die ge-

*) Vgl. dazu Fr. Nagel, In einem Bergkristall. Deutsche Rundschau, Januar 1904. S. 44. Sehr merkwürdig auch das Seifenblasen-Märchen von Kurd Laßwitz.

waltige Eiszeitenrechnung (II, 655) stimmt, so fiel dieser Erguß ungefähr in die Zeit der größten Sonnenwärme auf Erden. —

Ich habe Mauthners Philippika gegen die Sprache (gelegentlich, z. B. I, 84, III, 202, erklingt freilich auch ihr Lob) mit seelischer Erhebung gelesen. Gelegentlich las ich zum Lobe Gottes verfaßte Erbauungsbüchlein mit Depression. Ich bekenne, daß ich lieber eine Theodicee verfaßte als mich zum kritischen „advocatus diaboli“ à la Voltaire im Candide, à la Nietzsche in Sachen der Moral, à la Mauthner in Sachen der Erkenntnistheorie aufschwingen möchte. Aber diese Vorliebe für die rechte Seite im Parlamente der Weltanschauungen geht nicht so weit, daß ich die großen Redner der linken darum verachtete oder mißsen möchte. Nichts möchte ich mißsen in dieser Welt, und am allerwenigsten ein Gegenüber, mit dem ich mich auseinandersetzen kann.

Es wird erzählt, Goethe hätte auf seine Farbenlehre einen so hohen Wert gelegt, er liebte dies Schmerzenskind mit so mitleidiger Zärtlichkeit, daß er auf den Ruhm eines lyrischen Dichters weniger Anspruch erheben mochte, als auf den Lorbeer eines Ueberwinders der falschen Newton'schen Theorie. — Aus einem Briefe Schlegels an Reimer geht hervor, daß sich dieser geniale Verbeutlicher Shakespeares, wie er mit Genugtuung konstatirt, allmählich von der Poesie entfremdet habe. Er habe Besseres zu tun als die Shakespeareübersezung fortzusetzen. — Sowohl Goethes wie Schlegels Bedeutung wird heute anders beurteilt, als sich die Beiden in diesen Aeußerungen abschätzen. Nicht nach der Vorliebe und den Wünschen der Persönlichkeiten bemessen wir die Tragweite ihrer Leistungen, sondern unabhängig davon nach den allgemeineren Verhältnissen, die jeden Geisteswert nach Angebot und Nachfrage auf dem großen Weltmarkte bestimmen.

Fritz Mauthner wird den Wert seiner Arbeit vielleicht in ihrem Wahrheitsgehalte suchen. Als edler Ritter ist er todesmutig in tyrannos — gegen die argüen Tyrannen der Welt, gegen die Worte — zu Felde gezogen. Und er weiß im Voraus, daß er sterben wird in diesem Bürgerkriege der Sprache. Das stimmt seine Seele pathetisch und läßt ihn die düster schöne Formulirung seines Themas „Kritik — Kritik“ in der großen dreibändigen Sinfonie unaufhörlich neu und bedeutend instrumentiren.

Wir aber, die ihm lauschen, klatschen Bravo über die Kühnheiten und die Beweglichkeit des Mauthner'schen Geistes. Und wenn der erkenntnistheoretische Skepticismus seltsam künstlerische Blüten ersprießen läßt, so ist dem Auge eine Lust beschert, und wir fragen nicht tiefer nach den Wurzeln. Klug rät Hebbel:

„Wünsche Dir nicht zu scharf das Auge, denn wenn Du die Toten
In der Erde erst siehst, siehst Du die Blumen nicht mehr!“

Auf der Oberfläche wohnt der Genuß, und alles Auskosten und in die Tiefe Steigen führt zu Höhlen und Höllen. Der Himmel und die Seligkeit

wohnen in der lustig leichten Höhe, über allen Dingen hin, weich und unendlich, wie die Ideen des göttlichsten aller Philosophen, die Ideen des Plato. Faß' ich die Ideen Mauthners plump an und schüttle sie, so fällt der schöne Farbenstaub von ihren Schmetterlingsflügeln, und es sind blasser Gespenster wie alle Menschengedanken auf Erden. Doch das sei ferne.

Mit Genuß an der Sprache werde diese Kritik der Sprache gelesen, mit Genuß an all den klugen, kleinen Worten, die Mauthner zum Sturme gegen die eigene Mutter aufbot, mit Genuß an den lyrischen Klängen, die seine Philosophie abendmild durchtönen, mit Genuß an der schneidigen Eleganz des kritischen Hidalgo, der mit Geibels Worten clara, concisa y elegante fingen darf:

„Ich führe, wenn ich singe,
Die Zither und die Klinge
Von toledan'schem Stahl!“





Die gelbe Gefahr und die russische Diplomatie.

Von

Karl Blind.

— London. —

Im Europa auf die falsche Spur zu lenken, ist russischerseits die schreckhafte Vogelscheuche der „Gelben Gefahr“ aufgestellt und das über alle Moskowiter, Kalmücken und Kaschkiren gebietende, selbstherrliche Zarentum als „Vorkämpfer des großen arischen Stammes“ und seiner Sittigung bezeichnet worden. In Frankreich, wo es so ungeheuer viele Besitzer russischer Staatspapiere giebt, haben sich allerhand Federn für Ausmalung der gelben Gefahr leicht gefunden. Bereitwillig haben sich jenseits der Vogesen Manche hinzugesellt, die die Niederlage Japans wünschen, weil sie von einem erstarkten Rußenreiche immer noch eine spätere Mit-hilfe gegen Deutschland zu erlangen hoffen.

Leider traf es sich für diese Leute so, daß zur selben Zeit, wo das Moskowitertum als Vorkämpfer der arischen Rasse gepriesen wurde, ein persönlicher Freund des Zaren eine gar schlecht dazu stimmende Aeußerung tat. Er erklärte: Rußland müsse die Mandschurei behalten und noch weitere mongolische Bevölkerungen sich einverleiben, weil es deren bereits so viele in seinem Gebiet umfasse!

Das erinnert an die Begründung des russischen Anspruches auf einen Teil von Afghanistan im Anfange der achtziger Jahre. Damals wurde gesagt: der turkmenische Stamm im Lande des Emirs Abdur Rahman sei ein Teil des gleichen Volkes, das mit Wierw in den Besitz Rußlands kam; daraus ergebe sich ein Anrecht Rußlands auch auf die afghanischen Turkmenen. Mit solcher Lehre wäre es möglich, allmählich ganz Asien in Anspruch zu nehmen. In Europa könnte Rußland so in gleicher Weise, von Schritt zu Schritt, bis zur Welt Herrschaft vorrücken.

Indessen hatte der Freund des Zaren mit seiner Behauptung, es gebe in Rußland bereits so viel Mongolentum, keineswegs Unrecht. Er ließ da unbedachtſam eigentlich zwei Katzen aus dem Sack. Die Kenner der Völkertunde wiſſen ſehr gut, daß ſeine Angabe in noch bedeutend weiterem Sinne wahr iſt, als er es wohl darzuſtellen beabſichtigte.

Polniſche Schriftſteller, die ſich mit derlei Fragen befaſſen, haben ſiets den Anſpruch der Petersburger Regierung, die richtige ſlaviſche Großmacht zu ſein und daher die Führerſchaft der kleinen ſlaviſchen Stämme in den Nachbarländern übernehmen zu müſſen, mit der größten Entſchiedenheit bekämpft. Als im neunten Jahrhundert ein erobernder germaniſcher Kriegerbund (Schweden, Norweger, Angeln und Gothen) unter Rurik (Roderich) ein Rußenreich gründete, war die große Ebene im Norden weſentlich von ugrisch-finniſchen und tatariſchen Stämmen bewohnt. Nur gegen Weſten hin waren leichte Einſprengungen von Slaven vorhanden.

Die Finnen ſind keine Arier. Die Tataren zählen der turaniſchen, mongoliſchen Raſſe zu. Nur langſam fand im Laufe vieler Jahrhunderte die ſprachliche Slavifiſirung der finniſchen Bevölkerungen des heutigen Nord-Rußlands ſtatt. Dicht im Oſten von Moskau erhielt ſich der Unterſchied ſo ſehr, daß noch Katharina II. in einem Erlaſſe bekannte: es ſeien die Einwohner des eigentlichen Moſkowiens an Abkunft von den wirklichen Rußen verſchieden. Der Rußen-Name ſelbſt iſt bekanntlich nicht der ſlaviſchen Zunge entnommen, ſondern ſtammt von jenem warägiſch-germaniſchen Kriegerbunde — gerade ſo wie Gallien ſeinen Namen „Frankreich“ von den deutſchen Franken empfing.

Als die Waräger im neunten Jahrhundert das Rußenreich gründeten, beſaßen die Chazaren, ein türkiſches Volk im heutigen Süd-Rußland ein Reich. Mongoliſcher Abkunft, nahmen ſie theils den mohammedaniſchen, theils den moſaiſchen Glauben an und hatten viele blühende Städte mit einer hohen, aus Byzanz entlehnten Bildung. Dies merkwürdige Türkenvolk wurde von den Warägern und ihrem finniſch-ſlaviſch-tatariſchen Heergefolge allmählich niedergeworfen. Chazarisches Blut aber miſchte ſich mit dem der Eroberer.

II.

Urſprünglich alſo ugrisch-finniſch und tatariſch, und bloß geringfügig ſlaviſch, hatte das durch germaniſche Eroberer geſchaffene Rußenreich kaum Zeit gehabt, dieſe verſchiedenen Völkerviſſen zu verſchmelzen, als im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts der fürchtbare Tataren-Einbruch erfolgte.

Durch Zwifligkeiten unter den Abkömmlingen Ruriks und ſeiner Kriegsgenossen im Innern geſchwächt und in Klein-Fürſtentümer geſpalten, wurde Rußland von Batu, einem Enkel Dſchingis Khans, angegriffen und

blieb dann fast 250 Jahre unter der mongolischen Herrschaft der Goldenen Horde. Staatlich, zum Teil auch dem Blute nach, wurden dadurch die Bevölkerungen der großen Ebene, die im Osten und Südosten des heutigen europäischen Rußlands noch vor dem Eindringen der Goldenen Horde tatarisch geblieben waren, durch diese gewaltige Tataren-Flut doppelt mongolisiert. Zum Zeichen der Untermürigkeit hatten die russischen Großfürsten sich alljährlich im Lager des Großkhans einzufinden und ihm auf ihren Knien eine Schale mit Stutenmilch zu reichen.

In Sitten und Gewohnheiten, wie in Einrichtungen, wurde Rußland zwischen dem Anfange des dreizehnten und dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts dadurch stark asiatisirt. Gegen Europa war es mit einer chinesischen Mauer abgesperrt. Nur daß, um der Wahrheit die Ehre zu geben, die wirkliche chinesische Mauer ursprünglich im Grunde ein Festungswerk der höheren Bildung zur Abwehr gegen die rohen Mongolen des Nordens war, schließlich aber doch überstiegen wurde. Die Abschließung Rußlands war dagegen eine Abschließung gegen die höhere Sittigung.

Als der deutsche Reichsgesandte Freiherr von Herberstein nach Rußland kam, mußte das ganz barbarisch gewordene Land sozusagen erst wieder entdeckt werden. Seine Zustände sind in dem merkwürdigen Werke dieses Gesandten („*Rerum Moscovitarum Commentarii*“) geschildert. Ein ebenso merkwürdiges Buch ist das des französischen Hauptmanns Margeret, der lange in Rußland und Polen in Diensten stand. („*Estat de L'Empire de Russie et Grand-Duché de Moscovie*“, Paris: 1607). Man fühlt sich da ganz nach Hinter-Asien versetzt.

Nicht sowohl durch eigene Kraft, als vielmehr wesentlich in Folge von Streitigkeiten, die allmählig in der Goldenen Horde ausgebrochen waren, wurde Rußland endlich, nach dritthalb hundert Jahren, von der Mongolen-Herrschaft erlöst. Auf ihren Trümmern erhob sich das Zarentum, geradezu als Fortsetzung der Willkürherrschaft der Khane.

Lange Zeit hindurch wirkte das Mongolentum in der tyrannischen Staatskunst der Zaren nach. Mit Hilfe tatarischer Söldlinge warf Iwan der Schreckliche die freie Stadt Nowgorod nieder, die mittlerweile emporgeblüht und in Verbindung mit der deutschen Hanse gestanden war.

Die Ueberbleibsel der Tataren-Herrschaft in dem heutigen Süd-Rußland wurden erst unter Katharina II. überwunden. Doch bis zum heutigen Tage wohnen im Süd-Osten und Nord-Osten des heutigen Rußlands tatarische und ihnen verwandte Stämme. Nicht wenige Kosaken-Völker sind mit ihnen vermischt. Weiterhin im Osten wohnen wiederum nicht-arische Völker in Sibirien; desgleichen Kalmyken, Baschkiren und andere Stämme mongolischer Verwandtschaft.

Und gleichwohl will man uns den russischen Bären als Vorkämpfer des Arierthums aufbinden!

III.

Das Alles sei wahrlich nicht aus gehässiger Rassenmäkelei erwähnt, sondern einfach als unbezweifelbare geschichtliche Tatsache. Was über das Türkenvolk der Khazaren gesagt wurde, beweist ja, daß die Sittigung nicht das ausschließliche Vorrecht des weißen Stammes ist. Die Mauren in Spanien ließen sich hier ebenfalls anführen. Es sollte lediglich gezeigt werden, daß der Anspruch der russischen Regierung auf die Rolle eines Verteidigers des Arierthums und der europäischen Kultur unhaltbar ist.

Er ist unhaltbar vom Standpunkte der Völkerkunde. Politisch gesprochen, ist es leider eine traurige Wahrheit, daß, abgesehen von einer geistig vorgeschrittenen Schicht der russischen Bevölkerung, die sich mit edler Selbstaufopferung gegen das dem mongolischen Khanat entsprossene Gewalt-herrschertum auflehnt, große Massen noch in tiefster Unwissenheit und Zurückgebliebenheit sich befinden. Hoffen wir indessen, daß die Bemühungen russischer Freiheitsfreunde, dem unerträglichen Zustande der Knechtschaft ein Ende zu bereiten, bald mit Erfolg gekrönt sein werden.

Die Hohlheit der Behauptung jener Soldschreiber, die alle nicht-ariischen Völker als natürliche Feinde der europäischen Kultur darstellen möchten, kann nicht klarer bewiesen werden, als durch die Behandlung Finnlands. Die Finnen gehören, wie gesagt, nicht dem arischen Stamme an. Sie sind ugrischer, mit anderen Worten: turanischer Abkunft, haben also eine gewisse Verwandtschaft, wenn auch entfernterer Art, mit Magyaren, Türken und Tataren. Nur an den Seeküsten Finnlands findet sich, stammlich und sprachlich, eine schwedische, germanische Beimischung durch die ehemalige staatliche Verbindung mit dem skandinavischen Lande, das seiner östlichen Besitzungen durch das Zarentum beraubt wurde. Die Sprache der Finnen ist eine nicht-arische, gleich der der Magyaren.

Ganz wie die Magyaren, welche die Hauptstütze des ungarischen Staatsbaues bilden — und man kann heute gleich beifügen: ganz wie die Japaner der Neuzeit — sind die Finnen entschiedene Anhänger des Grundsatzes der Volksvertretung, der parlamentarischen Einrichtungen. Das finnische Volk ist weit höher gebildet, als die Masse der russischen Bauernschaft. Was aber tut die Petersburger Regierung, die angebliche Vorkämpferin europäischer Bildung?

Ohne Rücksicht auf seinen Verfassungseid, dessen Wortlaut in jeder Kirche Finnlands in der Nähe des Altars angehängt ist, hat Nikolaus II. sich gewaltthätig an den Rechten und Freiheiten dieses gebildeteren Volkes vergriffen, indem er nicht als der verfassungsmäßige Herrscher handelte, der er in dem Fürstentum Finnland gesetzlich ist, sondern wie der Despot eines mongolischen Khanates. Er aber soll angeblich Europa gegen die Gefahr eines All-Mongolentums schützen. Wäre es möglich, die Heuchelei weiter zu treiben?

Es ist eine eingebildete Gefahr, dieser Popanz des All-Mongolentums.

Eine wirkliche Gefahr sind vielmehr die Ziele und Zwecke des Zarentums, oder jenes militärischen und bürokratischen Ringes, der das Zarentum umgiebt und es oft zwingend leitet. Diese Ziele sind: Weltherrschaft in Asien, nach deren Gelingen der gleiche Versuch in Europa folgen soll. In Asien hat sich, Indiens halber, vor Allem England dagegen vorzusehen.

IV.

Die weitreichenden Pläne der russischen Staatskunst in Asien lassen sich aus einer merkwürdigen Unterredung erkennen, die der englische Gesandte in Petersburg im Jahre 1881 mit dem dortigen Vertreter des Auswärtigen Amtes pflog.

Ein Bericht darüber ist in einem Botschaftsbriefe an Lord Granville vom 27. Juli erstattet. Sein Inhalt kennzeichnet ganz die versteckt spöttische Art, in welche die Petersburger Diplomaten oft ihre ernsthaften Absichten einzukleiden belieben. Die Erheiterung, die ihnen aus der Verwirrung ihrer in Verlegenheit geratenen Opfer dabei zu Teil wird, ermutigt sie bei solchen Gelegenheiten nur allzu sehr, manchmal bis an die äußerste Grenze der Unverschämtheit zu gehen. Offenbar denken sie, das „Gentleman“-artige Wesen eines fremden Botschafters, mit dem sie zu tun haben, mache diesen unfähig, den nur schwach verhüllten Hohn ganz zu begreifen, oder hindere ihn jedenfalls daran, im gleichen Tone scheinbar höflicher, in Wirklichkeit aber ungezogener Spottrede zu antworten.

Die dem älteren Geschlecht Angehörigen können sich heutzutage noch sehr wohl erinnern, daß in ihren jüngeren Jahren Rußland kaum erst über das Kaspiische Meer vorgebrungen war. Folgendes schrieb nun der englische Gesandte in Petersburg im Juli 1881:

„In Bezug auf meine Zuschriften vom 20. dieses Monats habe ich die Ehre, zu Ihrer Lordschafts (Earl Granvilles) Kenntniß zu bringen, daß ich heute den Baron Jomini (da Herr von Giers vom Ministerium abwesend war) frug: ob er mir einen Begriff davon geben könne, was unter dem Ausdruck „Transkaspisches Gebiet“ zu verstehen sei? Seine Excellenz erwiderte: ‚Das bedeute alles Gebiet jenseits des Kaspiischen Meeres.‘ Aber, sagte ich, können Sie mir einen Begriff davon geben, wo dies Gebiet endet?‘ Worauf er erwiderte: das vermöge er nicht!“

Auf solch grinsende Aeußerung hätte sich wohl ein starkes Wort der Warnung in ruhiger, aber verständlicher Sprache geziem. Der Schluß, der aus Baron Jominis Worten zu ziehen war, lag ja klar auf der Hand. Sie enthielten die ironisch eingekleidete Darlegung einer sicherlich vorhandenen Zukunftspolitik. „Alles Gebiet jenseits des Kaspiischen Meeres“ — nun, das konnte ja auch Indien in sich fassen!

Noch weitere Hänseleien finden sich in Jominis Antwort. Der englische Gesandte schrieb:

„Seine Excellenz jagte: Der fernste Punkt dieses transkaspischen Gebietes sei gegenwärtig Askabad; aber General Skobelev habe eine sehr fruchtbare Gegend weiter südlich entdeckt, wo ein Zustand völliger Unordnung herrsche; sodann sei auch Sarakhs in Betracht zu ziehen, — und ob dies persisch sei oder nicht, habe man noch zu erforschen. Wenn persisch, dann würde es so bleiben; allein wenn nicht, dann würde es notwendig sein, eine regelmäßige Regierung dort, wie anderwärts, zu errichten. Die Unterhandlungen über die Grenze würden sich wahrscheinlich auf das Gebiet jenseits des Atrek ausdehnen bis zu den Grenzen von Khorassan; und hinsichtlich des letzteren erhob Baron Jomini heute Zweifel, ob die Oberhoheit des Schahs von Persien mehr als bloß dem Namen nach dort vorhanden sei.“

Hier war die Absicht eines Uebergriffes gegen Persien verständlich genug angedeutet.

Ein anderes Bröbchen spöttischer Behandlung von Fragen, die für England Lebensbedeutung haben, findet sich in einer, diesen Unterredungen mehrere Jahre vorhergegangenen Denkschrift einer vertraulichen Unterredung des Grafen Schumaloff mit Lord Derby vom 8. Juni 1877. Als diese Denkschrift an's Tageslicht kam, behauptete die englische Regierung, der russische Botschafter habe „ausdrückliche Zusicherungen“ (categorical assurances) vollkommen befriedigender Art (während des damals, 1877—78, vor sich gehenden Krieges Rußlands gegen die Türkei) erteilt. Nun sehe man sich aber den Wortlaut dieser befriedigenden Zusicherungen an! Ein Kind hätte ihre Hohlheit durchschauen können. Folgendes sagte nämlich Graf Schumaloff:

„England scheint zu fürchten, daß die Ausdehnung oder die Folgen dieses Krieges zu einer Bedrohung Bassorahs und des Persischen Golfes führen könnten. Es wäre aber keineswegs zu unserem Nutzen, England in seinen indischen Besitzungen oder in seinen Verbindungen mit ihnen zu stören. Der Krieg, der gegenwärtig (!) spielt, erfordert dies nicht; denn sein Ziel ist klar umschrieben, und die Dinge würden sich eher verwickeln als vereinfachen durch eine so weitgehende Ausdehnung des Kampfes.“

Hier sei bemerkt, daß in der englischen Uebersetzung dieser ursprünglich französisch geschriebenen, vertraulichen Unterhaltung der Ausdruck „actuellement“ durch „actually“ übersezt ist. Dies ist mehr wörtlich als genau. „Actually“ bedeutet im Englischen meist etwas Anderes, als „actuellement“ im Französischen. „Actually“ ist gewöhnlich so viel wie wirklich. „Actuellement“ dagegen bedeutet in dem erwähnten Zusammenhange offenbar: gegenwärtig.

Mit anderen Worten, was Graf Schumaloff im Sinne hatte, oder diplomatisch taschenspielerisch im Aermel barg, läßt sich etwa so geben:

„Wir müssen zuerst mit der Türkei fertig werden. Ist ihre Macht

gebrochen, dann, und erst dann, mögen wir England in seinen indischen Besitzungen stören. Gegenwärtig soll dies nicht geschehen; denn sonst würde England gemeinsame Sache mit der Türkei machen.“

Es gefällt der russischen Diplomatie, solche „ausdrückliche Zusicherungen befriedigender Art“ zu erteilen und zugleich mit leisem Hohn eine Andeutung zukünftiger Absichten zu machen, wodurch sie nachträglich sogar den Anspruch auf frühe Wahrhaftigkeit erheben kann. Denn wenn Andere nicht zu rechter Zeit die Andeutungen verstanden, so ist das eben nur ihrem Mangel an Einsicht zuzuschreiben. Russische Staatsmänner dürften doch solche Dickköpfigkeit nicht bei Leuten ihres Faches annehmen. Vergleichen Späße dienen noch als besondere Würze im Verkehr mit den Vertretern anderer Länder.

V.

Indessen erlangt die Petersburger Regierung nicht immer durch verhüllte Spötterei die Oberhand über fremde Regierungen. Meistens geschieht es durch unbedingte Täuschung, durch den offenen Bruch erteilter Versprechungen.

Eine Zuschrift Lord Granvilles an Lord Loftus, vom 8. Januar 1873, ist hier erwähnenswert. Sie erinnert uns an eine lange Reihe ihr nachgefolgter grober Täuschungen bezüglich des allmäligen Vorbringens Rußlands vom Kaspiischen Meer, durch die ehemals unabhängigen Staaten Mittel-Asiens, bis an die Grenze Afghanistans, ja, bis in dies „Bollwerk Indiens“ hinein.

So schrieb Lord Granville:

„Graf Schuwaloff, ein Staatsmann, der sich des Vertrauens des Kaisers von Rußland erfreut, hat die Tatsache bestätigt, daß er auf des Kaisers Wunsch eine persönliche Unterredung mit mir gesucht hat. Es hatte bei Seiner kaiserlichen Majestät große Ueberraschung erzeugt, aus verschiedenen Quellen zu erfahren, daß ein gewisser Grad der Aufregung und der Empfindlichkeit in der öffentlichen Meinung Englands sich hinsichtlich der auf Mittel-Asien bezüglichen Fragen ergeben hat. Was nun den Zug nach Khiva betrifft, so ist es, um einen Begriff von dem Wesen desselben zu geben, genügend, zu sagen, daß er aus vier und einem halben Bataillonen bestehen wird. Nicht bloß ist dem Kaiser die Absicht, von Khiva Besitz zu ergreifen, völlig fremd, sondern es sind auch bestimmte Befehle erteilt worden, dies zu verhindern. Er (Schuwaloff) hat mir entschiedene Ernächtigung erteilt, dem Parlament bestimmte Zusicherungen zu geben.“

Das geschah denn auch durch Lord Granville im Parlament. Dann ergriff Seine Majestät Alexander II. ruhig Besitz von Khiva!

Ähnliche Zusicherungen wurden, eine nach der anderen, über Merv, Sarakhs und Afghanistan erteilt — in einem Falle sogar durch ein kaiserliches Ehrenwort an die Königin Victoria in Person. Alle diese Bürg-

schaften wurden gebrochen. Im Licht der Zeitgeschichte gleichen sie den ungeführten Meilenzeigern des russischen Vormarsches in der Richtung nach Indien hin.

Man kann sich da kaum wundern, daß der im Auslande lebende Fürst Dolgorukoff, ein gemäßigter Anhänger der verfassungsmäßigen Regierung, Mitglied eines der ältesten Adelsgeschlechter, im Jahre 1860 in seinem Werke: „Die Wahrheit über Rußland“ („La Vérité sur la Russie“) schrieb:

„Rußland ist, von der Zeit des mongolischen Einbruchs im dreizehnten Jahrhundert an bis auf unsere Tage nichts gewesen, als eine ungeheure Pyramide der Unterdrückung. In diesem riesigen Gebäude herrscht Sklaverei und Willkür von Oben bis Unten; und von Unten bis Oben entwickelt sich in furchtbarem Maßstabe die amtliche Lüge, die zur staatlichen Einrichtung erhobene Lüge (*le mensonge officiel, le mensonge élevé à l'état d'institution politique*), die traurige und bittere Frucht der Knechtung und der Abwesenheit aller persönlichen Freiheit, aller Verantwortlichkeit, aller ernsthaften und wirklichen Verantwortlichkeit. Das an sich schon häßliche Despotentum übt in sittlicher Beziehung einen grundverderblichen Einfluß. Es trocknet jedes edle, erhebende Gefühl aus; es entehrt die Seelen, verdirbt, verfälscht und erniedrigt die Denk- und Gemüthsart, noch mehr bei denen, die die Willkürherrschaft ausüben, als bei ihren Opfern.“

Es war kein sogenannter „Nihilist“ (ein vielfach mißbrauchtes Wort für Männer der verschiedensten Parteirichtung, die sich gegen das Autokratentum auflehnen); es war kein Republikaner oder Socialdemokrat, der diese abschreckende Schilderung entwarf, sondern einfach ein Freisinniger im gemäßigt parlamentarischen Sinne, der Abkömmling einer der Familien, die mit Ruß in's Land gekommen waren. Und haben nicht die Ereignisse seit 1860 auch in Bezug auf das russische Verfahren in Mittel-Asien bewiesen, daß „die amtliche Lüge, die zur staatlichen Einrichtung erhobene Lüge“, eine beliebte Waffe ist? Mit ihrer Hilfe ist der Vormarsch nach Indien hin, die Umgehung Indiens von verschiedenen Seiten — von Afghanisten, vom Persischen Golf, vom „Dache der Welt“ aus — versucht worden.

VI.

Sonderbarer Weise aber trifft man in England auf die unbegreiflichste Vergeßlichkeit in diesen Dingen. Im Gespräch mit Parlaments- und selbst Cabinets-Mitgliedern, mit Schriftstellern und Politikern im Allgemeinen habe ich seit Jahren öfters Gelegenheit gehabt, an den russischen Geheim-Vertrag mit dem Afghanen-Emir Schir Ali, vom Jahre 1878, zu erinnern. Niemand aber wußte mehr etwas davon. Ein paar Einzelheiten sind daher wohl am Platze.

Seit 1869 hat es auch nicht an russischen Zusicherungen der befriedigendsten Art über Afghanistan gefehlt. Im Anfange der siebziger Jahre lautete eine derselben so:

„Der von Lord Clarendon ausgesprochene Gedanke, es solle ein Gebietsstreifen zwischen den Besitzungen der beiden Reiche in Asien frei gehalten werden, um sie vor Berührung mit einander zu schützen, ist stets von unserem erhabenen Herrscher geteilt worden. An Lord Clarendon dürfen Sie die Zusicherung erteilen, daß nichts den Ansichten des Kaisers (Alexanders II.) besser entsprechen könnte.“

Weiter: — „Seine Kaiserl. Majestät betrachtet Afghanistan als völlig außerhalb des Reiches, innerhalb dessen Rußland sich veranlaßt fühlen könnte, seinen Einfluß auszuüben. Keine Einmischung, keinerlei Eingreifen irgend welcher Art, das der Unabhängigkeit dieses Staates zuwiderliefe, tritt in seine Berechnungen ein.“

Wie wurde diese Bürgschaft gehalten? Nur ein paar Jahre später trat dieselbe kaiserliche Majestät durch einen geheimen Sendling in Unterhandlungen mit dem Emir Schir Ali ein. Ihr Zweck ist in einem „Vertraulichen Nachrichtsbriefe des (englischen) Regierungs-Beauftragten in Pischawer“ vom 18. Juni 1878 enthalten und in einem Blaubuche abgedruckt.

Der Emir wurde darin aufgefordert, die Einsetzung russischer Vertreter in Kabul und anderen Orten zu gestatten; Erlaubniß zu erteilen für Einlagerung russischer Truppen in Afghanistan; Landstraßen bauen zu lassen durch die russische Regierung von Samarkand bis Kabul, von Kabul bis Herat, von Herat bis Kandahar; bei eintretender Notwendigkeit russischen Truppen, die nach Indien vorrücken, auf den dazu wünschenswerten Heerstraßen den Durchzug zu gewähren; Telegraphen-Drähte zu errichten, wo immer russische Truppen oder Vertreter sich aufhalten; und den russischen Truppen gegen Vergütung Vorräte zu liefern, wenn es sich als wünschenswert ergibt, daß die russische Regierung eine Unternehmung aussendet, um Krieg in Indien zu führen. Unter diesen Bedingungen würde die russische Regierung den Vertretern, Nachfolgern und Erben des Emirs die Fortsetzung der Verwaltung (!) Afghanistans gewähren.

Die rechtzeitige Entdeckung dieses ungeheuerlichen Ränkespiels führte schließlich zu dem Sturze des im Innern schwer bedrängten Emirs, auf dessen schwankende Stellung man in Petersburg gerechnet hatte.

Der Einzige aber, mit dem ich über die Sache gesprochen, der sofort auf die gemachte Andeutung verständnisvoll einging, war kein Engländer, sondern der ehemalige erste Staatssekretär Abdur Rahmans, Sultan Muhammad Khan, während seines zeitweiligen Aufenthaltes in England in den letzten Jahren. Es ist ein noch junger Mann; allein er kannte alle Einzelheiten.

Durch die Entdeckung dieser geheimen Unterhandlungen in ihren Entwürfen gestört, machte die Petersburger Regierung doch schon ein paar Jahre später (1885) einen neuen Versuch. Ja, diesmal gelang es ihr, sogar ein Gebietsstück von Abdur Rahmans Reich loszureißen. Das geschah, nachdem ein Ausschuß zur Grenzregelung von Rußland und England ver-

einbart worden war, zu welchem englischerseits General Lumsden als Bevollmächtigter ernannt wurde. Bei seiner Ankunft brach eine Rosafen-Abteilung nach Afghanistan ein; eine Schlacht wurde geliefert und von den Afghanen verloren; und General Lumsden gab Persengeld. Gladstone schlug im Unterhause einen Augenblick anscheinend an den Schild, ließ sich 12000000 Pfd. Sterl. für Kriegszwecke gewähren und ließ schließlich den afghanischen Bundesgenossen schmähtlich im Stich.

So wurde England gedemütigt. Und Rußland hatte den weiteren Erfolg, unter den so verschiedenartigen, zum Teil einander fast feindlich gegenüberstehenden Völkerschaften, die innerhalb des „Bollwerkes Indiens“ wohnen, den Ruf der Zarenmacht erhöht und gefürchtet zu sehen.

Es ist einfach eine „Straußenpolitik“, wie ich es vor Jahren genannt habe — ein Wort, das dann von einem Oberhaus-Mitgliede aufgegriffen und auch in Deutschland benutzt wurde —, die Augen gegen solche Vorkommnisse ver schließen zu wollen.

Als der Tory-Führer Disraeli um die Mitte der siebziger Jahre an einem Abend, wo ich im Unterhause bei einem ihm persönlich befreundeten liberalen Mitgliede zu Gast war, von meiner Anwesenheit hörte und den Wunsch nach einer Unterredung mit mir aussprach, hatte ich, in Gegenwart dieses Freundes, eine etwa einstündige Unterhaltung mit Disraeli über die Zustände im nahen und fernen Osten. Er glaubte nicht an das Kommen eines neuen Krieges Rußlands gegen die Türkei! Er hielt auch das Vorrücken Rußlands durch Mittelasien durchaus nicht für eine Gefahr und wünschte Rußland, das dort „die Hände voll auf beschäftigt“ habe, guten Erfolg!

Ich sagte ihm wörtlich einen bald kommenden Krieg gegen die Türkei voraus und bezeichnete Indien als das schließliche Ziel Rußlands in Asien. Das war viele Jahre, ehe Rußland die Khanate der unabhängigen Tatarei überwunden hatte und bis nach Afghanistan eingedrungen war.

Disraeli lebte noch lange genug, um Rußland von dem Einspringen nach Konstantinopel abhalten zu können; lange genug auch, um von dem Geheim-Vertrage mit Schir Ali zum Zwecke der „Kriegführung in Indien“ zu hören. Glücklicherweise für ihn, erlebte er nicht mehr die Losreißung eines Gebietsteiles von Afghanistan durch Rußland. Immerhin wird er wohl von 1877 an manchmal an die Schlußäußerung gedacht haben, mit der ich von ihm Abschied nahm. Sie lautete — wie ich vor Jahren mitteilte — wörtlich so:

„Ich glaube, das russische Selbstherrschertum wird nimmermehr ruhen, so lange ihm noch bedeutende Macht zur Verfügung steht, bis England von dem Gipfel seiner Größe heruntergebracht ist. Rußland kennt den Wert Indiens für die Gewerbs- und Handels-Wohlfahrt dieses Landes; eine Wohlfahrt, an der die arbeitenden Stände der englischen Städte tief mitbeteiligt sind. Stets wird daher die russische Regierung danach streben, immer

näher und näher an Indien heranzukommen, indem sie zuerst die äußeren Bollwerke desselben einstößt, wie Turkestan, die Türkei und Persien. Wenn dies Werk vollzogen ist, wird sie versuchen, den endlichen Hauptsturz und die gänzliche Zerrüttung herbeizuführen.

Das war vor etwa dreißig Jahren gesagt. Die Ereignisse haben seitdem deutlich genug gesprochen. Rußland hat freilich jetzt wieder „die Hände vollauf beschäftigt“ in einem Kriege, gegen den sich das Gewissen aller nach innerer Freiheit ringenden Parteien des geknechteten Landes auflehnt. Ist es aber nicht bezeichnend, daß selbst inmitten dieser Kämpfe der Statthalter von Turkestan in einem Erlasse die Drohung hat aussprechen dürfen: „England müsse sich, wenn es je seine Vertragspflichten gegen Japan erfülle, auf einen „ablenkenden Angriff gegen Indien“ gefaßt machen“? Sogar in dem vor einigen Jahren veröffentlichten Reiseswerke des Fürsten Uchtomski, des persönlichen Freundes des Kaisers Nikolaus II., sind sonderbare Andeutungen über Indien enthalten. In England aber gefallen sich die Meisten noch immer in einer eigentümlichen Straußenpolitik.

Augenblicklich mag wohl der „ablenkende Angriff gegen Indien“ als ein bloßes Luftgebilde erscheinen. Wie aber, wenn Rußland je aus dem Kampfe gegen Japan als Sieger hervorginge?





Die Grundfrage des Pessimismus.

Von

Eduard Platzhoff-Tejeune.

— Cour-de-Peilz (Schweiz). —

Je weiter die Menschheit in der Erkenntniß fortschreitet, je tiefer die Psychologie in die Analyse der Erkenntnißbedingungen sich versenkt, desto deutlicher wird die Einsicht in die Subjektivität alles Erkennens, wie überhaupt in die subjektive Bedingtheit des Individuums als erkennendes, fühlendes, wollendes und handelndes Wesen. Der Nationalist — und das sind wir Alle bis zu einem gewissen Grade — hält das All nicht nur für erkennbar, er ist auch der Ueberzeugung, daß jedes Individuum es in völlig gleicher Weise mit seiner Vernunft durchdringt. Eine logische Schlusskette ist für ihn etwas allgemein Giltiges, jedem normalen Menschen als unwiderlegbar sich Aufdrängendes, dem sich nur ein Unzurechnungsfähiger entziehen kann. Auch wir halten daran fest, daß gewisse Einsichten mittheilbar sind, daß ein Mensch, den wir unseres Verkehrs für würdig erachten, sich den sogenannten Vernunftgründen nicht verschließe; hielten wir unseren Nächsten nicht für überzeugungsfähig, erblickten wir in ihm nicht ein in allem Hauptsächlichen uns ähnlich organisirtes Wesen, so wäre jede Gemeinschaft mit ihm unmöglich, das Leben in voller Einsamkeit wäre dem Zusammensein mit einem uns völlig unbegreiflichen, lebenden Wesen vorzuziehen. Aber zwischen diesen beiden Extremen liegt doch ein Mittleres. Glauben wir im Großen und Ganzen an die Möglichkeit, von unseren Mitmenschen verstanden zu werden, oder sie gar zu unsrer Auffassung der Dinge bekehren zu können, so verhehlen wir uns doch nicht mehr, daß dieser Bekehrungsversuch ernstlichen Schwierigkeiten begegnet. Selbst ein Mensch, der mit uns Geschlecht, Nation, Bildungsgang und Beruf,

Familie und materielle Lage gemeinsam hat, wird von uns immer verschieden sein, er wird, wenn es uns gelingt, ihn zu überzeugen, die Gedanken in seiner Weise ausdrücken und verstehen, die uns vielleicht sympathisch, aber doch nicht ganz geläufig ist. Woher rührt diese Verschiedenheit? Man könnte sie auf die nie ganz zu beseitigenden Differenzen unseres Bildungsganges, auf den Einfluß der Familie, die Vererbung und Ähnliches zurückführen. Immerhin lassen sich diese Differenzen, bei Geschwistern oder Zwillingen z. B., auf ein Minimum zurückführen, das zu der großen, immer noch bestehen bleibenden Einzigartigkeit der beiden Individualitäten in keinem Verhältnis steht. Sie hat offenbar tiefere Wurzeln und liegt im Temperament begründet, das heißt in dem Einfluß des Unbewußten, unserer Triebe und Affekte auf unsere Bewußtheit. Georg Simmel gab diesem Gedanken mit den Worten Ausdruck, der Erkenntniß gehe die Erwägung über die Möglichkeit der Erkenntniß vorher. Mit anderen Worten: wir eignen uns an logischem Raisonnement nur an, wir interessieren uns nur für Gedankengänge, die unserem Wesen entsprechen, das heißt, unserer gerade erlangten geistigen Reife, unserer Bildungsstufe, unserer Gefühlsskala, gemäß sind. Wir bleiben gleichgültig, lehnen ab, oder verhalten uns dort polemisch, wo unsere Individualität keine Gemeinsamkeit mit den sie berührenden Objekten der Wirklichkeit zu erkennen vermag. Kurz gesagt, unser Denken ist zwar nicht ein Produkt des Gefühls, eine notwendige Wirkung unserer Instinkte, wie es Nietzsche behauptete, aber es ist doch durch unsere individuelle Eigentümlichkeit, durch die unser Ich konstituierende, nirgendwo sonst sich wiederfindende Kombination von Gefühls- und Willensmomenten immer in einem gewissen Grade, oft außerordentlich stark, mitbedingt. Je stärker unser Temperament nun unser Denken beeinflusst, desto weniger mitteilbar und allgemein gültig ist dieses letztere.

I.

Tritt man mit diesen Erwägungen dem Pessimismus als Weltanschauung näher, so bietet sich uns sofort ein Problem, das darnach als die Grundfrage bezeichnet werden muß, weil alle andern noch mit Bezug auf den Pessimismus zu stellenden Fragen von ihrer Beantwortung abhängen. Wird er doch von seinen Gegnern gerade als eine mit Unrecht auf Allgemeingültigkeit Anspruch machende Weltanschauung bezeichnet, die ausschließlich persönlichen Erlebnissen und Gefühlsstimmungen entspreche, also in ihrem Recht und ihrer Wahrheit auf den einzelnen Pessimisten beschränkt sei. Der Pessimismus sei eine Krankheit, im besten Falle eine Stimmung, in keinem ein System. Denn das System, wie es Ursprung und Zweck der ganzen Menschheit zu erklären hat, will auch für die ganze denkende Menschheit seine Gültigkeit behaupten. Man beleidigt den Philosophen, dessen Werk man als Dichtung bezeichnet, in dem man also nur das phantastische, der Wirklichkeit frei nachgeschaffene Gebilde seiner Individualität, seiner

Gefühle und Wünsche erblickt. Diese Beleidigung ist immer noch die höchste Ehre, die von optimistischer Seite dem Pessimisten gezollt wird: nur im günstigen Fall, wie bei Schopenhauer z. B., verleihen sie dem pessimistischen System das Prädikat einer Dichtung; in der Regel gestehen sie ihm ein Daseinsrecht überhaupt nicht zu und bezeichnen es kurzweg als die Ausgeburt eines kranken Geistes, das pathologische Gebilde eines abnormen Menschen.

Dieser Auffassung der Dinge giebt zum Mindesten der Anschein Recht. Einmal ist es unleugbar, daß der Pessimismus zu selbstständigen Systembildungen im eigentlichen Sinne des Wortes erst in neuester Zeit geführt hat, und daß seine früheren Vertreter meist in religiöser oder dichterischer Form ihm Ausdruck verliehen haben, einer Mittheilungsart, die für Gefühls-ergüsse besonders geschaffen ist. Ferner läßt sich nicht bestreiten, daß eine große Zahl, vielleicht die Mehrzahl aller berühmten Pessimisten, sei es durch ihre körperliche Organisation, sei es durch Berufs- oder Lebenserfahrungen gegenüber der Mehrzahl ihrer Zeitgenossen auf's Stärkste benachtheiligt waren, woraus sich wiederum der Schluß ergibt, daß ihre schlechte Meinung von der Welt in ganz persönlichen Erfahrungen ihren Grund habe. Man wird sich nicht erstaunen, daß ein Blindler den Himmel nicht sehenswert, daß ein Tauber die Musik nicht hörens-wert findet; so fällt es auch Niemandem auf, wenn ein Unglücklicher zum Pessimisten wird. Aber man würde den Blinden und Tauben ver-lachen oder schelten, wollten sie alle Sehenden und Hörenden zu Zeugen dafür anrufen, daß in der Welt nichts zu sehen und zu hören sei. Das Gleiche, versichert man uns, tue der Pessimist, und man hat es nicht übel als eine Grausamkeit bezeichnet, daß er nicht allein unglücklich sein wolle, sondern durch eine objektiv scheinende Darstellung die Andern mit in sein Unglück zu reißen versuche.

Andererseits muß zugegeben werden, daß die Gegner des Pessimismus durch ihren vermeintlichen Nachweis der pathologischen Bedingtheit aller pessimistischen Gedankengänge eine zweischneidige Waffe geschmiedet haben. Denn warum soll nicht auch der Optimismus pathologisch bedingt sein? Warum soll ich dem eine kalte, lichtlose Dachkammer bewohnenden Krüppel, der die Welt jammervoll findet, weniger Glauben schenken, als dem Palastbewohner, der mir aus seinem prächtigen Wagen gnädig versichert, sie sei ausgezeichnet? Es ist immer bedenklich, eine Theorie zu verteidigen, die eine bestehende eigene Praxis gut heißt; man wird dabei den Verdacht nicht los, sie sei zur Rechtfertigung dieser Praxis eigens erfunden. Mit anderen Worten: das optimistische wie das pessimistische Zeugniß gewinnen erst dann eigentlichen Wert, wenn sie im Gegensatz zu den Lebensbedingungen des Zeugen entstanden sind. Jener Krüppel, wenn er von der Welt gut denkt, jener Glücklich, wenn er sie für schlecht hält, sind mächtige Stützen für jede der beiden Weltanschauungen. So wären wir versucht, den gut gestellten Optimisten aus unserer Untersuchung mit demselben Recht auszu-

schließen, wie den von der Natur vernachlässigten Pessimisten — kreuzte nicht ein ernstliches Bedenken unseren Weg, das uns zwar dieses erlaubt, jenes aber verbietet.

Folgendes Argument der Optimisten dünkt mich nämlich unwiderlegbar. Die Erhaltung des Lebens selbst ist ein starkes optimistisches Phänomen. Die Tatsache, daß wir essen, trinken und schlafen, Gefahren vermeiden, Krankheiten zu heilen suchen, Ueberanstrengung scheuen und den Selbstmord nur in Uebereilung oder nach Bekämpfung eines hartnäckigen, instinktiven Widerstandes vornehmen, beweist unendlich viel für den Optimismus. Der Optimist kann konsequent sein und bis zum Extrem gehen, ohne Schaden für seine Person; der Pessimist muß mit dem Feind paktieren. Man braucht ja nicht gerade die krassesten Beispiele hervorzusuchen und etwa Schopenhauer citiren, der nach einem, mit Hingebung eingenommenen, überaus feinen Mittagsmahl über den Unwert des Lebens einige Seiten schrieb; man bedenke nur einfach, daß der hartnäckigste und wildeste Pessimist, um seinen Standpunkt zu entwickeln und Jünger für ihn zu gewinnen, zum Leben Ja sagen und auf seine Erhaltung bedacht sein muß. Die Erklärungen, die von pessimistischer Seite für dieses optimistische Verhalten gegeben werden, sind nicht recht einleuchtend. Man wendet da wohl ein, die Vernichtung eines Individuums trage für die Gesamtentwicklung nichts aus, oder man müsse doch weiterleben, um aus theoretischer Neugierde die Bestätigung des Pessimismus an dem eigenen Schicksal und an dem Loos des Nächsten so lange als möglich zu verfolgen, und was dergleichen Vorwände mehr sind. Der eigentliche Pessimist wird für seine Mitwelt gar nicht zur geschichtlichen Erfahrung. Er findet das Leben so schlecht, daß er kein Wort mehr darüber verliert und ihm schnelligst ein Ende macht. Der uns bekannte Pessimist aber bedarf des Lebens zum mindesten, um für seine Theorie Propaganda zu machen. Führt er damit aber gar zu lange fort, so setzt er sich dem Verdacht aus, daß er seiner noch zu anderen Zwecken bedürfe, daß er also in irgend einer Beziehung noch Wohlgefallen daran finde. Der pessimistische Dichter vollends, wie auch in gewissem Grade der systematische Philosoph, begnügt sich nicht mit jener elementaren Propaganda, die gerade nur darauf ausgeht, den zu gewinnenden Jünger vor die Tatsache des Unwerts alles Seienden zu stellen, sie versuchen vielmehr eine künstlerische Gestaltung des pessimistischen Ergebnisses, glauben damit also an den Wert und die Mission der Kunst, womit sie ein weiteres Lebenselement unbedingt bejahen. So ist es wohl nicht zu leugnen, daß von absolutem Pessimismus in der Geistesgeschichte nicht die Rede sein kann, daß vielmehr allem pessimistischen Denken ein optimistisches Element beigemischt ist. Während sich umgekehrt nicht wohl sagen läßt, daß ein optimistisches System ohne pessimistische Elemente nicht wohl denkbar sei. Damit ist die Frage natürlich nicht berührt, ob das Leben in seiner Mannigfaltigkeit selbst in dem kleinen Auschnitt, den der einzelne Mensch

überieht, eine rein optimistische Erklärung eher als eine rein pessimistische zuläßt, wovon später noch die Rede sein wird.

II.

Unsere bisherige Betrachtung hat im Ganzen vier Fälle unterschieden: den durch praktische Lebenserfahrungen zum Pessimismus gebrängten Pessimisten und den auf die gleiche Weise zum Optimismus gebrängten Optimisten. Ferner den im Widerspruch zu seinen pessimistischen Lebenserfahrungen am Optimismus und den im Widerspruch zu seinen optimistischen Lebenserfahrungen am Pessimismus festhaltenden Denker. Den ersten Typus scheiden wir von vornherein aus. Es ist zwar sehr wohl möglich, daß der Pessimismus z. B. eines Leopardi ganz unabhängig von seiner abnormen Konstitution und seinen schweren Lebenserfahrungen entstanden ist, beweisen aber läßt es sich nicht; es bleibt dabei, daß ein Handinhandgehen außerordentlicher Lebensschicksale mit einer ihnen in der Stimmung genau entsprechenden Philosophie eine kausale Wirkung jener auf diese nahe legt, zu deren Beitretung der Denker selbst nicht kompetent ist. Der zweite Fall ist schon weniger verdächtig, denn, wie gesagt, der Optimismus ist eine natürlichere, weil konsequentere Weltanschauung als der Pessimismus, und es ist denkbar, daß der Optimist an seiner Ueberzeugung auch ohne die sein Leben verschönernden Glücksfälle festhalten würde. Gleichwohl bedeutet die ihm lächelnde Gunst des Schicksals eine Veritärkung seiner Weltanschauung, die Andere entbehren und deren Mangel also der Optimist bei einer systematischen Verallgemeinerung seines Glaubens — jedes extreme System ist ein Glaube — mit in Rechnung ziehen muß, wozu er sich in der Regel nicht entschließen kann. — Der dritte Fall des gegen die trostlose Wirklichkeit sich siegreich behauptenden Optimisten ist wieder für die objektive Gültigkeit der vertretenen Weltanschauungen um einen Grad überzeugender. Es wäre dennoch zu untersuchen, ob dieser Optimist „trotz alledem“ seinen Glauben nicht am Ende mit Erinnerungen oder Hoffnungen stützt, die den Widerspruch mit der Wirklichkeit schwächen und dem Glauben eben darum etwas von seinem Wert und seiner missionirenden Kraft nehmen. Außerdem wird man die Anhänglichkeit eines unglücklichen Optimisten an das Leben immer noch besser begreifen und natürlicher finden als die Verwünschungen eines in den Augen der Welt Glücklichen, der „trotz alledem“ zum Pessimismus sich bekehrt hat.

An diesem unserem vierten Fall läßt sich das Problem erst eigentlich studiren. Die Frage lautet nicht: wie kommt es, daß ein so begabter und gebildeter Mensch wie Byron oder Leopardi so schlecht vom Leben dachten? Sie lautet vielmehr: wie kommt es, daß ein so mit Glücksgütern gesegneter, vom Leben so reich bedachter günstig gestellter und rücksichtsvoll behandelter Mensch wie Schopenhauer zum Pessimisten wurde? Haben wir vorhin dem Optimisten Recht geben müssen, der den Mangel an Konsequenz bei seinem

Gegner tadelte, so müssen wir jetzt uns auf die Seite des Pessimisten stellen, der seinem Antipoden eine gar zu oberflächliche Behandlung der Tatsachen vorwirft. Wenigstens hört man die Wahrheit der Optimisten hartnäckig wiederholen, daß jeder Pessimist ein erblich belasteter oder sonst benachteiligter Mensch sei. Es geht nicht an, aus der Tatsache einer unbequemen Weltanschauung nun einfach zu folgern, der Mann müsse verrückt sein; es ist höchstens erlaubt, nach einer Uebereinstimmung zwischen Leben und Lehre zu suchen und die Vermutung einer kausalen Beeinflussung dieser durch jenes auszusprechen. Um das Problem des Pessimismus nicht unnötig zu verwirren, halten wir uns an den einfachsten Fall des glücklichen Pessimisten. Er existiert und ist jedenfalls häufiger, als die Gegner Wort haben wollen; es handelt sich darum, ihn zu erklären.

Glücklich ist dieser Pessimist natürlich nicht in seinen eigenen Augen; das so verstandene Attribut stünde in logischem Gegensatz zu seinem Substantiv. Glücklich ist er nur im Urtheil der ihn mit Andern vergleichenden Menge, die ihn mit Gütern versehen findet, die sie als zum Glück einzig nötig betrachtet; warum ist er nun doch unglücklich?

Oft genug hat man die anspruchsvolle Unbescheidenheit des Pessimisten getadelt, der selbst unter verhältnismäßig günstigen Umständen sich unzufrieden zeigt. Warum sollte man den Spieß nicht einmal umdrehen und den Pessimisten um des herrlichen Bildes willen bewundern, daß er sich vom Leben gemacht hat? Nur ein vornehmer Geist denkt vom Leben so groß, daß seine Erwartungen von der Wirklichkeit enttäuscht werden; nur ein beschränkter Bürgerverstand hat ein so niedriges Lebensideal, daß keine noch so trübe Erfahrung es Lügen strafen kann. Gewiß sind die beiden Kategorien von Pessimisten zu berücksichtigen. Der unzufriedene Gernegroß wird nicht häufiger sein als der schmerzlich verwundete und ernüchterte Idealist. Diese Ernüchterung kann Erfahrungen am eigenen Leibe zum Grunde haben, sie kann ebenfogut das Resultat allgemeinerer Erwägungen und Beobachtungen sein. Wie jeder echte Denker versucht auch der echte Pessimist von seiner persönlichen Erfahrung zwar auszugehen, aber beim Ausdruck der allgemeinen Erfahrung anzulangen. Je größer die Mehrheit ist, in deren Namen er spricht, desto vollkommener verschwindet er selbst in der Menge als ein Zeuge unter anderen für das allgemeine Weltelend. Bis er schließlich sich selbst hinter dem Weltleid der Menschheit völlig verliert. Da hätten wir denn die zweite Erklärung für das sonderbare Phänomen des „glücklichen“ Pessimisten: seine Klage ist nicht individueller Art, er begreift sich dabei nicht einmal selbst ein. „Der Menschheit ganzer Jammer faßt ihn an“: er redet für Andere, er trauert und leidet für sie.

Das ist es ja eben, rufen die Antipessimisten. Diese Sentimentalität, die Alles tragisch nimmt, diese Hypernervosität, die sich bei dem kleinsten Stoß erregt, der die Kraft zum Hart- und Kaltbleiben fehlt; dieses schwächliche Mitleid, das selbst für das Erbärmlichste Tränen übrig hat und den ge-

funden Egoismus als brutale Ungerechtigkeit verpönt. — Wenn ein Argument gegen den Pessimismus schwach ist, so dieses. Aus dem Umstande, daß ein Denker feiner empfindet und das Leid des Nächsten tiefer und ohnmächtiger fühlt als sein eigenes, kann man ihm doch keinen Vorwurf machen. Daß die Majorität über dieses Feingefühl nicht verfügt, beweist kaum etwas gegen seinen Wert. Der Fortschritt ist noch nie eine Majoritätsfrage gewesen, und wenn man auch vielleicht Bedenken tragen kann, in der Sensibilität des Pessimisten für fremdes Leid immer und überall ein Symptom seiner Ueberlegenheit zu erblicken, so geht es doch nicht an, ihn aus dem gleichen Grunde als einen Degenerirten zu behandeln. Wo die Eindrucksfähigkeit als gesund bezeichnet werden muß, wo sie als krank angesehen werden darf, das kann Niemand objektiv bestimmen; das entscheidet das Gefühl des Einzelnen für ihn selbst.

Wie stellt sich aber das Leben zu den kämpfenden Gegnern, welchen Eindruck macht es in seinem Verlauf auf den Geist, der ehrlich sich bestrebt, Extreme zu vermeiden, und der die Dinge möglichst unvoreingenommen auf sich wirken läßt? Angenommen ein solcher Geist existire — tatsächlich neigen wir immer, zeitweise wenigstens, zu einem der Extreme — so würde er vermutlich in der Erfahrung für die optimistische und pessimistische Theorie gleich viele Bestätigungen und Widerlegungen finden. Wir überschauen das Leben nicht, aber in dem Stück Geschichte, das wir mit erleben, sind offenbar aufbauende und zerstörende Kräfte gleich eifrig an der Arbeit. Daß die einen siegen, die andern unterliegen werden, glauben wir, ohne es zu wissen. Und je nachdem wir an den endlichen Sieg der aufbauenden oder der zerstörenden Macht glauben, sind wir gläubige Optimisten oder gläubige Pessimisten. Wissende sind wir in keinem Fall, dazu gehört eine Uebersicht über das Ganze, die uns versagt ist. Das Kunstwerk des Lebens ist im besten Fall für uns arme Menschlein ein Schauspiel, dessen mittleren Akt man uns sehen läßt. Was vorher kam, was nachher folgt — wir ahnen und vermuten es, wir denken es uns hinzu, wie man eine zerbrochene Statue ergänzt, wir streiten uns über die Ergänzung, aber wir wissen nichts und werden nichts wissen. Wenn der Pessimist sentimentaler Empfinderei verklagt wird, so kann man mit dem gleichen Recht den Optimisten der Blindheit allen Tatsachen gegenüber beschuldigen, die nicht in sein System passen. Für jedes Argument zu Gunsten des einen Extrems läßt sich ein ebenso stichhaltiger Beweisgrund zu Gunsten des anderen finden. Immer mit dem Vorbehalt, daß die auch dem Pessimisten unentbehrliche Lebensbejahung den extremen Pessimismus unmöglich macht.

III.

Es ist unmöglich, über diese Fragen zu theoretischer Klarheit zu gelangen, ohne die Geschichte um Rat zu fragen. Da muß es denn auffallen, daß wir weder eine Geschichte des Optimismus noch eine solche des Pessimis-

mus haben. Diese zu schreiben ist, wie wir sehen werden, schwierig, jene zu verfassen direkt unmöglich, was von Neuem beweist, daß die beiden Weltanschauungen nicht genaue Extreme bilden und nicht im gleichen Abstand von der Wirklichkeit sich befinden, daß sie dem Tatbestand nicht in gleicher Weise — gleich gut oder gleich schlecht — gerecht werden.

Der Optimismus pflegt für das systematische Denken meist eine stillschweigende Voraussetzung zu sein: man nimmt an, daß das Leben lebenswert, die Welt erkennenswert, die Menschheit verbesserungsfähig sei, ohne weiter ein Wort darüber zu verlieren. Der Pessimismus aber hat das Bedürfnis der Rechtfertigung seines Standpunktes aus dem Gefühl heraus, daß seine Negationen nicht selbstverständlich seien, sondern dem Publikum umständlich im Einzelnen als berechtigt erwiesen werden müßten. Gewiß giebt es auch optimistische Systeme, aber sie werden nur dort ausführlich, wo es sich um die Begründung eines ganz extremen Standpunktes, um die Wegerklärung alles Zweckwidrigen, Sinnlosen und Ungerechten handelt. Der Pessimist rechtfertigt ausdrücklich auch den nur bedingten Pessimismus, und Alle, die eine solche Rechtfertigung versucht haben, bilden zusammen eine besondere Gruppe, die eine eigene Geschichte hat und ein specielles Studium verlangt. Optimist ist jeder Dichter und Denker, der das Leben darstellt und damit, oft unbewußt, seinen Wert zugiebt; Pessimist ist, wer diese Voraussetzung zum Thema seines Denkens ausdrücklich macht und sie als irrig verwirft. Man könnte nur eine Geschichte des extremen Optimismus schreiben, man kann aber wohl eine Geschichte des bedingten Pessimismus versuchen. Daß sie in ihrem ganzen Umfang noch nicht bearbeitet wurde — wir haben gute vorbereitende Bücher von Olga Plümacher, James Sully, J. Huber und manchen Andern — hat ebensowohl technische als sachliche Gründe.

Die Geschichte des Pessimismus ist zugleich religiöser, litterarischer und philosophischer Art; sie bildet einen Ausschnitt aus diesen drei Erkenntnisgebieten. Sie ist insofern nicht echt wissenschaftlich, als sie dem Gefühl ebensoviel Interesse gönnt, als dem logischen Raisonement. Behauptungen sind für sie ebenso wertvoll als Beweise, die Person des Pessimisten so wichtig als seine Gedanken. Dazu gesellt sich eine, immerhin nicht unlösbare sachliche Schwierigkeit: die Frage nach der Definition des Pessimismus. Wir sehen schon, daß der unbedingte Pessimismus undenkbar ist, daß Pessimismus und Optimismus nur relativ, nicht absolut, unterschieden sind. Wo ist die Grenze zu ziehen? An der Unmöglichkeit, hier zu einem befriedigenden Resultat zu gelangen, ist gewiß mancher Versuch, die Geschichte unseres Problems zu schreiben, gescheitert. Auf den ersten Blick scheint die Sache ja einfach. Pessimist ist Jeder, der die Summe der Lust für größer erklärt als die der Unlust; und Optimist Jeder, der die umgekehrte Erklärung abgiebt. Man hat dem mit Recht entgegengehalten, daß diese Berechnung mit auch nur annähernder Genauigkeit sich nicht ausführen

läßt, da jedes Individuum seine eigenen Ansichten oder vielmehr Empfindungen über Lust und Unlust habe, es dementsprechend die Berechnung im besten Falle nur für sich selbst anstellen könne*).

Man könnte mit noch größerem Recht einwenden, daß die Frage nach dem Uebergewicht der Unlust über die Lustgefühle, daß die sogenannte „Lustbilanz“ erst den modernen Pessimisten eigen ist und es dementsprechend schwer, wenn nicht unmöglich sein wird, den antiken Pessimismus auf diese Problemstellung festzunageln. Was sollte man zum Beispiel mit dem christlichen Pessimismus anfangen, der doch unzweifelhaft existierte? Die Summe der Lust im Jenseits überwiegt bei Weitem die Summe der Unlust im Diesseits; wer möchte darum die christliche Religion als vorwiegend optimistisch bezeichnen? Oder nehmen wir den Buddhismus, dessen pessimistischer Charakter leichter zugegeben wird, weil er an unsere geistigen Lebensinteressen um seiner geringen Verbreitung in Europa willen weniger rührt, also unparteiischer beurteilt wird. Der Buddhismus ist durch seinen Glauben an die fortschreitende Vervollkommenung des strebend sich Bemühenden in den verschiedenen Lebensphasen und -Formen des Ich entschieden optimistisch; müssen wir ihn darum aus der Geschichte des Pessimismus ausschließen? Gewiß nicht, wenn wir als Merkmal des Pessimisten und einzig mögliche Grenzschiede der pessimistischen von den optimistischen Wertungen Folgendes postulieren: Pessimist ist jeder, der das uns allein als unumstößliche Tatsache gegebene irdische Leben als schlecht erklärt, einerlei ob er eine bessere Daseinsform unseres Geistes in Vergangenheit oder Zukunft annimmt oder nicht. Mag man jene Denker, die an einer Vervollkommenung des Menschengeschlechts in den uns geläufigen Formen für eine ferne Zukunft festhalten, noch von der Geschichte des Pessimismus ausschließen, so gehören doch alle die hinein, denen der gegenwärtige Stand der Dinge verächtlich, denen Stillstand oder Rückschritt wahrscheinlich dünken.

So verstanden ist der Pessimismus ein von den ältesten Zeiten her auf uns gekommenes Erbe. Irreführend muß es wirken, wenn die wenigen historischen Schriften über den Pessimismus — die meisten behandeln das Thema systematisch und speciell ethisch — in der Mehrzahl sich auf eine Darstellung des Pessimismus etwa von den Romantikern beschränken oder gar Schopenhauer, Hartmann und höchstens noch Leopardi allein behandeln. Soll das Problem überhaupt historisch erfaßt werden, so behandle man es auch in seinem ganzen Umfang und kehre bis zu seiner Wiege am Ganges zurück. Gewiß, eine ununterbrochene Entwicklung läßt sich von dem ersten Auftreten des Pessimismus im Buddhismus bis zur Gegenwart nicht feststellen. Es läßt immer noch die dem ernsten Forscher so schmerzliche Lücke

*) Vgl. dazu den ausgezeichneten Aufsatz Georg Simmels über die „Grundfrage des Pessimismus in methodischer Hinsicht“, Zeitschrift für Philos. und philos. Kritik. Band 90. S. S. 237—247.

zwischen dem orientalischen und hellenischen Denken, die auszufüllen den darum eifrigst bemühten Spezialisten bis heute doch nur teilweise und nicht ohne entschiedene Ablehnung von Seiten angesehener Fachgenossen gelungen ist. Hat man aber erst einmal den Sprung gemacht und sich mit dem Un-erklärten abgefunden, ist man mit anderen Worten den vereinzeltsten pessimistischen Spuren des klassischen Altertums in Athen und Rom nachgegangen, so reißt Ariadnes Faden kein zweites Mal; der Weg in die Tiefen des Problems ist gefunden, und der Ausgang bleibt unverschlossen. Denn niemand anders als das Christentum wird nach dem Verfall der Antike der Träger der pessimistischen Tradition. Schüttelt die Reformation kräftig die Weltverachtung ab, so gewährt der Mysticismus ihr eine neue Freistadt. Hier lebt, vegetirt und schlummert der Pessimismus, die harten Zeiten des Rationalismus zähe überdauernd, bis er in der Romantik wieder profan wird und seine höchsten Triumphe feiert, falls man nicht seine exakt-wissenschaftliche Form, die er durch Hartmanns Bilanzsystem erhielt, noch höher einzuschätzen geneigt ist. Daß seit etwa fünfzehn Jahren der Pessimismus einer neuen Niederlage entgegengehe, behaupten die Gegner, und in der Tat hat der wilde Optimismus des todestrunkenen Nietzsche — ich denke an seine Philosophie der ewigen Wiederkehr des Gleichen — ihm einen gewaltigen Schlag versetzt. Nur verhehle man sich nicht, daß der Triumph des Optimismus gerade in dem Gedanken der „ewigen Wiederkehr“ sich leicht in den Triumph des Pessimismus verwandeln kann. Ist die ewige Wiederkehr nicht herrlich, so ist sie einfach entsetzlich; zwischen diesen Extremen ist ein Mittelweg nicht denkbar. Doch es ist müßige Arbeit, den Schleier der Zukunft des Pessimismus lüften zu wollen, wenn seine vergangene Geschichte uns noch so viele ungelöste Rätsel bietet. Was uns für den Augenblick Not tut, sind nicht kühne Vermutungen über die mutmaßliche Gestaltung der werdenden Entwicklung, sondern Gewißheit und Klarheit über die Einzelheiten ihres bisherigen Verlaufs. Welches Verfahren zu seinem Verständnis die meiste Aussicht auf Erfolg verspricht, wäre am Schlusse dieses Aufsatzes noch ganz kurz zu besprechen.

Die Geschichte des Pessimismus muß eine Geschichte des Pessimisten sein. Bei einem so complicirten Phänomen ist es unumgänglich notwendig, jede Erklärungsmöglichkeit zu seinem Verständnis nutzbar zu machen. Und wo anders wäre das Gemeinsame der auf so verschiedenen Geistesgebieten sich betätigenden Denker zu suchen, wo anders wäre die Einheit der historischen Betrachtung zu finden, als in der Person des Pessimisten? Wir kommen darüber nicht hinaus, daß der Pessimismus trotz seiner weniger extremen Art ein weit abnormeres Phänomen bildet als der Optimismus. Er ist die Negation des Lebens, und um dieser zerstörenden und revolutionären Art ihres Denkens willen müssen die Pessimisten es sich schon gefallen lassen, daß man die Gründe ihres Verhaltens auch in ihrer Individualität suche. Der Pessimist ist selten nur Dichter

oder Gelehrter, er ist meistens auch Prophet, Apostel oder Reformator, und wir sind mit Recht gewohnt, bei solchen Männern der Tat zu fragen: Wer bist Du? Woher nimmst Du das Recht, Dich zum Richter über das Dasein aufzuwerfen und ihm das Todesurteil zu sprechen? Erfahren wir, daß der Pessimist ein kranker oder vom Leben mißhandelter Mann ist, so ist uns sein Zeugniß verdächtig, ja unter Umständen wertlos. Stellt er sich uns als ein in den Augen der Welt bevorzugter Glücklicher dar, so suchen wir nach anderen Gründen seiner Weltverneinung und finden sie unter Umständen in dem traurigen Schicksal seines Volkes oder seiner Klasse, in der Entwertung des von ihm ausgeübten Berufes, in dem ungünstigen Klima — man denke an den Buddhismus — oder in verhängnisvollen Naturerscheinungen. Ich brauche, was diesen letzteren Punkt betrifft, nur an die Niederlage zu erinnern, die das Erdbeben von Lissabon (1755) dem extremen Optimismus zufügte. Freilich ist dabei nicht außer Acht zu lassen, wie verschieden stark kleine und große Ereignisse auf den Menschen einwirken, wie empfindlich der Pessimist gegen das kleinste zwecklose Geschehen, wie abgehärtet er gegen das größte Glück zu sein pflegt, in dem er gerne nur ein abwesendes Uebel oder ein selbstverständliches Minimum der Erträglichkeit des Daseins sehen möchte.

Hat die Untersuchung der Persönlichkeit des Pessimisten und seines Milieu dem unparteiischen Forscher keinerlei Material zum Verständniß des pessimistischen Denkers geliefert, so hat der Fall an Interesse bedeutend gewonnen, denn je grundloser der Pessimismus vom Standpunkt der persönlichen Schicksale ist, desto unpersönlicher ist er also, und desto mehr Aussicht hat er, die Interessen einer Mehrheit zu vertreten, zu deren Sprecher sich der „glückliche“ Pessimist gemacht hat. Umgekehrt, je reißloser der Pessimismus in der Erklärung aus den persönlichen Schicksalen heraus aufgeht, je individueller er also ist, desto weniger ist er wahr für die Allgemeinheit, desto weniger interessiert er den Historiker, sofern er kein Biograph ist. —

*

*

*

Es ist Zeit, daß man dem Problem des Pessimismus endlich in der oben skizzierten Weise zu Leibe gehe, das heißt, daß der Verfasser der noch zu schreibenden Geschichte des Pessimismus folgende Punkte berücksichtige.

1) Die Geschichte des Pessimismus soll nicht aus apologetischem, sondern aus historischem Interesse geschrieben werden. Solange sich nur extreme Optimisten und Pessimisten an ihrer Bearbeitung beteiligen, solange dem historischen Teile sofort ein ebenso ausführlicher systematischer und kritischer Teil angehängt wird, kommen wir aus den Reden pro domo und aus der auf beiden Seiten übertreibenden Polemik nicht heraus.

2) Der Historiker des Pessimismus wird von dem Standpunkt auszugehen haben, daß eine große Zahl pessimistischer Denker eine unerlaubte Verallgemeinerung ganz persönlicher Erfahrungen vornehmen, daß ihre Klagen und Anklagen, ob sie nun zum System ausgearbeitet und so scheinbar objektiviert werden oder nicht, nur aus ihrem Milieu und ihrer Veranlagung heraus zu verstehen sind. Er wird auch da, wo die kausale Beziehung nicht zu erweisen ist, oder von dem Pessimisten selbst abgelehnt ist, ihn als verdächtig zu der Gruppe derer zählen, deren pessimistisches Zeugniß zwar beachtenswert, aber nur mit Vorsicht aufzunehmen wäre.

3) Zweifellos erfordert es die unparteiische Gerechtigkeit, auf die kausale Erklärung dem sogenannten „glücklichen“ Pessimisten gegenüber zu verzichten und ihre Aussagen als besonders gewichtig dem optimistischen Zeugniß gegenüberzustellen.

4) Aus einer Geschichte des Pessimismus muß auf die Frage eine Antwort sich ergeben, ob der Empfindlichkeit der „glücklichen“ Pessimisten gegen die ateleologischen Momente der Weltentwicklung ein besonderer Wert beizumessen sei; die Antwort kann nur subjektiv befriedigend ausfallen.

5) Bei der Voraussetzung, daß die Weltentwicklung weder den Optimismus noch den Pessimismus völlig bejätige, muß daran festgehalten werden, daß jener im Vergleich mit diesem den Vorzug der Konsequenz und der positiven Haltung besitzt.





Don Juan von Bánk.

Eine Charaktereskizze.

Von

Georg Basse-Palma.

— Rótság-Bánk (Ungarn). —



Als ich ihn kennen lernte, mochte er zwanzig Jahr alt sein. Bei meinem ersten Einzuge in sein Heimatsdorf ging ich von Rótság aus den Fußpfad, in Begleitung des lutherischen Geistlichen, der mich erwartet hatte. Bei der hölzernen Brücke, an welcher sich die breite Fahrstraße nach Genö abzweigt, kam er uns entgegen.

Es war schon in der Abenddämmerung. Bánk ruhte in der Tiefe, die ziegelroten und lehmfarbenen Dachmützen von silbergrauem Nebel umschleiert. Mit jedem Schritt schien der Ankömmling ein Stückchen mehr aus dem sanft ansteigenden Boden herauszuwachsen, wie ein Pilz bei fruchtbarem Wetter. Der breitkrempeige Panamahut machte das Bild deutlicher, bis er plötzlich, den Fuß auf den letzten, trennenden Hügel setzend, in voller Höhe vor uns stand.

Er trug einen enganschließenden, schwarzen Gehrock. Gleich beim ersten Blick fiel mir, vielleicht verstärkt durch die schlanker machende Kleidung, der Mangel an Harmonie in seinem Körperbau auf. Der ungewöhnlich lange und breite Kopf saß auf Schultern von knabenhafter Schmalheit, und er ging immer mit ein wenig vorgebogenen Knien, als ob er Mühe hätte, die Füße zu heben. Wenn man von diesen Einzelheiten ab sah, erhielt man aber den Eindruck eines hübschen jungen Mannes. Das dicke Kraushaar, das sich in schwarzer Fülle unter dem weißen Strohhut hervordrängte, bildete einen wirkungsvollen Gegensatz zu dem hellblonden Schnurrbart, der für sein Alter ungewöhnlich stark war. Am besten gefielen mir aber seine Augen. Sie waren tiefdunkel und beherbergten ein weiches, wohlthuendes Licht.

Mit höflicher Verbeugung den Hut lüftend, stellte er sich vor: Stefan-Denk, Gutsbesitzer! Dann begrüßte er den ihm von Jugend auf bekannten Pastor, und nach einigen konventionellen, von seiner Seite halb verlegenen Begrüßungsworten schritten wir nunmehr zu Dritt dem Dorfe zu.

Anfangs recht einsilbig taute er erst auf, als ich ihn näher über das Land befragte. Da fing er an zu reden, den Tonfall merkwürdig oft wechselnd, bald heftig und begeistert, bald still und melancholisch. Er sprach auch nicht, wie ich es von ihm, als einem Landwirt, erwartet hatte, von der Fruchtbarkeit, sondern von der Schönheit der Gegend.

„Das hält uns Kulturmenschen in der Oede noch aufrecht, die Schönheit der Natur! Sehen Sie den Streifen Abendrot dort, wie er sich über den grauen Himmel legt, über den sterbenden Tag! Wie ein zeretztes Ordensband über eine pulvergeschwärzte Uniform. Und dort die Schlucht, die den Berg zerreißt und die Fichten teilt, wie es da durchbrennt! Steht der Abend nicht dahinter wie eine Flamme? Einmal dacht' ich schon, es wäre ein Hochofen, aber es ist keiner in der Nähe. Ja, das möchte ich malen können! Ach Gott, was sollte man nicht Alles können! —

„Beschäftigen Sie sich mit einem besondern Studium, Herr Denk?“
Er erröthete wie ein junges Mädchen.

„Ja, bitte, mit Philosophie. Ein wenig. Nein, ehrlich gesagt sogar sehr stark. Besonders Naturphilosophie. Keine andere Wissenschaft bildet derart. Denken Sie: wenn ich die Pflanze hier zertrete, vernichte ich vielleicht eine künftige Welt im Keim. Daher die Menge. Wie bei den Menschen. Material für hundert Millionen, um ein einziges Genie hervorzubringen. Shakespeare, Christus — — Apropos, Christus. Was halten Sie vom Christentum? Meinen Sie nicht auch, daß seine Naturentfremdung ein Hemmschuh für unsere Entwicklung ist? Man sollte es ausrotten und den Kindern populäre Philosophie beibringen. Ich streite immer mit dem Herrn Pastor darüber.“

Der Pastor lächelte gutmütig.

„Er hält uns Alle für Volksverdummer, ein Pantheist ist er, unser Herr Denk, ein Sonnenanbeter wie die Parfen. Ich meine aber immer, wenn er mal Kinder hat, wird er sie doch zu uns schicken!“

Der junge Mann protestirte heftig.

„Fällt mir gar nicht ein! Gerade bei den Kleinen muß man den Anfang machen. Aber freilich . . . die Weiber . . . Ja, die Weiber . . .“

Er wurde verlegen, stotterte und brach ab.

Wir standen schon vor der breiten Steintreppe des Pfarrhauses, in dem ich Quartier gefunden hatte, als er noch einmal begann:

„Früher dachte ich, die Menschheit steht schon im Oktober und hätte Alles hinter sich. Da las ich von dem graufigen Mord in Steiermark, wo ein Ehepaar seine eigene, erwachsene Tochter getötet, im Backofen gebraten

und verpeißt hat. Nun bin ich sicher, daß wir erst im Februar stehen. Wo noch Derartiges möglich ist! Die Blüte kommt noch. Aber, mein Gott," schloß er seufzend und die Augen schwärmerisch zum Himmel aufschlagend, der sich immer heller bestirnte, „aber mein Gott, was ist das Alles im Vergleich zur Ewigkeit!“ —

Ein dreifaches „gute Nacht“, ein kurzer Händedruck, dann ging er. Sein weißer Strohhut schwenkte noch geraume Zeit durch die silbergraue Luft. Noch eine halbe Stunde später sah ich ihn von meinem Fenster aus den Bach entlang gehen. Er philosophirte wohl weiter. —

Er wohnte von mir aus ganz am anderen Ende des Dorfes, das, in einen regelrechten Kessel hineingebaut, auf allen Seiten in bedeutender Steilheit hinanstieg. Auf der nach Rétfág gewendeten Höhe stand sein Herrenhaus, ein viereckiger Steinbau mit grünen Fensterläden und einem breiten, durch eine eichene Brüstung nach außen abgeschlossenen und überdachten Vorgang. Ihm gerade gegenüber, aber durch die ganze Länge des weitgestreckten Dorfes geschieden, erhob sich ein ähnliches Gebäude, das von dem Pächter der anderen, einem Better Baron gehörigen Gutschälfte bewohnt wurde. Da die Pfarre, die mich beherbergte, ganz in der Nähe des letzteren lag, waren wir beträchtlich von einander entfernt. Dessen ungeachtet sahen wir uns täglich, und die gleiche Vereinsamung machte uns bald vertrauter, als es sonst ein viemonatlicher Verkehr vermag.

Seine Eltern waren früh und kurz hintereinander gestorben. Kaum dem Knabenalter entwachsen, hatte er frisch vom Gymnasium weg zur Bewirtschaftung der heimathlichen Schollen aus Budapest zurückkehren müssen. Da das Gütchen nicht viel eintrug, mußte er sogar die Wintermonate auf dem Lande verbringen, und es war natürlich, daß die Einförmigkeit eines so eingeengten Lebens seiner lebhaften Jugend oft unerträglich schien.

„Ja, wenn Sie wüßten, was ich hier Alles entbehre,“ meinte er einmal seufzend. „Das Meiste, Mangel an geistiger Anregung und Aehnliches ist ja auch für Sie offenkundig, aber am bittersten empfinde ich doch etwas Anderes.“ —

„Was denn, Dent?“

Da strich er sich mit der Hand über die Stirn, und wider seine Gewohnheit einmal nicht erröthend, sagte er mit einer Grabesstimme:

„Damen! — Damen entbehre ich!“ —

Ich mußte lachen, mehr über den tragischen Ton dieses Bekenntnisses als über seinen Inhalt.

„Ist es wirklich so schlimm? Es giebt doch hier und in der Umgebung ein paar ganz leidliche Mädels!“

Er schüttelte sich.

„Nuh, woran denken Sie?! Etwas Feineres muß es doch schon sein, etwas, wo man auch eine Seele lieben kann. Wissen Sie,“ setzte er leiser

hinzü, „ich habe noch nie geliebt, aber, so töricht es klingt, ich habe direct Sehnsucht danach, mich ordentlich zu verlieben. Man muß eine Schale haben, in die man sein überschüssiges Gefühl ausschütten kann. Aber eine Feinere muß es auch sein. Freilich, wo soll man die hier finden?“

Er schien alle Hoffnung aufgegeben zu haben, und doch war er in der Stunde, da er diese Worte sprach, seiner ersten Liebe schon näher, als es irgend Einer zu ahnen vermochte.

Um die Mittagszeit brachte der Bursche, der den Postverkehr mit Rétsäg vermittelte, einige große, knallrote Zettel mit. Eine wandernde Schauspielertruppe war dort eingekehrt, die darauf die Honoratioren der Umgegend zum Besuch ihrer außerordentlichen Darbietungen einlud. Welche Tragödie für diesen Abend angekündigt war, ist mir nicht mehr erinnerlich. Stefan Denk war aber sofort Feuer und Flamme, und richtig rasselten wir, als es zu dunkeln begann, auf seinem leichten Jagdwagen dem Dorfe zu.

Horizont und Himmel boten ein wunderbares Bild. Aus der fernsten Tiefe reckte sich das Abendrot wie ein feuriger Arm weit und sehnsüchtig hinaus, bis hinein in eine tiefblaue, tintige Wolke, die, in der Mitte zerissen, den ersten Abendstern in seltsamer Schönheit hervorleuchten ließ. Die Luft war würzig von dem Duft der Naden und Heidekräuter; der ganze Abend wie geschaffen, Sehnsucht zu wecken und übermächtig werden zu lassen.

Die Bühne war in einem geräumigen Zimmer des Wirtshauses aufgeschlagen und vor ihr, beschienen von zwei qualmenden Hängelampen, drängte sich in der rauchgeheizten Schwüle das Publikum. Die kleinen Besizer, die Beamten des Bezirksgerichts und des Oberstuhltrichters, Handeltreibende und Bauern, die ihre langen Schnurrbärte in den Wein hängen ließen — ein buntes Gemisch von trinkenden, rauchenden und geräuschvoll spuchenden Menschen. Eine schauerliche Mordgeschichte ging über die Bretter, häufig unterbrochen vom Schluchzen der zuschauenden Frauen und Seufzen der Männer, und in der letzten Scene, in der sich die Haupthelbin, eine junge Gräfin, selbst den Dolch in das Herz bohrt, um ihre Jungfräulichkeit zu retten, beinahe ersickt von donnerndem Applaus und tränenfeliger Rührung. Mein Begleiter trug zu diesem Beifallsturm nicht wenig bei, und da ich trotz aller Naivität und Unreife seiner Bildung ihm doch ein höheres Kunstverständniß zutraute, konnte ich nur annehmen, daß seine Begeisterung mehr der Darstellerin als dem Dargestellten galt. Und in Wahrheit verwandte er auch kein Auge von ihr. Die rosige Mehlspeischönheit auf der Bühne mit der übervollen Brust und den selbst im Affekt sinnlich-schlaffen Bewegungen schien ihn ganz gefangen genommen zu haben.

Als die siebenköpfige Truppe nach Beendigung der Vorstellung im Wirtszimmer erschien und sich unter die bevorzugteren Gäste mischte, zitterte er ordentlich vor Aufregung. „Ob man sie wohl zum Wein einladen darf?“ „Weinen Sie nicht auch, daß sie annehmen würde, wenn

ihre Verwandten dabei sind?" Ich sah eine Schlemmerei auf seine Kosten voraus und riet ab. Da bot sich die Gelegenheit zur Einladung aber allzu günstig. Seine Schöne trat direkt an uns heran.

Sie trug ein glatt herabfallendes, unter der Brust von einem Gürtel zusammengehaltenes Gewand. Ihre Figur war mittelgroß und sehr voll im Fleisch. Allzu üppige Lippen störten den reinen Eindruck ihres Gesichts, das durch die sanft-lustigen, mandelbraunen Augen mitunter fast kindlich erschien. Ihr reiches, dunkelbraunes Haar trug sie in schweren Knoten, und auch als sie vor uns stand, hörte sie nicht auf, sich unablässig ein wenig in den Hüften zu wiegen. Mit weicher, angenehmer Stimme bot sie uns Willete für die morgige Vorstellung an. Es wäre ihr „Benefiz“.

Stefan Denf konnte vor lauter Bereitwilligkeit kaum das Portemonnaie finden. Er kaufte zehn Stück und zahlte sie mit einer Zehngulden-Note. Die Blicke aller Umstehenden richteten sich auf ihn, und die kleine Tragödin sah ihn erstaunt und prüfend an. Dann flog ein merkliches Rötheln über ihr Gesicht, und während sie sich bedankte, spielte sie wie zaubernd mit der Weinflasche auf unserem Tisch. Leichtere konnte man ihm die Einladung schon nicht mehr machen, und so waren wir denn bald von der ganzen Truppe umringt. Mit jedem Liter Wein wurden die Wige derber und eindeutiger. Stefan Denf wurde bald blaß und bald rot und sah unruhig auf seine Nachbarin, die sich eine heitere Anständigkeit bewahrte. Augenscheinlich erwartete er von Minute zu Minute, daß sie in flammender Entrüstung aufspringen würde. —

Es wurde vier Uhr Morgens, ehe wir nach Hause kamen. Als ich mich von ihm verabschieden wollte, wurde er sentimental.

„Diese Würde und Keuschheit! Wie sich das in solchem Sumpfboden erhalten konnte! Ist sie nicht der lieblichste Beweis dafür, daß das Edle im Menschen unzerstörbar ist? Daß solche edle Blume so an der Gasse wachsen muß! Ach, Bruderherz, was ist das für ein Wesen!“

„Pflücken Sie sich die edle Blume,“ meinte ich halb ärgerlich und halb belustigt.

Aber er seufzte nur. „Was könnte ich ihr bieten?“ — —

In den nächsten Tagen bekam ich ihn gar nicht zu sehen. Es hieß immer, daß er nach Rétság gefahren wäre. Da ging ich in einer Dämmerstunde herüber, um mich über den Stand dieser Schwärmerei zu orientiren. Ein wenig warm und ermüdet ließ ich mich kurz vor dem Dorf auf einen von Strauchwerk umwucherten Hügel nieder. Plötzlich hörte ich Schritte. Aufblickend erkannte ich Denf, der Hand in Hand mit der kleinen Schauspielerin daherkam.

„Wie Alles weich wird,“ hörte ich ihn mit vor Innigkeit zitternder Stimme sagen, „wie alle Formen sich lösen und in der Dämmerung verschwimmen! So verschwimmen mir Welt und Leben, seit ich Dich kenne, in dem einen großen Gefühl für Dich!“

Sie kamen einige Schritte näher. Dann blieb er stehen. Ihre beiden Hände in seine pressend, beugte er sein Haupt ganz dicht dem ihren zu.

Nun wird er sie küssen! dachte ich.

Aber nein. Ein sichtbares Beben lief durch seine hohe Gestalt. Obwohl er mir abgewendet war, meinte ich ordentlich seine Augen zu fühlen, wie sie sich in ihre senkten, heiß und sehnüchzig suchend. Leise, aber schwer und getränkt von Angst und Leidenschaft leuchteten dann seine Worte durch die feierliche Abendstille:

„Nöschen, bist Du noch eine Lilie?“

Eine Weile blieb Alles still. Dann hörte ich ein Auflachen, so hell und unbändig, wie ich es selten vernommen hatte. Ich wußte genug und schlich mich unbemerkt nach Bänk zurück.

Als ich am anderen Tag in der ersten Morgenfrühe meine Fenster öffnete, ging drüben im Pächterhaus die Thür. Noch in Hemdbärmeln schrie der junge Landwirt nach Kaffee, und hinter ihm stand, eine Hand auf seiner Schulter, die Haare zerzaust und zottig um das rosige Gesicht, Stefan Denks „erste Liebe“. — —

In der nächsten Zeit ging er mit einer tiefen Falte auf der Stirn umher und ließ über die ganze Angelegenheit kein Wort verlauten. Eine dicke Locke seines schwarzen Haares hing ihm trotz allen Zurückstreichens ständig vornüber, so daß er wohl oft tiefgebeugt dastehen mußte. Es währte zwei Wochen, ehe er darüber zu sprechen begann, und dann tat er dies, da er nicht wußte, daß ich Ohrenzeuge der letzten Unterredung gewesen war, auf eine ganz seltsame Weise.

„Wissen Sie,“ sagte er plötzlich, ein anderes Gespräch jäh und unvermittelt abbrechend, „die Geschichte mit der kleinen Schauspielerin war doch ein Mißgriff! Ich freue mich nur, daß eine reifliche Ueberlegung und meine Menschenkenntniß mich früh genug klar sehen ließen. Am Abend vor der Skandalaffaire mit dem Pächter hatte ich mich sehr kühl von ihr verabschiedet und kein Hehl daraus gemacht, daß ich den Beteuerungen ihrer Unschuld keinen Glauben schenke!“ —

Nach einigen Augenblicken fuhr er mit dumpfer Stimme fort:

„Vielleicht war es Unrecht von mir, sie so schroff zu behandeln! Ist es undenkbar, daß sie mich über Alles geliebt hat? Daß nur die Verzweiflung über mein Mißtrauen sie dem Menschen in die Arme gejagt hat? . . . Es wäre eine Last auf meiner Seele. Ein Leben vernichtet, weil man seine faustischen Zweifel nicht unterdrücken konnte!“ . . .

Er strich sich mit der Hand langsam und schwermütig die widerspenstige Locke zurecht und sah düster zu Boden, während ich mühsam das Lachen verbiß.

„Nehmen Sie es nicht so schwer, Denk!“ tröstete ich ihn. „Sie sagten ja selbst, daß das Edle im Menschen unzerstörbar ist.“

„Ja, aber eine derartige Katastrophe!“

Die Unruhe seines Wesens wurde von Tag zu Tag ärger. Man sah es ihm an, daß das einmal wenigstens halb frei gewordene Gefühl gebieterisch nach einer Ableitung verlangte.

„Ich halte es hier nicht mehr aus,“ stöhnte er auf. „Ich will zusehen, daß ich einige Geldmittel flüssig machen kann, und dann geht es auf ein Jahr in's Ausland.“

Eine Woche später, nachdem wir in der Weinlaune noch Brüderchaft getrunken hatten, reiste er nach Deutschland. Beide keine Freunde von zwecklosen Korrespondenzen verloren wir uns ganz aus den Augen, bis ich ihm ein volles Jahr später in Leipzig wieder begegnete. Im Theaterrestaurant beim Mittagwahl sitzend, hörte ich mich plötzlich durch das ganze Lokal angerufen:

„Grüß Gott, Bruderherz!“ —

Die Serviette im Knopfloch, beide Hände mir schon von Weitem entgegenstreckend, kam Denk auf mich zugesteuert. Er sah sehr elegant aus und strahlte von Frische und Gesundheit. Natürlich setzten wir uns an einen Tisch, und des Fragens und Erzählens gab es so viel, daß wir schon beim zweiten Rüdesheimer angelangt waren, ehe ich mich erkundigen konnte, ob seine alte Sehnsucht nach „Damen“ gestillt wäre. Da strahlte er über das ganze Gesicht.

„Meine Frieda solltest Du kennen, Bruderherz! So etwas Partes und Liebliches. Eine Seele von Mädchen sage ich Dir!“

„Wo dient' sie denn?“ neckte ich lächelnd.

Er wurde ärgerlich: „Erlaube mal! Eine Gräfin ist sie freilich nicht, aber doch aus sehr achtbarer Bürgerfamilie. Ihre Mutter hat ein Schirmgeschäft in der Passage. Der Typus eines Gretchens! Na, Du wirst sie ja kennen lernen. Ich esse Abends immer mit ihr zusammen.“

Der Abend kam, und ich saß mit ihm im Panoramarestaurant, dem einzigen uns bekannten Speiselokal, in dem auch eine Kapelle concertierte. Nach einigen Minuten ging er auf die andere Seite des geräumigen Lokals, um sich ein paar Ansichtskarten zu besorgen. Er schärfte mir dabei ein, ja auf die Erwartete Acht zu geben, und ich sah, ein nach seinen Worten geformtes Bild von ihr im Kopf, auch getreulich nach allen Seiten. Mit einem Mal sah ich ein dünnes, kleines Wesen, steif wie ein Ladesock in die Nähe unseres Tisches steuern. Ich wollte mich schon erheben, als ein näheres Zusehen mich davon wieder zurückhielt.

„Das kann sie unmöglich sein,“ dachte ich mir. Ein stubenbleiches, verkümmertes Gesicht mit großer Nase und spärlichem Haar, eine schlechtgeratene Mischung aus deutsch-jüdischem Blut — „nein, so geschmacklos ist selbst Stefan Denk nicht, die den Typus eines Gretchens zu nennen!“ Ich zündete mir also ruhig eine Cigarette an und wartete weiter. In diesem Augenblick kehrte mein Freund, die Hand voller Ansichtskarten,

zurück, und ich glaubte, der Schlag trifft mich, als ich sah, wie diese undefinirbare Erscheinung gerade auf ihn zustelzte.

— „O Du Böser,“ lispelte sie, „ich hatte schon gedacht, Du wärest garnicht gekommen.“ —

Zu allem Jammer stieß sie obendrein noch mit der Zunge an!

Ich wurde ihr vorgestellt. Natürlich freute sie sich „ungemein“, meine Bekanntschaft zu machen, und fing sofort an, von Poesie und ähnlichen Dingen in einer Weise zu schwärmen, die deutlich verriet, daß sie davon nicht mehr verstand, als der Frosch vom Klarinetteblasen. Also nicht nur häßlich, sondern auch noch Poseurin! Ich zerbrach mir im Stillen den Kopf, was der doch nicht völlig verblödete Jüngling an ihr gefunden haben mochte. —

Als das unerquickliche Beisammensein beendet war, fragte ich ihn auch geradezu danach. Da sah er mich vorwurfsvoll an.

„Du willst ein Dichter sein und bleibst so an der Oberfläche kleben? Friedchen liebt mich wahrhaft und könnte Alles für mich opfern. Und ist Liebeskraft nicht das Höchste am Weib? Ihre Seele liebe ich, sage ich Dir, ihre Seele!“ —

„Möglich, daß ich mich täusche,“ sagte ich trocken. „Vorläufig hat mir das Bißchen, was ich von Seele bei ihr bemerkt habe, nicht viel besser gefallen als ihr fleischlicher Teil.“

— „Davon verstehst Du nichts,“ sagte er achselzuckend und geärgert.

Als ich ihn vierzehn Tage darauf in seinem Logis besuchte, fiel es mir auf, daß sich die ganze Familie seiner Vermieterin auf dem Korridor befand und nach seiner Thür hinzuhorchen schien. Als ich diese öffnete, trat mir ein fremder Herr entgegen, der sich mit einem höflichen „Guten Tag“ eben verabschiedete. Denk saß auf einem Rohrstuhl, die Arme schlaff herabhängend, wie ein vom Regen überraschter Vogel, und sah mich mit ganz verstörtem Gesichtsausdruck an.

„Wer war denn das?“ fragte ich verwundert.

Der Gerichtsvollzieher!“

„Nanu! Von wem denn?“

Da stöhnte er auf, und während ein bitteres Lächeln über sein Antlitz glitt, sagte er einfach:

„Von Frieda!“

Vor kurzer Zeit, als er durch das Ausbleiben seines ungarischen Einkommens in arge Verlegenheit gekommen war, hatte er sich von ihr, die gerade flüssiges Geld besaß, gegen einen kurzfristigen Wechsel hundert Mark entliehen. Durch eine unglückselige Verkettung von Umständen hatte er diesen am Fälligkeitstermine nicht sofort einlösen können, und der Typus eines deutschen Greichens hatte ihn in der beruhigenden Gewißheit, daß er doch bald nach Ungarn zurück müsse und die schönen Liebeszeiten also so wie so vorüber wären, kurzer Hand pfänden lassen. — — —

Diesmal reiste ich mit ihm gemeinschaftlich in seine Heimat. Während der ganzen Dauer der Fahrt blieb er einsilbig und niedergedrückt. Nur hier und da warf er einige höhnische Bemerkungen hin.

„Das sind nun Eure deutschen Mädchen! Schwagt in Eurer Litteratur den fremden Völkern nur weiter die Ohren voll von Euren Gretchen. Ich kenne sie jetzt, und mich düpiert Ihr nicht mehr.“ —

„Aber lieber Junge, wen kennst Du denn? Ein kleines Ladenmädchen, das äußerlich und innerlich verschrumpelt war wie eine Backbirne. Ueberdies eine Meisze, Mißgeburt!“ —

„Egal!“ sagte er scharf, „es giebt keine Ungarin, die fähig gewesen wäre, so zu handeln. Denk an die junge Schauspielerin, welche nichtsachtende Leidenschaft, sich wegzuverwerfen aus Scham und Verzweiflung, und sich dort diese schmutzige Kleinlichkeit. Ueberdies wirft Du mir doch nicht weismachen wollen, daß gerade ich das Pech hatte, eine Ausnahme anzutreffen!“

„Jawohl, Liebster, gerade das behaupte ich. In der Liebe bist Du von allen Göttern verlassen und fuhrwerkst immer herum wie ein erotischer Don Quijote.“

„Sehr freundlich!“ erwiderte er verbissen. Dann lehnte er sich mürrisch in seine Ecke und sah zum Fenster hinaus. In Waizen trennten wir uns. Ich fuhr nach Budapest weiter, während er seiner Scholle zustrebte.

Erst als der Frühling vorüber war und die Äpfel schon rote Backen bekamen, besuchte ich ihn dort. Als ich völlig unerwartet in sein Zimmer trat, saß er eifrig schreibend vor seiner Briefmappe. Nach der Begrüßung bat er, ihn einen Augenblick zu entschuldigen.

„Nur diesen Brief, nur wenige Zeilen will ich noch fertig schreiben, Bruderherz! Dann siehe ich Dir ganz zur Verfügung.“

Einige Minuten kitzelte die Feder über das Papier. Dann stodte er, kaute zaudernd am Federhalter und sah fragend zu mir auf.

„Wie schreibt sich eigentlich Million als Beiwort im Deutschen? zum Beispiel „mit Millionen Grüßen“. Groß oder klein?“

„Eine Million wird immer groß geschrieben, wenn Du aber millionen Küsse verschickst — schwindel nicht: Küsse schreibst Du! — so ist das eine Kleinigkeit und schreibt sich auch danach,“ sagte ich lachend. „An wen geht die Epistel denn? Wen verklärst Du denn jetzt wieder mit der ganzen Fülle Deines Gefühls?“

„Diesmal ist es nichts zum Scherzen,“ meinte er ernsthaft. „Du würdest staunen, wenn Du es hörtest, mehr sage ich nicht!“

Und wirklich war auch vorläufig nichts Näheres herauszubekommen. Auf die Dauer konnte er seiner mittheilsamen Natur aber doch keine Gewalt antun, und als der große Zonenlöser Wein wieder einmal zu seinem Rechte gekommen war, brach er spontan los:

„Seit meine erste Liebe so tragisch endete und nach dem Verrat meiner heiligsten Gefühle in Leipzig, hatte ich mich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, für immer auf Liebesglück verzichten zu müssen. Gottlob ist es anders gekommen! Ich liebe und bin geliebt! Sie kann nicht leben ohne mich, Bruderherz!“ —

„Ja, wer denn eigentlich?“

„Sie, das herrlichste und bedauernswerteste Geschöpf auf der ganzen Welt. Laß Dir erzählen!“

Er nahm einen kräftigen Schluck Wein, räusperte sich und begann seine Aventure.

„Während meiner Abwesenheit ist das kleine Gehöft vis-à-vis vom Fleischhauer an eine reiche Dame verkauft worden, an die junge Gattin eines höheren Steuerbeamten, welche seitdem die Sommermonate hier verlegt und auch sonst, jedenfalls seit Kurzem — er errötete dabei — häufig herauskommt. Wir wurden bekannt, und ich besuchte sie oft, wie es meine Pflicht einer gelangweilten Dame gegenüber ist, ohne mir etwas Arges zu denken. Wie hätte ich auch meine Augen zu einem Wesen erheben können, das, jung verheiratet, mit einem reizenden Kinde beschenkt und in bester gesellschaftlicher Position, alles Erstrebenswerthe zu besitzen schien? —

Ich sollte aber bald erfahren, daß nicht alles Glänzende Gold ist. Sie ist ein starker Geist, und so kam ich bald dazu, mit ihr über Dinge zu reden, die man sonst, wenigstens in spießbürgerlichen Kreisen, nicht anrühren darf. Dabei gestand sie mir denn, daß sie von ihrem Manne so gut wie getrennt lebe. Sie seufzte dabei, die Arme, aber dachte ich daran, daß sie mich lieben könnte?

Einige Tage danach schickte sie zu mir herauf: ihr Kind wäre krank, ich möchte doch zu ihr kommen. Natürlich eilte ich mich und fand den Daben in leichten Krämpfen, die mit etwas kaltem Wasser bald behoben wurden. Als die Dienerin ihn zu Bett brachte, blieben wir allein im Zimmer. Eine Weile saßen wir uns stumm gegenüber, dann sah sie mich lächelnd an und fragte mich, was sie mir für die Behandlung schuldig wäre; sie wolle mir Alles geben, was ich mir wünsche. Ich wurde verwirrt und vermochte nicht gleich etwas zu erwidern. Da trat sie ganz dicht an mich heran: Wollen Sie einen Kuß, Herr Doktor? Ehe ich mich von meiner Beirückung noch erholt hatte, lagen ihre Lippen auf meinem Munde, und das Uebrige, Bruderherz — — Es war noch früh, sie hatte nichts als ein dünnes Morgenkleid an — — und unter denen, die mit Arpad in's Land kamen, war Plato ganz gewiß nicht!“

„Gratulire, Liebster!“

„Etwas bekümmert mich nur,“ fuhr er seufzend fort. „Ich glaube, sie leidet unter der äußeren Immoralität unseres Verhältnisses. Höre, was sie schreibt:

Er zog einen anscheinend oft gelesenen, zerknitterten Brief aus der Brujitasche.

„Du mein Einziger, Angebeteter! Nur die übergroße Liebe zu Dir vermochte, mich vom Pfade der Tugend weichen zu lassen. Fern von Dir werfe ich mich schlaflos in meinem Bett umher und wünsche, Du wärest bei mir, um meine Gedanken zu besänftigen . . .“

„Glaub' ich,“ warf ich trocken ein.

Stefan Denk sah mich beleidigt an.

„Daß Deine cynischen Bemerkungen! Du verdienst garnicht, daß man Dich zum Vertrauten einer edlen Leidenschaft macht.“

„Ich meinte das in aller Ehrbarkeit,“ verteidigte ich mich. „Nicht im Traum habe ich dabei an etwas Schlechtes gedacht.“

Besänftigt las er weiter:

„Mann und Kind möchte ich verlassen, um bei Dir zu sein, und ich muß sterben, wenn Du jemals aufhörst, mich zu lieben . . . Millionen Küsse und Umarmungen, Du mein einzig geliebtes, süßes Kind, von Deiner Dich ewig anbetenden Anna!“

Triumphirend und erwartungsvoll sah er mich an.

„Meinen Segen hast Du, wenn sie ebensoviel Gefühl im Busen wie in der Feder hat. Aber wie steht es denn mit dem Mann? Daß die Geschichte kein böses Ende nimmt!“ —

„Oh ich glaube nicht, daß wir etwas zu befürchten haben! Er kommt sehr selten hierher, und dann sind wir natürlich doppelt vorsichtig. Uebrigens erwarte ich sie Sonnabend.“

Am Sonntag Morgen, als ich noch beim ersten Frühstück saß, kam mein Gastgeber schreckensbleich zu mir in's Zimmer gestürzt. Der gute Herr Pastor war ganz außer sich.

„Nein, erbarmen Sie sich, was geht hier Alles vor! In meinem stillen Dorf! Ach Gott!“

„Ja, was denn?“

„Mitten in der Nacht kam der Steuerrat seiner Frau nachgereist. Die gnädige Frau ist Knall und Fall fort. Man munkelt was von Ehebruch und von einem Duell mit Herrn Denk. Wissen Sie etwas darüber?“

Nach einer Weile sprachloser Bestürzung machte ich einige nichts sagende Bemerkungen und war froh, als mir eine Botschaft von Denk gebracht wurde, die mich zu ihm berief und mich aller Erörterungen enthob.

Bleich, in sichtbarer Erregung, ging er mit langen Schritten in seiner Schreibstube auf und ab.

„Was hast Du angestiftet, Stefan?“

„Frag nicht lange,“ sagte er kurz. „Du hast den Kummel ja schon längst gehört. Willst Du mir einen Gefallen tun?“

„Gern!“

„Schön also. Du mußt mein Sekundant sein. Die Bedingungen sind schon vereinbart: Zwölf Schritt Distanz und Kugelwechsel bis zur Kampfunfähigkeit, morgen früh um sechs.“

„Wo?“

„Am Fuße des Götterberges.“

Er trommelte mit den Fingern nervös auf die Tischplatte.

„Dort habe ich ihr auch die ersten Beilchen gepflückt,“ setzte er dann leise hinzu.

Ueber die Einzelheiten der Affaire ließ er sich nicht ausfragen.

„Er hat ihren Schreibtisch erbrochen,“ mehr erfuhr ich nicht. Er wollte allein sein und sagte es mir unverhohlen.

„Du siehst ein, daß ich Vieles in Ordnung zu bringen habe. Man kann ja nicht wissen, wie es ausgeht. Vielleicht nimmt das Schicksal jetzt seine Rache für Rosa.“

Der Morgen war kühl und klar. Anfänglich schritten wir schweigend dem bezeichneten Berge zu. Dann konnte Denk aber selbst in dieser ernstesten Stunde seinen Gang zur Schönrednerei nicht unterdrücken.

„Wie der Sonnenball da auftaucht, wie ein feuriges Gottesauge! — Muß es nicht verächtlich blicken, wenn es uns überhaupt bemerkt? Was sind wir mit unseren großen Sorgen mehr als die Blattlaus, die ein Kalbspizker zu Tausenden vertilgt? Und da bilden wir uns ein, daß das ganze Weltall mit seinen hundert Sonnen und Myriaden von Sternen extra für uns gemacht ist. Ach, was sind die Menschen für Schwachköpfe! — —

„Wenn ich falle, was ist dann auf der Welt verändert? Ist etwas weniger geworden? Nein. Es ist derselbe Vorgang, als wenn ein Knabe den Faden in seinem Schreibhefte zerschneidet. Statt eines Heftes hat er eine Zahl loser Blätter, aber genau soviel wie vorher.“

Dann schüttelte er sich.

„Die arme Frau! — Puh, es ist doch ein scheußliches Gefühl, zu denken, daß man eventuell in zehn Minuten tot ist.“

Sein Gegner, ein breitschultriger Herr mit Zwickel und Hakennase, wartete schon. Die üblichen Versöhnungsversuche scheiterten, und nach wenigen Minuten ertönte das Kommando.

Ein Doppelsknall — ein leichtes Rauchwölkchen — Beide standen aufrecht und anscheinend unverletzt. Mit einem Mal aber zuckte Stefan Denk zusammen und griff, die Zähne fest aufeinander beißend, mit der linken Hand nach dem rechten Arm herüber. Seine Finger spreizten sich, und während er selber zurücktaumelnd, sich an einen Pappelstamm lehnte, fiel die Pistole mit dumpfem Geräusch zu Boden.

„Bist Du verwundet?“

Er nickte: „Knochen kaputt!“ Wie alle Nervösen gegen Schmerz überaus empfindlich, wurde er ohnmächtig.

Als ich ihn am anderen Tage wieder besuchte, war er aber schon ganz munter. Verbunden und geschient lag er in seinem Bett, und ich setzte mich zu ihm, um ihn ein wenig zu unterhalten.

„Ach, die arme Frau!“ seufzte er. „Natürlich werde ich sie heiraten. Das ist doch das Wenigste, was ich für das zarte, edle Wesen tun kann.“

In diesem Augenblick brachte die Wirtschafterin einen Brief herein. Ein Häuflein beschriebener Zettel fiel heraus, als Stefan ihn öffnete. Oben auf lag eine Karte: Herr Stefan Denf erhält anbei zur weiteren Erinnerung seine Billette zurück.“

Eine Minute sah der Verwundete mit den Augen eines Blödsinnigen auf die Papierstückchen. Dann knüllte er sie wütend mit der linken Hand zusammen und warf sie mit einem schauerlichen Fluch gegen die Wand. —

Verwundert hob ich sie auf und las einige. Von männlicher Hand geschrieben, enthielten sie Liebesbeteuerungen und Mitteilungen, um welche Stunden der Schreibende die Dame besuchen wolle. Die Handschrift aber — war nicht die meines Freundes! — —

„Was bedeutet das denn?“

„Was das bedeutet? Eine Gemeinheit! Eine Schweinerei! Meine Briefe hat der Kerl garnicht gefunden! Gott weiß, mit wem sie sonst noch 'rumpouffirt hat, und welch Geschwätz ihn gerade auf mich brachte! Und ich Narr muß Alles mit meiner Kavalierversbeugung bejahren!“

Er knirschte mit den Zähnen vor Wut.

Mir kamen die Tränen vor Lachen in die Augen.

„Na, Stefan, wie steht's mit der Heirat?“ —

„Rüß die Fräsch!“ sagte er wütend. „Baszom a Kutýáját!“ —

„Bestien sind die Weiber, alle wie sie gebaden sind! Ich habe es erfahren, aber ich werde mich rächen. Herz- und gefühllos werde ich sie betrügen, wie sie mich betrogen haben!“ —

Wie ein brüllender Löwe wandelte er in seinem Hause umher. Schließlich wurde ihm das Gerede — das ganze Komitat sprach nur noch über ihn und die Frau Steuerrat — unerträglich, und er siedelte nach Waizen über. Da dies meine Bahnstation war, kam ich öfter dorthin, und als ich ihn eines Tages besuchen wollte, sah ich ihn, den kranken Arm in schneeweißer Binde, auf dem Marktplatz herumspazieren. Es war ein kühler, windiger Tag, und da die Gesichter der Hökerinnen, die dort Obst und Zwiebeln feilhielten, auch sehr wenig verführerisch waren, konnte ich mir sein Verweilen garnicht erklären. Es fiel mir aber auf, daß er unausgesetzt nach einer kleinen Querstraße hinüberspähte. Als ich, anscheinend in die Betrachtung eines Photographieschaukastens vertieft, einige Minuten gewartet hatte, geriet er in eine merkwürdige Unruhe und trat hastig an eines der Marktweiber, mit dem er um Apfelsinen zu feilschen begann. Am Ausgang

der von ihm beobachteten Gasse aber erschien ein junges Mädchen mit einer braunen Handtasche am Arm und näherte sich dem Nachbarstand.

Es war ein noch blutjunges Ding mit blonden, schweren Zöpfen und langen melancholischen Wimpern. Das blasse Gesichtchen rötete sich in lieblicher Verwirrung, als es seiner ansichtig wurde, und obwohl sie sich nicht einmal grüßten, sondern stumm Jeder in seinem Kram, in Suppenkraut und Drangen, herumwühlten, war es doch offensichtlich, daß sie sich schon öfter dort getroffen haben mußten.

„Also unverbesserlich,“ dachte ich. „Wenn er aber an der seine „Rache“ nehmen wollte, wäre es schade. Das Mädchen sieht sehr lieb aus.“

Natürlich blieb ich ihm fern, um ihn nicht zu hindern, die Kleine anzusprechen. Wider Erwarten tat er dies jedoch nicht, sondern raffte, als sie ihre Kupferstückchen bezahlt hatte, eiligst seine Düte auf und ging schweigend in einem gewissen Abstände hinter ihr her. Der zierliche Badfisch drehte mitunter kaum merklich das Köpfchen zur Seite und schielte zurück, purpurrot werdend, wenn sie seinen Augen begegnete. Sie ging auch so langsam, daß seine Gefolgschaft ihr unmöglich lästig sein konnte.

Als er meinen Blicken entschwunden war, ging ich in seine Wohnung und erwartete ihn dort. Ohne von meinen Beobachtungen etwas zu erwähnen, fragte ich ihn dann:

„Na, Stefan, wie steht's mit der Rache?“

Er lachte hell auf, mit ganz glücklichem Gesicht.

„Ich war ein Schafskopf, Bruderherz! Jetzt weiß ich überhaupt erst, was ein Mädel ist.“

„Wieder verliebt?“

„Die möchte ich heiraten,“ erwiderte er ernst.

„Kennst Du sie schon lange?“

Er errötete verlegen. „Eigentlich noch gar nicht,“ kam es dann kleinlaut heraus. „Ich sehe sie aber jeden Mittag. Weißt Du, sie kauft immer ein wenig Gemüse auf dem Markt, und natürlich hole ich mir um dieselbe Stunde meine Drangen. Aber angesprochen habe ich sie noch nicht! Ich trau' mich nicht recht, so lieblich ist sie. . . Wenn ich nur wüßte, wie ich ihr bekannt werde. Ich muß sehen, daß ich der Familie vorgestellt werde.“

Eine Weile blies er den Rauch seiner Cigarette still und traumverloren vor sich hin. Dann sprang er wie närrisch auf, und mich mit glänzenden Augen ansehend und heftig an den Schultern schüttelnd, schrie er ein über das andere Mal:

„Ist das ein Mädel, Du, Du, ist das ein Mädel!“

Ich fuhr nach Best. Als ich nach vierzehn Tagen gerade um die Mittagstunde zurückkehrte, sah ich mich auf dem Markte vergebens nach ihm um.

Er lag in seinem Zimmer auf dem Ledersopha und rührte sich nicht, als ich eintrat.

„Warum holst Du heut keine Orangen?“

„Sie ist tot!“ sagte er einfach. „Blutsturz, Lungenschlag — soll immer krank gewesen sein.“

Er sprach leise, halb verträumt, als ob er sich das selber sagte. Dann drehte er den Kopf der Wand zu. Ich hörte ihn schwer und feuchend atmen, und plötzlich brach er los, ungebändigt wie das Weinen eines kleinen Kindes: Aeh . . . hä . . . hä!

Was konnte ich ihm nützen? Einsamkeit war das Notwendigste für ihn. So ging ich tieferschüttelt in meinen Gasthof, um einspannen zu lassen.

Im Honoratiorenzimmer saßen mehrere Gutsbesitzer mit ihren Damen. Als ich mich zum Glase Wein an einen Eckisch setzte, hörte ich seinen Namen nennen. Eine kleine kugelförmige Frau erwähnte ihn im höchsten Tone sittlicher Entrüstung.

„— Denken Sie doch nur an diesen Herrn Denk! In Pest soll eine der begabtesten Tragöbinnen feinetworken in's Wasser gegangen sein, von Deutschland munkelt man auch allerlei, dann verführt er hier eine hochachtbare Dame mit cynischem Raffinement und läßt sie im Elend, und Gott weiß, was er seitdem schon wieder auf dem Gewissen hat. Ist das Moral? Soll das erlaubt sein?“

Ihr Gemahl, ein breitschultriger Herr in brauner Jagdjoppe, nickte ihr mit den buschigen Augenbrauen Beifall.

„Hüte man seine Töchter vor ihm, meine Herren! Wir waren ja auch keine Heiligen, aber so arg hat es wohl doch Keiner getrieben! Er ist ein Don Juan, meine Herren, ein Don Juan gefährlichster Art!“ —

Seitdem habe ich meinen Freund nie anders nennen hören. Das ganze Komitat spricht nur von „unserem Don Juan“, die jungen Mädchen knüpfen alle unmoralischen Träume an seine Person, sehnen sich nach ihm und fürchten sich dabei vor ihm, der einmal ausgelacht, zweimal lächerlich gemacht und vielleicht nur einmal geliebt worden war, und zwar geliebt von einem Mädchen, dem er nie nur die Fingerspitzen berührt. Er hat seine Marke und bleibt bis an seinen Tod

der „Don Juan von Bánk“. — —





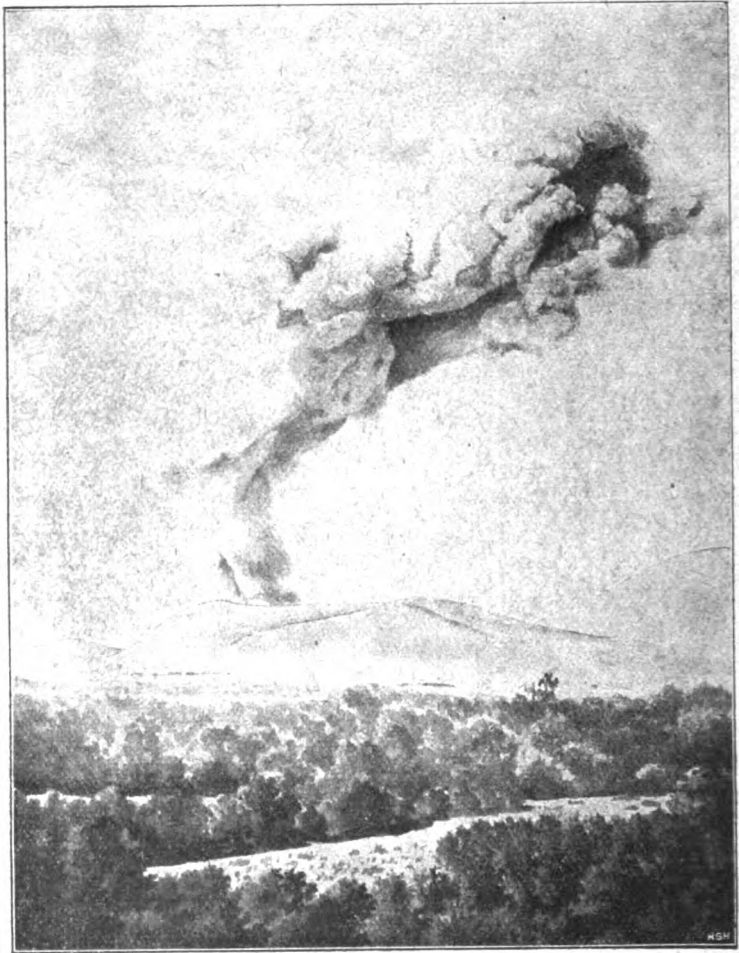
Illustrierte Bibliographie.

Der Vulkan. Die Natur und das Wesen der Feuerberge im Lichte der neueren Anschauungen. Von Dr. Hippolyt Haas. Mit 63 Abbildungen auf 32 Tafeln. — Berlin, Alfred Schall. —

Wie der Verfasser in der Vorrede hervorhebt, haben die ersten Grundlagen zu dem vorliegenden Buche Vorträge gebildet, die er in den Volkshochschulkursen in Kiel und alsdann in wissenschaftlicher Form als Vorlesung für Studierende aller Fakultäten im Sommersemester 1903 an der Universität Kiel gehalten hat. Mehrfach geäußerten Wünschen, diese Vorträge im Druck herauszugeben, ist der Verfasser nunmehr nachgekommen. — Die Anschauungen über den Vulkanismus befinden sich in der Gegenwart einigermaßen in Gährung. Sie im Lichte der neueren Anschauungen in gemeinfaßlicher Weise darzustellen, hat sich der Verfasser bei Abfassung des vorliegenden Werkes zur Aufgabe gestellt, und er hat diese, wie vorweg bemerkt sein soll, an der Hand eines reichhaltigen Quellenmaterials, das er am Schluß anführt, vortrefflich gelöst. — In sieben Abschnitten behandelt er eingehend: „Die neueren Ansichten über den Aggregatzustand des Erdinnern, den Streit um die vulkanische Spalte, den Mechanismus des Vulkans als treibende Kraft (in drei Abschnitten), die unterseeischen Eruptionen und schließlich die vulkanischen Ereignisse auf den kleinen Antillen im Jahre 1902.“ —

„Man steht wie auf einem Vulkan,“ das ist zur landläufigen Nebenart für eine bedenkliche Situation geworden, und man bedenkt dabei gar nicht, daß sich die Menschheit fortwährend auf einem Vulkan befindet. Das kommt ihr aber immer erst zum Bewußtsein, wenn wieder einmal plötzlich und unerwartet die im Erdinnern herrschenden Gewalten ihr Spiel getrieben und reich geeignete Fluren oder ganze Inseln vernichtet haben. Die bloße Tätigkeit eines Vulkans ist mit Rücksicht auf die große Zahl solcher Feuerberge, deren es einige Hundert giebt, kein weltbewegendes Ereigniß, und es vergeht da wohl kein Tag, an dem es nicht auf der Erde, wie Humboldt sagte, irgendwo rumort; erst bei besonders schweren Eruptionen richtet sich die ganze Aufmerksamkeit der Menschheit auf diese. Zwei solcher Marksteine in der Geschichte vulkanischer Tätigkeit bildeten die Eruption des Vesuvius im Jahre 79 n. Chr. und die des Kratatau im Mai 1883. — Das Wesen des Vulkanismus beruht auf den Leistungen von Kräften, die in der Natur und der Beschaffenheit der Erde selbst begründet sind oder die durch äußere Agentien erzeugt werden. Der Vulkanismus setzt das Vorhandensein glühendflüssiger Materie im Innern der Erde voraus. Der Verfasser geht hier näher ein: „auf die Dichtigkeit des Erdkörpers, auf den inneren Eisenkern, sowie auf ältere Anschauungen über den Aggregatzustand der Materie im Erdinnern, speciell im Hinblick auf die Nebularchypothese, über die zunehmende Wärme im Erdinnern und über die Isothermen.“ Lousas Meinung vom Zustand des Erdinnern, sowie die Anschauungen Günthers, Stübel's, Lord Kelvins und Nagels, Hopkins, Meyers und Swante Arrhenius' werden näher beleuchtet. Nach Ansicht des Verfassers ist von

diesen aufgestellten Theorien keine so vollkommen, wie die des letztgenannten Forschers, der das Vorhandensein eines aus Eisenmassen bestehenden Erdkerns annimmt. Der großen Dichtigkeit wegen liegt derselbe tiefer als das Gesteinsmagma und befindet sich rücksichtlich seiner hohen Temperatur in gasförmigem Zustande. Bezüglich der näheren Details muß auf das Original verwiesen werden. — In ausführlicher Weise beschäftigt sich alsdann

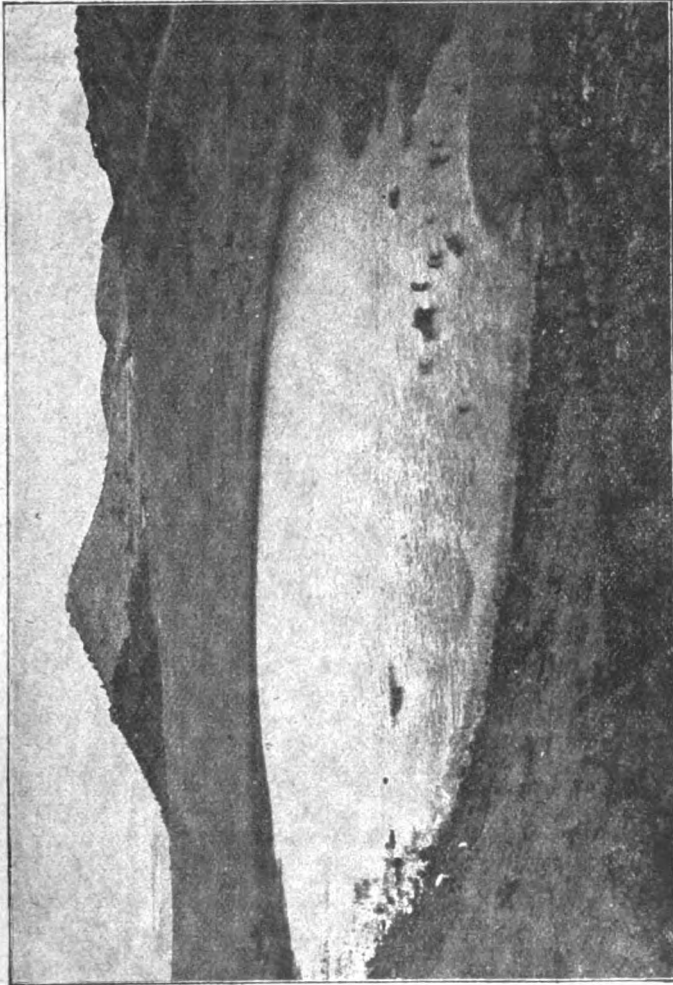


Der Vulkan auf Volcano im Ausbruch (nach Johnston-Lavis).

Aus: „Der Vulkan. Die Natur und das Wesen der Feuerberge“ von Dr. Hippolyt Haas.
Berlin, Alfred Schall.

der Verfasser mit dem Streit um die vulkanische Spalte, wobei er in sehr klarer Weise die Anschauungen von L'vill, Gilbert, Köhl, Geikie, Branco, Stübel, Felig und Dent, sowie die Ausführungen Vergéats bespricht. Die Aufschüttungs- und die Ausblasungstheorie wird näher erörtert. Bei dem Abwägen der sich gegenüberstehenden Meinungen kommt der Verfasser zu dem Schluß, daß vulkanische Ströme sich innerhalb der Gesteinshülle der Erde bald

mehr, bald weniger gewalttätig äußern muß, insofern, als die glühende Materie entweder schon vorhandene Risse in der Erdkruste zu ihrem Aufsteigen benutzen oder solche sich selbst bahnen kann. Bezüglich der letzteren Möglichkeit ist mit der Annahme eines in nur verhältnismäßig geringer Tiefe vorhandenen Magmaherdes zu rechnen, worauf auch Branco ein besonderes Gewicht legt. Besonders eingehend behandelt der Verfasser das Kapitel über

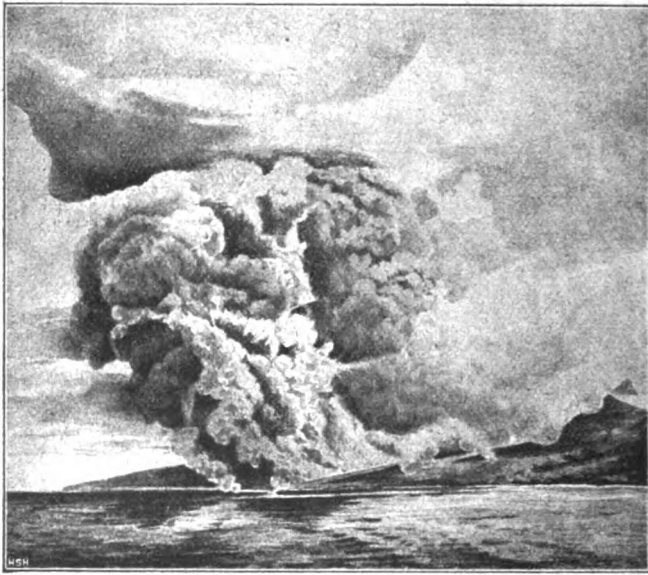


Der Vulkan mit Maar, Eifel.
Aus: „Der Vulkan. Die Natur und das Wesen der Feuerberge“ von Dr. Hippolyt Haas.
Berlin, Alfred Schall.

den Mechanismus des Vulkans, also über die treibende Kraft, welche die glühenden Dampf- und Aschenvolken viele 1000 Meter hoch unter Poltern und Donnern in die Atmosphäre schleudert. (S. Abbildung.)

Schon Thales von Milet wies darauf hin, daß das Princip aller Dinge das Wasser sei, „aus Wasser ist Alles und in Wasser kehrt Alles zurück.“ In der That ist nun das Princip aller vulkanischen Dinge und ihre belebende Kraft das Wasser. — Hier beschäftigt

sich der Verfasser mit den Anschauungen von Bergmann, Breislach und Humphry Davy. Die mögliche Herkunft des Wassers in den Vulkanen, die marine Provenienz desselben, mit der Ansicht dafür und dawider, sowie die Möglichkeit der Infiltration von süßem Wasser in das Magma, alles das wird des Näheren erörtert. In gleicher Weise unterzieht der Verfasser das Geyserphänomen, die Theorie von Arrhenius über Vulkane, die Anschauungen Stanislas Meuniers sowie Stübel's Lehre, daß die glühendflüssige Materie selbst die Trägerin der vulkanischen Kraft ist, welche Theorie die experimentellen Versuche von Döller nicht zu bestätigen scheinen, einer detaillierten Besprechung. Bei dem Kapitel über den Mechanismus des Vulkans behandelt der Verfasser in einem besonderen Abschnitt die äußere Beschaffenheit der Feuerberge. Er stimmt hier mit Nagel und auch Supran überein, daß es nicht auf den Berg allein, sondern in erster Linie auf die Oeffnung — den Kraterschlund — ankommt. Stellt man sich hier auf den Boden der Ausblasungstheorie, so ist die logische



Der Ausbruch des Mont Pelé auf Martinique am 16. Dez. 1902. Die Blutwolke um 8 Uhr 29 Minuten.
(Nach Lacroix.)

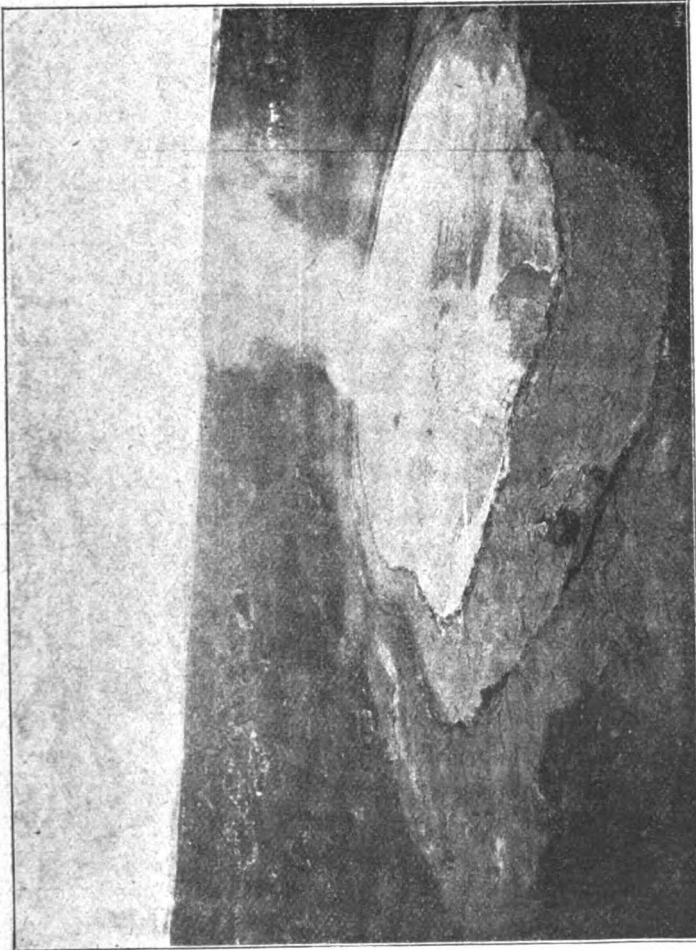
Aus: „Der Vulkan. Die Natur und das Wesen der Feuerberge“ von Dr. Hippolyt Haas.
Berlin, Alfred Schall.

Folgerung, daß diese Oeffnung das obere Ausgangsende der Höhre bilden muß, welche die magmatischen Massen ausgeblasen haben. Auf solche Weise sind die „Maare“ entstanden. An der Berührungsstelle der Höhre mit der Atmosphäre entsteht ein trichterförmiges Gebilde — der Maarteffel. (S. Abbildg. 275.)

Solche Teffel haben einen verchieden großen Durchmesser von 250—1000 m. Typisch für die Eifelmeere ist die trichterförmige Gestaltung. Ihre Tiefe ist sehr verschieden. Für das Maargebiet von Urach hat beispielsweise Branco einen, in verhältnismäßig geringer Tiefe unter der Erdoberfläche befindlichen Schmelzherd angenommen. Nagel ist gleichfalls der Meinung, daß glühend flüssige Massen in der Erdrinde kaum tiefer als 40—60 km anzunehmen sind. Aus dem Maare entwickelt sich schließlich bei andauernd vulkanischer Tätigkeit ein Vulkan; es braucht aber nicht jeder vulkanische Berg aus einem Maare hervorgegangen zu sein. Zunächst bildet sich um die Umrandung der Auswurfsoffnung eine Umwallung von verchieden großer Höhe und Mächtigkeit. Mitunter

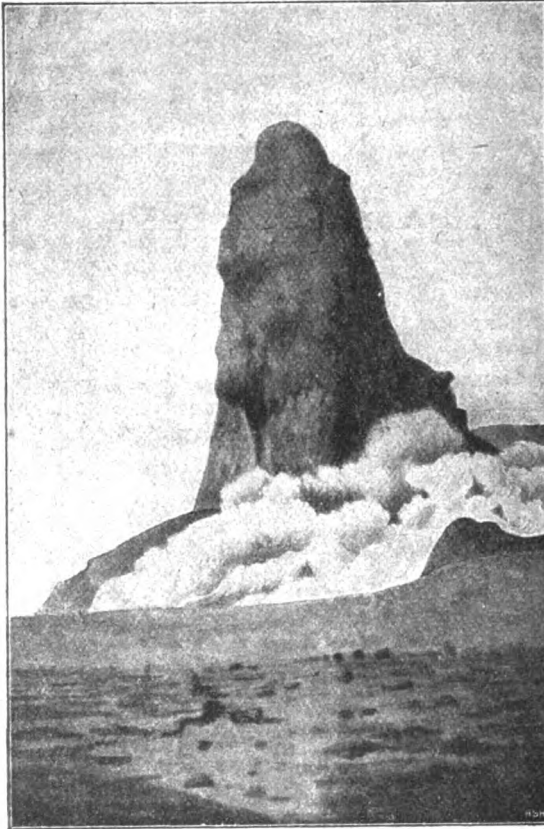
bauen sich durch Förderung dünnflüssiger Lavamassen wie beim Mauna Loa auf Hawaii flache und hohe Stegel auf. (S. Abbildung.)

Alles, was in glühend flüssigem Zustand aus dem Vulkan heraustritt, ist im wissenschaftlichen Sinne Lava. Die Zusammensetzung derselben ist eine sehr verschiedenartige. Die Wärme des Lavastromes, die Geschwindigkeit seiner Fortbewegung werden näher erörtert, ebenso die vulkanischen Gewitter und die Schlammvulkane. Weiterhin behandelt der



Der „Feuersee“ (heutig flüssige Lava) im Kratere des Mauna Loa auf Hawaii, Febr. 1883.
Aus: „Der Vulkan. Die Natur und das Wesen der Feuerberge“ von Dr. Hippolyt Haas.
Berlin, Alfred Scholl.

Verfasser die unterseeischen Eruptionen sowie die tätigen und erloschenen Vulkane. Es scheint die Intensität der unterirdischen Gewalten im Laufe der Entwicklungsgeschichte der Erde immer mehr und mehr nachzulassen. — Das Schlusskapitel beschäftigt sich mit den vulkanischen Ereignissen auf den kleinen Antillen im Jahre 1902. Nach einem kurzen geschichtlichen Rückblick folgt eine sehr interessante Schilderung der Ereignisse auf Martinique, speciell der Eruption des Mont Pelé. (S. Abbildg.) Eine ganz eigentümliche Erscheinung, welche der Mont Pelé nach seiner Eruption zeigt, ist eine mächtige, aus seinem



Die Felsnadel (Cône) im Krater des Mont Pelé auf Martinique am 25. März 1903 (nach G. Wegner).

Aus: „Der Vulkan. Die Natur und das Wesen der Feuerberge“ von Dr. Hippolyt Haas. Berlin, Alfred Schall,

Strater aufsteigende Felsnadel. Der Verfasser giebt hier die Schilderung von Sturl Sapper wieder, der ein ausgezeichnete Kenner der mittelamerikanischen Vulkanik ist.

Am Fuß der Felsnadel entströmen Fumarolen mit starker Tätigkeit. (S. Abbildg.) Die Nadel ändert ihre Höhe bei gleichbleibender Gestalt; es muß also ein Emporpressen von unten her stattfinden. — Den Schluß bildet die Schilderung der vulkanischen Eruption der Soufrière auf St. Vincent.

Das Buch ist mit sehr hübschen Abbildungen versehen, von denen namentlich die kleineren Skizzen sehr instruktiv sind. Es sei hierbei jedoch der Wunsch geäußert, daß bei einer neuen Auflage des Buches die Abbildungen möglichst in die Nähe der korrespondierenden Textstelle gerückt werden möchten, es würde dadurch das Studium des Werkes wesentlich erleichtert werden. Der Verfasser hat das Buch für die Gebildeten aller Stände in gemeinfächlicher und dabei in recht anregender Weise geschrieben. Es sei daher diesen Kreisen das überdies sehr preiswerte Buch (bei 340 S. Oktavformat geheftet nur 4 M.) bestens empfohlen.

K.

Ethik als Kulturphilosophie. Von Paul Bergemann. Leipzig, Verlag von Theodor Hoffmann, 1904.

Bergemanns Ethik ist durchdrungen von der Ueberzeugung, daß der Einzelne gar nicht herausgelöst werden kann aus der Gesamtheit, der er angehört. Im Gegensatz zu den im Allgemeinen noch individualistischen Gedankengängen neuerer Moralphilosophen bekennet er sich konsequent und vielseitig begründet zum Universalismus. Wundts Anschauungen findet man in diesem Buche wieder. B. erfindet, wie mir scheint, keine neuen, schlagenden Argumente, aber er bedient sich der vorhandenen Waffen mit Geschick. Die „Entwicklung der sittlichen Tatsachen“ und „Anschauungen“ wird mit lobenswerter Ausführlichkeit in klarer, populärer Sprache vorgetragen. Im zweiten Teil erhebt sich auf der breit angelegten Basis des historischen Materials eine Moralkritik, die reich ist an anregenden, belehrenden und unterhaltenden Grörterungen. Der Raum, den der Autor Beispielen aus dem Leben

oder besonders auch aus Büchern der schönen Litteratur einräumt, ist nicht karg bemessen. Er liebt das behagliche Gespräch mit seinem Leser, und wer diesen gemüthlich beschaulichen Wanderton ausmerzen wollte, dessen Messer müßte wahrlich wohl mehr als die Hälfte des fremdblichen Büchleins zum Opfer fallen. Es hieße aber Absicht und Wunsch des Verfassers verkennen, wollte man das wissenschaftlich „in usum delphini“ gehaltene Werk, das der Philosoph dem Andenken seiner teuren Mutter in liebevollem Gedenken gewidmet hat, dermaßen grausam zustoßen. Die Arbeit ist wohl geschrieben, um auch dem Unbewanderten als eine solide und zugleich heitere Einführung in die Probleme der Ethik zu dienen. Man wird sich dabei des milden und gerecht abwägenden Sinnes erfreuen, der Alles durchleuchtet. Die Freude am Reichen, das am Wege blüht, wird von dem Denker, der das Glück als eine Randverzierung des Lebens einschätzt, nicht ungenossen vorbeigelassen. In der Diskussion mit den gefährlichen Trugschlüssen großer Geister zeigt er sich in der dialektischen Fechtkunst nicht übel bewandert. Man merkt die vortreffliche Schulung durch gründliches Studium erlebener Moralphilosophen aus allen Zeiten. Ich denke besonders außer dem an der Spitze zu nennenden Wilhelm Windt, der die Grundpfeiler des Universalismus lieferte, an Anregungen von Adam Smith, Friedrich Paulsen und dem unvermeidlichen Nietzsche, der von diesem so ganz besonnen und wohltemperiert veranlagten Schriftsteller selbst oft citirt wird.

Gegen staats Formalismus wird nach beliebter Weise Front gemacht. Wer die Bismarck hier zum ersten Male liest, wird sich an der scharfsinnigen Aufdeckung von Schäden vielleicht noch lebhafter freuen können, als wer den Toten für genügend tot crachtet und vielleicht der Abwechslung halber nun lieber einmal von entgegengesetzt gerichteter Mühwaltung hören möchte; denn solche Niesen sind meistens nur Scheintod und feiern über kurz oder lang ein gräßliches Erwachen, wenn man sie allzu arg figelt.

Schön und edel sind Bergemanns socialreformatorische Gedanken, wobei besonders die rege Theilnahme an Allem, was nur irgendwie mit der Frauenbewegung im Zusammenhang steht, angenehm auffällt. Das sittliche Jartgefühl des ausgezeichneten Pädagogen tritt in manchen lebenswürdigen Wendungen und Urteilen an's Licht. Auch versteht er die angenehme Kunst, aus alten Büchern mit bedeutungsvollem Schmunzeln Dinge herauszuheben, an die der, der sie schrieb, schwerlich gedacht hat. Als Goldgrube für solches Lesen gilt seit Alters und mit Recht des Tacitus Germania. Im Stollge über die deutsche Rechtsgelehrtheit lernt man sie als ein Kleinod verehren; und ich erinnere mich gern der pfiffig lächelnd geäußerten Worte des Docenten: „Dies Buch ist viel klüger, als der es schrieb. Wir sind auch klüger als er. Wir können jetzt drin lesen . . .“

Ach, so werden wohl auch unsere Nachfahren von uns sprechen, und in einer harmlosen Buchnotiz wer weiß was für Symptome der allgemeinen Sittenzustände Deutschlands in dem längst verfloßenen zwanzigsten Jahrhundert nachträglich entdecken.

Wertvoll ist jedenfalls der Hinweis auf den Zusammenhang der Einzelwesen mit ihrer Zeit, wertvoll wie alles Wahre, es mag noch so oft wiederholt werden. Möge auch Bergemanns sehr empfehlenswerthes Werk zur Verbreitung so weiser und bescheidener Einsicht in den weitesten Kreisen beitragen.

H. L.

Erinnerungen. Von Ludwig Barnau. Zwei Bände. Berlin, Egon Fleischer, 1903.

Von Ludwig Barnau ist in dieser Zeitschrift bereits ausführlich die Rede gewesen. Der hervorragende Künstler hat nun seine Memoiren veröffentlicht, und es gilt, in Ergänzung zu der von Eugen Fabel bereits vollzogenen Würdigung des Schauspielers und Bühnenleiters und des verdienstvollen Begründers der „Genossenschaft deutscher Bühnengehörigen“ diesmal auch den Schriftsteller Barnau zu begrüßen. Zahlreiche Anzettel aus der Erzählung und Lobeserhebungen des Buches in der Presse haben bereits deutlich gezeigt, eines wie weit verbreiteten Interesses diese neue Leistung des vielseitigen Mannes sich zu erfreuen hatte und erfreut. Und von diesem Interesse legen natürlich auch die Stimmen der Gegner bereites Zeugniß ab, da es einem so eigenartig ausgeprägten persönlichen Ergüsse nicht an der Gegenbewegung auf Seiten Andersdenkender fehlen konnte. Da wird dann wohl gescholten: „Dichtung, nicht Wahrheit“ sei das Vorgetragene. Die fürstenfreundliche Loyalität wird als Hofrats-Weisheit belächelt. Ob seiner Freude an den gespendeten Ehren wird naserrümpfend der „stomödiant“ gehänselt. Dies und Anderes mehr kann der Verfasser wohl ertragen. Wir kleinen dürfen uns immer freuen, wenn uns die Autorität eines Größten beschützen kann. Barnau

darf sich an Goethe halten, der fragt: „Wem wohl Natur die schönste Balme beut?“ — um hierauf die herrliche Antwort zu geben: „Wer freudig tut, sich des Gelanen freut.“ Freude am Gelanen durchleuchtet sonnig sieghaft allerdings diese beiden Bände. Aber warum in aller Welt soll Einer sich nicht dankbar des Lebens, seines Glückes und des glittigen Schicksals, das ihn Verdienste sich erwerben ließ, erfreuen? Eine gewisse stolze Fröhlichkeit scheint die Grundstimmung aller menschlich Tüchtigen zu bilden. Sogar der weltabgeschiedene Weise sagt: *Bene agere et laetari*. Gut handeln und vergnügt sein! Spinoza und Goethe lehren in gleicher Weise, heiter und wacker durch die Welt zu schreiten.

Nach der Vorwurf der Umdichtung des Wirklichen verdient am Ende, soweit es sich eben nicht um wichtige andere Interessen handelt, von denen noch die Rede sein wird, leicht genommen, ja in ein Lob verwandelt zu werden. Darnay hat sein Buch „Erinnerungen“ genannt. Die Erinnerung ist schon ein Dichter. Sie spiegelt nicht die Erlebnisse in ungetrübler Reinheit wieder, sondern als dufelige Gebilde hinter einem Schleier, der Alles seltsam vereinheitlicht und poetisch verklart. Dazu kommt noch der durch fortgesetzte Übung so gewandt und schnell gewordene gedankliche Wille. Dieser Wille ist neben dem „Dichter“ der Erinnerung ein unentfernbarer Advokat der von uns geschätzten Werte. In dem Titel der Bismarck'schen Memoiren ist dies Element deutlich ausgesprochen. Er sagt nicht nur „Erinnerungen“, sondern „Gedanken und Erinnerungen“. In Wahrheit ist wohl Eines ohne das Andere überhaupt nicht denkbar, und also stets die andertweitige Zugabe selbstverständlich.

Einem Biographen des eigenen Daseins sollte man lebhaftes Stolorit nicht vorwerfen. Farblose Blässe würde sicherlich nur langweilig wirken. Ich meine, man mag dem Erzähler lieber einen Verstoß gegen die mathematische Treue seines Berichtes nachsehen als einen Verstoß gegen die viel strengeren Gesetze der künstlerischen Darstellung. Das noch so Wahre ist ja am Ende doch nicht die volle Wahrheit, und ein fein pointirter, gefühlsmäßig auf das Wesentliche zugeschnittener Vortrag giebt eine bessere Geisteskost, als maßlose Genauigkeit in geringfügigen Geschichten.

Anders steht es freilich, wenn eine polemische Tendenz dadurch, daß sie den Darsteller die Dinge in herber Einseitigkeit erschauen läßt, den objektiven Gehalt, die gerechte Verteilung von Licht und Schatten, gefährdet. Von diesem schwerer wiegenden Vorwurf soll der Verfasser nicht frei zu sprechen sein, und es wäre da herzlich zu wünschen, daß er mit moralischer Selbstüberwindung die Animosität gegen ausgezeichnete Männer wie Adolf Arronge in erster Linie oder auch gegen Siegwart Friedmann, dessen künstlerischer Bedeutung Darnay nur mit schwammiger Widerwilligkeit gerecht wird, völlig unterdrückt und uns eine geläuterte Neuauflage, die seinem besseren Ich Ehre machen würde, beschert. Mit scharfer geistvoller Antikese hat Oskar Munthehal diese Seite der Erinnerungen Darnays gerügt. Eine der „kritischen Ansichtskarten“ lautet in epigrammatisch zugefügter Fassung:

„Du blätterst vor uns auf Dein Lebensbuch
Mit heitrem Stolz und jactem Selbstbehagen.
Da fehlt kein Vorbeerreis, kein Ehrenspruch,
Den Du gewannst in schaffensfrohen Tagen.
Nur schade, daß hier auch gesammelt bleibt,
Was Zorn und Haß Dir heute noch entpressen . . .
Es dünkt mich: Wer Erinnerungen schreibt,
Der sollte vorher lernen — zu vergeffen.“

Darnay hat ein liebenswürdiges Erzählertalent. Er schildert die Dinge wie ein echter Schriftsteller. Plastik treten die von ihm herangezogenen Gestalten hervor. Er hat unglaublich viel interessante Personen im Verlaufe seines arbeitsreichen, glänzenden Künstlerwirkens kennen gelernt. Manche hübsche Anekdoten wird mitgeteilt. Und wie wohlthuend hört sich im Ganzen das Crescendo dieser mit Ernst und Umsicht durchgemessenen Lebenslaufbahn überhaupt an! Ich will hier gar nicht erst auf die bekannten Verdienste des tüchtigen Mannes im Einzelnen hinweisen.

Tüchtigkeit! Ja, das ist der schöne Begriff, bei dem man angesichts dieser „Erinnerungen“ wohl am liebsten stehen bleibt. Wie sich ein strebsamer Mensch aus kleinen Anfängen herausgearbeitet hat, wie er folgerichtig und entschlossen seinen Weg geht, nachdem die Bühnenliebe einmal in seinem Herzen entsacht war, die außerordentlich hohe Intelligenz dieses von der Natur mit fremdblichen Gaben geradezu verschwenderisch beschenkten Mannes,

seinen energischen Fleiß und glücklichen Ehrgeiz, Alles das sieht man gern mit an und freut sich des gesundheitschönen Anblicks, wie man sich früher an den wundervollen Mitteln des darstellenden Bühnendirectors erfreute. Die schöne stattliche Erscheinung wird Jedem, der das Glück hatte, Barnay auftreten zu sehen, unvergänglich bleiben. Ein bedeutender, ebel geformter Kopf, ein kräftiges, ausdrucksfähiges Organ und große, oratorische Begabung, dazu der eiserne Wille, etwas Vortreffliches zu leisten, — vergewandartigen wir uns alle diese natürlichen Elemente der Barnay'schen Erfolge, so wird es uns gewiß sonderbar anmuten, daß man diesen zum großen Schauspieler gleichsam prädestinirten Mann einmal — allerdings in früher Jugend — für talentlos und der Bühne fern halten wollte. Mit Leib und Seele ward der Beruf aber doch ergriffen und zur Ehre des ganzen Standes bekleidet. Barnay hat den Schauspielerstand auf einem höherem Niveau verlassen, als da er in ihn trat. Er hat ihn durch eigene Kraft wesentlich gehoben. Wie Wenige dürfen so etwas erreichen!

Das Barnay'sche Memoirenwerk ist die Leistung eines harmonisch mit seinem Stande verquickten Geistes; und wie der gute Reiter zusammengewachsen scheint mit seinem Pferde, so sitzt, wer immer tüchtig ist in seinem Fache, wohl fest im Sattel des erwählten Lebensberufes. „Nicht die Rechte, die Jemand ausübt, sondern die Pflichten, die er sich auferlegt, geben ihm den Wert,“ hat Barnay unter sein Bild geschrieben. Ein würdiges, ernstes Wort. Und so blickt er in die Welt. Die Pflichttreue im Dienste des Berufes verleiht dem Charakter jene solide Willenskraft, in der wir einen hohen Gewinn aller arbeitsamen Existenz verehren.

H. L.

Stories of Fiona Macleod. Patrick Goddes & Colleagues, Edinburgh.

Die Zeit, da die gälische Poesie mit dem für uralte ausgegebenen Ossian sich die Welt eroberte, ist vorüber. Nur mit stiller Verwunderung pflegen die enthusiastischen Auserwählten eines Herder und Goethe noch gelesen zu werden, und fast scheint es so, als ob die Einverleibung einiger Gesänge in Werthers Leiden ungefähr das Einzige bilde, was der nicht gerade besonders litterarhistorisch unterrichtete junge Mensch unserer Tage von Ossian kennt. Der Ruhm dieser neben Homer gepriesenen Dichtung welkte überraschend, ja vielleicht ein wenig beschämend schnell dahin, sobald einmal endgültig festgestellt war, daß es mit dem hohen Altertum nichts auf sich habe. Mit dem Ruße der Antiquität wurde dem jungen Ruhme also mehr denn eine äußere Stütze entzogen, es wurde ihm die Lebensader durchschnitten; zum traurigen Exempel für die Abhängigkeit unserer ästhetischen Urtheile von Faktoren, die mit dem Schönen nichts zu schaffen haben.

Seit Herder und Goethe ist nun aber die Weltliteratur sehr üppig aufgeschossen, und es hat sich unter Anderem eine ganz vortreffliche Litteratur exotischer und, wenn ich so sagen darf, rassenphysiognomischer Skizzenbücher entwickelt. Man denke an die feinen Darstellungen aus dem russischen Leben von Turgenjew, man denke an Thackeray und Dickens und die kalifornischen Wilder Bret Hartes oder an die zahlreichen indischen Erzählungen des so außerordentlich stark dichterisch begabten Rudyard Kipling, wohl die markanteste Erscheinung dieser Art. Der moderne Leser ist zum kulturhistorisch gebildeten Feinschmecker geworden. Daß ein Schriftsteller von der raffinirten Feinheit eines Anatole France bereits einen so großen Streis von Verehrern findet, bildet den Beweis dafür. Taine und Brandes haben dieser Geschmacksrichtung auf das geographisch-historisch Bedingte den Boden geebnet, und nun sieht das Publikum mit Staunensblicken sich überall gern nach dem um, was Milieu und charakteristische Echtheit der Umgebung bezeichnet. Romantisch wie Realismus haben an der Erziehung dieses Sinnes gearbeitet.

Fast scheint es, daß die Dichter die Länder je nach Eigenart ihrer Begabung untereinander verteilt hätten. Sie wohnen nicht mehr über allen Wipfeln und Wölfen beim Jense, wo sie Schiller erblickte, sondern haben wohlumzirkte Gebiete auf Erden, die sie hegen und pflegen als ihnen zugewiesene Gärten. So wandte Paul Benjé dem sonnigen Italien seine Vorliebe zu und ließ sich in blauen, wohlgerollenden Perioden über Land und Leute hier vernehmen, daß es klingt, als lesen wir gar nicht mehr unser altes „herblichches“ Deutsch, sondern hören den gluckenden Wohlklang der jonor gerundeten Sprache des lateinischen Südens. R. Merimee wandte sich dem kräftiger gearteten spanischen Elemente zu, und alles zurückgebliebene Wilde in Sitten und Gebräuchen reizte die Darstellungskraft dieses dem temperamentvollen Italienschwärmer Stendhal nicht unähnlich veranlagten Mannes. Und so ließen sich gewiß noch viele aufzählen, die ihre Muse wie die Genannten auch außerhalb des eigenen Vaterlandes entdeckten und deren Dichterschifflein nicht bloß einen Stiel unten

in der Mitte, sondern wie die sturmgepeinigten Helgoländer Boote daneben noch Seitenziele besaßen. Auf denen ließ sich's gleichfalls ruhen und süßen. Hans Hoffmanns stoffreiche Erzählungen atmen den ganzen Zauber der homerischen Phäakienwelt, ja selbst der Meister aller unserer Meister, Goethe, verschmähte es offenbar nicht, eine Pilgerfahrt in das Land der Alten zu unternehmen mit entschiedener Freude daran, dort in die Schule zu gehen und sich aus dem Ausblicke der Kunstschätze Italiens die bestimmenden Winke für den klassischen Stil der Weimaraner Zeit zu holen. Indessen fördert im Allgemeinen doch wohl ein Jeder dann das Edelste und Schönste zu Tage, wenn er die starken Wurzeln seiner Kraft im Vaterlande aufsucht. Gustav Frentag, Theodor Fontane, Gottfried Keller zogen die Schätze der Vergangenheit liebevoll aus den Tiefen der heimathlichen Erde an's Licht.

Als ich einige der so wunderbar poetischen Werke der wälischen Dichterin Fiona Macleod gelesen hatte, die in Deutschland noch recht wenig bekannt zu sein scheinen, da mußte ich daran denken, wie doch der heimathliche Reichtum an alten Volksüberlieferungen den Poeten zu einer Größe erheben kann, wie er sie sonst schwerlich auf eigenen Füßen allein erreichen würde. Diese *Barbaric Tales*, diese *Tragic Romances* der Dichterin sind künstlerische Gaben von einer elementaren Wucht und Nachhaltigkeit des Eindrucks, daß man wohl fühlt, hier reißt ein ganzes altes Volk durch die Feder der modernen Schriftstellerin hindurch nach unserem Herzen seine starken, alten Zauberfinger. Ja, es sind ganz seltsame Geschichten, die wir hier erzählt bekommen. Es ist, als führe man uns in ein fernes, geheimnißvoll unbekanntes Land der Träume. Wir wandern unter düster schweren, nordischem Himmel, und Städtchen und Fischerdörfer tauchen vor uns auf, unsagbar still wie auf tiefem Grunde im Ocean begrabene und verzauberte Ortschaften. Fremde Gesänge rauscht die Flut uns zu, die doch ähnlich längst verklungenen Liedern der eigenen Stintheit an das Herz uns rühren, und die großen schattenhaften Menschengestalten, die an uns vorüberschreiten, blicken wie aus weiter Ferne zu uns herüber; denn sie sind lange schon verstorben. Das Meer duftet aus dieser Poesie unendlich stark wie Biesee und Wald aus heimischen Märgen uns entgegen. Pierre Lotis „*Pêcheur d'Islande*“ haben etwas von jenem Zauber der See. Aber Fiona Macleods Geschichten stützen sich auf die uralten „Loren“ und scheinen sich dadurch von aller modernen Anempfingung in einem Grade auszuzeichnen wie etwa Grimms Volksmärchen vor künstlichen Treibhausgewächsen dieser Gattung.

Oder sollte etwa auch dem Schreiber dieser Zeilen eben jetzt ein schnell vergänglicher Ossian-Mausch den Sinn getrübt haben?

H. L.

Bibliographische Notizen.

Christus und Faust. Gedanken über Religion und Sittlichkeit von Hans Marbach. Dresden und Leipzig, Carl Neisner.

In den fünf Kapiteln seines Lebenswerkes Buches: I. Religion und Sittengesetz im Allgemeinen. Der Polytheismus. II. Israel. III. Der Messias. IV. Paulus. Luther. V. Goethe, zeigt der Verfasser kurz und bündig die Entstehung und die Entwicklung des Sittengesetzes. Im Allgemeinen stützen sich seine Ausführungen auf folgende Gedanken. Nicht Priesterthum hat zuerst das Sittengesetz für direkte Neuherung des göttlichen Willens ausgegeben, um die Menschen unter diese Autorität zu beugen, sondern das richtige Gefühl aller derer, die sich durch eigene Tüchtigkeit zu einem reinen Gottesbegriff aufgeschwungen hatten. Auf diesem Wege, indem sie zusagen die Gottheit selbst möglichst vermittelte, näherte sich die Menschheit allmählich dem erstrebten Ziele, ihr Sittengesetz ganz als die Stund-

gebung des göttlichen Willens und somit den durch das Sittengesetz bezweckten Erfolg als gesichert zu betrachten. Doch war dieses Ziel nicht eher zu erreichen, bevor nicht die Menschheit sich zu dem Begriff eines Einigen Gottes emporgearbeitet hatte. Die Vermittelung des Monotheismus war dem Volke Israel vorbehalten. Ergänzt wurde diese Gottes- und Weltanschauung durch die Messiasidee und die Lehre Christi von der Weltüberwindung durch Werke der Liebe. Paulus löste durch seinen Grundsatz, daß der Glaube allein selig mache, das Gesetz auf. Der Mißbrauch, der mit der christlichen Forderung der Weltüberwindung getrieben wurde, bewirkte den Widerspruch des gesunden Menschenverstandes, der in Luther seinen bedeutendsten Verkünder fand. War das Sittengesetz von den Fesseln der Priesterthum befreit, so mußte auch das von Christus aufgestellte Menschenideal wieder des Strebens wert erscheinen. Was Luther begonnen, setzte Goethe fort. Ihm

gelang es, die Natur, das Angesicht der großen Gottheit würdig zu gestalten. Sein Wort: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen,“ ist die befriedigendste Lösung des Lebensrätsels. N.

Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits. Vom Standpunkte der Naturbetrachtung. Von Gustav Theodor Fechner. Zweite Auflage. 1901. Besorgt von Kurd Laßwitz. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. Band I. M. 6.—, geb. M. 7.50; (Band II. M. 7.—, geb. M. 8.50.).

Es trifft Vieles zusammen, um das vorliegende Werk mit tiefer Nüchternung in die Hand zu nehmen. Sein Inhalt ist erhaben herrlich wie eine Sinfonie von Beethoven, an dessen Musik die ungemeine Großartigkeit und makellose seelische Reinheit der Philosophie Fechners mich ewig von Neuem erinnert. Lese ich Fechner, so muß ich an Beethoven denken, und höre ich Beethoven, dann fasse ich den Voratz, recht bald wieder meinen Fechner aufzuschlagen. Doch der Inhalt nicht allein zwingt zur Nüchternung und Ehrfurcht. Das außerordentlich seltsame Schicksal des Buches spiegelt die wunderbare Gestalt, die es geschrieben. Fechners Leben will ich hier nicht zu erzählen anfangen. Kurd Laßwitz hat eine vortreffliche Biographie verfaßt, die zu lesen ebenso genussvoll anregend und unterhaltend wie belehrend ist. Wölghe wird nicht müde in seiner prächtigen Warmherzigkeit das Andenken des großen Geistes zu feiern. Man begegnet feinsinnigen Ausführungen über Fechners Wirken überall bei dem Nachfolger, der sich zu ihm verhält wie (vgl. Bd. I S. 40) Fechner zu dem phantastischen Ofen, bei dem Meister der modernen Psychologie Wilhelm Wundt. Hilfe und Ratel haben sich um Fechner wie um so vieles Andere Verdienste erworben.

Der Leser wird nicht zugeben, daß ich, wo so glänzende Schriftsteller zu Rate gezogen werden können, einen ausführlichen Fechnerbericht übernehmen dürfte. Aus langer Unmachtung ward Fechner beamtlich eines Tages höchst wunderbar an's Licht zurückgerettet. So ist auch seines Werkes *Zend-Avesta* sonderbares Schicksal. Lange war es vergessen. Fünfzig Jahre nach dem ersten Erscheinen, an Fechners 100. Geburtstage im April 1901, gab Kurd Laßwitz das Buch neu heraus, und so hat man dem Manne, der bereits Fechners „Nanna“ neu besorgt hatte, und der dem Denker

Fechner als Historiker, Naturwissenschaftler und Philosoph der Atomistik, abgesehen von sonstiger geistiger Verwandtschaft, unnig nahe steht, für diese edle Mühewaltung auf das Herzlichste zu danken. Unser Dank gebührt auch dem einsichtsvollen Verleger dieser trefflichen Werke. Wie wunderbar ist es den Büchern Fechners ergangen! Das liebe kleine „Büchlein vom Leben nach dem Tode“ enthält folgenden Vermerk: Erste Auflage: 1836, Zweite Auflage 1866, Dritte Auflage: 1887, Vierte Auflage: 1900. Man sieht: langsam aber sicher. Es ist kein rapides Ansteigen. Wer mit Fechner marschirt, muß warten können. Das Nührende liegt aber in dem Umstande, daß das Schöne sich dennoch sieghaft durchsetzt, und daß in einer Welt, die viele schelten, weil in ihr das Gemeine einen so breiten Platz beansprucht, doch auch das Edelste, Beste und Herrlichste, dessen der Menschengestalt fähig ist, sich unauffallend, unerwartet, beharrlich segensreich und trostvoll Bahn bricht. H. R. D.

Werk und Persönlichkeit. Zu einer Theorie der Biographie. Von Dr. Eduard Blashoff-Lesenne. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. 1903.

Das vorliegende Werk ist ungemein anziehend und geistreich geschrieben. Vor allen Dingen erfreut der sächliche Ernst, die ruhige Schärfe des Denkens, die gründliche Sachkenntnis. Belesenheit und vielseitige Bildung des feinsinnigen Autors, von dem ich noch nie etwas gelesen habe, ohne reiche Belehrung empfangen zu haben. Da das Thema an und für sich schon hohes Interesse in den weitesten Kreisen beanspruchen dürfte, so ist wohl weiter keine Empfehlung dieses so wertvollen kleinen Buches von Nöten. Die Gewissenhaftigkeit des Gelehrten möge den Verfasser nur davor bewahren, allzu hart den Leser anzufassen, da der sich mit strengen Gedankengängen vielleicht nur dann gern befreundet, wenn er die Mühe nicht im Voraus fürchten zu müssen vermeint.

H. I.

Ästhetik. Psychologie des Schönen und der Kunst. Von Theodor Lipps. Erster Teil. Grundlegung der Ästhetik. Hamburg u. Leipzig, Verlag von Leopold Voß, 1903.

Dieser erste Band des auf zwei Teile angelegten Werkes von Theodor Lipps über die Ästhetik hat den klaren schönen Vortrag, der Gefühle weckt, wie sie den Anblick eines Bergkristalls und reinen Quellwassers oder das Anhören einer vortrefflichen C-dur-

Komposition begleiten. Wohl durchdacht ist das Ganze, übersichtlich die Anordnung, lichtvoll und frisch die Darstellung der Gedanken, und wie das Auge schon mit Freude über den deutlichen, großen Druck der kurzen, klaren Sätze hineilt, wird die Aufmerksamkeit zu mühelosem Aufstieg auf Ideenhöhen mit weiter Fernsicht geleitet. Man genießt, indem man lernt, und hat keine Sprünge und Ansetzungen von Nöten. Die Straße ist gepflastert und nicht steil. Sehr schön wirkt das schlichte Aufhören nach Aussprache eines groß anmutenden Gedankens. Das Gefühl kann sich noch nicht davon trennen und dringt in der eröffneten Richtung weiter fort, aber der Vortrag steht still, befinnt sich, schweigt. Eine neue Kapitellüberschrift folgt. — Das ist sehr wirksam.

H. I.

Der Schauplatz in Frenssens Dichtungen. Von Karsten Brandt. Mit vierzehn Autotypen nach Original-Aufnahmen und einer Karte von Silber-Dithmarschen. Hamburg, Herold'sche Buchhdlg.

„Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn . . .“ Zwar um den Dichter des Jörn Uhl, d. h. seine Dichtung zu verstehen, braucht man nicht die Reise nach Dithmarschen machen, hat er doch in den „Drei Getreuen“ und im „Jörn Uhl“ seine Heimat mit allem sichtbaren und geheimnisvollen Leben so anschaulich, so warm, so treu und so erschöpfend geschildert, daß wir Land und Leute und den Dichter und die Beziehungen zwischen ihnen so vollständig kennen, daß uns das Sehen mit leiblichen Augen zu ihrem Verständnis kaum notwendig erscheint. Aber doch den Wunsch, die Stätten der Wirklichkeit zu schauen, welche poetische Schilderung verklärt hat, und an denen die uns teuer gewordenen Gestalten der Dichtung geträumt, geliebt, gekämpft und geduldet haben, kann man nicht unterdrücken. Diesem Wunsche kommt das hübsche Album von Karsten Brandt entgegen. Hier schauen wir in trefflichen Aufnahmen die landschaftlichen Modelle der Hauptstätten in Frenssens drei großen Romanen. Da finden wir in dem „witten Schild“ „dat witte snee“ aus der „Sandgräfin“ wieder und den dort geschilderten gemütlichen Gasthof, den Mönchshof auf dem Marktplatz der kleinen Stadt (Weldorf): einen „Seiderietershof“, wie ihn Frenssen in den „Drei Getreuen“ geschildert hat, können wir nun im Wilde vergleichen mit einem „Uhlenhof“ und einem „Steyenmeist“, wie wir sie aus dem „Jörn Uhl“

kennen. Den „poetischen Golbjoet“ und Liesbeth Junfers Apfelgarten schauen wir neben dem „Wobansberg“ und dem öden Eiland „Flakelholm“. Den Bildern, denen als Ergänzung eine Karte von Silber-Dithmarschen angefügt ist, sind die entsprechenden Schilderungen aus Frenssens Schöpfungen erläuternd beigegeben. Den Verehrern des Dichters wird das hübsche Album willkommen sein.

O. W.

Der moderne Snigge. Von Julius Stettenheim. Berlin, A. Hoffmann u. Comp.

Zwei Bücher in zwei schmalen Bändchen.

Mit dem alten Snigge hat der moderne Snigge nur das Grundthema gemein. Im Uebrigen unterscheiden sie sich völlig. Der alte Snigge schrieb über den Umgang mit den Menschen in pedantisch wohlmeinender Absicht. Ernsthaft und redlich ist er bemüht, die mancherlei Gefahren des Lebens seinem Leser warnend zu schildern und ihn hieb- und stichfest in die Welt zu entlassen. Stettenheim hat den echt komischen Einfall, sich ebenso zu gebärden, aber im Noth des Faust steckt Mephisto, und er bemüht die geflüstert durch einen gewissen Ernst des Vortrags noch gehaltene Spannung des Lesers auf sachliche Belehrung zu einer unerlöschlichen Fülle humoristischer Wirkungen.

Auch er begleitet als getreuer Mentor den lieben Leser auf Schritt und Tritt hinein in das gesellschaftliche Leben: Sommer und Winter, die Festtage und besonderen Berufsflüssen der Mitmenschen werden sorgfältig getrennt abgehandelt. Die Idee ist glänzend, die Ausführung nur einem Humoristen von der unverfälscht sprudelnden Produktionskraft eines Julius Stettenheim möglich.

Man fragt sich staunend angesichts dieser wahrhaft unheimlichen Dauerleistung, wie sieht es nur in diesem Gehirn aus, wie arbeitet das, um eine so hohe Gleichmäßigkeit frischer, unermüdlicher Lustigkeit und Satire hervorzuzaubern?

Julius Stettenheim hat eine geradezu virtuosenhafte Sprachtechnik. Einen kleinen Wortwitz macht wohl der und jener einmal, auch vielleicht hie und da einen recht guten. Stettenheims pointirter Vortrag aber unterscheidet sich von solchen Dilettantenspäßen wie das Klavierpiel eines Amateurs von dem des dilettirenden Musikliebhabers. Wie der technisch sein Instrument völlig beherrschende Spieler die größte Schnelligkeit der Ausführung mit Exaktheit und

sanfter Anmut verbinden kann, wie er etwa die gefährlichsten Läufe mit scheinbarer Anstrengungslosigkeit, ohne scharfen Nachdruck leise in die Welt setzt, so behandelt dieser Sprachkünstler sein Instrument, die Sprache; er gewinnt ihr fortwährend ungeahnte Wirkungen mit einer entzückenden Grazie ab. Die Volubilität und die sanfte Vortragseinheit verraten den echten Meister.

Dass Stettenheim, auch wenn er nicht wissig schreibt, über eine zierliche Sauberkeit des Stils verfügt, wie sie nicht oft gefunden werden dürfte, kann nicht befremden. Es ist natürlich, daß die außerordentliche Gewandtheit dieses Jongleurs der Worte auch dazu dienen wird, ihn vor Mißgriffen zu bewahren, deren ungeschickte Nichtjongleure sich schuldig machen. Stettenheims „Wippchen“ ist die allbekannte satirische Abstrafung solcher Ungeschicklichkeiten. Unbeabsichtigte Stilentgleisungen wird man bei Wippchens Schöpfer nicht erwarten können; und so versteht sich die formvollendete Prägung seiner sonstigen Prosa von selbst. Hierfür geben die Ausführungen des modernen Knigge manches Beispiel; denn obwohl mit lustigen Widerhaken reichlich gespickt, hat der Vortrag doch stellenweise auch einen ruhigen und mild beruhigenden Verlauf. Diese stillen Flächen bilden den Hintergrund für das so eminent wirksame Ganze.

Wippchens von Vorwörtern wimmelnde Sätze stellen eine concentrirtere Lösung des Stettenheim'schen Humors dar, als wir sie hier vor uns haben. Aber der moderne Knigge macht Wippchen den Vorrang der Beliebtheit wohl energisch streitig. Schließlich wird es eben darauf hinauslaufen, daß mancher von Zeit zu Zeit gern Marzipan und süße Limonade naschen mag, daß sich als itigeres Nahrungsmittel daneben aber sehr wohl eine etwas mildere Gabe empfiehlt, und zwei Bände sind ja bereits etwas konstantes.

H. L.

Aus dem Tagebuche eines Sonntagjägers. Erlebtes und Erlauchtes von Heinrich von Städtich. Dresden und Leipzig, G. Pieson.

„Das Jagen würzt den Schlummer, das Jagen würzt den Wein, und gegen Liebesthummer kann auch nichts besser sein. Die Sorgenwölge horsten am liebsten stets im Haus, nach frisch umgrünten Forsten wagt keiner sich hinaus.“ So sang einst Franz von Sotboll. Auch die vorliegenden anspruchlosen Erzählungen preisen Waid-

mannslust und Waidmannsbrauch. Aber nicht nur für Jäger und Jagdsreunde, sondern auch für Leser, welche an naturgetreuen und humorvollen Schilderungen von Land und Leuten Gefallen finden, bringt das Büchlein in bunter Reihe manches Heitere und Interessante.

N.

Erinnerungen aus meiner Heimat.

Geschichten von Arthur Schubart. Stuttgart, Bonz u. Comp., 1904.

„Wo Einer wurzelt mit allen Fasern seinen Gefühls, da hat er seine Heimat.“ Ein Vorwort hat Arthur Schubart nicht nötig, dies Motto ist sein Vorwort, und es darf auch wohl als Nachklang vom Leser in Anspruch genommen werden. Es sind Töne der Heimatstimmung. Der frische Hauch des Volkstümlichen bringt den Zauber ihrer Poesie hervor.

Auch versteht sich Schubart ganz vorzüglich auf das Erzählen und Schildern mit wenigen charakteristischen Strichen. Die künstlerische Wiedergabe der Erlebnisse, ihre Anschaulichkeit, ihre Liebenswürdigkeit und vornehme Schlichtheit verdient hohe Anerkennung. Man möchte gern mehr noch von dem Verfasser dieser so flott und frei hergestellten kleinen Bilder vernehmen. Sie werden dem Leser frohe Stunden bereiten, und die hübsche Sprechweise wird manchen zu dem Ausruf, frei nach den Meisteringern berechnen: „Dem Vogel, der dies sang, dem ist der Schnabel hold gewachsen.“

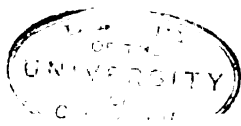
H. L.

Die arme Kleine. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebrüder Paetel.

Ein Buch für junge Mädchen. Ich sah es auf dem Weihnachtstisch liegen, zwischen Marzipantorten und Chiffonschleifen. Ich sah auch die höhere Tochter, voll edler Nüchternheit um die arme Kleine, voll heller Begeisterung für den Helden, der in böser Menschenverachtung Europa ab und zu verläßt, in Australien Wollgeschäfte betreibt und natürlich am Schlusse des Buches erlöst wird.

Junge Mädchen brauchen solche Lektüre. Gute Menschen, ein oder zwei Bräutchenemulare, ein paar romantische und ein paar ruhrende Szenen und eine Handlung, die schließlich in eitel Wohlgefallen sich auflöst.

Um Manches freilich tut es mir leid. Das Buch enthält so viele hübsche Gedanken, die wohlthuende Perspektiven eröffnen. Aber kann fängt man an, sich daran zu erwärmen, so klappt die eiserne Pforte der Konvention



wieder zu, und es geht im Stil jener Bücher weiter, die man eben „einem jungen Mädchen ruhig in die Hand geben kann“. — Ueber solchen Enttäuschungen verliert man leider das Interesse. —

Aber eine Frage drängte sich mir am Schluß doch zwingend auf. Dürfen junge Mädchen wirklich nur solche Bücher lesen?! Bequem ist es natürlich. Man braucht seinem Buchhändler nur zu sagen! „Sie ist 15 Jahre alt!“ und er überreicht uns mit freundlichem Lächeln eins dieser „unbeschädigten“ Bücher. — Damit ist man der Sorge um die geistige Erziehung seiner Kinder freilich leicht enthoben. —

Dennoch, meine ich, sollten Eltern sich einmal darüber klar werden, ob ein Mensch in dem Alter, da man mit träumender Sehnsucht nach des Lebens Wirklichkeiten tastet, da man die ersten eigenen Schritte zur Entwicklung seiner Persönlichkeit tut, von solcher geistigen Nahrung satt werden kann. — O. G.

Von reifen Früchten. Von Otto Erich Hartleben. München, Albert Langen.

Hartlebens Früchte reifen langsam. Dies schmale lyrische Büchlein, „seiner Verse zweiter Teil“, umfaßt in etwa 30 Gedichten die Ausbeute von sieben Jahren. Unter diesen Früchten findet sich neben schön gerundeten goldig aus dunklem Laube leuchtenden Orangen, die unter dem Himmel des klassischen Südens ihre reife Süße erlangt zu haben scheinen, auch ein übergroßer und dabei etwas wässriger Stürbis: die Dichtung „Der Prophet Jona“, die den biblischen Stoff zwecklos paraphrasirt. Sie füllt den dünnen Band, aber bereichert ihn nicht. Um so mehr lassen wir uns seinen übrigen Inhalt munden. Das ist kein burleskes schäumender Gerstenkaffee, der früher von unserem Otto Erich unzertrennlich schien, das ist, in zierlichem Vokale dargeboten, ein edler, klarer, abgelagerter Wein, den man feinschmeckerisch in langsamen Zügen schlürft. Der alte Schalk Hartleben, der noch in der „Verlorenen Nacht“ uns grüßt, wandelt sich allmählich zum sinnenden Lebensbetrachter und verständigen Lebensgenießer um, der anacreontischer Weisheit froh ist und den Reiz des harmonischen Maßes im Leben und in der Dichtung mehr und mehr schätzt. Eine wie selbstverständlich anmutende Einfachheit und eine natürliche, lässige Grazie, eine mühelose, von jeder Forcierung und stünstelei sich frei haltende Formgebung bilden den Reiz dieser Gedichte, von denen der frische „Morgentraum“, das reizvolle, wie ein verfeinertes Volkslied wirkende „französische

Wiegenlied“, die innige Elegie hervorgehoben seien, und denen gleichsam als Leitmotiv die Verse des „Toskanischen Frühling“ vorangestellt sind:

„Das Erste sei, daß man der Welt sich freue, sich vor den Andern froh genießen lerne — in stiller Nähe wie in bunter Ferne das Alte frisch genieße wie das Neue.“

Nun wünschen wir, von Otto Erich bald wieder etwas Neues genießen zu können.

O. W.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album von Karl Dallago. Leipzig, Hermann Dege.

Karl Dallago hat bereits durch drei Bücher Kritik: „Gedichte. Ein Sommer. Strömungen“ und durch ein Bändchen Prosastücken: „Wintertage und Andern“ bewiesen, daß er kein Nachahmer, sondern ein selbstständiger Denker, ein Dichter von eigenartiger Empfindung und Lebensauffassung ist. Wie sein berühmter Landsmann Hermann von Gilm liebt er besonders, die Natur in echt poetischen Bildern und Stimmungen festzuhalten und widerzuspiegeln. Der größte Teil seines Buches, die 6 Abteilungen: Natur, Mosait, Dorf-romangen, Sommerzeit, Am Gardasee, Herbst, — befruchten diese Vorliebe. Der Abschnitt „Ausblicke“, der durch das Wort Nietzsche's: „Der Irrtum ist eine Feigheit . . . jede Erregungenschaft der Erkenntnis folgt aus dem Mut, aus der Härte gegen sich, aus der Sauberkeit gegen sich . . .“ eingeleitet wird, zeigt aber auch, daß er es ernst meint und den schwersten Kampf, die Selbstüberwindung nicht scheut. Nur eine Probe seiner Naturanschauung: Erste Ausfahrt. „Schon schaut versenkt mit mißdem Blick Mutter Natur in weitem Raum. Rings schmilzt der Schnee, und das Getöse der Tropfen hört sich wie Musik und pflanzt sich fort von Baum zu Baum. Und vor mir regt sich wie verträumt das weite Land und Lichter sprühen — Und aus der Wiege, schneeumsäumt, blickt kinderfroh das junge Grün.“ N.

Ein Buch ohne Titel. Von Marie Versäke, Straßburg, Rudolf Weist. 1904.

Es gab schon Bücher ohne Angabe der Verfasser, und es gab Bücher mit falschen Autorennamen, es giebt viele Bücher mit einem falschen Titel, aber ein Buch ohne Titel gab es noch nicht, und wenn Marie Versäke keine andern Verdienste hat, so wird man ihr jedenfalls das Verdienst nicht abstreiten können, die Litteratur um einen originellen Einfall bereichert zu haben. Zum Glück hat sie jedoch noch weitere und

stärkere Verdienste, Das stilvoll altmodisch gebundene Büchlein enthält eine Sammlung lustiger Plaudereien, formgewandter ansprechender Gedichte — auch sehr ruhrende Töne werden gefunden — und Alles wird uns geistreich anmutig vorgetragen. (Gleich die erste als Einleitung geschriebene Erzählung wird den Leser fesseln und ihm Appetit erregen, auch die folgenden zier-

lichen kleinen Gaben kennen zu lernen. „Lanx satura“ nannte der alte Römer eine solche bunt gemischte frühliche Litteraturchijsel. — Für dieses titellose Buch wird mit einem charmanten stimmungsfüh, den ich nicht verraten will, Viktor von Scheffel als „verantwortlicher Redakteur“ vorgeschoben. Ich glaube, er brauchte die Verantwortung nicht zu scheuen. H. L.

Die Zeitschriften-Übersicht vom April erscheint gleichzeitig mit der vom Mai im nächsten Heft.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Vierter Jahrgang 1904, Heft 1. München, Verlag Vereinigte Kunstanstalten, A. G.

Amateur-Photograph. Der Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. Mit Kunstbeilagen und Textillustrationen. Band XVIII. Heft 3. März. 1904. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag (M. Eger).

Archiv für Stamm- und Wappenkunde. Monatsschrift. IV. Jahrgang. März 1904. Heft 9. Papiermühle b. Roda S.-A., Gebr. Vogt.

Auerbach, Mathias. Einfälle und Betrachtungen. Philosophische und weltliche Gedanken. Dresden und Leipzig, Carl Reißner.

Beyerlein, Franz, Adam. Die Lüge des Frühlings. Novelle. (Ecksteins moderne Bibliothek No. 34.) Berlin W. 57, Richard Eckstein Nachf.

Brunetière, Ferdinand. Histoire de la littérature française classique 1515—1830. Tome premier. Paris, Librairie Ch. Delagrave.

Deutsch-Oesterreichische Litteraturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Herausgegeben von J. W. Nagl und J. Zeidler. 24. und 25. Lieferung. Wien, k. u. k. Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner, herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauf. XXVI. Jahrg. 7. Heft. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Ernst, Paul. Der schmale Weg zum Glück. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ernstes Wollen. Erscheint halbmonatlich mit den Mitteilungen der Vereinigung: Die Kunst im Leben des Kindes. No. 107; V. Jahrgang. März 1904. Berlin W. 35, Gose & Tetzlaff.

Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe. In 40. Bänden. Vierunddreissigster Band. Schriften zur Kunst. Mit Einleitung und Anmerkungen von Wolfgang von Oettingen. Zweiter Teil. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. G. m. b. H.

Goldschmidt, Ludwig. Kant über Freiheit, Unsterblichkeit, Gott. Gemeinverständliche Würdigung. Gotha, E. F. Thienemann.

Hayse, Paul. Novellen. 1. u. 2. Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. Nachf. G. m. b. H.

— Romane. 43.—48. Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. Nachf. G. m. b. H.

H. W., Morgenstund hat Gold im Mund! Anleitung zum frühen Aufstehen. Jedermann, insbesondere allen Kurbedürftigen gewidmet. 7. Auflage. 21.—25. Tausend. Zürich, Th. Schröter.

Huldschiner, Richard. Die stille Stadt. Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co.

Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1903. 10. Jahrgang. Herausgegeben von Rudolf Schwartz. Leipzig, C. F. Peters.

Kalinowski, Walter Erdmann von. Der Krieg zwischen Russland und Japan. Mit Karten und Skizzen. Berlin, Militärverlag der Liebel'schen Buchhdlg.

Koch, P. „Ich singe, wie der Vogel singt.“ Gedichte. Glauchau-Leipzig, Arno Peschke, (Inh. Gustav Gillsmann).

Köster, Albert. Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller. Berlin, Gebrüder Paetel.

Landsberg, Dr. Hans. Die neue Kunst. (Die moderne Malerei und Plastik von Karl Scheffler.) Berlin, Leonhard Simon Nachf.

— Die neue Kunst. (Die moderne Litteratur.) Berlin, Leonhard Simon Nachf.

Langer, Edmund. Die Anfänge der Geschichte der Familie Thun. Sonderabdruck aus dem Jahrbuch „Adler“ 1904. Wien I, Barbaragasse 2, Kommissionsverlag von Karl Gerolds Sohn.

Lasowitz, Kurd. Religion und Naturwissenschaft. Ein Vortrag. Leipzig, B. Ellischer Nachfolger.

Lohmann, F. H., Die deutsche Sprache. Was können wir beitragen zu ihrer Erhaltung in diesem Lande. Chicago, Koelling & Klappenbach.

Longard de Longarde, D., Die Blutsteuer. Roman aus dem deutschen Militärleben. Mit Porträt. Aus dem Englischen übertragen von O. Marschall von Biebersfeld. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Martin, Carl. Das Evangelium vom neuen Menschen. Leipzig, C. G. Naumann.

Metaphysische Rundschau, Neue. Monatsschrift für philosophische, psychologische und occulte Forschungen in Wissenschaft, Kunst und Religion. Band XI. Heft 1. Herausgegeben von Paul Zillmann. Gross-Lichterfelde b. Berlin, Paul Zillmann.

Otto, Helene. Die Nibelungensage. In der Sprache der Zehnährigen erzählt. 1. Band: Sigfriedsage. 2. Band: Hildebrandsage. (Geschenkausgabe in Ganzleinen.) Leipzig, K. G. Th. Scheffer (Hauslehrerverlag).

— Sagen und Märchen. In der Sprache der Achtjährigen erzählt. Mit 12 ganzseitigen Vollbildern als Kunstbeilagen. Leipzig, K. G. Th. Scheffer (Hauslehrerverlag).

Photographische Korrespondenz. April 1904. Wien, Verlag der Photographischen Korrespondenz.

Schillers sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe in 16 Bänden. Erster Band. Gedichte I. Mit Einleitung und Anmerkung von Eduard von der Hellen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. G. m. b. H.

Schmidt, Dr. Max. Kunstgeschichte nebst einem kurzen Abriss der Geschichte der Musik und Oper von Dr. Clarence Sherwood. 411 Abbildg. im Texte. 10 Tafeln in Schwarz- u. Farbendruck. Neudamm, J. Neumann.

Siewers, P. H. Mechanismus und Organismus. Ein Versuch zur Erklärung der Lebenstätigkeit. Essen a. d. R., G. D. Baedeker 1904.

Stein der Weisen, Der. Illustrierte Halbmonatschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. 24. Heft. 15. Jahrgang. 1903/04. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Steinhausen, Dr. Georg. Geschlechte der Deutschen Kultur. Mit 206 Abbildungen im Text und 22 Tafeln in Kupferätzung und Farbendruck. In 16 Lieferungen. Lieferung 1. Leipzig, Bibliogr. Institut.

Tiers der Erde, Die. Von Dr. W. Marschall. Eine volkstümliche Übersicht über die Naturgeschichte der Tiere mit mehr als

1000 Abbildungen nach dem Leben, worunter 25 farbige Tafeln. 23., 24. und 25. Liefg. (Die Erde in Einzeldarstellungen II. Abteilg.) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Tschong, Hsüeh Chü. Konversationsbuch in drei Sprachen: Deutsch, Französisch, Chinesisch. (Bibliothek der Sprachkunde.) Wien, A. Hartlebens Verlag.

Viebig, C. Das schlafende Heer. Roman. Berlin, Egon Fielschel & Co.

Westermanna illustrierte deutsche Monatshefte für das gesamte geistige Leben der Gegenwart. 48. Jahrg. No. 7. April 1904. Heft 571. Braunschweig, George Westermann.

Wood-Allen, Dr. Mary. Wenn der Knabe zum Mann wird. Zürich, Th. Schröter.

— Sag' mir die Wahrheit, liebe Mutter! Mit einem Vorwort von Dr. Marie Heim-Vögtlin. Zürich, Verlag von Th. Schröter.

Wyneken, K. Der Aufbau der Form beim natürlichen Werden und künstlerischen Schaffen. 1. Teil. Ein neues morphologisch-rhythmisches Grundgesetz. Mit 42 Textfiguren, 4 Tabellen und einer Schlussstafel. Dresden, Gerhard Kühnmann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Oskar Wilda in Breslau.

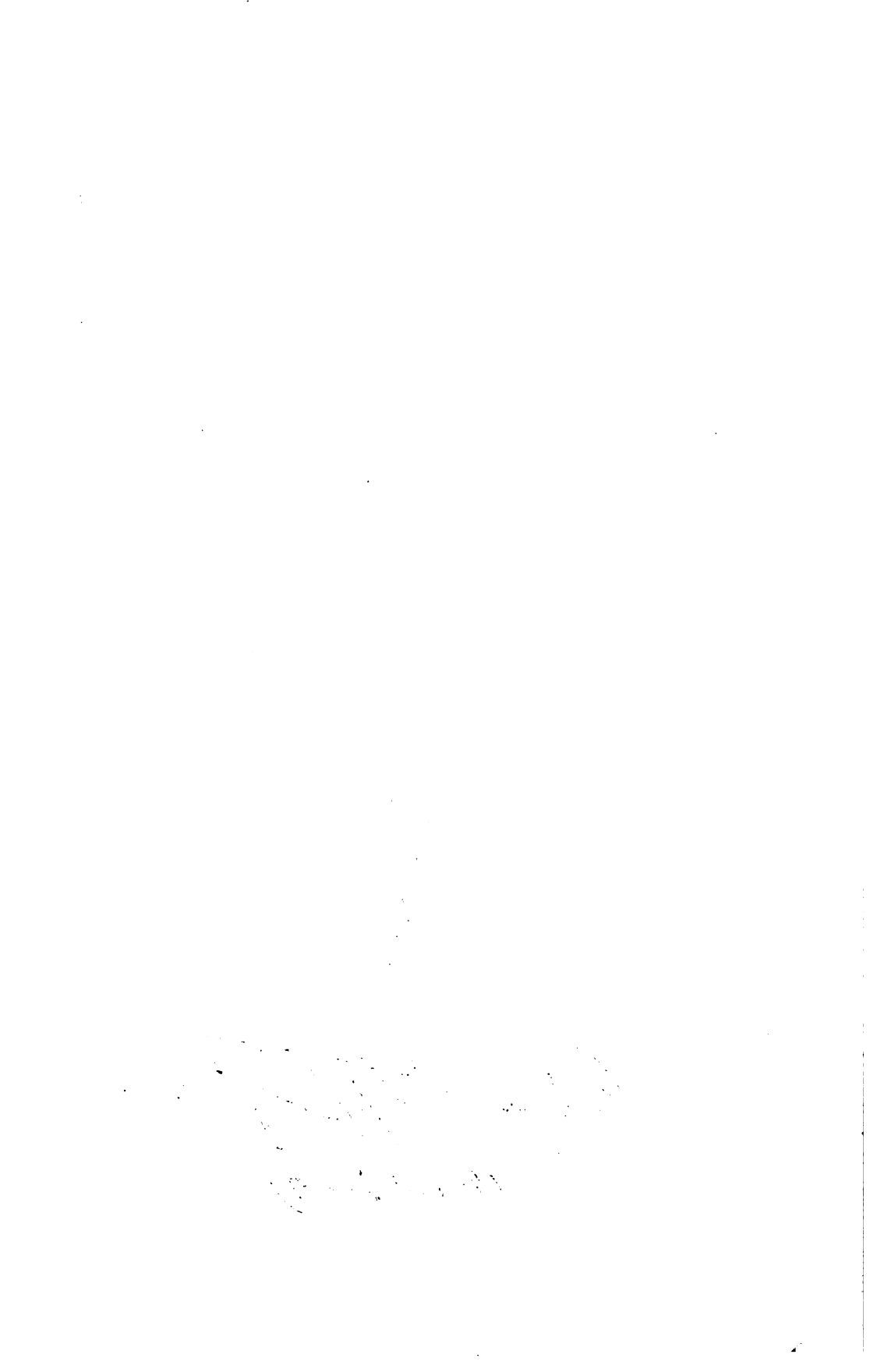
Schleifische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterjagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Vielliebe, Werthe und Getreue, hierdurch thun wir Euch allen kund und zu wissen: es ist unser ernster Wunsch und Wille, daß Ihr

Euch allezeit eines reynen Mundes und gesunder Zähne besesseniget, denn selbe sind gleichsam die Grundbeste von des Körpers und Geistes gedehlicher Wohlfahrt, — daß Ihr insonderheft jeglichen Abend vor Schlafengehen die Zähne seyn säuberlich putzen und den Mund reyn machen möget, so am besten geschicht mit dem vielebelen, altrühmlichst bekannten „Edol“, welches itzt sowohl in deutschem als auch in welschem Lande von jedermann mit Nutzen angewendet und weyt und breyt höchlichst gepriesen wird.



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

CIX. Band. — Juni 1904. — Heft 327.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ulrich Frank.)



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Alla Wolff fr. an R.

(Alla de Wolff.)



Die Einsiedlerin.

Roman.

Von

Ulrich Frank.

— Berlin. —

(Schluß.)



Im Frühlingszauber prangte die verjüngte Erde.

Während in den Städten der Lenz bereits abgeblüht war, entfaltete er am Ostseestrande erst seine ganze Herrlichkeit. Die Frühlingsstage am Meeresgestade haben einen unvergleichlichen Reiz. Das empfand auch Ante, die seit Anfang Juni im Seebade weilte. Als sie die Großstadt verlassen, war diese schon etwas sommermüde, der Flieder war verblüht, Veilchen und Maiglöckchen bezahlten ihre städtische Frühreise mit einem raschen Hinwelken, und man war bereits in den Rosentagen angelangt. Und nun hier ein zweiter Lenz, eine Pracht und Schönheit der wiedererwachenden Natur, die sich etwas verspätet den Winterschlaf aus den Augen rieb. Desto wundervoller das Erwachen.

Niemals hätte sie das geglaubt. Sie war so früh hierher gegangen, um endlich dem Zwang des Stadtlebens zu entfliehen, dieser unerträglichen Gesellschaftsheuchelei, die sie zuletzt bis zur Schwermut verstimmt hatte. Sie sehnte sich nach dem Alleinsein, der Einsamkeit und war froh, als der Arzt sich einverstanden erklärte, daß sie abreise. Dort sollte sie bis Anfang September bleiben und erst kurz vor dem zu erwartenden Ereignis wiederkommen. Einige Monate der Hölle ihres Hauses entronnen. Sie atmete erleichtert auf. Und wie sie jetzt von der Veranda der von ihr bewohnten Villa den Blick hinausandte über das in grünlichem Lichte funkelnde Meer, da war es ihr, als könnte noch einmal Hoffnung einziehen in ihre Seele. Die tiefen Schatten, die ihr Gemüt seit Monaten umdüsterten, schienen der stillen, innigen Heiterkeit dieses Bildes weichen zu wollen. Welche einzige, tiefe Schönheit! Die See hell und licht in

blauen und grünlichen Tinten, mit leichtem Schaumgefräusel, der Strand weit und weiß, auf den Dünen junges Grün, in schütterten Halmen aufsprießend, dazwischen Kiefern und Tannen mit frischen Trieben und unten im Garten, der sich von dem hochstehenden Bau sanft abwärts neigt, bis zur Strandpromenade, ein Geblüh von Flieder und Goldregen von höchstem Farbenreiz. Niemals hatte sie die Fliederbalden üppiger gesehen und in fatterem Lila, niemals die Goldregentrauben in leuchtenderem Gelb. Auch in Hermsthall hatte der Lenz nicht diese inbrünstige, weichevolle Schönheit wie hier. Und dazu Alles menschenleer. Nur auf einer Sanddüne stand ein alter Fischer, blickte hinaus über's Meer wie sie, und dann über den Strand, der sich endlos ausdehnte und völlig einsam dalag. Sie empfand diese wunderbar belebte Ruhe wie eine Erlösung. Langsam hob sie die Arme empor und streckte sie weit von sich, als wolle sie mit ihnen die Schönheit dieses Augenblicks umfassen, festhalten. Diese friedliche, sanfte, große Schönheit. Und so weit das Auge reichte, nichts Anderes. Am fernen Horizont, über dem jenseitigen Küstenstrich aus dem Wasser aufragend, stauten dunkle, schwarzblaue Wälder, endlos, einsam, geheimnißvoll und darüber der Himmel des sich neigenden Tages in rotem, violetttem und orangefarbenem Gewölk . . . wunderwonnig! Ein tiefer Atemzug löste die Spannung ihrer Seele, und sie erschauerte vom leichten Abendwind umfächelt. Träumerisch trat sie von der Terrasse in das Zimmer. Ihr Blick schweifte umher, als wolle sie sich vergewissern, daß sie wirklich allein sei, daß nichts ihren stillen Frieden stören würde, wie hatte sie ihn ersehnt, erhofft, wie oft hatte sie daran verzweifelt.

Und nun war er da und — o sie wollte ihn genießen, auskosten, ihrer inneren Ruhelosigkeit die Stätte bereiten zu Seelenrast und Einkehr.

Was wollte sie hier durchdenken, durchträumen, den Blick in weite, sonnenhelle Fernen gerichtet und über die gleitenden, tanzenden Wogen. Sich selbst wollte sie wiederfinden und dem mit schmerzlich-süßen Schauern erwarteten Wesen, das unter ihrem leidvollen Herzen ruhte, die Freude, das Glück.

Abshütteln wollte sie den Jammer, die Qual dieser letzten Zeit. Nicht daran zurückdenken, nicht denken, was gewesen, was sie erlitten. Diese schmachvolle Ehe! Brennend stieg ihr das Blut in die Wangen, nicht denken, nur nicht denken! Vergessen, was gewesen, und hoffen auf ein neues Leben! In dem auch das ihre sich erneuern könnte. Sie war ja noch so jung — nein, sie war tausend Jahre alt, so alt wie das Meer, das Meer des Leids in ihrem Herzen. Sie trat in die Thür, die zur Veranda führte. Noch einmal wollte sie sich Mut und Lebensfreude holen an der großartigen Aussicht. Inzwischen aber hatte der Abend sich allmählich über dem Landschaftsbilde ausgebreitet. Graue Wolken verhüllten die Fernsicht und hatten die bunten Farben ausgelöscht. Es sah jetzt Alles

verblaßt aus, ernsthaft und traurig. Nur der Glieder sandte seine Düste herauf. Betäubend, nicht labend. Sie seufzte. Dann aber, als wolle sie sich selbst ermutigen, schloß sie energisch die Thür, zog die Portiére vor und sprach leise vor sich hin: „Und morgen ist wieder ein Sonnentag!“

* * *

Es kamen nun wirklich eine Reihe Sonnentage. Das Wetter war wundervoll und beständig. Ante konnte fast immer im Freien sein und verbrachte ihre Zeit schon vom ersten Frühstück an auf der Terrasse, die eine so entzückende Aussicht bot. Dort saß sie, sann und träumte und nahm die unendliche Schönheit in sich auf, die in reizvoller Abwechslung sich über Meer und Strand ausbreitete. Unermüdlieh beobachtete sie das Spiel der Wellen, wie sie heute weich und sanft das Ufer bespülten, morgen wild und jäh sich aufbäumten und in rasender Flucht sich überstürzten, um dann wieder wie in leichtem Tanz daherkommen oder wie schneeige Dämmchen über den Wassern zu huschen — stets veränderlich und doch ewig. Und diese Farbentöne! In des Himmels heiliger Bläue jetzt, später tiefgrün, versunkene Wälder widerspiegelnd. Stahlgrau, hart und schwer an einem Tage, in mattem, tragem, gelblichem Schimmer am anderen. Am Spätnachmittag im Abglanz der scheidenden Sonne blutig rot — mit silbrig schillerndem Schaumgekräusel, bis dann die Dämmerungsschatten Alles verhüllten und kühl und bleich der Abend niedersank. Dann fror sie wie am Tage ihrer Ankunft und wurde müde und traurig. Im Allgemeinen aber ging es ihr gut, und die Pflegerin, die sie hierher begleitet hatte, war zufrieden. Sie beobachtete sie, ohne daß Ante es merkte, mit höchster Sorgfalt. Der Arzt hatte ihr streng an's Herz gelegt, auf die krankhaft wechselnden Stimmungen der jungen Frau Acht zu geben. Aber sie konnte ihm nur Gutes berichten, die Schwermuthsanfälle kamen seltener und ließen sich zerspreuen. Die Einwirkung der reinen, köstlichen Natur war unerkennbar. Auch für kleine Neußerlichkeiten zeigte sie hin und wieder Teilnahme. Sie fragte nach häuslichen Dingen und ließ sich berichten über den Hausstand, den sie hier aufgeschlagen hatte. Ihr Aufenthalt war trefflich vorbereitet. Dafür hatte die Großmutter von Hermsthäl aus gesorgt, als fest beschlossen worden war, daß Ante nicht bei ihr, sondern an der See ihre Zeit erwarten sollte. Eine prächtige, mit jedem Komfort ausgestattete Villa war gemietet worden, die, an der östlichen Strandpromenade gelegen, in einem breiten Vorgarten auf kleiner Anhöhe sich erhob. Das Berliner Hauspersonal hatte sie begleitet, Professor Schröter wollte in seinem vereinsamten Hause, wie er sagte, doch nicht leben, und die Oberaufsicht über das Ganze hatte man der vom Arzte ausgewählten Schwester Beate anvertraut.

Auch auf Ante hatte diese einen sehr angenehmen Eindruck gemacht,

und sie sah sie gern in ihrer Nähe und liebte ihre Gesellschaft. Die Geheimrätin stand mit ihr in Briefwechsel, um durch sie über ihrer Enkelin Befinden stets unterrichtet zu sein, und Ante, die dies wußte, hatte ihr bald anfangs das Versprechen abgenommen, Großmutter niemals durch irgend eine Mitteilung über sie zu beunruhigen.

„Das ist selbstverständlich,“ hatte Beate ihr geantwortet, „und dann, es ist ja auch keinerlei Veranlassung dazu da.“

Ante hatte mit der ihr eigenen Selbstbeherrschung einen Seufzer unterdrückt, aber als am Nachmittag Schwester Beate zu ihr auf die Terrasse trat, fand sie sie in Tränen.

Mit sanfter Stimme suchte sie sie zu beruhigen.

„Sie dürfen sich Ihren Stimmungen nicht hingeben, gnädige Frau, solche Erregungen schaden Ihnen und dem Kinde, dessen Geburt Sie erwarten.“

Ante weinte heftiger.

„O, gnädige Frau — Frau Professor —“

„Ich bitte Sie, nennen Sie mich nicht so — nicht so,“ fuhr sie aus ihrem Schmerz empor, „o, nicht so —“ und dann mit einem starken Entschluß sich aufrassend: „Ich weiß nicht, Schwester Beate, ob Ihnen mein Schicksal bekannt ist? Und daß dieses unselige Wesen seinen Vater verlieren wird, sobald es das Licht der Welt erblickt haben wird —“

„Der Arzt sprach mir von großen Verstimmungen, von schweren Gemütserschütterungen, die Sie erlitten — aber um Ihrer Gesundheit willen müssen Sie sehen, darüber hinauszukommen,“ beschwichtigte Beate die Aufgeregte.

„Das tue ich ja immerfort, seit Wochen, seit Monaten, seit ich mir bewußt bin, daß ich um eines anderen Wesens willen mich meinem Schmerze, meiner Verzweiflung nicht hingeben dürfe — ja, meiner Verzweiflung,“ brach sie wild aus, „— denn geduldig zu tragen, was ich erleide, sich nicht wehren zu dürfen vor dieser Schmach, das ist das Schwerste, was einem auferlegt werden kann — o, wäre ich nicht gezwungen auszuharren —“

Sie ballte wie in ohnmächtiger Wut die Hände.

„Es wird Ihnen ein Ersatz. Ein neues, unbekanntes Glück harret Ihrer, die Mutterchaft.“

Sie sah sie mit ungewissen Blicken an und schüttelte dann ungläubig den Kopf. „Kann etwas, so erwartet, so errungen, uns Glück bringen?“

„Gewiß,“ antwortete die Pflegerin.

Diese feste Zuversichtlichkeit schien besänftigend auf Ante einzuwirken. Sie trocknete ihre Tränen und blickte Beate dankbar an.

Wie eine Verheißung klang ihr, was diese sagte.

„Je schwerer ein Glück erlangt, erkämpft ist, desto intensiver empfinden

wir es. Denn eine seltene Blume ist es und eine, die uns nur in eigener Brust erblüht.“

Zweifelnd und doch hoffend lauschte sie auf ihre Worte.

„O, und Sie glauben, Schwester Beate, daß ich noch je wieder eine andere Empfindung haben könnte, als die des tiefsten Jammers?“

„Ich glaube es, und ich hoffe es. Sie sind noch jung, was mag das Leben in seinem ewigen Wechsel Ihnen noch aufgespart haben! Freuden, reiche Freuden! Die Sie emporheben, wie jetzt das Leid Sie erdrückt. Verlieren Sie den Mut nicht und die Hoffnung. Das Wichtigste ist jetzt, daß Sie körperlich sich gesund erhalten und durch die Einwirkungen seelischer Erregungen Ihre Kraft nicht beeinträchtigen.“

„Ich will's versuchen,“ sprach sie leise, „ich verspreche es Ihnen,“ und dann trat sie an die Balustrade der Veranda, und den Blick weit hinausstreckend über das Meer, setzte sie fast flüsternd hinzu: „O, und die Welt ist doch so schön und das Leben — ach, ja das Leben! Ich wußte nichts Anderes, als daß es herrlich sei.“

„Das wird es auch wieder werden, verschrecken Sie die Trübsal und denken Sie daran, daß auch die dunkelsten Wolken vorüberziehen —“

„Ja, wirklich, sehen Sie nur dort, ein dichtes Gewölk hat sich über die Sonne gehoben,“ sie deutete mit der Hand hinaus, „und jetzt, da — wahrhaftig, sie bricht durch, die Sonne, sie bricht durch! Sehen Sie nur die goldenen Strahlen dort, wie sie auf dem Wasser breite, bligende Linien malen, und hier glüht's in purpurnem Licht, wirklich wundervoll — ja, sie bricht durch, die Sonne — die Sonne —“

Etwas Seltsames war in ihrer Stimme.

Schwester Beate aber beobachtete sie unruhig. Diese augenblickliche Exaltation der Hoffnung schien ihr nicht weniger bedenklich, als die des Schmerzes. In dieser jungen Seele war eben Alles aufgewühlt, und der fortbauernde Stimmungswechsel deutete auf nichts Gutes. Wenn es nicht gelang, das gestörte Gleichgewicht herzustellen, neuen Erschütterungen vorzubeugen, dann war Alles zu befürchten.

Als sie später beim Tee zusammensaßen, sagte Beate: „Ich hatte heute einen Brief von der Frau Geheimrat, es geht ihr vortrefflich, und sie freut sich, Gutes von Ihnen zu hören. Sie ist auch sehr einverstanden damit, daß ich die Berichterstattung übernommen habe und Sie von jetzt an nicht mehr so viel schreiben. Später, meint sie, würden Sie das nachholen und so viel zu erzählen haben, so ganz besonders viel.“

„O ja!“ sie lächelte schmerzlich, „ganz besonders viel!“

Ein Wort vermochte sie aufzuschrecken und bittere Gedanken in ihr zu wecken. Es war sehr schwer, Alles zu vermeiden, was sie irritiren konnte.

„Und morgen kommt ein großer Brief für Sie.“

Da leuchtete ihr Auge auf.

„Und morgen wird ein schöner Tag.“

Am Horizonte verglommen rein und weich die letzten Farbenstreifen der untergehenden Sonne. Die weiße Mondschel stand schon im tiefen Blau des Himmel, und der erste Stern bligte auf. Und morgen wird ein schöner Tag.

* * *

Es war ein Sonntag. In unendlicher Herrlichkeit war er auf die Erde herabgestiegen. In seligem Frieden und heiliger Andacht. Leise klang die Glocke der kleinen Kirche zu Ante und Beate herab, die einen Morgen-spaziergang am Strande unternommen hatten.

„Man möchte beten!“ flüsterte Ante träumerisch.

„Beten, wie damals, als ich noch jung war — beten!“

„Wollen wir zur Kirche gehen?“ fragte ihre Begleiterin.

„Ach ja,“ rief sie lebhaft.

Langsam schritten sie vom Strand durch den weichen Dünenand zur Promenade hinauf. Niemand begegnete ihnen. Die weiten, weißen Wege waren wie ausgetorben. Nur der schwache, schüchterne Ton des Glöckleins begleitete sie. Sonst war kein Laut rings vernehmbar. Sie gingen am Kurhaus vorüber, den Waldbpfad hinauf nach der Kirche, die mit ihrem roten Mauerwerk aus dem jungen, frühlingssüchtigen Walddesgrün freundlich hervorlugte. Tröstlich. Nun betraten sie die Kirche. Es hatten sich schon zahlreiche Väter dort eingefunden, die von jenseits des Waldes aus den nahegelegenen Dörfern herbeigekommen waren. Der kleine, schmucklose Raum machte einen rührenden Eindruck auf Ante. Sie umfaßte den Arm ihrer Begleiterin und stützte sich auf sie. Diese geleitete sie zu einem Platz. Langsam verklang der mahnenden Glocke letzter Ton, und die Andacht begann. Mit ungeübten, naiven Stimmen hob die Gemeinde den Psalm 13 zu singen an.

„Wie lange soll ich sorgen in meiner Seele und mich ängsten in meinem Herzen täglich? Wie lange soll sich mein Feind über mich erheben?“

Antes Auge richtete sich auf das Kreuz, das auf dem Altar stand. Durch die Fensterscheiben fiel ein Lichtstreifen ein, grünlich vom Laub der Bäume gefärbt, leuchtete er über dem Kreuze auf. Bunte Farbenreflexe, golden, rot und blau, zuckten darüber hin.

„Schau doch und erhöhe mich, mein Herr, mein Gott. Erleuchte mein Auge, daß ich nicht im Tode entschlase —“ In tiefer Ergriffenheit lauschten die beiden Frauen dem Gesang, und Antes Lippen bewegten sich leise, als ob sie die Worte im innersten Herzen mitspräche. Ein junger Prediger wendete sich dann in schlichter Rede an die Andächtigen. Zufällig flog sein Auge hinüber zu Ante und Schwester Beate, die ihm als Fremde

in seiner Gemeinde auffielen. So früh im Jahre hatten sich sonst noch nie Kurgäste zum Gottesdienst eingefunden.

Ein nachdenklicher Blick ruhte auf Ante. Länger, als es sonst üblich und statthaft ist, während man Gottes Wort von der Kanzel verkündet. Ante hielt ihr Haupt etwas gesenkt, aber sie fühlte seinen Blick, und als er mit eindringlicher Stimme über die Geburt Johannis sprach und aus dem Evangelium Lucä die Verse anführte: „Und kam in das Haus des Zacharias und grüßte Elisabeth, und es begab sich, als Elisabeth den Gruß Mariä hörte, hüpfte das Kind in ihrem Leibe. Und Elisabeth war des heiligen Geistes voll.“ Da ging ein Schauer durch ihre Seele, und unwillkürlich faltete sie die Hände und schickte ein stummes Gebet zum Himmel empor.

Erbaut und geträutet verließ sie das Gotteshaus. Etwas Freudiges, Hoffnungsvolles war in ihr wach. Elastischer, mit festem Schritt ging sie neben ihrer Begleiterin her. Beide sprachen kein Wort. Durch die einsamen Pfade des Kurparkes kehrten sie nach Hause zurück. Aus den Bäumen erschollen hie und da leise Vogelstimmen. Die Natur war lebendig, sie grüßte den sonntägigen Sonntag. Auf dem Weiher, der in einer Waldblichtung lag, zog langsam und gravitatisch ein Schwan, und rundum blühten lachende Frühlingsblumen unter einem in sanfter Bläue sich wölbenden Himmelsdom. Ueberall empfand sie Gottes Nähe, und ein Gefühl von Frommsein durchdrang ihre gequälte Seele.

* * *

Zu Hause harrete ihrer eine freudige Ueberraschung. Als sie den an der Waldseite gelegenen Teil des Gartens betraten, kam ihnen das Mädchen mit der Meldung entgegen, daß Baron v. Wilberg soeben angekommen sei.

Ein Freudenstimmer erhellte Antes Gesicht.

„Der Gute,“ sagte sie, sich zu Beate wendend, „er hält Wort. Er hatte mir versprochen, an einem der nächsten Sonntage zu kommen. Dennoch, so bald hatte ich ihn nicht erwartet,“ damit schritt sie lebhaft durch den Garten und trat durch einen säulengeschmückten Vorraum, der von der Rückfront des Speisezimmer begrenzte, in das Haus.

Beate blieb ein wenig zurück.

Auf der Veranda fand sie Wilberg. Sie streckte ihm beide Hände entgegen und sagte innig: „Willkommen!“

Er küßte die Hand, und in seiner Stimme war etwas Weiches, Bewegtes, als er antwortete: „Wie glücklich bin ich, Sie wiederzusehen!“

„Und wie schön, daß Sie kamen. Schön und gut. Aber dafür soll es Ihnen auch gefallen bei uns . . . sehen Sie dort —“ sie deutete mit

der Hand nach dem Meere. Weiße Segelboote schwebten auf silbernen Wogen, und am fernen Horizonte zog ein riesiger Dampfer großspurig vorüber.

„Ist das nicht prächtvoll?“

Sein Auge flog hinaus, kehrte aber rasch zu ihr zurück.

„Herrlich,“ sagte er ein wenig zerstreut. Der leichte Schimmer von Röte auf ihren Wangen aber schien ihm das Erfreulichste in diesem Augenblick.

Beate war zu ihnen getreten.

„Schweester Beate,“ stellte sie vor, „und hier,“ wie in momentaner Eingebung, „Bruder Rudolf.“

Dann lachte sie schelmisch und froh, wie sie seit Langem nicht gelacht. Die Beiden sahen sich in raschem Einverständnis an.

„Denken Sie nur, liebe Schwester, Baron Wilberg hat sich freiwillig zu meinem Bruder gemacht, einem, der mir die treueste und aufrichtigste Sorgsamkeit schenkt, so wie Sie in unermüdlcher Güte und Sorgfalt um mich sind. Was sind doch die Menschen gut und lieb zu mir, fremde Menschen, wie Sie, während die Andern —“ ein Schatten tiefer Schwermut fiel auf das soeben noch froh belebte Gesicht.

„Teure Freundin,“ sagte er leise. Da schüttelte sie in plötzlicher Aufwallung die trüben Gedanken ab, um ihn und Beate nicht zu kränken, und sagte: „Nein, wahrlich, Beide seid Ihr mir nicht fremd, und neben Großmutter sind Sie die Einzigen, die mir nahestehen, die mich lieben, ich weiß es, ich weiß es, und ich erwidere es aus vollem Herzen, und nun wollen wir uns unseres Gastes erfreuen, liebe Schwester Beate. Wir wollen hier draußen auf der Terrasse frühstücken —“ ein bittender Blick traf sie.

„Ich lasse sogleich anrichten, gnädige Frau!“

Während Beate oben die Anordnungen zu einem Gabelfrühstück treffen ließ, waren Ante und Wilberg nach dem Garten hinabgegangen. Sie öffnete die kleine Pforte, die nach der Strandpromenade führte. Er hatte ihr den Arm geboten, und langsam promenirten sie vor der Villa auf und ab.

„Und es behagt Ihnen hier, liebe Frau Ante?“ fragte er herzlich.

„Schauen Sie um sich, und Sie haben meine Antwort. Ist es nicht wundervoll? Kann man sich ein schöneres Fleckchen Erde denken? wohin der Blick sich wendet, Reize und Wunder der Natur. Hier das Meer in seiner ganzen räthselhaften, wechselvollen Schönheit und da die frühlinggrünen Wälder in junger Pracht, und Blüten und Blumen, bunt und düftereich, sollte das Alles das Herz nicht erheben? Auch ein Herz, so schwer und beladen wie das meine, muß diese Gottesherrlichkeit empfinden.“ Ihre Stimme war wieder traurig.

„Und ich entziehe mich diesen Einwirkungen nicht — schon um des

anderen Wesens nicht," fügte sie träumerisch bei, „damit doch auch etwas Gutes, Schönes ihm gegönnt sei, dem Unseligen!"

Und wie sie so in den schwankenden Stimmungen neben ihm einher-
schritt, der Wille zum Leben, zur Freude in fruchtlosem Kampfe mit ihrer
gequälten Seele, schien sie ihm noch bedauernswerter als jemals.

Was nützte alle Vollkommenheit der Erde, was alle Herrlichkeit der
Welt, wenn ihre Geschöpfe so unsäglich unglücklich sein konnten? Mühsam
nur unterdrückte er seine Erschütterung und sagte:

„Wenn Sie nur mögen, teure Ante, wenn Sie nur wollen, dann
wird es auch gehen. Es war ein guter Einfall Ihres Arztes, Sie hierher
zu senden in den Frieden, die Ruhe, die Abgeschlossenheit dieses Erden-
winkels.“

„Das dauert nur noch kurze Zeit, dann treibt der große Strom hier
allerlei an's Land. Ich hatte einen Brief gestern aus Berlin. Mein —“
sie zauderte, als könne sie es nicht aussprechen, „Schröter meldet seine
Ankunft an, zum Beginn der Saison, und mit ihm kommt alle Welt her,
sie wollen doch einmal die merkwürdige „Ostsee“ kennen lernen und sich
überzeugen, ob es in Pommern wirklich ein elegantes Seebad gäbe. Und
Gesellschaft brauche man doch auch, und das würde auch mir nach der
Einsamkeit ganz gut tun.“ Sie hatte wieder in ihre Bitterkeit sich hinein-
geredet, „und so kommt der ganze Troß, und wieder bricht es über
mich herein, und ich weiß es, nur im Grabe finde ich Ruhe vor
ihnen —“

„Ante, ich bitte Sie, regen Sie sich nicht auf. Es ist Ursache genug
vorhanden, Sie vor Allen zu bewahren, was Ihnen lästig ist, und sollte
es nicht freiwillig geschehen, dann wird man es erzwingen, verlassen Sie
sich darauf. Man wird Ihnen fernhalten, was Sie kränkt; da ist
Schwester Beate, da ist des Arztes Verbot, und endlich, wenn Sie es mir
gestatten, da bin ich . . .“

Er hatte erregter und wärmer gesprochen, als es seine Absicht war.
Aber die Entrüstung über diese brutale, unerhörte Rücksichtslosigkeit riß
ihn fort.

Was dachte dieser schamlose, freche Geselle, der in voller Deffentlichkeit
mit diesem abenteuerlichen Weib sich kompromittirte?

Wollte er hier diese Farce einer Ehe fortsetzen, zu der die unglückliche
Frau durch die besonderen Umstände gezwungen war?

Heiß stieg die Empörung in ihm empor. Er fühlte sich in diesem
Moment wirklich wie ein Bruder, der seine Schwester vor der Willkür
eines ihr verhassten Vatten zu schützen hatte.

Wir werden dafür sorgen, daß nichts Ihnen die Annehmlichkeiten
dieses Aufenthaltes trübe, o, und wie glücklich wäre ich, wenn ich sagen
könnte, die Freude! Sie waren vorhin so mutig, so freudig, versuchen
Sie es zu bleiben, es mehr und mehr zu werden! Und auch ich habe

einen Plan, ich möchte, daß meine Mutter diesen Sommer hierher käme, ich wünsche, Sie lernten sie kennen und dann, Sie hätten an ihr eine kluge, gute Gesellschafterin. Sie ist eine liebenswürdige, heitere, resolute Frau —“

„O, Ihre Mutter!“ Sie sah ihn dankbar an.

„Und ich weiß genau, Sie würde Ihnen Alles fernhalten, was sich im gesellschaftlichen Vadeleben als unbequem andränge.“

Sie lachte leise.

„Wie Sie das sagen, und wie gut Sie sind.“

„Ja, das versteht sie, und Sie müssen Jemanden haben, gleichgestimmt und aus Ihren Lebenskreisen, wenn der „Troß“ sich an Sie heranwagen sollte. Sie sind wirklich zu allein, Sie brauchen jetzt den Schutz, die Zärtlichkeit einer Mutter, da Sie Ihre Großmutter durchaus nicht bei sich haben wollen.“

„Ach nein, nein,“ sagte sie angstvoll, „und Schwester Beate ist sehr gut mit mir.“

„Ja, gewiß, daran zweifle ich nicht, aber sehen Sie, das ist mehr Beruf, und Sie, Sie müssen so etwas Persönliches um sich haben — eine Frau, eine Mutter, die diese Phasen selbst durchlebt, das Alles weiß und versteht, nicht nur theoretisch wie Schwester Beate.“

Sie schaute nachdenklich vor sich hin, und ein leichter Seufzer stahl sich aus ihrem Herzen.

„Wissen Sie, Baron, was er einmal zu mir sagte: „Zwischen Großmutter und mir fehle das Mittelglied, die Mutter, die ein richtiges Uebergangsstadium zwischen der alten und der modernen Zeit gebildet hätte, zwischen Tradition und Moderne. Mir fehle die Entwicklungsphase — vielleicht ist etwas Wahres daran.“

Wilberg sah unmutig aus.

„Ich bitte Sie, denken Sie doch solchen Phrasen nicht nach. Schließlich kommen Sie darauf, in sich die Quelle dieser Situation zu suchen, das wäre noch schöner. In Wirklichkeit ist er ein Unwürdiger, der die niedrigen Instinkte seiner Bohéménatur nicht überwunden hat, trotz seiner Künstlergröße. Nostalgie de la boue nennen es die Franzosen bezeichnend. Der aristokratische Geborene begreift das nicht und findet keine Beschönigung dafür, und wozu auch? Wir haben genug Konzessionen gemacht,“ sein Gesicht bekam einen sehr hochmütigen Ausdruck, „ich finde nicht, daß man damit weiter kommt, den Anderen nützt man nicht, und sich selbst schadet man, glauben Sie es mir, Ante. Es sind getrennte Welten, je länger man im Leben steht, desto klarer erkennt man es. Sie wollen garnicht zu uns hinauf, aber uns herabziehen wollen sie! Das Ganze geht auf's Encanailliren.“

Eine müde Blässe bedeckte ihr Gesicht. Sie mußte ihm innerlich Recht geben, und mit Entsetzen erinnerte sie sich der Szenen, die Fritz ihr

bereitet hatte, und wie er mit Spott und Hohn sie herabzureißen suchte von der Höhe ihrer reinen und vornehmen Gesinnung. Was wäre aus ihr geworden, wenn sie schwach gewesen und seinen Wünschen sich gefügt hätte. Zwischen Genialität und Lächerlichkeit hätte er sie moralisch vernichtet, während er sie so nur tief unglücklich gemacht hatte. Das Unglück mußte sie ertragen, demütig und doch stolz, die Erniedrigung aber, die Verkommenheit nimmermehr. Unwert sein Derer, zu denen man gehört, unwert der Liebe der Großmutter, der Freundschaft Wilbergs, Derjenigen, in deren Welt sie wurzelte — sie riß sich aus ihrer Versunkenheit empor: „Es scheint wirklich so, lieber Freund, vielleicht sollte man die Grenzen nicht überschreiten, und wer's getan und es zu seinem eigenen Schaden erfahren, muß es stillschweigend dulden.“

„Und für Alles kommt eine Zeit, Ante . . . harren Sie nur mutig aus . . .“

Auf der obersten Stufe der Freitreppe stand Schwester Beate und schaute nach ihnen. Klar hob ihre Silhouette von der reinen Luft sich ab. Der klösterliche Schnitt des dunklen Gewandes, das weiße Häubchen, das schmale Gesicht umrahmend, die in die Ferne gerichteten Blicke gaben der Erscheinung etwas Ueberirdisches.

„Wer ist sie?“ fragte Wilberg frappirt.

„Eine, die ihr Kreuz auf sich genommen, ohne zu klagen, und in der Sorge für Andere die eigene vergißt. Wer das könnte —“

„Auch Ihrer wartet eine solche Aufgabe, Ante,“ sagte er sehr ernst.

* * *

Nach dem Frühstück hatte Ante sich zurückgezogen. Sie fühlte sich abgespannt und sollte ruhen. Wilberg blieb auf der Terrasse und rauchte seine Cigarette. Er suchte offenbar ein ungehörtes Gespräch mit Beate, denn als diese ihm den Kaffee eingesehen hatte und Wiene machte, ihn allein zu lassen, sagte er:

„Wollen Sie mir nicht ein wenig Gesellschaft leisten, Schwester Beate, wenn nichts Besonderes Sie in's Haus ruft?“

„Gern,“ antwortete sie einfach, „ich habe nichts vor und wollte Sie nur nicht stören,“ damit hatte sie sich auf einen Rohrstuhl gesetzt, der in nächster Nähe des amerikanischen Schaukelstuhls stand, in dem er sich bequem niedergelassen hatte.

„Wie schön ist es hier, ich hatte mir das eigentlich garnicht so gedacht. Ich glaube, man hegt Vorurteile gegen diesen Ort, der seinesgleichen kaum findet.“

„Er bietet wirklich Alles, was erholungsbedürftige Menschen brauchen,“ stimmte sie zu, „Ruhe, Stille, Wald und Meer in endloser Ausdehnung, und den ursprünglichen Reizen der Natur hat der menschliche Fleiß und Verstand die höchste Vervollkommenung gegeben.“

„In der Tat, es ist wundervoll, ich freue mich schon auf einen Spaziergang heute am Nachmittag.“

„Der kann Sie stundenlang auf der prächtigen Strandpromenade oder durch die Wälder führen, was Sie vorziehen.“

„Geht Frau Professor —“ er unterbrach sich hastig, „nein, das will mir nicht über die Lippen, geht Frau Ante viel spazieren? Sie entschuldigen schon, Schwester Beate, aber ich vermag sie nicht so zu nennen, mit dem Titel, den ein Mann ihr giebt, der nicht wert ist, sie zu besitzen —“

Sie mochte ihn wohl erstaunt angesehen haben, denn er fügte hinzu: „Mein Freimut mag Sie in Verwunderung setzen, aber ich muß diese kurze Stunde benutzen, die mir zu einer ungestörten Unterredung mit Ihnen gegönnt ist und daher auf lange Einleitungen und Umwege verzichten. Ist Ihnen das Schicksal dieser unglücklichen Frau bekannt?“

„Der Arzt sagte mir, daß tiefe seelische Verstimmungen ihm zur Beunruhigung Veranlassung gäben, er könne nicht beurteilen, ob diese in ihrem Zustande lägen, was häufig der Fall zu sein pflegt, oder ob Ursachen zu dieser Melancholie vorhanden seien, die eine andere Begründung hätten — er fürchte das Letzte, wenn auch Frau Professor Schröter darüber nichts verlauten lasse!“

Er fuhr mit der Hand nach dem Ohre. „Nein, wahrhaftig, ich kann es nicht einmal hören, und glauben Sie mir, es ist nicht übertriebener Aerger oder gar Nervosität, wenn ich das sage. An dieser Frau ist frevelhaft gesündigt worden. Es ist wohl das Beste, wenn ich Sie in's Vertrauen ziehe, damit Sie, ohne erst suchen zu müssen, wissen, woher diese Depression stammt. Körperlich blühend und gesund, hätte sie, so wie andre Frauen, diese Zeit leicht und froh überstanden, dessen bin ich gewiß, wenn nicht in ihr Vertrauen, Liebe und Glaube zerstört worden wären von dem, dem sie dieses Kind gebären soll. Es ist fürchterlich! Insam! Aus dem zärtlichsten, behütetesten Leben voll Schönheit und Glück reißt et das junge Geschöpf, läßt es einen kurzen, heißen Liebestraum in seinen Armen träumen und wirft sie dann bei Seite, ausgenutzt, verbraucht, sobald seiner lüsternten Phantasie, seiner Sinnenslust sich Neues, Aufregenderes bietet . . . und das still mit ansehen zu müssen, nicht züchtigen zu dürfen nach Gebühr . . .“

Er warf die Cigarette fort und haßte die Faust.

„Pardon, gnädiges Fräulein, ich habe Sie erschreckt, aber meine Empörung riß mich fort.“

Sie sagte kein Wort, aber er sah ihrem teilnehmend auf ihm haftenden Blick an, daß sie keine kleinliche Natur sei und seine Erregung verstand.

„Ich habe das miterlebt, von Anfang an, als sie noch auf der Hochzeitsreise waren. Armes, ahnungsloses Weib! Treulos, gewissenlos betrog er sie damals schon, und das Freimaurentum des Standesbewußtseins zog mich zu der völlig Schutzlosen. Und es giebt keinen Aus-

weg. Eine Scheidung kann vor der Geburt des Kindes nicht eingeleitet werden — dieser Zeitpunkt muß also abgewartet werden. Sie bleiben an ihrer Seite, helfen Sie ihr die traurige Zeit überstehen. Geistig, meine ich, moralisch! Deshalb müssen Sie es wissen. Er wird hierher kommen, dieser Mann, der ja noch immer Rechte auf sie hat -- und — ja in seiner Gesellschaft wird dieses Weib sein, ich zweifle nicht daran, bewahren Sie die Ärmste nach Möglichkeit vor ihnen."

Er rieb seine Stirn, als wolle er peinliche Gedanken zurückdrängen, und wieder nach einer Weile fing er an: „Es ist eben nichts zu machen vorläufig — ja, und noch Eines! Sie fragen nicht, und Sie sagen nichts, aber Sie verstehen, Schwester Beate, ich sehe es Ihnen an, eine Antwort aber muß ich Ihnen geben, auch ohne Frage, was mir das Recht giebt, mich einzumischen in diese traurige Affaire. Als ich sie in ihrem Hause wiederfand, der brutalsten Schmach ausgesetzt, wehrlos und hilflos, da betrachtete ich es als meine Pflicht, mich neben sie zu stellen. Niemand wehrte es mir, ja, und es hätte anders kommen können, wenn ihre edle Reinheit und ihr tiefes Leid —"

Ein wehmütiges, leicht ironisch angehauchtes Lächeln zuckte um seinen feinen Mund.

„Wir haben uns gefunden als — Bruder und Schwester. Ich muß nun mit dieser Rolle vorlieb nehmen, mit jeder, die das Schicksal in dieser Tragödie eines jungen Frauenlebens mir zuerteilt. Da hilft nichts, und gegen diesen despotischen Regisseur kommt man nicht an. Die Hauptsache ist jetzt, daß man mit seiner Rolle sich leidlich abfindet. Ich will's versuchen, und Sie . . . nun, Sie helfen mir! Ich hoffe darauf."

Er reichte ihr die Hand, und sie legte bekräftigend die ihre hinein. Und nun sah er in ihren ernststen Augen einen feuchten Glanz.

„Dies Menschen-schicksal hat Sie gerührt?" fragte er mit leiser Stimme.

„Und wie tapfer sie ihr Leid der alten Frau verbirgt, der Frau Geheimrat Rübinger."

„Ich glaube, das erhält sie aufrecht, giebt ihr Spannkraft, man muß sie unbedingt darin unterstützen."

„Das geschieht, und in allem Uebrigen, Sie können auf mich rechnen."

„Danke!" sagte er wie erleichtert und erhob sich von seinem Plaze. Auch sie war aufgestanden, und Beide blickten sie hinaus über das in sonnigem Glanze sich vor ihnen ausbreitende Landschaftsbild, aber sie empfanden keine Schönheit in diesem Augenblicke nicht. Der Menschen Leid und Weh verhüllte es vor ihren Blicken mit düstern, grauen Schleiern.

* * *

Ante hat in der Zwischenzeit ein wenig geschlafen. Als sie erwachte, nahm sie den letzten Brief der Großmutter vor. Sie wollte ihn noch

einmal lesen, bevor sie zu ihrem Gaste zurückkehrte. Das gab ihr immer Freude, und sie wollte ihm mit guter Stimmung für seinen Besuch danken.

Frau von Rübinger hatte wieder allerlei über das Frühjahr in Hermsthal und verschiedene interne Angelegenheiten des Gutes geschrieben, sie nahm an, daß Ante sich dafür interessire, und das wäre auch der Fall gewesen, wenn diese nicht zu sehr mit ihrem inneren Erleben beschäftigt gewesen wäre. Für dieses fand sie aber mehr in der betrachtenden und nachdenklichen Seite der Briefe einen Widerhall, und nun gar in dem, was der letzte enthielt. Er hatte Ante viele aufregende Stunden bereitet. Da war es, was sie vermutete und ahnte, seit sie selbst so viel erlitten, daß auch die Großmutter ein schweres Frauenloos getragen hatte. Aber wie ruhig und besonnen, voll heiterer Resignation sprach sie davon. Das also war möglich! Man konnte überwinden, hinauswachsen über seine Schmerzen, in ihnen nach Jahren einen Abglanz von Freude, von Frieden finden. Und wieder las sie die Stelle: „Es wird mir immer klarer, daß ich zu Dir auch von dem sprechen muß, was einen großen, entscheidenden Einfluß auf mein Leben gewann. Wenn man mit innerer Genugthuung und Freude auf die Kämpfe seines Lebens zurückblickt, soll man Anderen davon erzählen, aber nur dann. Niemals in Verbitterung und schwerem Nachempfinden. Erst wenn in uns Alles abgeklärt und zu wehmuthsvollem Erinnern sich gestaltet, darf man daran gehen, es nochmals geistig zu durchleben. Wenn es die Seele nicht mehr ägt und brennt, sondern wie in lindem Schauer durchzieht, ein wohliges, leises Vibriren überstandener Schmerzen. Und was man da nun berichtet, wird lehrhaft für Andere, denn sie erfahren daraus, daß über Alles hinaus die Persönlichkeit ragt, die, in sich gefestigt, sich hochhält und Stand hält in Anfechtung und Noth. Dir, meine teure Ante, halte Gott fern, was Dich betrübt, Dein Leben sei stets voll Sonnenschein und Schönheit, wenn es aber jemals anders kommt, denn denke daran, daß, wer sich nicht selbst verliert, nimmer verloren ist!“

Sie biß die Lippen zusammen, um nicht in wildem Schmerze aufzustoßen. Wenn sie ahnte, was sie erlitt, wie würde sie sie aufrichten und trösten, und jetzt . . . ja, geschah es nicht auch unbewußt? Brachten diese merkwürdigen Bekenntnisse ihr nicht wahre Erhebung? Und wieder las sie: „Die Geschichte meiner Jugend ist Dir bekannt. Dein Großvater war ein ausgezeichneter Mann, und ich hatte in unserer achtzehnjährigen Ehe nicht eine Stunde, in der ich das Gefühl der Achtung und Anhänglichkeit für ihn verloren hätte. Er hatte manche der Eigenschaften seines Vaters, des ‚alten Rübinger‘ geerbt, die mir imponirten. Die Gracität und Zuverlässigkeit seines Wesens, nur gemildert durch die Einwirkungen einer vortrefflichen Erziehung und Bildung, und die Noblesse dieses self-made-man, war in ihm gesteigert durch den bereits ererbten großen Reichtum. Es war Alles in dem großen Stil, der meinen aristokratischen

Neigungen entsprach, und niemals empfand ich es als eine Mesalliance; einen Bürgerlichen geheiratet zu haben. Es war jene Zeit der ersten liberalen Strömungen, in der man von der Vermischung abliegen und bürgerlichen Blutes sich die höchsten Resultate versprach, und Kreuzung der Rassen war damals ein vielbeliebtes Schlagwort. Jedenfalls schien es durchaus berechtigt, daß ein Mann wie Max Johann Rübinger um mich warb und daß ich seiner Werbung folgte. Wir teilten Leid und Freud der Ehe miteinander . . . viel Leid, denn unsere Söhne starben jung, das zehrte an seinem Leben, und ich konnte es niemals beklagen, daß er früher starb als Deine Mutter, er hätte unter diesem Schlage zu viel leiden müssen. Wir Frauen sind zäher im Allgemeinen, und ich . . . ich war es im Besonderen. Und heute weiß ich genau, was mich stärker machte als ihn, und ich bekenne es vor Dir. In mir war die Gefühlsfalte wenig berührt, in ihm, dem äußerlich so kraftvollen Manne bebte sie in steten Schwingungen, in all diesen Jahren. Denn er liebte mich mit verzehrender Glut, während ich ihm nur treu und ergeben war, ein gutes Eheweib, aber kein leidenschaftlich liebendes. Er klagte mich nicht an, dazu war er zu stolz und zu gerecht. Er wollte nicht erzwingen, was ich nicht freiwillig gab, und er verlangte nicht mehr, als er beansprucht hatte, als er mich zu seinem Weibe machte. Erst lange nachher begriff ich dieses still getragene Weh . . . erst als ich selbst es in mir erlebt hatte. Und darum, Ante, war ich Deinem Wunsche so gefügig, als ich Dich so leidenschaftlich verliebt sah, denn es ist wohl möglich, daß die leidenschaftslosen Ehen die scheinbar glücklichsten sind, aber ihnen drohen auch die meisten Gefahren, wenn spätere Eindrücke kommen und die Natur ihr Recht begehrt. Wenigen ist es dann gegeben, sich mit dem abzufinden, was Pflicht und Klugheit heißen, und es giebt Unglück oder Sünde . . . vor Weibem glaubte ich Dich so zu bewahren“ . . .

Und nun brach sie doch in bittere Tränen aus und jammerte schluchzend vor sich hin: „O, wenn sie wüßte . . . wenn sie wüßte . . . nichts schützt und bewahrt uns . . . nichts! Zwei Gewalten sind es, die die Ehe bindet, und wenn Güte und Verstand der einen Herr zu sein glaubt, dann kommt die andere und schlägt Alles in Trümmer . . . meine leidenschaftliche Liebe für ihn schien der Guten, Einzigen Gewähr für mein künftiges Glück zu bieten, aber sie kannte ihn nicht, den Andern“ . . . sie rang verzweiflungsvoll die Hände, da fiel ihr tränenfeuchter Blick wieder auf das Papier, und wie mit feurigen Lettern starrten die Worte sie an: „Ich glaube, Dein Großvater war sehr unglücklich in unserer glücklichen Ehe, und ich in meinem sorglosen, selbstsüchtigen Gefühl wußte es nicht — bis es zu spät war. Und wenn ich mich jetzt ernsthaft und gewissenhaft prüfe, ob es anders gewesen wäre, wenn ich es früher entdeckt hätte, so muß ich es mit ‚nein‘ beantworten. Konflikte hätte es in mir erweckt, Gewissensfragen, aber nimmermehr die Liebe! Denn woher diese kommt und wann? — wer

vermöchte es zu sagen. Zu mir kam sie, als die Jugend vorüber war, als ich mich sicher fühlte im Besitz anderer Güter, als ich nie mehr an das dachte, was ich schon in jungen Jahren kühl und lächelnd als eine Ausgeburt der Phantasie betrachtet hatte. Drei Jahre vor dem Tode Deines Großvaters erschien Dein Vater in unserem Hause. Er war uns aus dem Verwandtenkreise meiner Eltern zugeführt worden. Seine Mutter, Antoinette v. Franzots, deren Namen Du trägt, war eine Freundin der Gräfin Elguth-Reichstein, meiner Tante, eines alten Fräuleins, die viel in den Familien der Refugiés verkehrte. Durch sie hatte Antoinette ihren Vetter, den Baron v. Reichstein, kennen gelernt und geheiratet, und so kam später ihr Sohn, der Major v. Reichstein, zu uns. Seine Eltern waren längst tot, aber er fühlte sich wie ein Familienangehöriger bei uns. Cornelia, Deine Mutter, machte damals ihre ersten schüchternen Versuche in der Gesellschaft. Sehr schüchtern und zaghaft, denn sie hatte weniger von mir und meiner Lebhaftigkeit und Sicherheit, von meiner selbstverständlichen Lebensfreude, als von der stillen, insichgekehrten Natur ihres Vaters. Diesen liebte sie abgöttisch, und auch er übertrug die ganze Zärtlichkeit und Liebebedürftigkeit seines Herzens, an der ich achtlos vorübergegangen war, auf seine Tochter. Es war ein rührendes, entzückendes Verhältniß zwischen den Beiden, und was mich so besonders frappirte, denke Dir, gewisse Merkmale des bürgerlichen Blutes traten bei Beiden in ganz gleicher Weise hervor. In ihren Neigungen, ihrem Geschmack, ihrer Haltung und ganz besonders in ihrer Art, sich Andern zu geben. Während ich mich immer als ein Mittelpunkt fühlte und sicherlich oft unbewußt ein Uebergewicht geltend machte, waren Cornelia und ihr Vater von höchster Bescheidenheit und Zurückhaltung. Und erst jetzt in meiner zurückschauenden Einsamkeit fällt mir ein, wie der Kreis bedeutender, hervorragender Persönlichkeiten, die wir bei uns sahen, sich stets um mich scharte, während er, der an Bildung und Wissen mich weit Ueberragende, abseits stand. Ich profitirte von denen, die zu uns kamen, ich nahm alle diese Aufmerksamkeiten und Anregungen als den mir schuldigen Tribut entgegen, während er dankbar schien, obwohl er meist der Gebende war. Glaube mir, Ante, dieses Usurpatorengefühl steckt uns Aristokraten allen im Blut, so die letzten Ueberreste des Raubrittertums, das mit naivem Selbstbewußtsein nahm, was es nicht gutwillig bekam. Souveränität und Machtgefühl haben sich auf diesem Boden entwickelt.

Dein Großvater fand nun in seiner Tochter sich wieder, und während ich eine wirksame Stütze seines Hauses war, günstigen Falls eine entsprechende Ergänzung, waren es hier die Empfindungen, die zusammenschossen, Empfindungen, die ihre Wurzel in dem selben Erdreich hatten. Ich gönnte meinem Manne von Herzen dieses Glück, mir raubte es nichts, denn so wie in ihm liebte ich in Cornelia nur die natürliche Zusammengehörigkeit, die unser Familienleben zu einem edlen, harmonischen machte.

Intimere Wechselwirkungen gab es nicht zwischen uns, und in den letzten, geheimsten Regungen unseres Innern blieben wir uns fremd, wohl ohne daß wir selbst es wußten. In der ungewöhnlichen Breite unserer Lebenshaltung, in der Noblesse und Distinktion, die unser großer Reichtum mit sich brachte, vermischten sich Gegensätze leicht, die unter minder günstigen Bedingungen sich schroff ausgebildet hätten.

Und nun war unserem kleinen Familienkreis Dein Vater näher getreten. Mein Vater schätzte in ihm einen Offizier von hohem Wissen und großem Ernst, Cornelia hatte Sympathie und Bewunderung für Alles, was ihr Vater schätzte, und ich . . . ja wir fanden uns zusammen wie Bundesgenossen, wie heimlich Vertraute, wie Stammesverwandte, das blaue Blut wurde in uns lebendig, und so verwunderlich es klingt, wir fühlten uns als die Aristokraten diesen — Plebejern gegenüber. Kannst Du Dir etwas Törichteres denken, liebe Ante? Heute erkenne ich es in seiner ganzen lächerlichen, unberechtigten Ueberhebung, und Du weißt, wie hoch ich das Bürgertum unserer Familie halte. Damals . . . ja, was mit einem Mal über mich kam, weiß ich nicht, aber es war da. Ich verglich die ritterliche Erscheinung Deines Vaters mit der derberen, behäbigen Gestalt meines Mannes. Ich fand seine Manieren, seine Haltung von jener undefinirbaren Vornehmheit adliger Gewöhnung und Erziehung, während die des Anderen mir bourgeois erschien, pedantisch, ungelenk. Dinge, die mir früher nie aufgefallen waren, fingen jetzt mich zu stören an, und da ich mir darüber nicht klar war, daß es der Eindruck einer Männererscheinung war, die ganz unbekannte Empfindungen in mir erweckte, so fing ich an, die Unterscheidungen, die ich machte, auf die Verschiedenartigkeit von Adel und Bürgertum anzuwenden. Kannst Du Dir das vorstellen, Ante? Wie Du mich jetzt kennst und immer kanntest . . . so stolz auf unsere Rüdinger!

Großvater und Cornelia hüben, ich und der Major drüben!

Ein neues Element war dadurch zu uns gestoßen. Für mich begann nun eine Zeit höchsten Lebensgenusses. Alle in mir schlummernden Fähigkeiten wurden durch den mir kongenialen Verkehr mit Reichstein geweckt. Gereift, vertieft gab ich mich den Eindrücken der sich um uns entfaltenden geistigen Anregungen hin. Alles wirkte stärker auf mich, intensiver, reicher. Was an künstlerischen, litterarischen Erscheinungen auf mich einrang, gewann erhöhten Reiz und tiefere Wirkung, denn ich empfand es für mich und durch ihn. Die geistige Gemeinschaft, die wie ein unsichtbares Band uns verknüpfte, gab meinen Empfindungen einen bis zum Höchsten gesteigerten Antrieb, und meine geistige Entwicklung ist auf diese Jahre zurückzuführen, deren ich in dankbarer Nührung heute gedenke. Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß vornehme, ritterliche Schönheit und Männlichkeit auf Frauen stets eine fascinirende Wirkung ausübt, und Dein Vater war die Inkarnation dieser feinen, galanten und doch sieges sicheren Mann-

lichkeit. Vollständig stand ich im Banne seiner Persönlichkeit, ohne daß ich es selbst wußte, und noch viel weniger war ich mir darüber klar, daß die intime Lebensgemeinschaft mit Mann und Kind sich dadurch lockerte.

Ich lebte wie in einem Traume von Genuß und Freude. Jeder Tag war ein Fest, denn er führte mich mit ihm zusammen, in größerer Geselligkeit oder im vertrauten Familienkreise. Ich war heiter, glücklich, zufrieden. Nichts trübte meine Gefühlswelt, am allerwenigsten der Gedanke, daß mein Interesse für Reichstein auf ein Gebiet hinüberspielen könnte, das leidenschaftliche Erregungen, sinnliche Ekstasen in mir wecken könnte, die mir bisher fremd geblieben waren. Ich fühlte mich wohl in seiner Nähe und empfand mit heimlichem Behagen die Herrschaft, die ein Mann über Leib und Seele des Weibes ausüben kann, das nichts sehnlicher erwünscht als sich ihm unterzuordnen, anzupassen. Niemals hatte Dein Großvater solche Stimmungen in mir erweckt und, wenn ich es überhaupt versuchte, mir Rechenchaft darüber zu geben, dann war es immer die bequemste und wohlfeilste Antwort, die ich mir gab, indem ich Alles auf die Anlagen und Geschmacksrichtungen zurückführte, die uns Beiden gemeinsam waren! Uns! Den beiden Aristokraten!

Und Cornelia wuchs neben uns empor und entwickelte sich zu einer zarten, edlen Mädchenblüte, still und zaghaft sich der Sonne zuwendend, wie jene Pflanzen, die im Schatten breiter, überragender Gewächse stehen. Das war ich, Ante, die Deiner Mutter die Sonne raubte, und diese Sonne war Dein Vater. Ohne daß ich es merkte, hatte sie eine schwärmerische, heiße Neigung zu Reichstein gefaßt. Dein Großvater, dessen Auge mit sorgfamerer Liebe und Aufmerksamkeit auf ihr ruhte, als das Auge der Mutter, hatte es erkannt und mit Genugthuung wahrgenommen. Ein Mißtrauen gegen mich wäre ihm niemals gekommen. Nichts Anderes sah er in meiner angeregten, freudigen Gemütsverfassung als die Wirkung einer ausgezeichneten Persönlichkeit, die er selbst ebenso beurteilte und der das Herz seines Kindes sich in Liebe zuneigte. Gewohnt, rasch und entschlossen zu handeln, wie alle Menschen in günstigen Daseinsbedingungen, Hindernisse als nicht vorhanden betrachtend, überraschte er mich mit dem Plane, Cornelia mit Reichstein zu verheiraten. Er fühle sich in seiner Gesundheit nicht so fest, um nicht den innigsten Wunsch zu haben, sein Kind an der Seite eines Mannes geborgen zu wissen, dem er das höchste Vertrauen, die aufrichtigste Verehrung schenke. Sein altes Leiden müsse ihn doch daran mahnen, daß seine Tage gezählt sein könnten, und er möchte die Beruhigung und Freude haben, Cornelia vorher vermählt zu sehen. Ich vermag es nicht zu sagen, welcher Art die Gefühle waren, die auf mich einstürmten. Ich könnte sie auch heute nicht analysiren. War es Freude, war es Schreck? Ich hätte mir nichts Lieberees wünschen können, als ihn dauernd an uns gefesselt zu sehen, und doch . . . so? Zunächst schien es mir, daß Cornelia zu jung, zu unreif, zu unverständlich für die

Es sei, für ihn . . . aber Dein Großvater machte meine Bedenken zu nichts, indem er anführte, daß ein Mann wie Reichstein seine Frau zu sich emportragen würde und daß anderseits Cornelia, die wohl viel ernster und nachdenklicher sei, als ich vermute, doch bewiesen habe, daß sie den Wert einer überragenden, bedeutenden Persönlichkeit zu erkennen vermöge. Sie hätte doch sonst nicht eine Zuneigung für den erheblich älteren Mann fassen können. Enfin — Ante, das Unerhörte geschah! Reichstein war merkwürdigerweise der Verbindung geneigt, und eines Tages war meine Tochter seine Braut. Am Verlobungsabende hatte er mich sehr lange, unverwandt angesehen, mit ganz eigentümlichen, unheimlichen Blicken, so, als sähe er etwas Unfassbares, Unmögliches vor sich, als drängen sich unlösbare Fragen ihm auf, aber er faßte sich mit der ihm eigenen Kaltblütigkeit und — ja, nach wenigen Wochen war Cornelia seine Frau.

Wie in einem Taumel ging diese Zeit an mir vorüber. Ich kam nicht einen Augenblick zur Besinnung — wollte vielleicht nicht zur Besinnung kommen. Reize regten sich in mir vielleicht schon die schmerzlichen Empfindungen, die zu dem fürchterlichsten, grausamsten Konflikt sich auszuwachsen sollten, der je in eines Weibes Brust ausgekämpft worden ist: „Ich liebte den Gatten meiner Tochter. Liebte ihn mit der ganzen heftigen, verzehrenden Begehrlichkeit lang unterdrückten Empfindens. Erst am Hochzeitstage kam der ganze tragische Konflikt, jener wüste Schrecken mir zum Bewußtsein . . . was half jede Selbstverleugnung, jede Selbstbeherrschung? Als er neben ihr am Altar stand, beneidete ich mein Kind, haßte ich es! Haßte ich den Mann, mit dem ich 18 Jahre in treuer Gemeinschaft gelebt, den Vater meines Kindes, der mir dieses grausame Loos bereitet hatte! Die segnenden Worte des Priesters wurden für mich zum Fluch, die Freude zur Trauer! Es schien mir, als hätten die entsetzlichen Tragödien der antiken Welt hier, in unserem Hause neue Gestalt gewonnen . . . Verirrungen schauerlichster Art, wie sie nur eine ekstatische Phantasie erinnern konnte, wurden zur Tatsache, gipfelten sich auf zum Phänomen. Alle Begriffe und Vorstellungen verwirrten sich in mir. Ich vermochte Recht und Unrecht nicht mehr zu unterscheiden und so, in dieser Gefühlsstimmung entließ ich mein Kind zu ihrem Gatten . . . dem Manne meiner Liebe, den sie mir geraubt hatte.

Als ein halbes Jahr nach der Hochzeit Dein Großvater einem jähen Anfall seines langjährigen Nierenleidens erlag, sah ich darin nichts wie ein Walten des Fatums, das seinen in Blindheit begangenen Frevel rächte. Ich war damals noch in einem Uberschwang der Empfindungen, der jedes freie, unbefangene Urteilsvermögen beeinträchtigte. Außerlich ruhig und dem despotischen Zwange unserer konventionellen Formen mich unterwerfend, wie es Erziehung und Gewohnheit uns zum Lebenszweck machen, wühlte ich in mir Alles auf, was an Schmerz, Leid, Verzweiflung mir aus diesem Bündniß erwachsen war. Niemals kam ein Gefühl von Großmut, von

Gerechtigkeit in meine Seele, nur blinder Haß tobte in mir, und so stand ich an der Bahre meines Vaters.“

In tiefster Erschütterung hatte Ante diese Bekenntnisse gelesen und jetzt legte sie die Blätter nieder, bedeckte ihr Antlitz mit den Händen und verharrte eine Weile in stummem Schmerz. Erst allmählich gewann sie ihre Fassung soweit, um den Brief wieder aufzunehmen, und dann las sie weiter:

„Auch Reichstein und Cornelia waren mir fremd geworden. Und ich gab einer ungerechten Verbitterung, meinen Verstimmungen, mich rücksichtslos hin. Nach außen erschien meine Zurückgezogenheit wohl wie ein Zeichen der Trauer um den jäh geschiedenen Vater, was es in Wirklichkeit bedeutete, ahnte Niemand. Ich war ganz allein mit diesen schmerzlichen Irrungen und Qualen meiner Seele. Nur manchmal glaubte ich, Reichstein hätte eine Ahnung von dem, was in mir vorging. Sein Auge ruhte dann schmerzlich, vorwurfsvoll auf mir, aber er war durch seine Frau so vollauf in Anspruch genommen, daß er für nichts Anderes Sinn haben konnte. Cornelia schien den Verlust des Vaters nicht verschmerzen zu können. Die Möglichkeit seines Todes hatte sie in eine geradezu bedenkliche Erregung versetzt und ihre ohnedies zarte Gesundheit erschüttert. Der Gedanke war ihr unerträglich, daß ihr abgöttisch geliebter Vater die Geburt ihres Kindes, seines Entfells nicht mehr erleben sollte! Sie selbst schien die Freude an dem bevorstehenden Ereigniß verloren zu haben, und in höchst unerquicklichem Zustande, zwischen tiefster geistiger Depression und körperlichen Beschwerden verbrachte sie die Zeit. Und ich . . . kühl und gleichgültig stand ich daneben, ohne Anteilnahme an den Leiden meines Kindes . . . ich hatte mit mir genug zu tun. Fürchterliche Vorstellungen quälten mich. Ich verbrachte Nächte voll jämmerlicher Verzweiflung. Wenn Cornelia jetzt noch unvermählt wäre, sie . . . er . . . ich . . . frei! Wie anders hätte unser Leben sich gestaltet, das er, jener Andere, gewalttätig, voreilig, töricht in Fesseln gezwängt, die zu springen drohten . . . und nie zu sprengen waren! Erst am Totenbette Deiner Mutter erwachte ich aus meinen wüsten Träumen . . . sie hatte die Geburt ihres Kindes nicht überlebt! Und dann hielt ich Dich im Arme, Ante, und als Dein Vater zu mir trat und mich mit festem Auge ansah, da fiel, wie mit einem Schläge, all das Häßliche, Gräßliche von mir ab, was meinen Blick getrübt, mein Herz verhärtet hatte. Einen Moment wohl war es, als sollten Selbstvorwürfe, Gewissensbisse mich übermannen, aber ich gewann bald meine Ruhe wieder. Das Schicksal hatte grausam mit uns gespielt, meine Gedankenfünden heischten keine Sühne . . . ich war nur ein Mensch, eine Frau, die in einer kurzen Spanne Zeit viel erlitten und dem Leben seinen Tribut an Schmerz und Gram reichlich gezahlt hatte, und nun — hatte ich eine Aufgabe. Dich!

Als hätte in mir nie etwas Anderes sich vollzogen, so gelassen und

bedächtig trat ich Deinem Vater gegenüber, keine andere Stimme war in mir laut, als das Wort: Großmutter! Und als Du die kleinen, hilflosen Hände mir entgegenstrecktest, aus verwunderten, blauen Augen mich anblicktest, da ging ein merkwürdige Wandlung mit mir vor . . . ich hatte neue Pflichten, ein neues Lebensideal! Ich hielt ein Kind im Arm, sein Kind! Und ich war dessen Großmutter! Der Kampf der Begierden war ausgekämpft, eine neue Lebensphase fand einen neuen Menschen, den richtigen, den würdigen! Von Stunde an war ich eine Großmutter, und niemals verirrten sich meine Empfindungen rückwärts . . . Reichstein, den ich als den Gatten meiner Tochter nimmer zu fassen vermochte, war für mich nur der Vater meiner Enkelin.

Wie er zu mir stand in den fünf Jahren, die wir noch zusammen verlebten? Ich wage es nicht daran zu rühren . . . dunkel sind die Rätsel der Menschenseele . . . kein Wort verrät, was in ihm vorging, aber er litt! Wie gebrochen schien der ehemals so Kraftvolle. Eine Schußwunde, die er bei Mars la Tour erhalten hatte, fing an ihm nach vielen Jahren auf's Neue Beschwerden zu machen. Er war oft leidend, und drei Jahre nach Deiner Geburt machten sich die ersten Lähmungserscheinungen bei ihm bemerkbar. Seine Füße versagten den Dienst, er nahm seinen Abschied, war bald nur noch im Rollstuhl zu bewegen und starb, als Du fünf Jahre alt warst“ — —

Ante starrte trübselig vor sich hin. Welch trauriges Loos eigentlich in ihrer Familie! Die Eltern waren jung dahingegangen! Und wie gewaltige seelische Schmerzen waren in diesem engen Kreise durchlebt worden . . . wurden durchlebt, wie ein trauriges Erbteil — jetzt wieder von ihr! Ein Angstgefühl bemächtigte sich ihrer, hastig griff sie wieder nach dem Brief. Die Großmutter hatte noch etwas gesagt. Etwas Tröstliches! Ja, wahrhaftig, hier stand es:

„So ist das Leben, mein Kind! Und wer seine Schrecken überwindet, der wird verstehen, wie viel Schönes es birgt! Ich liebe es, trotzdem es mir Schweres gebracht, denn mir ward die Kraft, es zu tragen. Ich liebe es, trotzdem schwarze Schatten es verdunkelten, denn ich sah das Licht wieder und fand Heiterkeit in der Erkenntniß der Dinge und Frieden in der Erfüllung meiner Pflicht!

Und nun, mein Liebling, wirst Du mich ganz verstehen! Mein Leben war gesegnet durch Dich. Ich war eine Großmutter mit der freudigen Empfindung, Dir viel zu sein, ich bin es noch, und, Ante, ich werde auch eine — Urgroßmutter sein!

Ich küsse Dich. Und über Alles sonst das nächste Mal.

Großmutter.“

Auf der Terrasse des Kurhauses saß Irene Mayen an einem für zwei Personen gedeckten Tische. Sie schien nervös, und unruhig schweifte ihr Blick hinaus auf das Meer, das bleigrau und unbeweglich dalag. Es war in den Vormittagsstunden, gedämpfter Lärm drang vom Strande herauf, während auf der Promenade nur wenige Personen sich eingestellt hatten, um dem Konzert der Kurkapelle zu lauschen. Irene sah unmutig aus und blickte nach der Treppe zum Eingang und dann wieder nach ihrer Uhr, in Erwartung des Zweiten, der sich verspätet hatte. Die Terrasse war um diese Stunde ganz menschenleer, und nur ein Kellner lungerte gelangweilt umher. Sie winkte ihn heran.

„Auf wann ist das Frühstück bestellt?“ fragte sie ungeduldig.

„Auf zwölf Uhr, gnädige Frau.“

Wiederum sah sie auf die Uhr.

„Und jetzt ist es fast $\frac{1}{2}1$ Uhr,“ sie erhob sich, unentschlossen, ob sie nicht lieber gehen solle, aber in diesem Moment erschien Schröter am Ausgang der Terrasse. Hastig und erschauert. Der Kellner zog sich diskret zurück.

„Entschuldige, Liebe, daß ich Dich warten ließ, aber es war unmöglich, früher fortzukommen.“

Sie hatte sich wieder lässig am Tische niedergelassen und sagte:

„Warten ist nicht mein Fall . . . weißt Du! Ich bin pünktlich und liebe die Pünktlichkeit.“

„Ja, Du! Unabhängig, frei, jeden Moment Deines Lebens in der Lage, das zu tun, was Dir beliebt. Du kannst Dich nicht mit uns Sklaven vergleichen, die abhängig sind von tausend Konvenienzen und Zufällen und gewöhnlich immer gerade das tun müssen, was sie nicht mögen.“

„Pfui!“ murmelte sie halblaut, und ihr Ausruf verklang in den Tönen eines Wiener Walzers, der von unten heraufscholl.

Er sah sie unsicher an, dann winkte er dem Kellner und bestellte das déjeuner du jour und eine Flasche Heidsiek. Sie blickte wieder hinaus auf das Meer, gleichgiltig und müde.

„Gerade im Begriff fortzugehen, stolpere ich über die Baronin von Wilberg, die Gräfin Dobril und die Komtesse von Werblitz, die mich im Garten noch eine Weile festhielten . . .“

Sie sagte kein Wort, und er fuhr fort sich zu entschuldigen:

„Es wäre unhöflich sie ohne einige der üblichen Nebenarten vorbeizulassen. Uebrigens auch ganz unmöglich, denn die Gräfin Dobril fing bald vom Wetter, von den ruhigen Bädern, von neuangekommenen Kurgästen zu sprechen an und daß bald der ganze österreichische Adel sich in Heringsdorf eingefunden haben werde . . .“

Sie schwieg noch immer, und ungewiß, ob sie überhaupt zuhöre, fing er von Neuem an:

„Ja, wahrhaftig, es ist unbegreiflich, was für eine Vorliebe diese

Aristokraten für Heringsdorf haben, und die alte Baronin Wilberg, übrigens noch immer eine schöne Frau . . . Irene, bitte hier . . ." der Kellner servierte Bouillon in Tassen, und Schröter goß den Sekt langsam ein und reichte ihr das Glas.

Sie nahm es und sah ihn mit einem mokanten Blick an. Das verwirrte ihn.

"Und . . . ja . . . ja, was ich sagen wollte, die Baronin führt alle diese Leute bei uns ein, man kann sich kaum retten vor diesen ungarischen, böhmischen, mährischen, deutsch-österreichischen Baronen, Grafen und Herren von so und so . . ."

Sie hatte ihr Glas geleert, ohne mit ihm anzustoßen, und er trank jetzt das seine hastig aus und füllte beide auf's Neue.

"Bitte, Irene . . . Dein Wohl" . . . auf einen Zug trank er es aus, und sie tat ihm Bescheid, aber augenscheinlich noch immer verstimmt.

"Ich glaube gar, Du bist empfindlich. Solche Kleinlichkeit ist doch sonst nicht Deine Art, und glaube mir, es ging nicht anders. Es ist unmöglich, Gäste meines Hauses" . . .

"Deines Hauses?" . . . sie lachte höhnisch auf, "Deines Hauses . . . wie komisch! Ein Haus nennst Du Dein, in dem Du nicht einmal die Macht hast, Deine Freunde einzuführen. Seit vierzehn Tagen sitze ich hier in dem elenden Nest, beobachte und verabscheue dieses kleine, enge, dumme Bourgeoisleben, langweile mich zu Tode, ohne daß es Frau Ante beliebt, mich zu empfangen . . . denkst Du, daß ich das noch lange hinnehmen werde" . . .

"Aber, Irene . . . Du . . . ich" . . .

"Bitte, versuche es nicht, mich mit läppischen Ausreden zu beschwätzen . . . wie albern. Du weißt, wen Du vor Dir hast, und könntest Dir solche Faxeien ersparen."

Ein harter Blick streifte ihn, der ihn ganz nervös machte. Dann lehnte sie sich in ihren Sessel zurück und spielte mit ihrem Glase, während er das seine immer rascher füllte und leerte, als wollte er sich Mut trinken.

"Wenn ich nur wüßte, was das bedeuten soll? Auf Deinen dringenden Wunsch entschieße ich mich, hierher an diesen Dösestümpel zu kommen, muß in dem überfüllten, schlechten Hotel mit einem unbequemen Zimmer vorlieb nehmen und sitze nun hier, ohne in Deinem berühmten Hause empfangen zu werden." Höhnisch lachte sie bei den letzten Worten auf. "Du weißt wohl, daß es mir nicht um die Gesellschaft Deiner amüsanten Ante und ihres Hosiataates zu tun ist, denn welche Anregungen mir etwa die Mikoschbarone und die Grafen mit dem tschechischen Accent geben könnten, wirst Du ja wohl ermessen können. Ich pfeife auf all diese Halb- oder Ganzidioten, aber das Princip ist es. Ich bin nicht gewohnt, mich so beiseite schieben zu lassen, und wenn ich einmal hier bin, so ist es

selbstverständlich, daß ich in einem Hause empfangen werde, dessen Gast ich wochenlang war . . . Als was soll ich hier gelten, was mein Aufenthalt hier bedeuten? . . . Ich war zu lange nachsichtig und habe mich dadurch in eine ganz falsche Position gebracht . . . wahrhaftig, man darf sich nicht selbst untreu werden! Weil Deine Frau hysterische Grillen hat, soll ich hier eine lächerliche Rolle spielen, es scheint beinahe, als hättest Du vergessen, daß es Irene Mayen ist, vor der Du diese alberne Farce aufführst . . .“

„Aber, Irene . . . ich . . . wie kannst Du nur denken . . .“ versuchte er sie zu unterbrechen.

„Genug — gib Dir keine Mühe weiter . . . ich bestimme . . . und lasse niemals über mich bestimmen. Wenn ich nicht bis morgen von Deiner Frau eingeladen werde, reise ich ab, vielleicht auch unmittelbar nachher, denn ich sagte Dir bereits, daß es jetzt bei mir zu einer Prinzipienfrage geworden ist. Das merke Dir und darnach handle.“

Hochmütig warf sie den Kopf zurück und blickte ihn fest an, dann aber brach sie in Lachen aus und rief:

„Nein, Fritz, wenn Du nur ahntest, was für eine unglaublich komische Figur Du im Augenblick machst.“

Er wußte nicht, ob es klüger wäre, auf ihre Stimmungen einzugehen oder den Beleidigten zu spielen.

„Weißt Du, Irene, nein, Du mißverstehst die Situation vollständig,“ stotterte er, „glaube es mir, das liegt nicht an Ante . . . aber ihre Pflegerin Beate verweigert, Dich vorzulassen . . .“ er verbesserte sich schnell . . . „überhaupt Besuch vorzulassen“ —

„Und alle die Andern?“

„Das sind ihre Freunde, ihr sympathische Personen, Standesgenossen,“ rief er unbesonnen. Offenbar hatte er dem Sekt schon zu viel zugesprochen. Der Kellner entforckte soeben die dritte Flasche, nachdem er vorher das Dessert aufgetragen hatte.

Sie betrachtete ihn, ohne daß er es merkte, genau, nachdenklich. Sein Gesicht war gerötet. Er schien erregt und in einer jener Stimmungen, die sie an ihm kannte und die sich leicht bis zur Unzurechnungsfähigkeit steigerten.

„Es bleibt immerhin merkwürdig,“ sagte sie jetzt ganz gelassen und ruhig, „daß sich diese Maßregeln gerade gegen Deine Freunde kehren. Das ist nun besonders verlegend und nicht nur um meinetwillen, sondern auch Deinetwillen will ich das nicht dulden . . .“ Ihre Erbitterung und ihr Hohn von vorhin schienen völlig verflogen. Etwas Weiches, Zärtliches war in ihrer Stimme, und es rührte ihn, sie so besorgt um sich zu sehen.

„Ja, aber, angebetete Irene, was ist da zu machen?“ lallte er weiniglich, „wenn Du diese Beate sehen würdest . . . unnahbar. Die gnädige Frau bedarf der größten Ruhe und Schonung . . . der Herr Sanitätsrat

haben angeordnet . . . die Frau Geheimrat Rübinger haben es mir zur strengsten Pflicht gemacht' . . . ne, glaube nur, Herzchen, gegen so 'ne Note Kreuzschweizer giebt es keinen anderen Willen, da heißt es pariren. Das kannst Du Dir doch wohl denken, daß ich seit den vierzehn Tagen, wo Du hier bist, täglich zwei bis dreimal angetippt habe . . . ohne jeden Erfolg."

Sie folgte seinen Worten mit großer Spannung und beobachtete, wie er immer weiter trank, während sie ihr Glas längst bei Seite geschoben hatte. Sie wußte, der Wein würde seine Zunge lösen und ihn auch ihren Absichten gefügig machen. Kaltblütig wie stets in entscheidenden Momenten spielte sie ihr großes Spiel.

"Immerhin bleibt es auffallend, daß sich das gerade auf Diejenigen erstreckt, die ihr nahestehen. Die Wilbergs, die Werblitz, Verwandte und Freunde des Barons Rudolf verkehren lebhaft mit Deiner Frau, und das scheint ihr sogar eine besondere Genugthuung zu geben."

"Ja, Liebchen, das ist eben ihresgleichen — Adlige, Aristokraten, wie sie und die Ellguth-Rübinger. Art läßt nicht von Art . . . Du hast es ja miterlebt, daß von all den amüsanten Menschen, mit denen sie in Berührung kam, niemand ihr näher trat — nur der langweilige Baron erfreut sich ihrer Freundschaft — der natürlich, der ist ihresgleichen . . . blaues Blut . . ." er lachte höhnisch, "wir, ja wir alle . . . ich glaube, sie nehmen uns nicht für voll, wenn's auch 'ne Weile anders scheint. Das Standesbewußtsein bricht irgendwo doch mal durch. Wenn Du sehen würdest, wie diese geborene von Reichstein mich jetzt von oben herab ansieht, so wie aus weiten Fernen, aus fremden Welten, als müßte sie sich immer erst auf einen Zusammenhang zwischen uns besinnen . . ."

Ein diabolischer Gedanke stieg in ihr auf.

"O, allzugroß wird der wohl nie gewesen sein," sagte sie.

"Es sind eben getrennte Welten. Wir . . . wir Künstler . . . wir Größten der Erde und sie, und darum halten sie so zäh an ihren Standesvorurteilen fest, denn sie wollen doch nu mal nicht zugeben, daß wir ihnen über sind, und das sind wir doch, wir . . . wir Schöpfer . . . wir Götter . . . wir . . . Du und ich . . . Irene . . ."

Er war wirklich so weit, wie sie ihn haben wollte, und sie sagte scheinbar nachdenklich:

"Ob ihre Vorliebe für Wilbergs Familie nicht noch eine andere Verwandtniß hat?"

Er stierte sie mit fragenden Blicken an.

"Offenbar hat sie für den Baron eine große Zuneigung. Eigentlich waren sie stets zusammen, wir achteten nur nicht darauf, weil wir mit uns selbst beschäftigt waren. Und während dieser ganzen Zeit, wo sie das Kind erwartet . . ." sie hielt einen Moment zögernd inne, "Dein Kind?"

Er fuhr empor. Das klang wie eine Frage . . . eine Frage.

„Irene!“

Es war, als zuckten tausend wilde, wirre Gedanken durch sein Hirn.

„Wahrhaftig, er hat sie mit einer Sorgfalt, Zärtlichkeit, Umsicht umgeben, für die Du ihm dankbar sein mußt, mehr hättest Du für die Mutter Deines Kindes auch nicht tun können, und . . . ja, ich glaube, Fritz, Du hast da Manches verabsäumt . . .“ Er lachte etwas vor sich hin, und sie erhob sich plötzlich von ihrem Plaze.

„Wenn ich mich nicht beeile, komme ich um mein Bad . . .“, rief sie, als unterbräche sie eine ganz gleichgiltige Unterhaltung.

„Adieu, Fritz, auf Wiedersehen!“

Er bezahlte seine Rechnung und murmelte dabei leise vor sich hin:

„Dein Kind?“

Das Gift schien seine Wirkung zu tun.

* * *

Während Schröter mit Irene auf der Terrasse saß, hatte Ante mit der jungen Komtesse Werblitz einen kleinen Spaziergang unternommen. Das anmutige, kluge Mädchen hatte eine fast schwärmerische Zuneigung zu Ante gefaßt. Die rührende, bleiche Gestalt der leidenden Frau hatte auf ihr Herz einen tiefen Eindruck gemacht. Immerfort beobachtete sie, mit wie wunderbarer Geduld Ante ihr Leid ertrug, denn seit sie Schröter kennen gelernt hatte, fühlte sie intuitiv, ein wie schweres Frauenschicksal da mutig getragen wurde. Eine unbezwingliche Abneigung gegen ihn hatte sie erfaßt, aus der sie kaum einen Hehl zu machen vermochte, obwohl der Professor dem hübschen, temperamentvollen Geschöpf mit besonderer Zuversichtlichkeit sich näherte. Sie interessirte ihn offenbar, und ihre herbe, frostige Haltung reizte ihn. Sie aber zog sich unwillkürlich vor ihm zurück, als ahne ihr reiner Sinn, was seine Seele barg. Sein Wesen, sein Ton waren ihr zuwider, und die Art, wie er mit Ante sprach, weckte ihre höchste Empörung. Diese lächelnde, siegesichere Ueberlegenheit, diese leichte Ironie, die sich in seine Freundlichkeit mischte, unerträglich. Ein unendliches Mitleid ergriff sie, und in ihrem Herzen klang es unaufhörlich wieder: Arme Ante.

Sie hatte jetzt ihren Arm um sie geschlungen und geleitete sie zärtlich, mit behütender Sorgfalt zu einer Bank, die unter einem Nadelbaum stand, an der Grenzmarke des benachbarten Kurortes Ahlbeck. Dort ließen sie sich nieder. Der Himmel war bedeckt, und über dem unbeweglichen Wasser flatterten sturmverkündend einige Möven. Schwüle in der Luft. Bedrückend, angrißvoll die Atmosphäre. Ante atmete schwer.

„Sind Sie müde, gnädige Frau?“ fragte das junge Mädchen.

„Müde? Ach nein, aber etwas so Schweres, Beklemmendes liegt in der Luft . . . wir bekommen sicher heute noch Sturm, ein Gewitter vielleicht . . .“

„Das wäre schön, ich liebe die Gewitter, diesen Aufruhr in der Natur, und Sie, gnädige Frau?“

„O, ich . . . ach nein . . . früher, ja, wie ich jung war und mutig wie Sie, aber jetzt? Ich fürchte mich . . .“

Arme Ante! klang es leise in ihr.

Sie überlegte, wie sie sie auf andere Gedanken bringen könnte.

„Bei uns, auf dem Lande, im böhmischen Waldviertel, da sind die Gewitter prachtvoll, die müssen Sie einmal sehen. Vor dieser Größe verliert man jede Furcht, da bleibt nur die Bewunderung.“

Ante hatte zerstreut auf ihre Worte gehört. Etwas Anderes schien ihren Geist zu beschäftigen, und dann sagte sie:

„Es muß schön sein, dort in den waldigen Bergen! Erzählen Sie mir etwas davon, Komtesse . . .“

„O, wunderschön! Sie müssen einmal nach Czernahora zu uns kommen, gnädige Frau, im Sommer, zur Erntezeit, oder im Herbst zu den Jagden. Das ist herrlich. Alles dort ist in gesegneter Fülle, man weiß vor lauter Uebermut garnicht, wie gut man es hat. Aber sie kennen ja das Landleben von Hermsthäl und Ellguth her und wissen, wie schön das ist.“

Wiederum schien es ihr, als höre Ante nicht zu, als weilten ihre Gedanken wo anders und als antworte sie ohne innere Teilnahme: „Ja, aber die Natur dort ist armselig. Die Berge fehlen, die weiten Wälder . . .“ sie machte eine nachdenkliche Pause: „Aber Sie haben Recht, es ist auch dort köstlich und so wundervoll glücklich . . . dort bei Großmutter . . .“ als spräche sie mit sich selbst, so leise und traurig klangen ihre Worte.

Arme Ante, schrie es förmlich in Stephanie auf.

Wenn sie ihr nur etwas Tröstliches, Liebes zu erweisen vermöchte.

„Ich hoffe immer, Sie kommen einmal zu uns. Tante Wilberg muß Sie einladen. Czernahora ist nämlich das schönste Gut im ganzen Böhmerland. Eine Musterwirtschaft. Und so herrlich gelegen. Meilenweit die großartigsten Forsten und das Schloß im Park, und Felder und Wiesen, üppig, gedeidlich, wohlgepflegt, und weiter abseits die großen Brauereien und Stall und Keller — Alles comme il faut . . . Tante Wilberg ist überall bekannt durch ihre landwirtschaftlichen Talente . . . ja, das müssen Sie sehen, gnädige Frau, ganz gewiß . . .“ Sie hatte sich in immer lebhaftere Begeisterung hineingeredet, besonders als sie merkte, daß Ante ihr jetzt mit Interesse folgte, und war daher ganz verwirrt, als diese sie mit den Worten unterbrach:

„Und eines Tages werden Sie als junge Guts herrin Ihren Einzug halten in Czernahora?“

Stephanie brach in ein fröhliches Gelächter aus.

„Sie wissen es?! Tante Wilberg wünscht es . . . aber . . . ja, und alle ihre Wünsche gehen eigentlich in Erfüllung, aber beim Heiraten kommt es doch mehr auf die Wünsche der betreffenden Eheandibaten an, als auf

die der Verwandtschaft und Vaterschaft und Freundschaft . . . die sind leicht zur Hand mit ihren Plänen, und Heiratschmieden giebt es in allen Familien. Da sitzen immer wo zwei ältere kluge Leute zusammen, die finden, daß diese oder jene zwei jüngeren Leuten ein ausgezeichnetes Paar abgeben . . .“

Ante lauschte amüsiert und mit einer gewissen Spannung auf ihr munter vorgebrachtes Geplauder.

„Ja . . . aber diese klugen, älteren, wohlmeinenden Leute finden doch sehr oft das Richtige . . .“ warf sie ein.

„Mag sein, aber ich würde mich doch nur auf eigene Gefahr verheiraten,“ lachte sie übermütig, „für Tante Wilberg habe ich ja eine riesige Zuneigung, und Rudi? Gott, Sie wissen ja, was er für ein Prachtmensch ist! Und seine Freundschaft für Sie macht ihn mir doppelt lieb . . . das ist er so ganz, der ritterliche Rudi . . . der einem süßen, unglücklichen Geschöpf . . .“ sie hielt erschrocken inne, und ihre Unbesonnenheit erkennend, fügte sie rasch hinzu:

„Tante Wilberg und der Graf Paar, mein Vormund und Vermögensverwalter, sind natürlich ganz einig. Bei denen ist die Sache beschloffen, fertig — die ganze hochverehrte Vatterschaft in ganz Böhmen und den umliegenden Ortschaften desgleichen. Ich glaube immer, daß Maria Theresia von Kolonitz und Elisabeth von Wilczek sich bereits mit ihren Toiletten zu meiner Hochzeit beschäftigen und daß der junge Graf Czibor von Loßtag und Baron Synek von Kreibitz sich über die Arrangements zum Polterabend bereits die hübsch frisirten Köpfe zerbrechen . . . Nationale Tänze meint der Eine, aus der verkauften Braut natürlich, und dann lebende Bilder mit 'nem Schlußtableau, in dessen Mitte die Libussa steht . . . ich höre sie förmlich sich darüber ereifern, Sie müssen nämlich wissen, Frau . . . darf ich Frau Ante sagen?“

„Ganz gewiß . . . ich bitte darum, liebe Stephanie.“

Das junge Mädchen hielt einen Moment inne und sah sie zärtlich an,

„Ja, nämlich ohne Libussa giebt's jetzt keine Hochzeit bei uns in Böhmen, das ist streng patriotisch, und es sieht auch immer sehr poetisch aus. Neulich auf der Hochzeit von Olli von Hohenthal mit meinem Vetter Jan von Werblitz sah die junge Gräfin Helena von Wallenburg als Libussa wirklich prächtig aus . . . und dann flüsterte Graf Paar mir zu, die nächste sehen wir auf Deiner Hochzeit, Stephanie . . . Gott, ich nehme es dem alten Herrn ja nicht übel, daß er ein Bündel wie mich und so 'nen komplizierten Besitz, mit Gütern in Böhmen und Palästen in Prag und Wien, möglichst schnell loswerden will. Daß mein Gut Czermionka an Czernahora grenzt, ist geographisch auch eine sehr bedeutungsvolle Sache, und aus Geographie und Liebe hat sogar Björnson schon ein Stück gemacht.“ Sie merkte, daß ihr Geplauder Ante amüsierte, „und ja, ich habe es vor drei Jahren in Berlin gesehen . . . also bitte, Frau Ante, unterschätzen Sie meine

Bildung nicht auf Kosten der böhmischen Dalken, die ich Ihre Köchin baden gelehrt habe . . .“

Ante lachte laut auf.

„Schmecken sie nicht gut?“ schmeichelte sie. „Tante Wilberg behauptete zwar, sie hätten etwas mehr Butter haben können, und Rudi ißt sie nur gern, wenn sie ganz fett sind, aber ich glaube, über Rudis Geschmack haben wir uns schon im vorigen Herbst in Czernahora geeinigt . . .“

Sie errötete leicht, und ihr lachendes Antlitz bekam einen ernstern Ausdruck, verstohlen streifte ihr Blick die bleiche Frau an ihrer Seite, und wieder zog es mitleidsvoll durch ihren Sinn: Arme Ante! So ausgeschlossen von jedem Glücksgefühl war sie, und ihr war, als müsse sie sich ihres großen Glücksreichtums schämen!

Ob Ante vielleicht im Augenblick das Gleiche dachte? Ein schwerer Atemzug hob ihre Brust, und dann erhob sie sich und sagte mit matter Stimme: Wir wollen zurückgehen. Die Luft ist so drückend und atembeklemmend, daß wir im Hause mehr Kühle finden als draußen.“

Wortlos legten sie den kurzen Weg nach der Villa zurück.

* * *

Als Ante ihr Zimmer betrat, empfand sie die Stille und Kühle des Raumes angenehm. Die Jalousieen waren herabgelassen, und durch die offenstehenden grünen Stäbchen drang ein gedämpftes Licht ein. Schwester Beate eilte fürsorglich herbei, um nach ihr zu sehen, und riet: „Ruhen Sie aus nach dem Spaziergang, es ist so heiß und schwül, daß Sie eigentlich garnicht hätten fortgehen sollen.“

„O, es war himmlisch draußen, und die Komtesse Stephanie ist ein so gütiges, reizendes Geschöpf, daß man an ihrer Seite nur Schönes und Liebes empfindet . . . wir sind auch nicht weit gegangen, nur bis zur Bank neben den Grenzpfählen, dort saßen wir, und sie plauderte von ihrer Heimat und . . . ja Alles, was sie sagte, ist so lieb . . . so lieb . . .“

Träumerisch blickte sie vor sich hin, und Schwester Beate beobachtete sie unauffällig, während sie ihr behilflich war, das Promenadenkleid mit einem leichten weiten Morgenrock zu vertauschen. Dann streckte Ante sich auf die Chaiselongue aus, und als Schwester Beate sie verlassen hatte, rief sie die Unterhaltung mit dem jungen Mädchen sich zurück.

Hatte sie denn wirklich gar keinen Anspruch auf menschliche Freude und Frohsinn? War sie verworfen vor der Gnade Gottes, ausgestoßen aus der Glücksgemeinschaft der Menschen?

Sie fuhr jäh empor. Ein Geräusch hatte sie aufgeschreckt, ehe sie sich eine Antwort fand auf diese trostlos-qualvollen Fragen, und dort — im Rahmen der Thür stand diese Antwort, grauenhaft . . . verkörpert in der Gestalt ihres Mannes, der sie mit gläsernen Blicken küstern anstierte.

Sie schrie leicht auf, erhob wie in unwillkürlicher Abwehr die Hände und richtete sich aus der liegenden Stellung auf.

„Da bist Du ja, mein Antchen,“ sagte er, indem er die Thür vorsichtig hinter sich verschloß, „ich suchte Dich überall, es ist ja hier ganz unmöglich, einmal ein Viertelstündchen mit Dir allein zu sein. Ueberall diese Krankenschwester, angst und bange wird Einem vor der . . . vor der Himmel-roteskreuzdonnerwetter-Schwester!“ Stoßweise kam, was er sagte, und ihr graute vor seinen rohen Späßen. Sie hatte nur den einen Wunsch, ihn von sich zu entfernen, aber sie fürchtete, ihn zu reizen, und sagte daher scheinbar ruhig:

„Ich wollte ein wenig ausruhen, schlafen . . . ich habe einen Spaziergang mit der Komtesse Stephanie gemacht, und das ermüdet mich jetzt immer sehr.“

„Hättest Du mich lieber mit der kleinen, borstigen Komtesse spazieren geschickt,“ er lachte cynisch, „ich versichere Dir, ich wäre nicht müde geworden, keinesfalls hätte ich aber das Bedürfnis verspürt, mich allein auf ein Ruhebett zurückzuziehen.“

Mit fürchterlicher Klarheit erkannte sie, in welcher Verfassung er war, was sein verschwommenes Auge ihr schon bei seinem Eintritt verraten hatte, wurde zur Gewißheit. Eine tödtliche Angst befiel sie, unruhig und zweiselnb blickte sie umher, als überlege sie, woher ihr Hilfe kommen könne.

Er hatte diesen Blick bemerkt und sagte hämisch:

„Sei unbesorgt, mein Täubchen, es geschieht Dir nichts. An Deine stolze Komtesse dachte ich, aber freilich die . . . die verabscheut mich, wie Alle hier im Hause, Madame, meine Frau Gemahlin, obenan . . . lachhaft, wahrhaftig! Und das . . . das . . . das duldet nur so ein gedulbiges Ehehuhn . . . was? Sumpfhuhn wolltest Du sagen . . . leugne nicht . . .“ er war näher getreten, „ich . . . ich kenne Deine gütige Meinung über mich . . .“ Er begleitete jedes seiner Worte mit einem widerlichen Lachen, „die reine Verschwörung ist's, aber noch ein Weilchen Geduld . . . noch ein Weilchen . . . wie lange dauert denn so 'ne dumme, rücksichtslose Geschichte?“ Schwerfällig ließ er sich auf einen Sessel nieder, während sie sich jetzt völlig erhob und neben dem Tisch stehen blieb, vor dem er saß . . . „so 'ne ewige Greinerei und Schonzeit, in der man weder was sagen noch tun darf . . . so ein putiges Nährnichtsichtangetue . . . lächerlich, bei Gott!“

Sie wagte nicht, sich zu rühren, und vermochte auch kein Wort hervorzubringen.

„Aber etwas sagen wollte ich Dir doch . . . was war's nur?“ er rieb sich die Stirn, „ja, so . . . beinahe hatte ich es vergessen . . . die Mayen ist seit vierzehn Tagen in Heringsdorf, das weißt Du, und sie hat noch keine Einladung zu uns bekommen . . . das ist sie nicht gewohnt . . . so . . . so en canaille behandelt zu werden.“

Er stützte den schweren Kopf auf die Hand.

„Sie ist eine Dame, diese Irene Mayen, eine stolze Dame, eine temperamentvolle Dame, eine . . . eine . . . Gott ja, sie ist eben eine Dame, eine große Dame . . .“ Er lachte wie ein Trunkener, als er dies sagte. „Du glaubst's wohl nicht, aber . . . aber sie hat es mir selbst gesagt . . . in Berlin, ja in Berlin, in dieser Tugendatmosphäre, da . . . ja . . . ja da vergiebt sich Keiner was, hat sie gesagt . . . ja, hat sie gesagt, und sie tut es auch nicht, Du darfst's mir wirklich glauben, Ante. Das ist wirklich eine Dame, eine feine Dame, eine hochfeine Dame, und Du kannst sie ohne Weiteres einladen . . . ja, Du mußt sie sogar einladen . . .“

Sie litt fürchterlich. Angst und Ekel schnürten ihr die Kehle zusammen, dennoch behielt sie soviel Geistesgegenwart, um sich zu sagen, daß es wohl am besten wäre, ihn zu beschwichtigen und ihn dann vielleicht zu veranlassen, sich zurückzuziehen. Seinen Rausch auszuschlafen! Ein Schauer erfaßte sie, trotzdem sagte sie äußerlich ruhig und begütigend:

„Du weißt doch, daß der Arzt es mir verboten hat, Gäste zu empfangen, gesellig zu leben, irgend welche Unruhe um mich zu haben. Aus diesem Grunde hält Schwester Beate Alles fern. Mein Zustand erfordert leider die größte Schonung . . . ich empfinde das selbst am schmerzlichsten. Aber herein müssen wir uns finden . . .“

Sie hatte bei diesen Worten den Platz am Tisch verlassen und stand jetzt ziemlich in der Mitte des Zimmers. Das matte, graugrüne Licht, das zwischen den halb offenen Jalousieen hereinfiel, gab ihrem Antlitz eine Totenfarbe.

Er starrte sie an und stammelte: „Na, gut siehst Du ja freilich nicht aus, aber man muß sich ein bißchen zusammennehmen. Gott, so was ist doch schon mal dagewesen, und die meisten Frauen kriegen Kinder, und wenn jede so ein Getue damit machte, dann würde die Welt bald aussterben, denn die Männer würden sich für das Vergnügen bedanken.“

Sie biß die Lippen aufeinander, um nicht aufzuschreien, ihm nicht eine bittere Antwort zu geben. Was galt ihr überhaupt, was er sagte . . . in solchem Zustande noch dazu? Nur wenige Wochen, und sie war frei! Unglücklich wohl, gedemütigt, gekränkt, die Mutter eines vaterlosen Kindes, aber befreit von diesen unerträglichen Qualen, ihn in ihrer Nähe dulden zu müssen. Jetzt aber erfüllte sie nur ein Gedanke, wie sie ihn aus dem Zimmer fortbringen könne.

„Ich . . . ich möchte Deinem Wunsche gern entsprechen, Fräulein Mayen zu empfangen . . .“

„O, sie ist eine Dame, eine feine Dame!“

„Aber Du weißt doch, daß ich gar nicht selbst über mich bestimmen darf. Schwester Beate hat darüber zu entscheiden, ich will mit ihr sprechen . . .“

„Na, hör' mal, das wäre ja noch schöner! Wir werden erst bei dem

schwarzen Engel ein Gnadengesuch einreichen . . . von ihren Launen uns abhängig machen . . .“ Sein Aerger schien ihn etwas ernüchtert zu haben, und sie suchte den Moment zu benutzen und sagte sanft:

„Ach Fritz, sie ist so bedacht für mich, so sorgsam und treu . . .“

„Ja wohl! Und tut Alles, was Dir Spaß macht. Warum läßt sie denn den österreichisch-ungarisch-mährisch-böhmischen Adel den ganzen Tag bei Dir ein- und ausgehen? Man tritt ja hier förmlich auf lauter Gräfinnen, Baroneffen und Komtessen . . . nichts als Werblige und Rohitsche und Larijsche und Orbs und . . . und Wilberge!“

Wilberg!

Vor ihm erhob sich plötzlich riesenhaft die verleumderische Verdächtigung Jrenens.

Sein Atem keuchte. Blutrot flirrte es vor seinen Augen. Den letzten Rest der Besinnung, den ihm der übermäßige Genuß des Sektens noch gelassen, raubte ihm das Gift der Verleumdung. Er war völlig außer sich. Mühsam erhob er sich von seinem Plaze. Und nun standen sie sich Beide gegenüber.

„Wilberg! Hähä . . . das hätte ich bedenken müssen! Man hat gern die Mutter seines . . . seines . . . Geliebten . . . Pardon, geliebten Freundes um sich . . .“

Sie sah ihn mit weitaufgerissenen, entgeisterten Blicken an. Sie hörte seine Worte, ohne ihren Inhalt zu verstehen, aber unwillkürlich erhob sie ihre Hand, hilfesuchend.

„Und nichts Gewisses weiß man nicht, in so verzwickten Fällen.“

Der Aufschrei des Jammers, des Entsetzens erstarrte auf ihren Lippen. Lautlos, wie vom Blitzstrahl getroffen, brach sie zusammen.

* * *

In Antes kleinem Salon saß der Geheime Sanitätsrat Dr. Meißner, vor ihm stand Schwester Beate und berichtete über das Befinden ihrer Pflegebefohlenen, die gestern Vormittag einem Mädchen das Leben gegeben hatte.

„Wir müssen diese Apathie unbedingt zu bekämpfen suchen,“ sagte er überlegend.

„Ich weiß nicht mehr, wie ich ihr beikommen soll, Herr Geheimrat, seit das kleine Geschöpf gestern den ersten Schrei ausstieß, hat die arme Frau noch nicht das mindeste Zeichen einer Anteilnahme von sich gegeben. Still, mit gefalteten Händen und geschlossenen Augen liegt sie da, und seit heute früh verweigert sie jede Nahrungsaufnahme.“

„Wie ist der Puls?“

„Schwach, aber regelmäßig.“

„Ich will mich bald selbst davon überzeugen, nur müßte ich vorher noch Einiges von Ihnen hören, was sich mehr auf ihr seelisches als körper-

liches Befinden bezieht. Also auch der Geburtsakt hat in ihrem Wesen keine sichtliche Veränderung hervorgebracht?"

„Nichts Bemerkenswerthes. Sie atmete erleichtert auf, als Alles vorüber war, was Sie ja noch selbst beobachteten, und dann trat wieder jene völlige Depression ein, der sie nicht mehr zu entreißen ist, seit jenem Tage, wo wir sie in so tiefer Ohnmacht auf dem Fußboden liegend auffanden.“

„Die Sache bleibt unaufgeklärt, sie lehnte bei ihrer Rückkunft mir gegenüber ebenso wie Ihnen dort jede Auskunft ab. Fest steht nur das Eine, daß sie allein war, als Sie sie fanden, daß Niemand bei ihr war . . .“

„Niemand! Sie hatte sich zum Schlummern niedergelegt, als ich sie verließ. Als ich nach einer Stunde wiederkam, fand ich sie auf dem Boden ausgestreckt, wie ich es Ihnen, Herr Geheimrat, damals am Tage nach unserer Rückkehr schilderte.“

„Ich weiß, ich weiß — und nichts war von ihr zu erfahren, damals nicht, wie nachher. Sie ging auf nichts ein und setzte allen meinen Fragen ein beharrliches Schweigen entgegen.“

„Wäre es möglich,“ fragte die Pflegerin bescheiden den Arzt, „daß sie die Vorgänge vergessen hätte, die vor dem jähen Anfall lagen?“

„Möglich wohl, aber nicht wahrscheinlich, weil in der Art ihrer Verschlossenheit doch Absicht zu liegen scheint. Sie war Ihnen Berichten nach vor diesem Anfall doch in leidlich guter, jedenfalls in besserer Stimmung?“

„Das war sie, ganz gewiß, und besonders an jenem Vormittage. Ich half ihr beim Umkleiden, als sie von dem Spaziergang mit der Komtesse Werblitz zurückkam.“

„Und die Komtesse?“

„Sie wußte nichts zu sagen, nicht das geringste Anzeichen jener Katastrophe, die, als sie eintrat, Alle in die höchste Aufregung und Bestürzung versetzte und den kleinen Freundeskreis, der sich um sie gebildet hatte und der ihr offenbar so wohlgetan, auseinandertrieb. Wir waren ratlos. Der in Heringsdorf herbeigerufene Arzt konnte nichts Anderes konstatiren, als was ich ihm zu sagen vermochte, daß eine mit schwerer Lethargie verbundene Ohnmacht, aus der sie übrigens bereits erwacht war, als er eintrat, vorläge . . .“

„Und der Mann, der Herr Professor?“

„So, wie ich es Ihnen bereits sagte. Er war erst nicht aufzufinden, dann kam er mehr verstört als erschrocken über die plötzliche Mitteilung zum Vorschein, klagte über Kopfschmerzen und allerhand Uebelbefinden, sah jämmerlich aus und erklärte, da er seiner Frau ja doch nicht helfen könne, sie lieber nicht sehen zu wollen. Dann murmelte er noch etwas von der drückenden Gewitterluft, die sie wohl niedergestreckt habe, wie sie

auch ihm schwer in allen Gliedern liege, und zog sich in sein Zimmer zurück.“

„Ob in all dem nicht doch ein Zusammenhang steckt?“

„Er war den ganzen Vormittag nicht in ihrer Nähe. Ich sah ihn selbst gegen 11 Uhr das Haus verlassen. Als er gegen drei Uhr, kurz vor der Dinerzeit wiederkam, war Alles vorüber.“

„Ja, hm — und dann?“

„Erst als auf meine telephonische Anfrage bei Ihnen der Bescheid kam, sofort abzureisen, wenn die Leidende zu transportiren sei, kam das erste Mal Bewegung in sie. Ich fragte sie, ob sie es nicht vorziehen würde, nach Berlin zurückzukehren, und in unbegreiflicher Hast stimmte sie zu: — Ja, reisen wir ab, schnell, sobald als möglich, ich kann hier nicht bleiben, nicht atmen,“ rief sie, die bis dahin kein Wort gesprochen hatte.“

„Das deutet doch wieder auf uns nicht bekannt gewordene Vor-
kommnisse.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Wie ich Ihnen schon wiederholt versicherte, ich habe nichts wahrnehmen können, trotzdem ich sie fast unausgesetzt beobachtete.“

„Es waren gestern sechs Wochen, seit Sie zurück sind?“

„Sechs Wochen.“

„Und in dieser Zeit haben Sie nicht vermocht, sie dieser Stimmung zu entreißen?“

„Es war immer ein stilles, apathisches Vorsichhinbrüten, in dem nur manchmal etwas wie Entsetzen, wie Furcht auftauchte. Man hätte denken können, daß es die Angst war vor der ihr bevorstehenden schmerzlichen Stunde, aber das war es nicht.“

„Nein, sicher nicht, denn sie hat die Schmerzen der Niederkunft mit Gelbennut ertragen, und es war arg bei der immerhin etwas verfrühten Geburt und bei der Unmöglichkeit, in ihrem Zustande ihr irgend eine Erleichterung durch die Narkose zu verschaffen. Ich wagte nicht bei der fast an Ohnmacht grenzenden Apathie Chloroform anzuwenden, und dann erwartete ich eine Einwirkung auf diese Apathie gerade durch die Schmerzen, der Organismus ist kräftig genug, sie durchzumachen. Die Sache ist rein psychischer Natur, bedenklich aber immerhin, besonders wenn sie die Nahrungsaufnahme fortgesetzt verweigert und nicht entsprechend zu kräftigen wäre. Ich will nun mal nach ihr sehen — und das Kind?“

„Gut, aber gesund und wohlgebildet.“

Schwester Beate geleitete den Arzt dann in die Wochenstube. Dort saß neben Antes Bett eine zweite Wärterin, die sich beim Eintritt des Doktors erhob und mit flüsternder Stimme nochmals Rapport erstattete. Seit Schwester Beate das Zimmer verlassen hatte, um den Arzt zu empfangen, hatte sich nichts geändert. Die junge Mutter lag mit fest-

geschlossenen Augen, ohne zu schlafen. Die bleichen, zarten Hände ruhten auf der Bettdecke, und allen an sie gerichteten Fragen setzte sie ein beharrliches Schweigen entgegen. Auch als der Arzt ihren Arm ergriff, um nach dem Puls zu fühlen, rührte sie sich nicht, und auf seinen Zuspruch erfolgte keine Antwort. Prüfend ruhte sein Auge auf ihr. Es war, als wolle er durch seinen hastenden, durchdringenden Blick sie zu einer Bewegung, einer Aeußerung zwingen. Nichts geschah. Er trat dann noch an das Bettchen des neugeborenen Kindes. Es schlummerte. Nochmals beobachtete er jetzt aus der Entfernung Ante und verließ hierauf sehr nachdenklich das Zimmer.

Schwester Beate begleitete ihn, um weitere Anordnungen in Empfang zu nehmen, und er sagte, als sie draußen waren:

„Das ist ein merkwürdiger Fall, aber nicht von Willenslähmung, wie es den Anschein hat, sondern von einer ganz bewußt und konsequent durchgeführten Absicht, deren Gründe wir allerdings nicht kennen. Nach dem ganzen Befund ihres Zustandes könnte sie auf Alles reagiren; sie will nicht. Ich bin Ihrer Fürsorge und unbedingten Achtsamkeit ganz sicher, Schwester Beate, dennoch sollte sich nicht doch irgend ein Anhaltspunkt finden in dem, was sie nach der Affaire sagte oder tat, äußerte sie nicht irgend einen Wunsch, eine Absicht?“

Sie sann einen Augenblick nach.

„Nur einen, den sie früher schon wiederholt zum Ausdruck brachte. Als wir auf der Rückreise uns Berlin näherten, fuhr sie plötzlich aus dumpfem Sinnen empor, erfaßte meine Hand und sagte mit flehender erschütternder Stimme: und noch einmal, Schwester Beate, was Sie mir schon heilig versprochen haben, meine Großmutter, die alte Frau dort in Herinstal darf nichts von alledem erfahren; nichts, garnichts. Bitte, bitte, versprechen Sie es mir wieder, sie soll nicht beunruhigt werden, durch nichts, bis — bis Alles vorüber ist . . . Alles vorüber. Ich bezog es auf die Niederkunft und versprach es, und da sah sie mich mit dankbar rührendem Blick an, preßte meine Hand und flüsterte: Ich danke Ihnen, und sorgen Sie sich nicht um mich, das Alles geht vorüber — Alles! Seitdem kam sie nicht wieder darauf zurück und verfiel dann auf's Neue in das Träumen und Hindämmern, das Ihnen jetzt ja auch bekannt ist.“

„Also auch da nichts Erfichtliches für die ungeheure seelische Erschütterung, auf die ihr Verhalten und Befinden schließen läßt, denn was Sie soeben von ihren Wünschen betreffend Frau Geheimrat Rüdinger erzählen, liegt ja lange vor der augenblicklichen Situation. Was sie die Briefe, die sie von der Großmutter nach ihrer Rückkehr bekam?“

„Den ersten unter heißen Tränen, die beiden folgenden schon ruhiger, ohne aus ihrer Apathie sich besonders aufzuraffen . . . ein vorgestern angelangtes Schreiben fand ich uneröffnet in ihrem Toiletten-

zimmer auf der verschlossenen Kassette, in der sie die Briefe aufzubewahren pflegte."

"Man muß in diesem complicirten Falle auf Alles achten. Und der Gatte," ein verächtlicher Zug umspielte seinen Mund, „dieser berühmte, saubere Herr Professor —"

„Sie sah ihn garnicht. Anfangs verweigerte sie ihm jedes Beisammensein, und dann verlangte er garnicht mehr danach. Er scheint überhaupt kaum noch im Hause zu sein."

„Wird sich schon anderwärts zerstreuen," murmelte er, „nun aber, liebe Schwester, ich muß fort, kann auch im Augenblick nichts tun, wir müssen die Ankunft der Frau Geheimrat Rüdinger abwarten, vielleicht dann — irgend ein Experiment. Der Körper ist jung und kräftig, würde es also wohl gut überstehen, und der Seele werden wir eben mit starken Eingriffen beizukommen suchen müssen. Es will überlegt sein, ich werde auch jedenfalls noch einen Nervenspecialisten zuziehen. Also auf heute Abend, vielleicht gelingt es Ihnen doch, ihr etwas Nahrung beizubringen, wenn nicht, na dann wird es auch nichts schaden, also auf Wiedersehen so zwischen 5 und 6 Uhr."

„Adieu, Herr Geheimrat!"

In der Thür drehte er sich nochmals um.

„Wann erwarten Sie Frau Rüdinger?"

„Der Zug aus Breslau trifft um 11 Uhr 25 Minuten hier ein."

Sie zog ein Telegramm aus der Tasche und reichte es ihm. „Das ist die Antwort auf meine telegraphische Meldung."

Er entfaltete es und las: „Trefte morgen Vormittag über Breslau kommend dort ein. Hocherfreut Gruß und Glückwunsch."

Dann sah er auf seine Uhr. „Sie kann also in knapp zwei Stunden hier sein, es fehlen wenige Minuten zu 10. Die arme, bedauernswerte Frau ahnt nichts davon —"

„Nein."

„Lassen Sie es dabei sein Bewenden haben, und bevor ich wiederkomme, darf Niemand, auch die Großmutter nicht, vorge lassen werden. Adieu, Schwester Beate."

„Adieu, Herr Geheimrat."

* * *

Rudolf v. Wilberg hatte eine lange Unterredung mit Frau Geheimrat Rüdinger. Sie schien zunächst fassungslos über die Mittheilungen, die er ihr in schonendster und diskretester Weise machte.

„Und all dies, was Sie mir hier erzählen, hat mein armes Kind ertragen, ohne daß mir auch nur die entfernteste Ahnung der Seelenqualen, die sie erlitten, gekommen wäre. Ich glaube, Baron, ich war nicht nur kurzsichtig, sondern auch egoistisch."

„Gnädige Frau, es war das einzige Tröstliche in dieser schweren, bitteren Zeit für Ihre Enkelin, daß sie Ihnen gegenüber den Schein aufrecht erhalten konnte. Wie die Verhältnisse lagen, hätten auch Sie nichts ändern können, denn sie durfte in dieser Verfassung ja nicht einmal das Haus des Vatten verlassen, ohne seine Zustimmung, und diese hätte er natürlich niemals gegeben.“

„Aber ich hätte bei ihr sein können, sie trösten, beruhigen“ . . .

Das Beruhigendste für sie war, daß Sie verichont blieben von diesen häßlichen, abscheulichen Dingen. Daran klammerte sie sich fest, und ich glaube, sie hätte viel mehr gelitten, wenn sie gewußt hätte, daß Sie mit ihr leiden. So wurden Ihre Briefe für sie die Quelle der Freude, und ihr mutiger Entschluß gab ihr immer noch einen Halt, bis zu der Zeit, wo sie aus dem Seebade zurückkam.“

„Und Niemand weiß, was sich dort zugetragen am Tage ihrer Erkrankung? Ich habe mir von der Schwester Beate vorhin alle Einzelheiten genau mitteilen lassen, jeder Anhaltspunkt fehlt für diesen plötzlich eingetretenen Zusammenbruch ihrer physischen und psychischen Kräfte.“

„Ich kenne seit einigen Stunden die Ursache.“

Sie sah ihn mit großen, verwunderten Augen an.

„Sie, Baron?“ Zweifel und Staunen waren in ihrem Ausruf, und über ihr feines, durchgegeistigtes Gesicht legte sich ein Schatten von Unruhe, beinahe von Mißbilligung.

Wie kam gerade er dazu, der Einzige zu sein, der dieses unbegreiflichen Vorgangs Lösung kannte? Er hatte sich ja zwar auch in seinen Mitteilungen über Antes Ehe als der Vertraute ihrer Enkelin erwiesen . . . aber diese Mißstimmungen waren jedenfalls ein öffentliches Geheimniß, und alle Welt wußte, was er ihr soeben erzählt hatte. Schon daß Schröter sie nicht am Bahnhof begrüßt hatte, war ihr aufgefallen. Aber dann dachte sie, daß er die junge Mutter nicht habe verlassen wollen, und ohne nach ihrer Art mit dem Diener, der sie erwartete, viel zu sprechen, war sie nach der Behausung des Professors gefahren. Dort harrten ihrer allerdings die außerordentlichsten Ueberraschungen, und es bedurfte ihrer ganzen Ueberlegenheit und geistigen Ruhe, um sich nur einigermaßen in die Situation zu finden.

Der Vatte ihrer Enkelin hieß sie auch im Hause nicht willkommen. Das Personal, gedrückt und verlegen, wußte keine Auskunft zu geben, wo er sei. Auch Schwester Beate nicht, die ihr dagegen sagte, daß sie auf den ausdrücklichen Wunsch des Arztes die Wöchnerin nicht sehen solle, bis er am Nachmittag wiederkomme.

„Ist meine Enkelin sehr krank, hat etwas Besonderes sich zugetragen?“ hatte sie, ihre Erregung nieder kämpfend, scheinbar kaltblütig gefragt.

„Nein, gnädige Frau,“ versicherte die Pflegechwester, „es hatte Alles

einen ganz normalen Verlauf, nur eine große Depression hat sich der jungen Mutter bemächtigt.“

Dann hatte sie allerhand gefragt und, wenn auch kein klares Bild, so doch die Ueberzeugung gewonnen, daß hier nicht Alles in Ordnung sei, nicht so, wie sie geglaubt hatte. Sie lehnte es daher auch ab, sich nach den Reifestrapazen auszuruhen, vertauschte nur ihr Reisekleid mit einem bequemen Hauskleid und empfing Baron von Wilberg, der sich unmittelbar nach ihrer Ankunft bei ihr melden ließ, sofort.

Und nun hatte sie diese traurigen Dinge von ihm erfahren, und was mochte ihr nach seinen letzten Andeutungen noch bevorstehen?

Es war einen Augenblick, als würde es doch über ihre Kräfte gehen, was sie in den wenigen Stunden hier erlebt hatte. In voller Herzensfreude über das Glück ihrer vergötterten Enkeltochter war sie herbeigeeilt, und nun diese fürchterliche Enttäuschung. Unglücklich, verlassen, von ihrem Manne betrogen sollte sie das beklagenswerte Geschöpf wiedersehen.

Fast fürchtete sie sich davor, was sie noch zu hören bekommen würde. Aber ihr starker, resoluter Sinn, ihre Selbstbeherrschung gaben ihr Kraft. Fester stützte sie sich auf ihre Elfenbeintrübe, ein Zug von Entschlossenheit und Energie trat in ihr Antlitz, sie wollte und konnte jetzt Alles wissen.

„Wollen Sie mir sagen, was Ihnen bekannt ist, Baron?“ wendete sie sich an ihn, als sie sich nach einigen Minuten der Sammlung wiedergefunden hatte.

Er sah sie besorgt an und sagte nach kurzer Ueberlegung:

„Ganz gewiß, gnädige Frau, aber wäre es nicht besser, einen anderen Zeitpunkt abzuwarten? Sie sind von der Reise und diesen unerwartet auf Sie einstürmenden Dingen sicherlich angegriffen“ . . . Er zögerte, das, was er zu sagen hatte, duldete eigentlich keinen Aufschub. „Ich könnte am Nachmittag wiederkommen . . .“

„Baron, glauben Sie, daß ich eine falsche Schonung annehmen, feige und mutlos etwas aufschieben würde? Je schneller ich in Alles eingeweiht werde, desto schneller können wir Abhilfe schaffen . . . und dann, nach dem, was Sie mir bisher sagten . . . ich bin auf Alles gefaßt, nur auf Eines nicht“ . . . und jetzt suchte ihr Blick angstvoll in seinen Mienen zu lesen . . . „meine Ante — lebt?! und soll leben und wird leben, dieses süße, herrliche Geschöpf, und das verloren gegangene Glück werde ich ihr noch zurückgewinnen helfen . . . sie ist jung, und ich bin — stark. Und das Leben ist so wechselvoll und reich und . . . ja, und auch schön, Baron. Das soll sie mir schon wieder begreifen lernen.“

Er wußte jetzt, daß er dieser Frau Alles sagen dürfe.

Dann zog er einen Brief aus seiner Brieftasche.

„Heute in den ersten Morgenstunden wurde mir dieser Brief Antez zugestellt. Ihre Kammerjungfer, eine ihr sehr ergebene Person, überbrachte mir das Schreiben, sagte, sie hätte die genaue Weisung der gnädigen Frau,

es mir nur eigenhändig zu übergeben, und brach dann in lautes Schluchzen aus. Allmählich erfuhr ich von ihr, daß Ante ihr den Brief übergeben hätte, in dem Augenblick, wo sie ihre schwere Stunde herannahen fühlte. Sie, die in der ganzen letzten Zeit auch mit ihr kaum gesprochen hatte, beschwor sie unter Tränen, diesen Brief zwei Tage nach der Geburt des Kindes mir zu übergeben. Dies geschah heimlich, ängstlich, verstohlen, in einem Augenblick, wo Schwester Beate sie verlassen hatte, um noch einige Anordnungen für das bevorstehende Ereigniß zu treffen. Von einer unbestimmten Angst getrieben, kam das Mädchen schon heute“ . . .

Unruhig, fast ungeduldig hörte sie ihm zu, und dann umspielte ein bitteres, verächtliches Lächeln ihren Mund: „Armes, törichtes Kind, wo bist Du hingeraten? So mit Kammerjungfervertraulichkeiten und heimlichen Briefen“ . . .

Er sah sie verwundert an. Ihr herber Ton in diesem Augenblicke hatte etwas Verlegendes für ihn, zandernd reichte er ihr das Schreiben, das nur wenige Zeilen enthielt:

„Ich muß sterben, mein Bruder, denn mit Schmach und Schande hat er mich bedeckt. Sie sollen meiner lieben, heißgeliebten Großmutter Alles erzählen, sie aufklären über die Notwendigkeit des Schrittes, den ich tun muß . . . sie wird wohl kommen, sobald sie die Nachricht von der Geburt des Kindes erhalten hat. Noch einmal nur will ich sie sehen, die Einzige und dann . . . wenn die Nacht kommt, werde ich einschlafen für immer. Alles ist vorbereitet, auch dieser Brief ist längst geschrieben und lag in Bereitschaft. Und nun angesichts des Todes ein Geständniß. Er hat damals in Heringsdorf mich in meinem Zimmer überrascht und mir angedeutet, daß er glaube . . . wie kann ich es nur nieder schreiben . . . mein Kind sei das — Deine! Und so hat er auch das Letzte mir geraubt, das reine Glück Deiner Freundschaft! Dennoch . . . ersieh: ich Deinen Schutz für sein Kind! Nimm Dich der alten Frau und dieses Kindes an, mein Bruder!

Ante.

Und nun brach die Großmutter doch in ein erschütterndes Schluchzen aus. Beide Hände preßte sie vor ihr Antlitz, und ein tiefer Schmerz schien die sonst so Gelassene völlig niederzuschmettern. Er betrachtete die vor ihm sitzende gebeugte Gestalt voll innigen Mitgefühls, ohne ein Wort des Trostes an sie zu richten.

Mochte sie in dem Aufschluchzen ihres Herzens, in den Tränenströmen ihre Seele befreien von der Qual dieser Stunde, mochte sie sich selbst wiederfinden zu ruhigerer, kaltblütiger Beurteilung der Situation.

Er hatte das Richtige getroffen. Allmählich wurde die Heftigkeit ihres Schmerzes milder, sie richtete sich ein wenig aus ihrer Leidverfunkenheit auf, trocknete ihre Tränen und reichte ihm die Hand, die er ehrfürchtig voll küßte.

„Armes Kind . . . armes, unseliges Kind“ . . . sprach sie leise vor sich hin, „was muß sie gelitten haben, sie, die sonst so Lebensfreudige.“

Und dann aus ihrem Sinnen sich aufraffend, erhob sie sich und stand vor ihm, in gerader, stolzer Haltung.

„Baron Wilberg . . . da ist keine Zeit zu verlieren, kein Augenblick! Ein glückliches Geschick hat das Entsetzliche abgewendet.“ Sie bedeckte auf's Neue zusammenschauernd die Augen mit der Hand, als wolle sie ihren Blick vor dem Gräßlichen verhüllen.

„Wenn dieses Mädchen ihrer Weisung gemäß erst morgen zu Ihnen gekommen wäre . . . es wäre geschehen! Heute gegen Abend sollte ich sie sehen . . . so hat Dr. Meißner es angeordnet . . . ich sollte seine Rückkunft abwarten, eh: ich zu ihr ging . . . und dann? Man darf nicht daran denken, Baron, garnicht daran denken . . . es ist zu fürchterlich!“ Sie setzte sich wieder nieder und stützte den Kopf in die Hand, „sonst . . . sonst hätte er sie getötet! Aber sie . . . mein Kind, meine Ante soll leben! Tot, tot für uns . . . für ewig . . . ist er, der Andere . . . dieser Andere!“

Er sah besorgt, wie ihre Aufregung wieder wuchs.

„Lassen Sie mich nur ein Weilchen nachdenken, Baron, ein Weilchen nachdenken, wir . . . wir müssen handeln.“

Sie sann wieder vor sich hin, während er sie voll innerer Unruhe beobachtete.

Dann aber schüttelte sie die Nachdenklichkeit mit eisernem Willen von sich ab und sagte mit völlig veränderter, beinahe fester Stimme, so daß er erstaunt aufblickte:

„Ja, er ist tot für uns, auch für Sie, Baron Wilberg, Baron Rudolf von Wilberg! Versprechen Sie es mir, um . . . um Antes willen. Was geschehen, bleibt für alle Zeiten begraben. Ich will nicht, daß Sie ihn züchtigen nach Sitte und Brauch, er ist dessen nicht wert! Jemand, der solcher Handlungsweise, solcher Ehrlosigkeit fähig ist, ist nicht satisfaktionsfähig nach unseren Begriffen. Nein! tausendmal nein! machen wir uns selbst zu Richtern in dieser Sache, wir Beide, die Einzigen, die darum wissen . . .“

„Und sie . . . Ante?“

„Sie, die Schwache, Verlorengegangene . . . Wiedergefundene!“ Ein wehmütig mitleidiger Ton klang aus ihren Worten: „Sie? Kaufen Sie, daß sie diesen Brief geschrieben hätte, wenn sie an eine solche Möglichkeit gedacht hätte? Ich, ja, ich bin alt und darum überlegter, und ich . . . ich weiß, was ich zu fürchten habe, und deshalb noch einmal, versprechen Sie es mir in meine Hand,“ sie reichte ihm ihre weiße, schmale Rechte, „unterwerfen Sie sich dem Richterspruch des Ehrengerichtes, das ich bilde, und das ihn für einen — Lumpen erklärt, für nicht satisfaktionsfähig!“ Raub und hart war in diesem Augenblick ihre Stimme.

Er blickte sie bewundernd an. Das war sie, die kluge, entschlossene, klardenkende Frau, von der Ante ihm so oft gesprochen hatte. Dennoch zögerte er noch einen Augenblick.

„Und so . . . so soll ein solcher Mann seine Schuld nicht büßen?“

„Nicht, indem Sie ihm eine Kugel durch den Kopf jagen. Das gäbe ihm einen Nimbus, den er nicht verdient, und dann, sie töteten in ihm auch sein großes Talent. Darauf hat die Welt noch ein Anrecht. Im Uebrigen, was sind uns diese Menschen, mit denen nichts uns verbindet, sobald ihre Gaben nicht so groß sind, um ihre Persönlichkeiten zu adeln. Glauben Sie mir, Baron, zwischen uns und ihnen giebt es keine Beziehungen. Und man sollte sie nur sich selbst überlassen . . .“

Stolz und unnahbar wurden Gesichtsausdruck und Haltung.

„Mit welchen Erfahrungen erkaufte man diese Erkenntniß! Armes Kind . . . arme Ante . . . aber nicht an den Schmerz will ich denken, nur an das Glück, daß es noch Zeit ist, das Schrecklichste abzuwenden. Dankbar und froh will ich sein, und so werde ich vor sie hintreten . . .“

Er nahm ihre dargebotene Hand. Welche Größe, welcher Heroismus, welcher Verstand in dieser Frau!

„Und ich habe Ihr Versprechen, Baron?“

„Ja, gnädige Frau!“

Als er sich bald darauf von ihr verabschiedete, blickte sie ihm nach mit einem wehen Lächeln.

* * *

Stunden voll Bangen und Unruhe verlebte die Geheimrätin bis zur Ankunft des Arztes. Manchmal glaubte sie ihre Ungebuld nicht länger be-
meistern zu können, dann wieder zwang sie sich zur Ruhe. Schwester Beate brachte ihr von Zeit zu Zeit einen Bericht. Die junge Mutter lag, die Augen halb geschlossen, fast unbeweglich da. Ihr Antlitz war ruhig und friedlich, und nur manchmal weitete sich ihr Blick, als richte sie ihn in unbestimmte Fernen, bald aber wieder senkten sich die Lider, als ob sie in Halbschlummer versunken wäre. Der Puls war gleichmäßig und sogar etwas kräftiger wie frühmorgens, als der Doktor da war.

Und nicht zu ihr hineilen zu dürfen!

Mit der ihr eigenen Seelengröße suchte die schmerzgebeugte Frau ihre Fassung wiederzugewinnen, und es gelang ihr. Ruhe mußte sie bewahren, Ruhe und Besonnenheit. So trat sie auch dem Arzt entgegen, als dieser endlich in später Nachmittagsstunde erschien. Sechs Stunden waren seit ihrer Ankunft erst verflossen, ihr schien es eine Ewigkeit . . . nun aber war die Zeit gekommen, wo sie ihr Kind wiedersehen würde!

Ihr Gespräch mit dem Arzt währte nicht lange. Dr. Meißner kannte den unerhörten Skandal, wie ganz Berlin ihn kannte . . . man sprach allenthalben mit Empörung darüber, und heute erst hatte er gehört, daß diese

Abenteurerin Irene Mayen abgereist sei, nachdem man ihr von verschiedenen Seiten gezeigt habe, was man von ihr halte.

„Nichts wird ihn hindern, ihr zu folgen,“ hatte sie darauf herb erwidert, „nichts und niemand. Diese Ehe ist gelöst, Ante und ihr Kind kehren zu mir zurück. Wir streichen ihn aus Antes Lebensbuch!“

Ihre ganze Entschlossenheit und Sicherheit hatte sie wiedergefunden.

„Und nun, Geheimrat, das Letzte.“

Sie erzählte hierauf dem langjährigen Arzte und vertrauten Freunde ihres Hauses mit kurzen Worten, was sich in Heringsdorf zugetragen. Dr. Meißner war auf's Tiefste ergriffen.

„Der Glende,“ rief er entrüstet.

„Wir wollen ihn nicht kennen. Ich bin fertig mit dieser Affaire . . . wir! Setzt, Doktor, helfen Sie mir nur Ante von diesen Wahnvorstellungen zu befreien!“

„Wahnvorstellungen!“ Er griff das Wort auf und wurde sehr nachdenklich. Nach einer Weile sagte er:

„Man müßte versuchen, sie glauben zu machen, daß sie an solchen gelitten, daß es nur wüste Träume waren . . .“

Sie hatten sich verstanden.

Wenige Minuten später stand sie an Antes Bett.

Starr, gefaßt, ruhig, mit hellem Lächeln sich über das arme Geschöpf neigend, das bleich und leidvoll vor ihr lag und sie anstarrte aus Augen, in denen ein überirdisches Licht aufglühte.

Auffschreien hätte sie mögen, aber sie lächelte.

Das war Großmutter in all ihrer Hoheit, Güte und Harmonie.

Dann beugte sie sich über die Kranke, strich ihr mit weicher Hand das Haar aus der feuchten Stirn und sagte mit frohem Klang in der Stimme:

„Da bin ich! Mutter! Großmutter! . . . Weißt Du, mein Antchen, daß wir ein süßes, kleines Mädchen dort in der Wiege haben, und daß der Arzt mir versichert, daß die schweren, wirren Phantasien und Vorstellungen, die Dich so elend machten, aufhören werden?“

Ante bewegte sich unruhig auf ihrem Lager und horchte verwundert auf.

Das waren schreckliche Träume, die Dich, als Du unter Schwester Beatens Händen ohnmächtig wurdest, besielen . . . und wie sie Dich quälten in diesen bösen Wochen . . .“

Das junge Weib stierte sie angstvoll zweifelnd an.

„Es war unvorsichtig von Dir, in Deiner Verfassung in der drückenden Mittagsschwüle spazieren zu gehen . . . nur gut, daß es so abgelaufen ist. Ich hätte Dich nicht allein lassen dürfen in dieser Zeit — aber nun, ich verlasse Dich nie mehr!“

Es schien, als ließe die Starrheit im Antlitz Antes nach. Gespannt

beobachtete der Arzt den Vorgang. Auf einen Wink hatte Schwester Beate das Kind aus der Wiege genommen und es der Großmutter gereicht.

„Jetzt aber sollst Du Dein Kind auch in den Arm nehmen . . . denke nur, wer es Dir giebt! Eine stolze, glückliche Frau, seine — Urgroßmutter!“

Sie legte das Neugeborene behutsam in die Arme der Mutter, und dabei fühlte sie in den zur Faust geballten Fingern der abgemagerten Hand einen harten Gegenstand.

Ein lähmendes Entsetzen durchrieselte sie. Es war ihr, als müsse sie zusammenbrechen, aber nur einen Moment, dann hielt sie die Hand fest umklammert und entwand, ohne daß die in halber Bewußtlosigkeit Daliegende sich darüber klar wurde, ihn den bebenden Fingern.

Ein tiefer Atemzug hob ihre Brust.

„Jetzt aber, mein Antchen, mußt Du etwas Stärkendes genießen und dann schlafen . . . Dich gesund schlafen! Hübsch folgsam sein. Deine Großmutter und Babys Urgroßmutter bittet darum, und — der Arzt befiehlt's!“





Der Stand der Unterseebootfrage.

Don

A. Kogalla von Bieberstein.

— Breslau. —

Der Untergang des englischen Unterseebootes A. I bei den Unterseebootmanövern bei Portsmouth und diese zum ersten Male englischerseits in größerem Maßstabe abgehaltenen Manöver, sowie auch die Verhältnisse des Seekrieges bei Port Arthur lenken die Aufmerksamkeit erneut auf den Stand der Unterseebootfrage, und namentlich bietet die Erörterung der Wirkung, die Unterseeboote für die Verteidigung Port Arthurs gegen die Angriffe der Japaner zu gewinnen vermöchten, für die Fachmänner besonderes Interesse. Denn hier läge gerade der Fall der nahen Hafenverteidigung vor, für welche Manche die Unterseeboote ausschließlich geeignet halten und demgemäß verwandt wissen wollen, während sie ihre Fähigkeit der Fernverteidigung der Küsten, in Anbetracht ihrer geringen Seetüchtigkeit, mit Recht in Abrede stellen*).

Noch immer hat Frankreich die führende Stelle in der Unterseebootfrage und setzt die Vermehrung seiner Unterseebootflottille beständig fort. Die französische Flotte besitzt zur Zeit bereits 28 fertiggestellte Unterseeboote, 18 aber sind im Bau und sollen bis Ende dieses Jahres an die Marineverwaltung abgeliefert sein, und der Etat für das Jahr 1904 sieht den Bau 16 neuer Boote vor, sodaß die französische Marine nach deren Fertigstellung über 62 Unterseeboote verfügen wird. In Frankreich erblickt man in den Unterseebooten ein wirksames Mittel zur Küsten- und Hafenverteidi-

*) Bereits wird in russischen Fachkreisen angenommen, daß die Japaner am 15. April gegen den Petropawlowsk und Bobjeda Unterseeboote verwandt hätten.

gung, und zwar namentlich der der französischen weit überlegenen englischen Flotte gegenüber, die im Fall eines Krieges zwischen beiden Mächten zweifellos mit großer Uebermacht vor den französischen Häfen erscheinen, die vor ihnen auftretenden französischen Geschwader zu schlagen und in die Häfen zurückzutreiben und diese zu blockiren und da, wo ein Bombardement besondere Wirkung verspräche, zu beschießen bestrebt sein wird. Die tiefen und klaren Küstengewässer Nordfrankreichs mit ihren namentlich in dessen Nordwesten tief in's Land schneidenden Buchten eignen sich ganz besonders zur Verwendung der Unterseeboote. Möchten auch viele dieselbe bisher noch als eine höchst problematische betrachten, für deren Bedeutung bisher noch jede Kriegserfahrung fehle, so scheint doch in neuester Zeit die Ansicht zu überwiegen, daß sie bei der Küstenverteidigung und bei der Blockade zur wirksamen Waffe zu werden vermögen, und gelten die Verhältnisse für ihre Verwendung in den französischen Gewässern als die relativ günstigsten.

Unter den die Konstruktion der Unterseeboote betreffenden Fragen nimmt diejenige ihres Displacements in den französischen Fachkreisen zur Zeit das größte Interesse in Anspruch, und während man dort noch vor Jahresfrist von einer besonders leichten Gattung der Unterseeboote, die die großen Schiffe an Bord nehmen und überall hin zu transportiren und zu verwenden vermöchten, erhoffte, und derart die Unterseeboote auf hoher See auch in Kämpfen weitab von den Küsten verwenden zu können glaubte, eine Idee, die der neue Marineminister Pelletan lebhaft erfaßte, trat vor Kurzem eine völlige Wandlung in dieser Auffassung ein, und wandte sich der Minister der schon von Admiral Gervais vertretenen Forderung eines großen Typs der Unterseeboote zu und entschied sich für ein Displacement von 400 Tonnen, während die Anguille-Klasse bisher nur 68 Tonnen, die Lutin-Klasse 185 Tonnen, die Narval-Klasse 106 Tonnen, die Morsegroupe 146 Tonnen, die Gymnote aber nur 30 Tonnen und der einzige Gustave Zédé 266 Tonnen Displacement hatte. Das erhöhte Displacement von 400 Tonnen, von denen, beiläufig bemerkt, 6 Boote nach Cherbourg und Toulon in Auftrag gegeben wurden, gestattet, den Booten nicht nur die Führung stärkerer Gasolinmotore als bisher und somit auch eine größere Fahrgeschwindigkeit, die sich bis jetzt nur auf 8 Knoten unter Wasser und 12 über Wasser*) (beim einzigen Zédé auf 15 Knoten) belief, sondern auch einen weiteren Aktionsradius zu geben; und nahm man daher mit dem Aufgeben der Idee, kleine Unterseeboote an Bord der Kriegsschiffe für die offensive Verwendung in hoher See weitab von den Küsten zu benötigen, von dieser Bootkonstruktion Abstand, so gelangt diese Idee nunmehr durch die verbesserten Eigenschaften der neuen Unterseeboote wenigstens für einen weiteren Bereich der Küstengewässer wie bisher zur Geltung. Wenn aber

*) Nach einer anderen Angabe nur 7—8, bezw. 10—11 Knoten.

die französischen Unterseeboote nicht nur den englischen Blockadegefahrwaben gefährlich werden, sondern auch die englischen Kriegsschiffe in und vor ihren in beträchtlicher Entfernung von den französischen Küsten gelegenen Häfen und in weiterer Entfernung von den Küsten angreifen sollen, so müssen sie im Stande sein, länger in See zu bleiben wie ihre bisherigen Typen, und dies vermögen nur Boote von beträchtlich stärkerem Displacement. Dasselbe gilt aber auch für eine offensive Verwendung der Unterseeboote von den französischen Flottenstützpunkten aus, deren Dotierung, und zwar zunächst Bisertas und Saigoun, mit überartigen Booten von 80 km Aktionsradius beschlossen ist, während das Gros der Unterseeboote auf die Flottenstationen des Inlandes: Cherbourg, Rochefort, La Pallice und Toulon verteilt werden soll.

Die englische Flotte ist bekanntlich nur sehr zögernd an die Beschaffung und Erprobung der Unterseeboote herangetreten. Denn einerseits machte man deren beschränkte Beobachtungsfähigkeit, sowie ihre Unbehilflichkeit unter Wasser ihnen zum Vorwurf, andererseits aber vollziehen sich Neuerungen in der englischen Marine, in der man am Althergebrachten, Bewährten hängt, um so weniger schnell, wenn sie vom Auslande kommen. Nachdem sich die Admiralität jedoch, durch das Vorgehen Frankreichs und mehrfache dort mit den Booten erzielte günstige Ergebnisse, wie noch neuerdings bei Cherbourg und Rochefort, angeregt, auf Grund eigener kleiner Versuche von der event. Brauchbarkeit der Unterseeboote überzeugt hatte, schritt sie zu umfassenden Versuchen mit ihnen. Dieselben erfolgten zunächst mit Unterseebooten vom verbesserten amerikanischen Hollandboottyp, die 1900 in Bau gegeben, Anfangs dieses Jahres sämtlich fertiggestellt waren und zu einer Unterseebootdivision unter Kapitän Bacon vereinigt wurden. Ferner wurde die Insel Keith im Firth of Forth zu einer Unterseebootstation ausersehen. Inzwischen wird berichtet, daß im Laufe des Vorjahrs auf Grund der Versuche mit jenen Booten 6 weitere verbesserte Unterseeboote hergestellt wurden, und offenbar gehört das bei den jüngsten Manövern der Unterseebootflottille untergegangene Unterseeboot A I von 200 Tonnen zu dieser verbesserten Gattung. Während in der Fachpresse, u. A. in den *N. Mil.-Bl.*, deren Angaben wir in Manchem folgen, angenommen wird, daß die englische Marine am 1. April 1904 über 11 fertige Unterseeboote verfügte, wird von anderer Seite berichtet, daß die englische Admiralität so zufrieden mit den für die englische Flotte gebauten oder im Bau begriffenen Unterseebooten sei, daß sie sich entschloß, den 9 vorhandenen Booten dieser Art im nächsten Schiffsbauprogramm die weitere Anzahl von 10 hinzuzufügen, um baldigst in den Besitz einer beträchtlichen Unterseebootflottille zu gelangen, und werde wahrscheinlich in Vorschlag gebracht werden, noch weitere 27 derartige Fahrzeuge zu bauen, so daß die Flottille 46 Unterseeboote zählen würde. Zur Zeit besitzt dieselbe nach Kapitän-Leut. Meyers Taschenbuch der Kriegsschiffe 5 Boote von 120 Tonnen vom Hollandtyp von 1901/02,

und nach Angabe der Admiralität erbaute 4, und zwar außer dem untergegangenen Boot A I von 200 Tonnen von 1902, die Boote A II bis VI von 200 Tonnen von 1903 und 4, und 10 sind, wie erwähnt, für 1903—04 bewilligt. Mögen nun die ersterwähnten oder die letzteren Zahlen zutreffen, so geht jedenfalls aus beiden hervor, daß die englische Admiralität die bisherigen Ergebnisse der Versuche mit Unterseebooten für so aussichtsvoll hält, daß sie zum Bau einer beträchtlichen Unterseebootflottille entschlossen ist.

Der das Unterseeboot A I betreffende Unglücksfall könnte vielleicht die Wirkung haben, auf den Bau der Boote abschreckend zu wirken. Allein nach Allem, was bisher darüber berichtet wurde, war derselbe nicht etwa eine Folge der besonderen Konstruktion des Bootes selbst, sondern der Gefährdung, der unter dem Meerespiegel operirende Fahrzeuge überhaupt ausgesetzt sind, so lange ihre Beobachtungs- und Bewegungsfähigkeit eine nur beschränkte ist. Wenn somit heut auf Grund der konstatierten Verletzung des Unterseeboots A I und des Stoßes, der an Bord des Dampfers Verwick bemerkt wurde, und der gleichzeitigen Wahrnehmung, man fahre über einen blinkenden Gegenstand hinweg, sowie der Depesche des Kapitäns, er sei auf einen verloren gegangenen Torpedo gestoßen, feststehen dürfte, daß jener Zusammenstoß die Ursache des Untergangs des Bootes bildete, so beweist, obgleich die Manöver der Unterseebootflottille mit dem Unglücksfall abbrechen, daß die Uebungen der Unterseeboote jedoch fortgesetzt wurden, daß die englische Admiralität sich durch denselben in ihrem einmal gefaßten reiflich überlegten Entschluß, die Unterseebootfrage ihrer Lösung zuzuführen, nicht beirren läßt. Denn nur ein unglücklicher Zufall, sei es, daß der periskopische Apparat nicht richtig funktionirte, sei es, daß nicht in der entsprechenden Richtung beobachtet wurde, oder daß, wie in der „Tägl. Rundschau“ bemerkt wird, nach einer Ansicht, die Strömung des Kielwassers eines großen Dampfes ein untergetauchtes Unterseeboot zum Kentern bringen, oder es so tief unter Wasser drücken kann, daß zuviel Ballastwasser eindringt, und das Boot, wenn ein Ventil nicht richtig funktionirt, nicht wieder hoch kommen könne, hat den Unfall herbeigeführt. Wie es scheint, weist derselbe auf bereits auf die von französischen Ingenieuren vorgesehene Verbesserung im Bau der Unterseeboote hin, die darauf abzielt, die Boote mit einer doppelten widerstandsfähigen Hülle und verstärkten Sicherheitsgewichten zu versehen, deren Abwerfen das rasche Emportauchen der Boote an den Meerespiegel garantiren soll. Oder aber man schreitet zur Verwendung geeigneter elektrischer Warnungsapparate oder zur Mitführung von Rettungsbooten besonderer Konstruktion oder zur Verwertung derjenigen der Lake-Taucherboote. Daß nun aber der Unglücksfall in der englischen Flotte den Dienst bei der Unterseebootdivision unbeliebt machen werde, zu deren Manövern sich die doppelte Anzahl der erforderlichen Mannschaften gemeldet hat, wird in englischen Fachkreisen bestritten und

behauptet, jeder Mann der Flotte sei auch ferner bereit, freiwillig in die Unterseebootdivision einzutreten, die in ihr gewährte Zulage von 2,50 Sh. pro Tag habe mit dem Zubrang nichts zu tun. Die Mannschaft aber wisse genau, daß sie bei diesem Dienst ihr Leben auf's Spiel setze.

In Rußland war man bereits 1902 zum Bau von 5 Unterseebooten geschritten, jedoch verlautete über deren Konstruktion, Erprobungsversuche und Resultate in weiteren Kreisen nichts. Neuerdings wurde dagegen bekannt, daß die Versuche mit einem Unterseeboot russischer Konstruktion des Ingenieurs Bubnow, das auf der baltischen Werft erbaut wurde, gute Ergebnisse und eine Fahrt von über 24 Stunden unter Wasser erzielt hätten, ein Resultat, das, da es ohne Nachteile für die Besatzung erreicht wurde, von Wert erscheint. Auf Grund dieser Versuche wurden 6 Bubnowboote*) in Bau gegeben, deren Bau auf den Nisewerften in Anbetracht des Krieges mit Japan beschleunigt wurde, so daß heut bereits 5 dieser Boote auf der baltischen Werft fertig gestellt sein und mit dem Nisegeschwader im Juni nach Ostasien gehen sollen. Die Boote sollen den Angaben der englischen Presse zufolge einen sehr kleinen Typ angehören, um eventuell, wenn erforderlich, zerlegt per Bahn nach Ostasien gesandt zu werden. Hätte das russische Port-Arthur-Geschwader über einige Unterseeboote unter kühnen, tatkräftigen, in deren Handhabung geschulten Führern verfügt, so hätte die japanische Flotte durch deren Angriffe vielleicht ganz andere Einbuße zu erleiden gehabt wie diejenige, die sie bisher durch das Geschützfeuer der Russen und deren Torpedoboote erlitt. Voraussetzlich dürften daher die Ereignisse bei Port Arthur den Impuls zur weiteren Beschleunigung des russischen Unterseebootbaues bilden, und bereits wird berichtet, daß weitere Unterseeboote auf der Nisewerft in Bau gegeben wurden. Die Japaner verfügen, wie beiläufig bemerkt sei, wie aus den neuesten Flottenlisten ersichtlich ist, über keine Unterseeboote; jedoch wird neuerdings nach ihrem geglückten Minenangriff vom 12. April behauptet, daß sie 4 Unterseeboote bei ihrer Schlachtflotte besitzen.

In den Vereinigten Staaten schritt man nach einem Versuch schon im Jahre 1773 mit einem zum Kampf bestimmten Unterseeboot in neuerer Zeit zum Bau der Unterseeboote vom Hollandtyp, die anfänglich lediglich nur den Zweck hatten, zu Schiffsreparaturen unter Wasser verwandt zu werden. Ihr Erfinder, Holland, baute jedoch in neuester Zeit jene nach ihm benannten Boote, die, wie erwähnt, in der englischen Marine in Versuch genommen und alsdann nach den Angaben der Admiralität zu verbesserten Neukonstruktionen umgestaltet wurden, für Angriffszwecke unter möglicher Steigerung ihres Aktionsradius, die, wenn möglich, so weit gehen sollte, daß

*) Nach anderen Angaben 6 vom System „Djiewegh“ von 23,5 m Länge, 4,2 m Breite, mit Explosionsmotoren für die Bewegung über Wasser und mit Elektromotoren für diejenige unter Wasser.

die Boote den Atlantischen Ocean mit eigener Kraft zu durchqueren vermöchten. Ob dieses Resultat erreicht wurde, ward nicht bekannt. 7 der bereits 1900 bewilligten Unterseeboote waren jedoch Ende des Vorjahres fertig gestellt, und zur Zeit besitzt die Marine der Union 9 derartige Boote, darunter fertig gestellt den Grampus, Pike, Plunger, Porpoise und Shark, von denen die übrigen noch im Versuch sind. Neuerdings wendet dieselbe den Unterseebooten erhöhtes Interesse zu, indem ein Wettbewerb der verschiedenen Unterseeboottypen ausgeschrieben wurde, der unter Leitung der Marinebehörden stattfinden und bei denen u. A. auch ein neuer amerikanischer Unterseebootstyp zur Erprobung gelangen wird.

Auch in der italienischen Marine finden die Unterseeboote unter der Initiative des Königs neuerdings mehr Beachtung, und finden neue Versuche mit ihnen statt. Die italienische Flotte besitzt heute das ältere Unterseeboot „Delfino“ von 1896 von 110 Tonnen, jedoch nur einer Schnelligkeit von 7 Seemeilen über und 6 Seemeilen unter Wasser und einem Aktionsradius von 3,0 km mit 6 Knoten und ferner den „Glauco“ von 1903, über den nähere Angaben fehlen. Ebenso widmen die kleineren Seemächte wie Spanien, die Türkei, Schweden, Norwegen und Holland der Unterseebootfrage ihre Aufmerksamkeit, und besitzt das erstere bereits seit 1888 das Unterseeboot Peral, während die Türkei über 2 in Kiel konstruierte und 5 Nordensfeldboote verfügt und die übrigen Mächte je ein Unterseeboot in Bau gegeben oder projektirt haben. In den tiefen, weit in's Land schneidenden klaren Gewässern der norwegischen Fjorde sowie in den Gewässern der Schären Schwedens verspricht man sich von der Verwendung der Unterseeboote für deren Verteidigung besonderen Nutzen.

Die deutschen Marinebehörden haben sich bekanntlich aus triftigen Gründen bisher gegen den Bau von Unterseebooten völlig ablehnend verhalten, und der Marinestaatssekretär erklärte wiederholt, daß er vom Wert der Unterseeboote nicht überzeugt sei. Die Ansichten in den maßgebenden Fachkreisen gingen bisher dahin, daß die Unterseeboote bis jetzt eine minderwertige Waffe seien, da ihre Beobachtungsfähigkeit beschränkt, ihre Beweglichkeit eine gehemmte, ihre Manövrierfähigkeit unter Wasser und ihre Seetüchtigkeit gering, ihr Bau ein gebrechlicher sei. Im Speciellen hat Prof. Busien den Standpunkt der Marinebehörden in der Unterseebootfrage in seinem bekannten, in Gegenwart des Kaisers gehaltenen Vortrag dargelegt und namentlich auch darauf verwiesen, daß die Marine nicht beabsichtige, sich mit kostspieligen Versuchen auf dem Gebiet des Unterseebootbaues zu befassen, und eine zuwartende Stellung in der Frage einnahme.

Umso mehr muß es daher überraschen, wenn die „N. Mil.-Bl.“ in ihrer Nummer vom 16. Januar d. J. in einer fachkundigen Studie über die Unterseeboote bemerken: „daß die deutsche Marineverwaltung allem Anscheine nach entschlossen sei, aus ihrer bisher sorgfältig beobachteten und abwartenden Stellung herauszutreten und selbstständig in nicht ferner Zeit

versuchsweise mit der Beschaffung einiger Unterseeboote verschiedener Systeme zu beginnen. Zu diesem Entschluß sollen nicht allein die bei den auswärtigen Marinen mit derartigen Booten gesammelten Erfahrungen und Verbesserungen geführt, sondern auch die auf der Germaniawerft mit einem Unterseeboot angestellten und günstig verlaufenen Versuche mitgewirkt haben. Im Ganzen, wird bemerkt, liege die Frage jedoch für Deutschland insofern weniger aktuell, als, wie von uns angedeutet, zum Schutze seiner größten Hafenstädte in den trüben Gewässern der Strommündungen das Unterseeboot viel weniger verwendbar sei, als in den klaren Gewässern der französischen Küsten. Auch die Bemerkung des früheren französischen Marine-Ministers Drocroy in der jüngsten Marine-debatte in der französischen Kammer, Deutschland schreite zum Bau von Unterseebooten, die den französischen täuschend ähnlich seien, deutete, so wenig eine Bestätigung derselben bis jetzt vorliegt und auch wohl kaum erfolgen dürfte, darauf hin, daß man französischerseits Grund zu der Annahme zu haben glaubt, daß unsere Marinebehörden ihren bisherigen ablehnenden Standpunkt gegen die Unterseeboote insofern aufgeben, als sie zu Versuchen mit denselben schreiten werden. Allein auch die Ergebnisse der jüngst beendeten englischen Unterseebootmanöver, bei denen der Versuch der britischen Heimats-Flotte, in die Hafengewässer von Portsmouth einzubringen, von den Unterseebooten der Verteidigung mit vollem Erfolge zurückgewiesen wurde, sowie andererseits die bei jenen Manövern angewandte, neue erfolgreiche Methode Admiral Wilsons, des „Fischens mit Drahtnetzen nach Unterseebooten“ dürfte einen neuen Impuls für jene Versuche bilden. Wohnen doch bereits den Kieler Versuchen mit einem Privatunterseeboot Vertreter unserer Marine bei. Von diesen eventuellen neuen Versuchen und deren Ergebnissen dürfte es daher abhängen, ob Deutschland den übrigen Mächten im Bau der Unterseeboote folgt, und ferner erscheint der bevorstehende Unterseebootwettbewerb in den Vereinigten Staaten als ein wichtiger Schritt in der Entwicklung der Unterseebootfrage, der geeignet sein dürfte, neue aufklärende Momente und solche des Konstruktionsfortschritts für dieselben zu ergeben.

Aus Kiel wird geschrieben, daß die im vorigen Jahre von der „Germaniawerft“ in Kiel unternommenen Probefahrten mit einem neuen Unterseeboot in diesem Jahre fortgesetzt wurden und so günstig ausgefallen sind, daß die Marineverwaltung angeblich die Anschaffung von Unterseebooten plant.





Dom Ewig-Weiblichen.

Von

Escadío Hearn*).

— Tokio. —

I.

Jedem intelligenten Fremden, der einige Zeit in Japan zubringt, drängt sich früher oder später die Wahrnehmung auf, daß, je mehr die Japaner unsere Aesthetik und unsere Gefühlswelt im Allgemeinen kennen lernen, desto ungünstiger der Eindruck ist, den sie davon empfangen. Der Europäer oder Amerikaner, der versucht, ihnen von abendländischer Kunst, Litteratur oder Metaphysik zu sprechen, wird sich vergebens an ihre Sympathie wenden, — man wird ihn höflich anhören, aber sein äußerste Beredsamkeit wird schwerlich mehr als einige verwunderte Bemerkungen hervorrufen, die sich sehr wesentlich von dem Eindruck unterscheiden, den er zu machen hoffte und wünschte. Wiederholte Enttäuschungen dieser Art zwingen ihn, seine orientalischen Zuhörer so zu beurteilen, wie er in einem gleichen Falle abendländische Zuhörer beurteilen würde. Unsere abendländischen Erfahrungen bestimmen uns, augensichtliche Gleichgiltigkeit gegen das, was als höchster Ausdruck der Kunst und des Gedankens erscheint, als einen Beweis geistiger Inferiorität anzusehen, — demnach werden die Japaner von einer Klasse fremder Beobachter als eine Rasse von Kindern bezeichnet, während eine andere, zu der sogar Viele gehören, die lange Jahre in Japan gelebt haben, sie als eine wesentlich materialistische Nation schildert, ungeachtet ihrer Religionen, ihrer Litteratur und ihrer unvergleichlichen Kunst. Ich kann nicht umhin, alle diese Urtheile als ebenso oberflächlich anzusehen, wie Goldsmiths Bemerkung zu Johnson über den Litteratur-Klub: „Nun kann es nichts mehr Neues zwischen uns geben,

*) Deutsch von Bertha Franz-Wien.

wir haben gegenseitig unsern Geist durchkreist.“ — Ein gebildeter Japaner möchte wohl versucht sein, mit Johnsons berühmter Antwort zu repliciren: „Meinen Geist haben Sie noch nicht durchkreist, das können Sie mir glauben.“

Und die Schuld an all solcher Pauschal Kritik scheint nur die unzulängliche Kenntniß der Tatsache zu sein, daß Japans Denken und Fühlen sich aus ancestralen Sitten, Gewohnheiten, Religionen, ethischen Auffassungen entwickelt hat, die in manchen Fällen das gerade Gegenteil von den Unserigen und in allen Fällen mindestens sehr verschieden sind. Auf solchem psychologischen Boden kann die Betätigung der modernen Erziehung nichts Anderes bewirken, als eine Accentuirung und Steigerung der Rassenverschiedenheit. Nur die Halbbildung kann den Japaner zur servilen Nachahmung westlicher Art verführen, die wahre geistige und moralische Kraft der Rasse wie ihre höchste Intelligenz widerstrebt kräftig dem westlichen Einfluß. Ja, diejenigen, die in diesen Dingen kompetenter sind als ich, versichern mir, dies sei gerade der Fall bei hervorragenden Männern, die Europa bereist haben, ja sogar dort erzogen wurden. In der That, die Resultate der neuen Bildung haben mehr als irgend etwas sonst die ungeheure Kraft des gesunden Konservatismus dieser — von Rein als Kinderrasse bezeichneten — Nation gezeigt. Die Ursachen dieser Haltung der Japaner gegen gewisse abendländische Ideentriebe sollten selbst bei unzulänglichem Verständniß uns weit eher veranlassen, unser eigenes Werturteil dieser Ideen zu überprüfen, statt den orientalischen Geist als minderwertig hinzustellen. Was nun aber die fraglichen Ursachen betrifft, die sehr mannigfaltig sind, können wir über manche nur vage Vermutungen anstellen — aber eine wenigstens, und dies zwar eine sehr wichtige — können wir ganz genau studiren, weil ihre Erkenntniß sich Jedem unwiderstehlich aufdrängt, der einige Jahre im fernern Osten zugebracht hat.

II.

„Herr Professor, sagen Sie uns doch, bitte, warum in Ihren englischen Romanen soviel von Liebe und Heirat die Rede ist! Es scheint uns dies sehr, sehr seltsam.“ —

Diese Frage wurde mir in meiner Litteratur-Klasse vorgelegt, als ich eben versuchte, meinen jungen Hörern (im Alter zwischen 19 und 20 Jahren) zu erklären, warum sie nicht zum Verständniß eines gewissen Kapitels eines Standard-Romans gekommen waren, während ihnen das Verstehen von Savons Logik und James' Psychologie keinerlei Schwierigkeiten gemacht hatte. —

In dem gegebenen Falle war die Frage gar nicht leicht zu beantworten, und ich hätte sie auch in der That kaum beantworten können, wenn ich nicht schon längere Zeit in Japan gelebt hätte. Aber bei alledem und obwohl ich mich bemühte, so klar und präcis zu sein als möglich, nahm meine Er-

klärung mehr als zwei Stunden in Anspruch. Unter unsern Gesellschaftsromanen sind nur sehr wenige, die ein japanischer Student wirklich zu verstehen im Stande wäre, und der Grund ist einfach der, daß die englische Gesellschaft etwas ist, wovon er sich unmöglich eine richtige Vorstellung machen kann. In der That, nicht bloß die englische Gesellschaft in einem speciellen Sinn, sondern das westliche Leben im Allgemeinen ist ihm ein vollkommenes Mysterium. Jedes System, dessen moralischer Ritt nicht die kindliche Pietät ist, jedes sociale System, bei dem es nicht bloß als natürlich, sondern auch als recht angesehen wird, Weib und Kind mehr zu lieben, als die Urheber seines Lebens — jedes System, in dem die Heirat, unabhängig von dem Willen der Eltern bloß durch gegenseitige Liebe der jungen Leute bestimmt wird, jedes System, bei dem die Schwiegermutter nicht ein Anrecht auf die gehorsame Dienstleistung der Schwiegertochter hat, erscheint ihnen naturgemäß als ein Lebenszustand, der kaum besser ist, als der der Vögel in der Luft, des Getiers auf dem Felde oder im besten Falle als eine Art moralisches Chaos. Und dieses Leben, wie es sich in unserer Belletristik widerspiegelt, erscheint ihnen ebenso räthselhaft wie revolutionärend. Dem jungen Japaner ist das Heiraten eine natürliche Pflichterfüllung, für deren entsprechende Anbahnung seine Eltern zu gegebener Zeit Vorkehrung treffen werden. Daß „Fremden“ so viel Kopfzerbrechens daraus erwachsen solle, macht ihn schon sehr stutzig, aber daß hervorragende Schriftsteller Novellen und Gedichte über diese Dinge schreiben und daß gar diese Novellen und Gedichte allgemeine Bewunderung erregen, macht ihn noch weit stutziger, erscheint ihm „sehr, sehr seltsam“.

Mein junger Fragesteller sagte „seltsam“, aus Höflichkeit, — seine eigentliche Ansicht müßte richtiger mit „indecent“ bezeichnet werden. Aber wenn ich sage, daß für die japanische Auffassung unsere typische Novelle indecent ist, in hohem Maße indecent, wird die hierdurch im abendländischen Leser hervorgerufene Vorstellung leicht irreführen. Die Japaner sind nicht krankhaft prüde. Unsere Gesellschaftsnovellen hochtiren sie nicht deshalb, weil ihr Thema die Liebe ist, vielmehr haben sie selbst eine große Litteratur über dieses Thema. Nein, unsere Novellen scheinen ihnen aus etwa demselben Grunde indecent, wie ihnen der Bibeltext „Du sollst Vater und Mutter verlassen und Deinem Weibe anhängen“ als der unmoralischste Ausspruch erscheint, der jemals geschrieben wurde. Mit anderen Worten, ihre Kritik bedarf einer sociologischen Erklärung. Um erschöpfend darzulegen, warum ihrer Denkungsart unsere Novelle indecent erscheint, müßte ich die ganze Struktur, die Sitten und die Ethik der japanischen Familie beschreiben, die völlig verschieden von irgend etwas im abendländischen Leben sind. Dies würde, selbst bei ganz oberflächlicher Behandlung, einen Band in Anspruch nehmen. Ich beschränke mich bloß darauf, auf einige Fakten von suggestivem Charakter hinzuweisen.

Als Ausgangspunkt stelle ich also im Allgemeinen fest daß ein großer

Teil unserer Litteratur, abgesehen von der Belletristik, der japanischen Moral revoltierend erscheint, nicht weil sie die Liebesleidenschaft an und für sich behandelt, sondern weil sie diese Leidenschaft in Beziehung zu tugendhaften Jungfrauen, und dadurch zu dem Familienkreis bringt. Nun ist es aber die allgemeine Regel, daß, wo in der japanischen Litteratur der besten Klasse das Thema passionelle Liebe ist, es nicht jene Liebe ist, die zur Gründung einer Familie führt. Es ist dies eine ganz andere Liebe, eine Sorte, über die der Orientale keineswegs prüde denkt — die „Mago“ oder Sinnenbetörung, der lediglich physische Anziehung zu Grunde liegt. Ihre Heldinnen sind nicht Töchter aus vornehmen Häusern, sondern meistens Hetären oder Berufstänzerinnen. Auch wird dieses Thema überhaupt in der orientalischen Novellistik nicht nach der Art der abendländischen Litteratur behandelt, beispielsweise der französischen. Der Standpunkt ist ein verschiedener, und es wird eine andere Ordnung emotioneller Sensationen beschrieben.

Eine nationale Litteratur ist naturgemäß der Reflex des nationalen Lebens, und wir dürfen annehmen, daß das, was sie zu portraituren unterläßt, gar keine oder wenigstens keine sichtbare Manifestation im nationalen Leben hat. Die Reserve der japanischen Litteratur über jene Liebe, die das große Thema unserer größten Novellisten und Dichter ist, geht genau parallel mit der Reserve, die die japanische Gesellschaft über dasselbe Thema beobachtet. Die typische Frau figurirt oft in japanischen Romanen als Heldin, als musterhafte Mutter, als liebevolle Tochter, bereit, Alles der Pflicht zu opfern, als ergebene Gattin, die ihren Mann in die Schlacht begleitet, an seiner Seite kämpft, sein Leben auf Kosten ihres eigenen rettet, — nie aber als sentimentales Mädchen, das aus Liebe stirbt oder Andere in den Tod treibt. Noch begegnet sie uns in litterarischer Darstellung als unheilvolle Schönheit, Männerberückerin —, und im wirklichen Leben Japans ist sie niemals in irgend einer solchen Rolle aufgetreten. Die Gesellschaft als Zusammenklang der Geschlechter, als eine Daseinsform, deren feinstier Reiz und Zauber die Frau ist, hat im Orient nie existirt. Die Adoption europäischer Bräuche und Sitten in vereinzeltten Kreisen der Hauptstadt kann nicht als Zeichen einer beginnenden socialen Veränderung angesehen werden, die eventuell das nationale Leben nach westlichen Gesellschaftsbegriffen ummodeln könnte. Denn eine solche Umgestaltung würde die Auflösung der Familie involviren, den Zerfall des ganzen socialen Gefüges, die Zerstörung des ganzen ethischen Systems, mit einem Wort den Zusammenbruch des ganzen nationalen Lebens überhaupt.

Nimmt man das Wort „Frau“ in seinem verfeinerten Sinn, und stellt man den Begriff einer Gesellschaft auf, in der die Frau selten erscheint, eine Gesellschaft, wo sie nie „zur Schau“ gestellt wird, eine Gesellschaft, wo Hofmachen ganz außer Frage ist, und das leiseste Kompliment der Gattin oder Tochter gegenüber als verletzende Impertinenz gilt, so wird sich der Leser

vielleicht eine annähernde Vorstellung machen können, welchen verblüffenden und hochirenden Eindruck unsere Novellistik notwendigerweise auf Mitglieder dieser Gesellschaft hervorbringen muß. Aber ist seine Vorstellung auch in mancher Hinsicht zum Teil richtig, so geht sie doch fehl, wenn er nicht mit der Reserve dieser Gesellschaft und den ethischen Anschauungen, die dieser Reserve zu Grunde liegen, vertraut ist. Ein vornehmer Japaner wird beispielsweise niemals von seiner Frau sprechen und nur höchst selten von seinen Kindern, wie stolz er auch auf sie sein möge. Ueberhaupt wird man ihn nur selten von seiner Familie, seinem häuslichen Leben, seinen privaten Angelegenheiten sprechen hören. Aber erwähnt er schon irgend ein Familienmitglied, so werden es sicherlich seine Eltern sein. Von ihnen wird er mit einer Verehrung sprechen, die einem religiösen Gefühl gleichkommt. Aber doch ganz anders, als dies einem Abendländer natürlich wäre, und niemals in einer Weise, die einen Vergleich seiner eigenen Eltern mit denen Anderer zuließe. Aber er wird niemals von seiner Frau sprechen, selbst nicht einmal seinen Freunden gegenüber, die als Gäste seiner Vermählungsfeier beigewohnt haben, und ich glaube wohl behaupten zu dürfen, daß der ärmste und unwissenste Japaner, und wäre er in noch so großer Not, niemals daran denken könnte, durch Erwähnung seines Weibes Hilfe zu erbitten oder Mitleid zu erregen. Aber er würde sich nicht bedenken, um seiner Eltern oder Großeltern willen Hilfe anzusprechen. Liebe zu Weib und Kind, das mächtigste aller Gefühle bei dem Abendländer, wird von dem Orientalen als eine selbstsüchtige Empfindung angesehen. Er behauptet, von höheren Gefühlen beherrscht zu sein — der Pflicht. Pflicht zunächst gegen seinen Kaiser, dann gegen seine Eltern. Und da die Liebe bloß als ein ego-altruistisches Gefühl klassificirt werden kann, hat der japanische Denker Recht, wenn er sie als das geringstwertige Motiv betrachtet, wie vergeistigt sie auch sein möge.

In der Existenz der ärmsten Klasse Japans ist nichts Verborgenes, aber das Leben der oberen Klassen ist der Beobachtung weit weniger zugänglich als das irgend eines Landes des Westens, selbst Spanien nicht ausgenommen. Es ist ein Leben, von dem die Fremden wenig zu sehen bekommen und beinahe nichts wissen, trotz aller gegenteiligen Schilderungen, die über die japanischen Frauen geschrieben worden sind. Ist man zu einem japanischen Freunde geladen, mag es sich fügen, daß man die Familie zu sehen bekommt oder auch nicht — dies wird von den Umständen abhängen — kommt sie zum Vorschein, dann vermutlich nur für einen Augenblick, und wahrscheinlich wird es in diesem Falle die Frau sein. Beim Eintritt giebt man seine Karte dem Diener, der sie dem Hausherrn vorzeigt und eilends zurückkehrt, um den Gast in das „zashiki“ (Empfangszimmer) zu geleiten, das immer der größte und schönste Raum eines japanischen Hauses ist. Dort findet man ein Sitzkissen bereit mit einem Rauchtischchen davor. Der Diener bringt Thee und Cakes. Nach einer kleinen Weile kommt der

Gausherr selbst, und nach den üblichen Begrüßungen beginnt das Gespräch. Wird man gebeten, zu Tische zu bleiben, und nimmt man die Einladung an, wird voraussichtlich die Frau Dir als Freund ihres Mannes die Ehre erweisen, Dir selbst etwas zu kredenzen, Du magst ihr formell vorgestellt sein oder nicht, aber ein flüchtiger Blick auf ihr Kleid und ihren Kopfschmuck genügt, Dich darüber aufzuklären, wer sie ist, und Du mußt sie mit der tiefsten Ehrerbietung grüßen. Wahrscheinlich wird sie Dir, insbesondere, wenn Dein Besuch einem Samurai-Hause gilt, den Eindruck einer zarten, verfeinerten, ernstlichen Person, keineswegs den Eindruck einer Frau von der vielschmelzenden und knirschenden Art machen. Sie wird äußerst wenig sprechen, aber Dir einen Moment die Honneurs machen, mit einer natürlichen Anmut, deren bloßer Anblick eine Offenbarung ist. Dann wird sie fortgleiten, um unsichtbar zu bleiben bis zu dem Momente Deines Fortgehens, wo sie dann beim Eingang wieder auftauchen wird, um Dir Lebewohl zu sagen. Bei Deinen nachfolgenden Besuchen wirst Du noch öfters flüchtig ihren schönen Anblick genießen, vielleicht auch ein seltenes Mal die besagten Eltern zu Gesicht bekommen. Und bist Du ein gern gesehener Gast, dann kommen vielleicht noch gar die Kinder und begrüßen Dich mit wunderbarer Höflichkeit und Liebllichkeit, aber das Innere dieses Familienlebens wird Dir nie enthüllt. Von den Beziehungen dieser Seelen zu einander wirst Du nichts erfahren. Hinter den schönen Papierwänden, die das Innerste abschließen, ist Alles geheimnißvolles, sanftes Schweigen. Der Japaner sieht keinen Grund, warum es anders sein sollte. Das Familienleben ist heilig. Das Heim ist ein Sanctuarium, von dem den Schleier wegzuziehen pietätlos wäre. Auch kann ich diese Idee der Heiligkeit des Heims und der Familienbeziehungen in keiner Weise den höchsten Begriffen des Westens in dieser Richtung untergeordnet finden.

Sollten aber in der Familie erwachsene Töchter vorhanden sein, so ist es weniger wahrscheinlich, daß der Besucher die Frau zu sehen bekommt. Schüchtern, aber ebenso schweigsam und reservirt, werden die jungen Mädchen den Gast willkommen heißen, — einer Aufforderung nachkommend, mögen sie ihn sogar durch irgend eine musikalische Produktion oder durch die Vorzeigung irgend einer selbstverfertigten Sticerei oder Malerei oder irgend eines seltsamen und kostbaren Familienerbsücks erfreuen. Aber alle süßliche Anmut und Höflichkeit ist unzertrennlich von jener vornehmen Reserve, die der feinsten nationalen Kultur eigen ist. Und der Gast darf sich nicht erlauben, weniger reservirt zu sein. — Es sei denn, daß ihn das Privileg des hohen Alters zu väterlicher Ungezwungenheit des Benehmens berechtigen würde, darf er sich niemals zu einem persönlichen Kompliment versteigen, oder sich irgend eine Kourmacherei erlauben. Was im Westen als ein Kompliment gelten würde, sieht man im Osten als einen argen Verstoß an. Unter keiner Bedingung darf der Besucher einem jungen Mädchen über ihr Aeußeres, ihre Anmut, ihre Toilette etwas Schmeichelhaftes sagen, noch

weniger ein solches Kompliment an eine Frau zu richten wagen. Aber der Leser mag einwenden, daß es gewisse Gelegenheiten giebt, wo ein Kompliment gewissermaßen unvermeidlich ist. Dies ist wahr, und bei solchen Gelegenheiten erfordert die Höflichkeit, daß man die demüthigten Entschuldigungen dem Komplimente vorangehen läßt, die dann mit einer weit anmutigeren Phrase als der bei uns üblichen „ach, das ist nicht der Rede wert“, aufgenommen werden. Aber hier berühren wir das große Thema der japanischen Etiquette, von der ich gestehe, daß ich selber darüber wenig Bescheid weiß. Ich habe mich nur so weit vorgewagt, um anzudeuten, wie wenig verfeinert unsere abendländischen Romane dem orientalischen Geiste erscheinen müssen.

Von seiner Zuneigung zu Frau und Kindern zu sprechen, irgend etwas mit dem häuslichen Leben nahe Verknüpftes zum Gesprächsthema zu machen, ist mit japanischen Begriffen von guter Erziehung unvereinbar. Unsere unverhohlene Anerkennung, oder vielmehr Zurschaustellung häuslicher Beziehungen muß demnach kultivirten Japanern, wenn nicht absolut barbarisch, zum mindesten unschicklich erscheinen. Dieses Gefühl kann so Manches im japanischen Leben erklären, was den Fremden zu so völlig unrichtigen Begriffen über die Stellung der japanischen Frau veranlaßt hat. In Japan ist es nicht einmal üblich, daß der Mann an der Seite seiner Frau spazieren geht, geschweige denn, daß er ihr den Arm reicht oder gar ihr beim Ersteigen einer Treppe behilflich ist, — aber dies ist keineswegs ein Zeichen mangelnder Zuneigung seinerseits. Es ist bloß ein Ausdruck eines Gefühls, das von dem unsrigen gänzlich verschieden ist — es ist einfach die Befolgung einer Etiquette, die von der Idee ausgeht, daß öffentliche Zurschaustellung ehelicher Beziehungen unschicklich sei. Warum unschicklich? Weil es dem orientalischen Empfinden das Eingeständniß eines persönlichen, deshalb selbstischen Gefühls zu offenbaren scheint. Für den Orientalen ist das Gesetz des Lebens die Pflicht. Die Liebe muß überall und immer der Pflicht untergeordnet werden. Jede Zurschaustellung persönlicher Gefühle einer gewissen Art ist gleichbedeutend mit einem öffentlichen Geständniß moralischer Schwäche. Heißt das, daß es eine moralische Schwäche ist, seine Frau zu lieben? Nein, — es ist die Pflicht des Mannes, seine Frau zu lieben, aber es ist moralische Schwäche, sie mehr zu lieben als seine Eltern, oder ihr öffentlich mehr Aufmerksamkeit zu erweisen, als seinen Eltern. Ja, es wäre sogar ein Beweis moralischer Schwäche, ihr auch nur denselben Grad von Aufmerksamkeit zu zeigen. Ihre Stellung im Haushalt ist während der Lebenszeit der Eltern die einer Adoptivtochter, und der zärtlichste Gatte darf sich nicht einmal für einen Moment erlauben, die Familienetiquette zu vergessen. Hier muß ich jenes Gebiet der europäischen Litteratur berühren, das niemals mit japanischen Ideen und Sitten in Einklang gebracht werden kann. Der Leser ziehe einen Moment in Betracht, welchen großen Raum Küsse und Umarmungen in unserer poetischen

und selbst in unserer Prosa-Litteratur, einnehmen; — und dann erwäge er, daß diese in der japanischen Litteratur überhaupt nicht existiren, denn Küsse und Umarmungen sind einfach in Japan als Liebesausdruck unbekannt, wenn wir von der vereinzelteten Tatsache absehen, daß japanische Mütter, wie Mütter allüberall in der Welt, ihre Kleinen herzen und küssen. Aber dies geschieht nur im Babyalter, und solche Liebkosungen gelten außer in der zartesten Kindheit als höchst unpassend. Niemals küssen Mädchen einander, niemals küssen oder umarmen Eltern ihre Kinder, sobald diese so weit sind, daß sie laufen können. Und diese Regel gilt für alle Klassen der Gesellschaft, vom höchsten Adel bis hinab zum Bauer. Auch haben wir nicht den leisesten Anhaltspunkt in der ganzen japanischen Litteratur aller Zeiten, daß die Liebesäußerungen jemals demonstrativer gewesen seien als heutzutage. Dem abendländischen Leser mag es vielleicht schwer fallen, sich eine Litteratur auch nur vorzustellen, in deren ganzem Verlauf keiner Küsse, keiner Umarmung Erwähnung geschieht, ja nicht einmal ein zärtlicher Händedruck vorkommt. Denn der Händedruck ist dem Japaner ein ebenso unbekannter Zärtlichkeitsimpuls, wie der Kuß. Ueber dieses Thema schweigen selbst die naiven Lieder der Landleute, selbst die alten Volksballaden von unglücklichen Liebespaaren, ebenso wie die kunstvollen Verse der Hofdichter. Nehmen wir als Beispiel die alte Ballade von „Shuno-kumaru“ — die Anregung zu verschiedenen Sprichwörtern und Lebensregeln gegeben hat, die im ganzen weßlichen Japan verbreitet sind. Hier haben wir die Geschichte zweier verlobter Liebender, die, durch hartes Mißgeschick getrennt, einander suchend, das ganze Land durchstreifen, um sich plötzlich, durch der Götter Gunst, beim Kionidzu-Tempel zu treffen. Wird nicht jeder abendländische Dichter solch eine Begegnung so schildern, daß die Liebenden einander selig, mit Küssen und Liebesbeteuerungen in die Arme sinken?

Aber die japanische Ballade? Die Beiden setzten sich nur nebeneinander, und die Freude des Wiedersehens fand nur in leisem Streicheln Ausdruck. Aber selbst diese reservirte Form der Liebkosung ist ein höchst seltener Gefühlsausbruch. Man kann oft und oft Väter und Söhne, Gatten und Gattinnen, Mütter und Töchter nach langen Jahren der Trennung sich wieder begegnen sehen und wird wahrscheinlich nicht die geringste Spur einer Liebkosung zwischen ihnen bemerken. Sie werden niederknien und einander grüßen und lächeln und vielleicht ein paar Freudentränen vergießen, aber sie werden sich weder in die Arme sinken, noch irgendwelche außerordentliche Koseworte ausrufen. In der That, solche Koseworte wie „Liebling“, „Herzliebchen“, „teures Leben“, „Herzensschatz“ existiren gar nicht in Japan, ebensowenig irgendwelche Beziehungen, die unserem Gefühlsjargon entsprechen. Japanische Zuneigung wird nicht in Worten ausgedrückt, sie ist kaum im Ton der Stimme hörbar, sie zeigt sich hauptsächlich in Handlungen von erlesener, zarter Höflichkeit und Güte. Ich möchte hinzufügen, daß die entgegengesetzte Emotion unter der gleichen vollkommenen Beherrschung

steht. Aber zur Illustration dieser merkwürdigen Tatsache wäre eine eigene Abhandlung erforderlich.

III.

Wer das Leben und Denken Japans unparteiisch studiren möchte, muß auch das des Occidents vom Standpunkt des Orients studiren, und das Resultat eines solchen vergleichenden Studiums wird sich in gewissem Maße als rückwirkend erweisen. Je nach seinem Charakter und seiner Beobachtungsgabe wird er von jenen orientalischen Einflüssen, denen er sich überläßt, mehr oder weniger bestimmt werden. Die Bedingungen des westlichen Lebens werden ihm in ganz neuem Licht erscheinen und nicht wenig von ihrer vertrauten Bedeutung einbüßen. Vieles, was ihm früher recht und wahr dünkte, wird ihm falsch und abnorm erscheinen. Vielleicht wird er sogar zu zweifeln beginnen, ob die moralischen Ideale des Westens wirklich die höchsten sind. Er wird vielleicht sogar geneigt sein, die üblich hohe Wertschätzung der westlichen Civilisation anzufechten. Ob seine Zweifel endgültig sein werden, ist freilich nicht ausgemacht, aber sie werden mindestens eingreifend und wirkungsvoll genug sein, um einige seiner früheren Ueberzeugungen zu modificiren, unter Anderem seine Ueberzeugung von dem moralischen Werte des abenländischen Kultus der Frau als das Unerreichbare, das Unbegreifliche, das Göttliche, das Ideal der „*femme qui ne connait pas*“ . . . das Ideal des „Ewigweiblichen“. Denn im fernen Osten existirt das „Ewigweibliche“ überhaupt nicht.

IV.

Mit der Behauptung, daß das Ewigweibliche im fernen Osten nicht existirt, haben wir aber nur die halbe Wahrheit ausgesprochen. Es läßt sich nicht denken, daß es selbst in der fernsten Zukunft dort Eingang finden könnte. Wenige unserer darauf bezüglichen Ideen — wenn überhaupt welche — können selbst auch nur in der Sprache des Landes wiedergegeben werden, einer Sprache, in der die Substantive kein Geschlecht haben, Adjektive keine Steigerungen und Verben keine Personen, einer Sprache, in der — wie Professor Chamberlain sagt — der Mangel der Persönlichkeitsbegriffe so charakteristisch, tiefwurzelnd und Alles durchdringend ist, um selbst die Verbindung transitiver Verben mit sächlichen Substantiven unmöglich zu machen. „In der That,“ fügt er hinzu, „es ist so gut wie ausgeschlossen, dem orientalischen Geiste auch nur eine Erklärung der meisten Metaphern und Allegorien zu geben. Und zur Illustration seiner Behauptung bringt er ein frappirendes Citat aus Wordsworth. Aber selbst weit klarere Dichter als Wordsworth sind dem japanischen Geiste ebenso dunkel. Ich entfinne mich, welche Schwierigkeit es mir bereitet hat, einer vorgeschrittenen Klasse folgende einfache Zeile eines wohlbekannten Gedichtes von Tennyson zu erklären:

„Sie war schöner als der Tag.“ —

Meine Hörer konnten die Anwendung des Adjektivs „schön“ zur Bezeichnung von „Tag“ verstehen und die Anwendung desselben Adjektivs an und für sich zur Bezeichnung des Wortes „Mädchen“, aber daß irgend ein Mensch die allerleiseste Analogie zwischen der Schönheit des Tages und der eines jungen Mädchens finden könne, überstieg ganz und gar ihr Fassungsvermögen. Um ihnen den Gedanken des Dichters nahe zu bringen, war es nötig, ihn psychologisch zu analysiren, eine mögliche Gefühls-Analogie zwischen den beiden Formen durch zwei verschiedene Eindrücke hervorgerufener Lustgefühle nachzuweisen.

So sagt uns also schon die Natur der Sprache selbst, wie uralt und tiefwurzelnd im Rassecharakter diese Anschauungen sind, die uns den Mangel eines dominirenden, dem unstigen entsprechenden Ideals erklären. Diese Ursachen reichen weiter zurück als das Bestehen der socialen Struktur, weiter als die Idee der Familie, weiter als der Vorfahrentult, unvergleichlich weiter als das Gesetz des Konfucius, das mehr die Widerspiegelung als die Erklärung vieler seltsamer Eigenheiten des orientalischen Lebens ist. Aber da Glaubensbekenntnisse und Gebräuche auf den Charakter zurückwirken und der Charakter wieder auf Glaubensbekenntnisse und Gebräuche zurückwirken muß, war es nicht ganz ungereimt, in der Lehre des Konfucius sowohl nach Ursachen wie nach Aufschlüssen zu forschen. Weit unrationeller waren die Anwürfe voreiliger Kritiker gegen Shinto- und Buddhismus als religiöse Einflüsse, die den natürlichen Rechten der Frau entgegenständen. Der alte Shintoglaube stand der Frau zum Mindesten ebenso wohlwollend gegenüber als der Glaube der Hebräer. Seine weiblichen Gottheiten sind nicht weniger zahlreich als die männlichen und stellen sich der Phantasie der Gläubigen in nicht weniger anziehender Form dar, als die Träume der griechischen Mythologie. Von einigen, wie So-tohori-no Fratsumé, wird gesagt, das Licht ihres schönen Körpers bringe durch ihre Gewänder. Und die Quelle alles Lichtes und Lebens, die ewige Sonne, ist eine Göttin, die schöne Amaterusa-oho-mikami. Jungfrauen dienen den alten Göttern und figuriren bei allen religiösen Schaugeprängen, und an tausenden Altären im Lande wird die Frau als Gattin und Mutter ebenso verehrt, wie der Mann als Held und Vater. Ebenso wenig kann dem späteren und verwandten Glauben des Buddhismus mit Recht der Vorwurf gemacht werden, die Frau zu einem niedrigeren Platz in der geistigen Welt herabzudrücken, als ihr das monchische Christentum im Westen zuerkannte.

Buddha war gleich Christus von einer Jungfrau geboren, die liebenswertheiten Gottheiten des Buddhismus, mit Ausnahme von „Mo“, sind weiblich, sowohl in der japanischen Kunst, wie in der Volkspheantasie. Und in der buddhistischen wie auch der römisch-katholischen Hagiographie nehmen die Leidensgeschichten der heiligen Frauen einen Ehrenplatz ein. Es ist wahr, daß der Buddhismus, ebenso wie das frühe Christentum seine äußerste Verebnsamkeit gegen die Versuchungen durch den Zauber des Weibes richtete,

und es ist wahr, daß in der Lehre seines Begründers wie in der Lehre Paulus' sociale und geistige Ueberlegenheit dem Manne zugesprochen wird. Aber bei unserem Forschen nach Texten über dieses Thema darf man nicht die vielen „Erleuchtungen“ außer Acht lassen, mit denen Buddha Frauen aller Klassen begnadet hat, noch darf jene Legende eines älteren Textes unerwähnt bleiben, in welcher ein Dogma, das Frauen von der höchsten Erkenntniß ausschließt, von dem Erleuchteten aufgehoben wird.

Im ersten Kapitel der Sutra des Lotus vom guten Geſetze steht geschrieben, daß vor Buddha eines Mädchens Erwähnung geschah, die in einem Augenblick zu höchster Erkenntniß gelangt war, die in einem Momente die Verdienste von tausend Meditationen und die Verweise innerster Wahrheiten aller Geſetze erreicht haben sollte. Und das Mädchen kam und stand vor Buddhas Angesicht. Aber der Buddhisatwa Pragmatita zweifelte, indem er sagte: „Ich sah den Herrn Satiamuni zur Zeit, da er nach der höchsten Erleuchtung strebte, und ich weiß, daß er zahllose gute Werke in unermesslichen Aeonen vollbrachte. In der ganzen Welt giebt es nicht ein Fleckchen von der Größe eines Sandforns, wo er nicht seinen Leib dahingegeben hätte um der Menschen willen. Nur nachdem er all dieses vollbracht, gelangte er zur höchsten Erleuchtung, — wer vermöchte also zu glauben, dieses Mädchen könne in einem Augenblick zur höchsten Erkenntniß gelangt sein?“

Und der ehrwürdige Priester Sariputra zweifelte ebenfalls und sagte:

„Es mag in der That geschehen, o Schwester, daß ein Weib die sechs vollendeten Tugenden erfüllt, aber es giebt bis jetzt noch kein Beispiel, daß sie je das Buddhatum erreicht hätte, weil eine Frau den Rang eines Bodhisatwa nicht erreichen kann.“

Aber das Mädchen rief Buddha den Herrn zum Zeugen auf. Und allsogleich, angesichts der Versammelten verschwand ihr Geschlecht, und sie manifestirte sich alsbald als Bodhisatwa, indem sie den Raum nach allen Richtungen mit dem Glanze der zweiundsiebzig Zeichen erfüllte. Und der Priester Sariputra schwieg.

V.

Aber um voll zu erkennen, worin das größte Hinderniß für die intellektuelle Sympathie zwischen dem Westen und dem fernen Osten liegt, müssen wir den Einfluß ermessen, den dieses Ideal des Ewigweiblichen, das im Osten nicht existirt, auf das Abendland ausübt. Wir müssen festhalten, was dieses Ideal für die abendländische Civilisation war, was es für alle ihre Freuden, Verfeinerungen, ihren Luxus bedeutete, für ihre Skulptur, Malerei, Dekoration, Architektur, Litteratur, dramatische Kunst, ihre Musik, für die Entwicklung zahlloser Industrien. Wir müssen daran denken, welche Wirkungen es auf die Gebräuche und Sitten des Abendlandes hatte, auf die Geschichte der Sprache, auf Betragen und Ethik, auf Philo-

sophie und Religion, auf fast jedes Gebiet des privaten und öffentlichen Lebens — mit einem Wort, auf den Nationalcharakter. Auch dürfen wir nicht übersehen, daß die vielen Elemente, die sich zu seiner Bildung verschmolzen, das teutonische oder keltische, das skandinavische, das klassische, das mittelalterliche, die griechische Apotheose menschlicher Schönheit, der christliche Madonnenkult, die Ueberschwänglichkeit des Rittertums, der Geist der Renaissance, der allem früheren Idealismus eine neue farbenfrohe Sinnlichkeit verlieh, ihre Nahrung, wenn nicht gar ihre Entstehung in einem Rasseempfinden haben müssen, das so alt ist wie die arische Sprache und dem orientalischen Geiste ebenso fremd. Von allen diesen verschiedenen Einflüssen, die unser Ideal geschaffen haben, bleibt das klassische Element ausgesprochen vorherrschend. Es ist wahr, unsere überlieferte Konzeption der menschlichen Schönheit wurde durch eine Konzeption der Seelenschönheit erweitert, die niemals in der Antike oder Renaissance vorhanden war. Auch ist es wahr, daß die neue Evolutionsphilosophie — indem sie uns die Erkenntnis des unberechenbaren und furchtbaren Zusammenhanges der Gegenwart mit der Vergangenheit aufdeckte, eine ganz neue Auffassung unserer Pflicht gegen die Zukunft schuf und unsere Schätzung von Charakterwerten ungeheuer steigerte — mehr als irgend alle vorhergehenden Einflüsse zusammen zu der höchstmöglichen Vergeistigung unseres Frauenideals beigetragen hat. Aber wie sehr sich dasselbe auch in ferner Zukunft durch fortschreitende intellektuelle Errungenschaften noch vergeistigen möge, muß dieses Ideal seiner innersten Natur nach vorwiegend künstlerisch und sinnlich sein.

Wir sehen die Natur nicht, wie der Orientale sie sieht, und wie seine Kunst beweist, daß er sie sieht. Wir sehen sie weniger realistisch, wir kennen sie weniger intim, weil wir sie anthropomorphisch ansehen, es sei denn durch die Brillen des Spezialisten. Nach einer Richtung ist allerdings unser ästhetischer Sinn zu einem unvergleichlich höhern Grad kultiviert worden als der des Orientalen, aber diese Richtung war erotisch. Wir haben etwas von der Naturschönheit durch den alten Frauenkult gelernt. Es ist sogar wahrscheinlich, daß der menschliche Schönheitsbegriff der Hauptquell aller unserer ästhetischen Empfindungstätigkeit war. Möglicherweise verdanken wir ihm auch unsere Idee der Proportion, unsere übertriebene Wertschätzung der Regelmäßigkeit, unsere Liebe zu Parallelen, Kurven und allen geometrischen Symmetrien. Und in dem langen Prozesse unserer ästhetischen Evolution ist das Frauenideal für uns zu einer ästhetischen Abstraktion geworden. Nur durch die Illusion dieser Abstraktion gewahren wir die Reize unserer Welt, gleichwie durch die schillernden Dünste einer tropischen Atmosphäre alle Formen wahrnehmbar werden. Aber dies ist nicht Alles. Was jemals künstlerisch oder gedanklich mit der Frau verglichen wurde, wurde durch diesen momentanen Symbolismus seltsam transformiert und beseelt, weshalb durch alle Jahrhunderte hindurch die abendländische Phantasie

die Natur immer mehr und mehr weiblich gemacht hat. Was immer uns entzückt, das hat die Phantasie feminisirt: die unsagbare Zartheit des Himmels, die wogenden Wellen, die Morgenröthe, die Lieblichkeit des Tages, den düsteren Ernst der Nacht, die Himmelsleuchten, selbst die Wellenketten der ewigen Berge, die Blumen, die Früchte und Alles, was duftend schön und anmuthig ist, die Jahreszeiten mit ihren Stimmen, alle Erscheinungen, die sich mit unserer Liebe zur Anmut, Zartheit, Sanftmut berühren, wecken in uns einen vagen Traum von Weiblichkeit. Wo unsere Phantasie der Natur Männlichkeit leiht, sieht sie sie nur in der Grimmigkeit und Gewalt, gleichsam wie um durch mächtigen und rauhen Kontrast die Zaubergewalt des Ewigweiblichen zu erhöhen. Und nicht bloß Schönheit der Erscheinung oder des Klanges, sondern fast Alles, was mystisch-erhaben und heilig ist, wird durch seltsam verstrickte Fäden mit unseren erotischen Empfindungen verknüpft. Selbst die subtilsten Kräfte unseres Universums sprechen uns vom Weibe. Neue Wissenschaften haben uns neue Namen für das erhöhte Lebensgefühl, das ihre Gegenwart in uns weckt, gelehrt, für jene magische Erschütterung, die wir erste Liebe nennen, für das ewige Rätsel ihrer Zaubergewalt.

So haben wir aus einer einfachen menschlichen Leidenschaft durch zahllose Einflüsse und Transformationen eine kosmische Emotion, einen weiblichen Pantheismus entwickelt.

VI.

Und darf man nicht die Frage aufwerfen, ob all die Konsequenzen dieses Einflusses der Leidenschaft auf die ästhetische Evolution des Abendlandes vorwiegend günstige zu nennen sind, ob nicht hinter all diesen sichtbaren Resultaten, deren wir uns als Triumphe der Kunst rühmen, andere unsichtbare lauern, deren zukünftige Enthüllung vielleicht unserer Selbstachtung mehr als einen kleinen Stoß versetzen wird. Ist es nicht ganz möglich, daß unsere ästhetischen Fähigkeiten sogar abnormal nach einer Richtung entwickelt wurden durch die Kraft einer einzigen emotionellen Idee, die uns beinahe, wenn nicht ganz blind für viele wunderbare Seiten der Natur gemacht hat — oder muß dies nicht die unvermeidliche Folge sein, wenn dieser einzigen Empfindung eine solche Vorherrschaft in der Evolution der ästhetischen Sensibilität eingeräumt wird? Und letzten Endes darf man wohl fragen, ob denn dieser vorherrschende Einfluß selbst auch der möglichst höchste war, und ob nicht etwa der orientalischen Seele ein höherer bekannt ist.

Ich darf diese Fragen nur andeuten, ohne zu hoffen, sie befriedigend lösen zu können. Aber je länger ich im Osten weile, desto mehr fühle ich mich vom Glauben durchdrungen, daß in dem Orientalen außerordentliche künstlerische Fähigkeiten und Perceptionsgaben entwickelt sind, von denen wir kaum mehr wissen können, als von jenen für das menschliche Auge

unsichtbaren Farben, deren Vorhandensein aber durch das Spektroskop bewiesen ist.

Hier wird es ebenso schwer wie gefährlich zu specificiren. Ich will nur einige vage Andeutungen geben. Ich glaube, diese wunderbare Kunst verkündet, daß dasjenige, was in den unendlich mannigfaltigen Naturbildern keinerlei Geschlechtscharakter hat, das, was nie anthropomorphisch angesehen werden kann, das, was weder männlich noch weiblich ist, sondern neutral, gerade das ist, was von dem Japaner am meisten geliebt und verstanden wird. Ja, er sieht in der Natur Vieles, was für uns während tausender von Jahren unsichtbar geblieben ist, und wir lernen von ihm Seiten des Lebens und Schönheitsformen kennen, denen wir früher blind gegenüberstanden. Wir haben schließlich die verblüffende Entdeckung gemacht, daß seine Kunst trotz aller gegenteiliger dogmatischer Behauptungen des vorurteilsvollen Abendlandes und ungeachtet der seltsam geisterhaften Unrealität ihres ersten Eindrucks niemals eine bloße Phantasieschöpfung ist, sondern eine getreue Widerspiegelung dessen, was war und ist. Weshalb wir zur Erkenntniß gekommen sind, daß schon die bloße Betrachtung seiner Studien des Vogellebens, Insektenlebens und Pflanzenlebens gerabezu einer höheren Kunsterziehung gleichkommt. Man betrachte beispielsweise unsere schönsten Insektenzeichnungen neben solchen von Japanern, man vergleiche Giacomellis Illustrationen zu Michélets „L'insecte“ — mit den gewöhnlichsten japanischen Abbildungen der gleichen Geschöpfe auf dem bedruckten Leder eines billigen japanischen Tabaksbeutels, oder auf der Metallarbeit einer billigen Pfeife. Die ganze minutiöse Genauigkeit der europäischen Arbeit hat es nur zu einem indifferenten Realismus gebracht, während der japanische Künstler in einigen Pinselstrichen mit unbegreiflicher Interpretationskraft nicht bloß jede Eigentümlichkeit der Form des Geschöpfes erfaßt und wiedergegeben hat, sondern auch jede specielle charakteristische Einzelheit seiner Bewegung. Jede von dem Pinsel des orientalischen Künstlers hingeworfene Gestalt ist eine Lehre, eine Offenbarung für jeden nicht von Vorurteilen getriebenen Blick. Mag es auch nur eine Spinne sein, in einem windflatternden Netz, eine sich auf einem Sonnenstrahl wiegende Libelle, ein Paar in's Nieschilf huschender Krabben, oder eine zappelnde Fischfinne in einem klaren Strom oder das Schwirren einer Wespe, ein Mantis in kämpfender Stellung, oder ein Semi, der einen Cedernzweig emporklettert. All diese Kunst ist lebendig, intensiv lebendig, und unsere analoge Kunst sieht daneben tot aus. Man nehme nun wieder das Thema der Blumen. Ein englisches oder deutsches Blumenstück, das Resultat von monatelanger, geschulter und mit hundertten von Pfund bewerteter Arbeit, vermöchte sich sicherlich als Naturstudie in höherem Sinne nicht mit einem mit wenigen Strichen hingeworfenen und mit vielleicht 5 Sen bewerteten japanischen Blumenbild zu messen. ErstereS würde ein mühseliges und im besten Falle unwirksames Bestreben sein, einen Farbenzusammenklang zu veranschaulichen, das Letztere

wäre ein vollkommenes Erinnerungsbild bestimmter Blumenformen, intuitiv auf's Papier hingeworfen, ohne irgend ein unterstützendes Vorbild. Nicht irgend eine individuelle Blume zeigend, sondern die vollkommene Veranschaulichung eines allgemeinen Formengesetzes, vollkommen gemeistert mit all seinen Stimmungen, Nüancen und Flexionen. Unter den abendländischen Kunstkritikern scheinen nur die Franzosen allein diese Rüge der japanischen Kunst ganz zu verstehen, und unter allen abendländischen Künstlern nähert sich einzig und allein der Pariser in seiner Methode dem Orientalen. Ohne den Pinsel vom Papier zu heben, kann der französische Künstler manchmal mit einer einzigen Wellenlinie die fast sprechende Gestalt eines besonderen Männer- oder Frauentypus schaffen. Aber dieses hohe Schaffensvermögen ist hauptsächlich auf die humoristische Skizze beschränkt, es ist noch entweder männlich oder weiblich. Um zu begreifen, was ich unter der Geschicklichkeit des japanischen Künstlers verstehe, muß sich der Leser gerade eine solche Gabe des blitzschnellen Kunstschaffens, wie sie gewisse französische Werke charakterisirt, auf jeden Gegenstand angewendet denken, mit Ausnahme der Individualität, auf fast alle bekannten Typen, auf alle Schauspiele japanischer Natur, alle Formen der heimatischen Landschaft, auf Wolkenzüge, fließendes Wasser und wallende Nebel, auf alles Leben in Wald und Feld, auf alle Naturstimmungen der Jahreszeiten, Töne des Horizontes, Morgen- und Abendfärbungen. Sicherlich offenbart sich der tiefe Geist dieser magischen Kunst dem ungewohnten Auge selten auf den ersten Blick, da sie an so Weniges in der abendländischen ästhetischen Erfahrung anklingt. Aber allgemach wird sie sich einem empfänglichen und vorurteilslosen Geiste so mittheilen, daß sie alle seine früheren Schönheitsbegriffe völlig umwandeln wird. Zu ihrer vollen Durchbringung wird es freilich vieler Jahre bedürfen, aber etwas von ihrer umbildenden Kraft wird er in kürzester Zeit empfinden, und der Anblick einer amerikanischen oder europäischen illustrierten Zeitschrift wird ihm ganz unerträglich sein.

Psychologische Verschiedenheiten von weit tieferer Tragweite ersehen wir aus anderen Tatsachen, die wohl in Worten erklärt, aber nicht durch abendländische ästhetische Maßstäbe oder Gefühle irgend welcher Art interpretirt werden können. Zum Beispiel habe ich zwei alte Männer beim Pflanzen von Bäumen in einem Garten neben einem Tempel beobachtet. Sie verbringen manchmal eine Stunde beim Pflanzen eines einzigen Bäumchens. Nachdem sie es in den Boden versenkt haben, treten sie auf eine bestimmte Entfernung zurück, um die Linienverhältnisse zu beobachten und mit einander darüber zu beraten. Das Resultat ist, daß das Bäumchen wieder herausgehoben wird, um an einer anderen Stelle versuchsweise hineingesteckt zu werden. Dies kann sich oft mehr als zehn Mal wiederholen, bis das Bäumchen vollkommen dem Plane des Gartens eingefügt ist. Diese zwei Männer gehorchen unbewußt einem geheimnißvollen Gedanken, indem sie diese kleinen Bäume wechseln, versetzen, verschieben,

gleichwie der Dichter seine Worte versetzt und verschiebt, um seinen Versen die größtmögliche Zartheit und Ausdruckskraft zu geben.

In jeder größeren japanischen Hütte sind mehrere Nischen oder „Tokomonos“, eine in jedem Hauptzimmer. In diesen Nischen werden die Familienschätze zur Schau gestellt. In jedem Toko hängt ein Kakeмоно, und auf ihrem leicht erhöhten Boden, der gewöhnlich aus polirtem Holz ist, stehen Blumenvasen und ein oder zwei Kunstgegenstände. Die Blumen in den Nischenvasen sind nach alten Regeln geordnet, und die dort ausgestellten Kakemonos und Kunstgegenstände werden in regelmäßigen Intervallen gewechselt, je nach Gelegenheit und Jahreszeit. In einer dieser Nischen habe ich zu verschiedenen Zeiten viele verschiedene Kunstgegenstände gesehen. Eine chinesische Elfenbeinstatue, eine Weihrauchschale aus Bronze, ein paar durch Wolken schwebende Libellen, die holzgeschnitzte Statuette eines buddhistischen Pilgers, der auf der Landstraße rasierend seinen kahlen Schädel wischt, Meisterstücke in Lackarbeit, reizendes Kiotoporzellan und einen großen Stein auf einem eigens dazu gemachten schweren Holzpostament ruhend. Ich weiß nicht, ob der Abendländer in diesem Steine irgend etwas Schönes sehen würde. Er ist weder ausgehauen noch polirt, noch besitzt er auch nur den allergeringsten inneren Wert. Es ist einfach ein grauer, wasserwaschener Stein aus einem Flussbett. Und doch kostet er mehr, als eine dieser Kiotovasen, die ihn manchmal ersetzen und die Du vielleicht froh wärst, selbst zu einem sehr hohen Preise erstehen zu können.

In dem Garten des kleinen Hauses, das ich nun in Kumanoto bewohne, sind ungefähr fünfzehn Felsen oder große Steine von ebensoviele Formen und Größen. Auch sie haben keinen wirklichen, inneren Wert, nicht einmal als verwendbares Baumaterial, und dennoch zahlte der Besitzer des Gartens für sie etwas mehr als siebenhundertundfünfzig japanische Dollars, bedeutend mehr, als das hübsche Haus selbst gekostet haben konnte. Und es wäre ganz irrig, die hohen Kosten der Steine etwa durch den Transport aus dem Bette des Shirakawa zu erklären. Nein, sie sind lediglich fünfhundert Dollars wert, weil sie von einem gewissen ästhetischen Gesichtspunkt aus als schön gelten, und weil dort eine große Nachfrage nach schönen Steinen vorhanden ist. Ja, sie gehören nicht einmal zu der besten Klasse, sonst würden sie weit mehr gekostet haben. Nun, ehe Du nicht begreifen kannst, daß ein großer, rauher Stein ästhetisch suggestiver wirken kann, als ein kostbarer Stahlstich, daß er eine Schönheitsoffenbarung ist und eine Freude für alle Zeit, kannst Du nicht verstehen, wie der Japaner die Natur ansieht.

„Aber was,“ wirst Du fragen, „kann an einem gewöhnlichen Stein schön sein?“ — Vieles, aber ich will nur Eines hervorheben: — die Unregelmäßigkeit.

In meinem kleinen Häuschen haben die Fusumas oder verschiebbaren Papierwände zwischen dem einen Zimmer und dem anderen Musier, die

ich nie müde werde anzusehen. Die Muster wechseln in den verschiedenen Teilen der Wohnung. Ich will bloß von der Fusuma sprechen, die mein Studirzimmer von einem kleineren Gemach abschließt. Die Grundfarbe ist ein zartes Crémegelb, und das Goldmuster ist sehr einfach, die mystischen Juwelsymbole des Buddhismus, paarweise über die Fläche verstreut. Aber nicht zwei Paare sind genau in demselben Zwischenraum verteilt, und die Symbole selbst sind seltsam differenziert, indem sie nie zwei Mal in derselben Stellung oder Beziehung zueinander erscheinen. Manchmal ist ein Juwel transparent und das Gegenstück undurchscheinend, manchmal ist das dunkle links, manchmal rechts, manchmal ist das transparente Juwel oberhalb, manchmal unten. Vergebens schweift das suchende Auge über die Fläche nach einer Wiederholung, etwas wie Symmetrie, sei's in der Anordnung der Gruppierung, in den Dimensionen oder Kontrasten. Und in den verschiedenen Dekorationen des ganzen Hauses wird man nirgends etwas Regelmäßiges, Symmetrisches erblicken. Die Fingigkeit, mit der dies vermieden ist, muß erstaunlich genannt werden, ja geradezu genial. Dies ist nun eine allgemeine charakteristische Eigentümlichkeit japanischer Dekorationskunst, und hat man einige Jahre unter ihrem Einfluß gelebt, so empfindet man den Anblick eines regelmäßig abgezirkelten Musters auf einer Wand, einem Teppich, einem Vorhang, einer Decke, auf irgend einer dekorativen Fläche als furchtbar vulgär. Nur weil wir so lange gewohnt waren, die Natur anthropomorphisch anzusehen, sind wir noch im Stande, die mechanische Häßlichkeit unserer dekorativen Kunst zu ertragen und bleiben wir unempfindlich gegen Naturzauber, die selbst das Auge des japanischen Kindes klar wahrnimmt, das über die Schulter seiner Mutter hinweg staunend auf die grünen und blauen Wunder dieser Welt blickt.





Ulrich Frank.

Von

Gustav Karpeles.

— Berlin. —

Limmer wird der Brief zu den heitersten Erinnerungen meines Journalistenlebens gehören, den ich an einem Frühmorgen des Jahres 1876 in meinem Junggesellenstübchen zu Breslau auf der Neuen Gasse erhalten habe. Er lautete folgendermaßen:

Sehr geehrter Herr!

Ich bin hierher gekommen, um der Aufführung meines neuen Stückes: „Der Vampyr“ am hiesigen Lobe-Theater beizuwohnen, und würde mich sehr freuen, Sie bei dieser Gelegenheit kennen zu lernen, da ich schon sehr viel von Ihnen gehört habe. Hoffentlich hat Ihnen mein Freund Dr. Max Kurnik auch über mich schon etwas gesagt.

In vorzüglicher Hochachtung

Ulrich Frank.

Nun hatte mir mein sel. Kollege Max Kurnik allerdings schon von einer jungen Schriftstellerin erzählt, die unter diesem Namen schrieb. Aber ich muß gestehen, daß der Brief doch eine etwas befremdliche Wirkung auf mich machte. Ich war damals 28 Jahre alt und stand in meiner Sünden Maienblüte. Ich bildete mir ein, in meinem Wirkungskreise ungefähr denselben Einfluß zu haben, wie Fürst Bismarck im Deutschen Reiche, oder doch zum mindesten wie der Oberpräsident von Schlesien in seiner Provinz.

An jedem Morgen stand ich hochmütig auf mit der Frage: „Was kostet Breslau?“ Ich hätte damals vielleicht nicht einmal mit dem Oberpräsidenten von Breslau getauscht. So viel bildete ich mir auf meine Position als wohlbestallter Feuilletonredakteur und Theaterkritiker der „Breslauer Zeitung“ ein.

Nun kam eine junge Dame mit ihrem Erstlingsstück nach Breslau und lud mich ein, sie zu besuchen. Das war des Landes nicht der Brauch. Ich war unartig genug, diesem Wunsche nicht zu entsprechen, denn es war in Breslau so gut wie in der größten und in der kleinsten Stadt des Deutschen Reiches, die sich eines Theaterspiels erfreuten, die üble Sitte, daß die Autoren und Künstler die Kritiker heimsuchten. Ich habe also Ulrich Frank damals nicht kennen gelernt. Erst einige Jahre später in Berlin, im Hause eines befreundeten Kollegen. Seither bin ich mit Ulrich Frank in Freud und Leid innig befreundet geblieben bis auf den heutigen Tag.

Ich glaube, daß Alle, die es unternehmen, über Personen oder Dinge sich öffentlich auszusprechen, ihr persönliches Verhältniß zu diesen vorher klarlegen sollten. Der Leser oder Hörer mag dann von selbst abziehen, was ihm aus Sympathie zu viel oder aus Antipathie zu wenig gesagt erscheint.

„Der Vampyr“ fand damals am Lobe-Theater, wenn ich mich recht entsinne, eine sehr freundliche Aufnahme. Das kleine, anspruchslose Stück machte an deutschen Bühnen ziemlich viel Glück, namentlich durch das Spiel Karl Sonntags, der in der Darstellung der Hauptrolle ein rechtes Virtuosenstückchen von großer Wirkung schuf. Nicht so gut erging es einem Lustspiel „Der Herr Kollege“, das zwei Jahre später in Berlin am National-Theater aufgeführt wurde. Ich glaube, Oskar Blumenthal war es, der damals das Kind in der Wiege umgebracht hat. Ulrich Frank hatte damit ihre dramatische Karriere abgeschlossen. Es ist schade darum! Wenn man ihre Romane aufmerksam durchliest, so findet man viel dramatisches Element in ihnen. Es ist nicht unmöglich, daß sie auf der Bühne, wenn sie mit Geduld und Zähigkeit und ungeachtet mancher Mißerfolge diese Richtung weiter verfolgt hätte, zu einem guten Ziele gelangt wäre.

Aber diese Geduld fehlte dem jungen Autor — oder sagen wir es freimütig heraus: der jungen, lebenslustigen und schaffensdurftigen Frau. Allerdings, wenn sie es nicht selbst dem Litteraturkalender verraten oder wenn es ihre Freunde nicht ausgeplaudert hätten, so würde bis auf den heutigen Tag vielleicht Niemand darauf gekommen sein, daß es eine Dame ist, die unter dem Pseudonym Ulrich Frank nun schon eine stattliche Reihe von Romanen, Novellen und Skizzen geschrieben hat.

Ist das ein Vorzug? Unbedingt! Wenigstens nach meiner Meinung. Die Frauenrechtlerinnen und die Schriftstellernden Damen werden ja darüber empört sein, aber ich kann mir nun einmal nicht helfen. Wie hoch ich

auch die Bedeutung der Frau auf dem Gebiete des modernen Romans in Frankreich wie in Deutschland anschlage, ein eifriges Studium hat mich doch zu der Ueberzeugung geführt, daß das Beste in ihrem Schaffen männlich ist, und daß diejenigen Frauen die besten, im höheren ästhetischen Sinn wenigstens die besten Schriftstellerinnen sind, deren Schaffen einen recht männlichen Charakter trägt. Damit habe ich eigentlich schon mein Urteil über Ulrich Frank ausgesprochen, und ich muß nun versuchen, dies, so gut es geht, zu begründen.

Ulrich Frank ist also eine Dame, Frau Ulla Wolff, die in Schlesien geboren und seit einem Vierteljahrhundert in Berlin lebt. Es erscheint mir notwendig, das hervorzuheben, da die Eigenart ihres Schaffens durch ihre schlesische Abstammung bedingt ist und da der Hintergrund ihrer Erzählungen entweder Berlin, das sie genau kennt, oder ihre schlesische Heimat ist, der sie immer in Liebe gedenkt.

Die Schlesier bilden von jeher eine eigentümliche Enklave in der deutschen Litteratur-Republik. Im Grunde genommen haben die meisten von ihnen das, was man jetzt Heimatkunst nennt, immer getrieben. Trotzdem steht die Sache noch heute wie zu der Zeit, wo Karl von Holtei seine schlesischen Gedichte in die Welt hinausgeschickt hat; damals (vor mehr als 50 Jahren) so wie heute hat man nur unsichere Ahnungen in der Außenwelt von der Eigentümlichkeit des schlesischen Gemüts und von der Empfindungsweise dieses Stammes: einem allerliebsten Gemisch von polnischer Lebhaftigkeit und altfächischer Bedächtigkeit, von gutmütiger Einfalt und kalkulierendem Scharfsinn, von sentimentaler Weichheit und reflektirender Ironie, von lauter Fröhlichkeit und andächtigem Ernst. Mit Recht fragte damals Gustav Freytag: „Wer unterhält seinen Kameraden auf der Gesellenbank? Der Schlesier. Wer weint mit seiner Geliebten im Mondenschein? Der Schlesier. Wer wischt sich diese Tränen mit dem Tabaksbeutel ab und denkt zuletzt: es ist Alles Wurst? Der Schlesier. Wem steigt der Wein am schnellsten zu Kopf und wer hält doch am längsten beim Becher aus? Wieder der Schlesier. Wer verückt sich am tiefsten in mystische Gottseligkeit und wer spricht am gleichgültigsten mit dem Teufel? Immer der Schlesier. Alles, was man auf Erden nur werden kann, wird der Schlesier mit Leichtigkeit. Engländer und Russe, Minister und Seiltänzer, Posaune und Klapphorn, fromm und gottlos, reich und arm. Am liebsten wird er allerdings Poet, weil ihm das die Einseitigkeit erspart, irgend etwas Spezielles zu werden.“

Und so sind die Schlesier seit jeher namentlich in der Lyrik und im Roman zu Hause gewesen. Frische und Reichtum der Phantasie zeichnen sie alle aus. Ihre Darstellung ist immer lebendig; dazu kommt eine vielseitige Bildung, eine freiere Richtung und der kritische Weltblick, den sie von Preußen her haben.

In ihren Vorzügen wie in ihren Fehlern ist Ulrich Frank ein

Schlesier durch und durch. Wie die meisten Autoren ihrer Heimat ist diese Schriftstellerin von der Lyrik ausgegangen, aber mit dem Anpassungsvermögen des Schlesiers ist sie über diese, wenn ich so sagen darf, heimatliche Epoche rasch hinausgewachsen und hat in heißem, aber ehrlichem Ringen die Höhe des socialen Romans erklimmen. Ihre erste Erzählung „Walbgeheimniß“ (Bremen 1879) fällt noch ganz in diese lyrische Periode. Der Reiz der Dichtung besteht in den Naturempfindungen, die uns süß und heimlich anwehen; aber die Gestalten sind noch blasse Schemen, denen es an Farbe und Leben fehlt. Erst fünf Jahre später erscheint die nächste Erzählung „Das Wunderkind“ (Berlin 1884), aber die Verfasserin hat inzwischen eine große Entwicklung durchgemacht. Sie hat viel gelernt und — zu ihrem Glück — viel vergessen. Sie ist aus der lyrischen Periode vollständig heraus und befindet sich schon auf dem Wege zu dem Ziele, das ihr vorschwebt. Die Geschichte dieses Wunderkindes, die ja heute alltäglich ist und die erst in diesen Tagen wieder einmal auf einem Berliner Theater vorgeführt wurde, wird hier, so viel ich weiß, zum ersten Mal in sehr ansprechender Weise erzählt. Es ist ein echt moderner Stoff, diese Tragödie des Wunderkindes, und ein guter Kritiker bemerkte schon damals: es sei merkwürdig, daß dieser Stoff so lange unberührt liegen blieb, unbeachtet in der tollen Jagd nach modernen Stoffen. Schon die ersten Seiten der Erzählung führen uns hinein in das Herzensleben eines begabten Kindes, in das Martyrium eines Knaben, den man früh der Kunst geopfert hat. „Wer ist dieser Ulrich Frank?“ so fragte damals der oben erwähnte Kritiker, „der uns sofort und so mächtig zu interessieren weiß für den winzigen Jakoble und für Heibchen, seine Herzensfreundin. Wo hat er der Kinderstube ihre lauschigen Geheimnisse abgefragt, wo hat er das leidende, zaghafte und ängstliche Kind studirt, das uns in der modernen Litteratur kaum vorher je so wahr und echt begegnet ist, so lebhaft angezogen hat? Das lullende, lachende Kind, das kennen wir ja Alle; an der naiven Weisheit, dem unbewußten Witz, der aus dem Kindermund sprudelt, haben wir uns Alle ergötzt — das weinende Kind ist dem Manne fremd; wird es doch sofort in die Kinderstube geschafft, wenn es „unartig“ ist. Und ein weinendes Kind halten wir immer für unartig; wenn wir Erwachsenen selbst kaum die Tränen erdrücken können, dann freilich merken wir, daß eben mitunter auch das Schicksal unartig ist. Das leidende Kind kann nur eine Frau so trefflich schildern, und eine Frau ist denn auch Ulrich Frank.“

Auf die Zeit des Kindermartyriums folgt die kurze Zeit der allzufrühen, allzusehnen, allzuglanzvollen Blüte. Das Wunderkind wird durch die Welt geführt, bewundert, verwöhnt, verhätschelt. Diese Periode seiner Triumphe schildert die Verfasserin mit einer Kenntniß, einer Genauigkeit, die viel Beobachtungstalent und einen guten Einblick in unser Salonleben, in unsere Künstlergesellschaft und in das Virtuosenleben verrät. Zug um Zug sehen wir den großen Virtuosen künstlerisch und moralisch sinken —

im umgekehrten Verhältniß zu seinem körperlichen Wachstum, sehen ihn zugleich Jüngling und Greis werden, wie er, an der Kunst und an seinem Leben verzweifeln, gebrochen, mit bankerottem Herzen wiederkehrt, ein Knabe, der mit dem Leben fertig ist. Wer jemals ein solches Wunderkind gesehen hat, muß die realistische Kraft anerkennen, mit der hier die Leidensgeschichte dargestellt wird. Aber es ist interessant, daß Ulrich Frank es schon in der ersten Geschichte vermieden hat, der Erzählung den gewohnheitsmäßigen Schluß zu geben, der entweder gewaltsam hätte sein müssen, oder philiströs gewirkt hätte. Diese Gewohnheit hat die Verfasserin in allen Romanen bis auf den letzten beibehalten.

Hieronimus Dorn, der bekanntlich ein sehr strenger Kritiker war, sagte über diese Erzählung: „Sie bedeutet einen ungeheuren Fortschritt, ein Erstarren der künstlerischen Kraft sowohl als der Gesinnung. Das „Wunderkind“ ist schon in der Anlage voll Geist, in den Menschengestalten voll Lebenswahrheit, in der Idee und Erfindung interessant und spannend und klingt aus wie ein Gedicht.“

Zwei kleinere Novellen, die, wenn ich nicht irre, zwischen Waldgeheimnis und „Wunderkind“ liegen, nämlich „Frau Ottilie“ und „Bettlersheim“ (Berlin 1886), zeigen Ulrich Franks Erzählungskunst wieder von einer anderen Seite. Sie ist echt modern geworden, sie hat sich von der Schablone losgesagt und wandelt ihre eigenen Pfade, auf denen die Originalität ihres Denkens und Empfindens zu voller Geltung gelangt. In „Frau Ottilie“ tritt uns das Problem der Mutterliebe in dem Kampf gegenüber, welcher in dem Herzen eines feinsfühligen Weibes mit der Liebe zum Manne ausgefochten wird. Die Erzählung „Bettlersheim“ spielt auf dem Hintergrunde der revolutionären Verhältnisse in der Hauptstadt des früheren Königreiches Polen, nämlich in Warschau. Das polnische Leben in seinen seltsamen Kontrasten ist von der Dichterin, die in dem alten Grenzlande gegen Polen geboren ist, wirksam erfaßt und bildet einen trefflichen Hintergrund zu der lebenswahren und doch nicht alltäglichen Geschichte. In beiden Novellen tritt eine nicht gewöhnliche Erfindungsgabe hervor, die auf's Engste mit dem scharfen und doch dichterisch verklärenden Blick für realistische Kleinmalerei verschwistert ist.

Gerade in ihren kleinen Novellen zeigen diese Vorzüge sich am schärfsten. Ich erinnere mich, daß Ulrich Frank einmal durch meine Vermittelung eine kleine Novelle „Das salomonische Schloß“ auf ein paar Worte hin, die ich am Abend vorher in ihrem gastlichen Hause flüchtig hingeworfen, geschrieben hat, die ihre Auffassungsgabe und ihr Darstellungstalent mir schon damals in hellem Lichte erscheinen ließen. Ich hatte, wie gesagt, damals im Laufe des Gesprächs irgend eine alte Sage erwähnt. Am nächsten Tage kam zufällig ein Prediger zu mir und bat mich, ich möchte ihm einen Autor empfehlen, der für seinen evangelischen Volkskalender eine wirksame, gute und spannende Erzählung schreiben könnte. Ich nannte

ihm Ulrich Frank. Die Verhandlungen waren rasch abgeschlossen, und schon nach wenigen Tagen erhielt ich die Korrektur der Erzählung: „Das salomonische Schloß“. Aber was hatte die Schriftstellerin aus der flüchtigen Skizze herausgearbeitet, die ich im harmlosen Gespräch ahnungslos erzählt hatte!

Das Publikum des evangelischen Volkskalenders war entzückt, und ich muß immer daran denken, wie der längst verstorbene Gottesmann, der am meisten von der Erzählung begeistert war, nun wochen-, ja monatelang an nichts Anderes dachte, als diese „schöne Seele“ für sein Bekenntniß „zu retten“.

Aber freilich, die Weltanschauung dieser Schriftstellerin war schon damals über die der evangelischen Volkskalender hinausgewachsen, und ich glaube nicht, daß der nächste Roman von Ulrich Frank „Weltliche Beichte“ (Berlin 1887) den guten Prediger ebenso entzückt hätte wie jene Erzählung. Es sind das zwei Novellen „Weinen“ und „Schweigen“, welche das gemeinsame haben, daß der Held die Handlung einem vertrauten Freunde erzählt, ja gleichsam beichtet. Beide Novellen spielen in Bädern. Die zweite ist die bedeutendere. Es wird darin die Geschichte einer Tochter aus reicher Familie erzählt, eines verwöhnten, ganz falsch erzogenen Modekinds, das ebenfalls einen reichen, aber gewissenlosen Mann heiratet, der ihre Unersahrenheit in niedriger Weise ausbeutet. Ein Anderer rettet sie, verspricht ihr die Ehe, reist auch eine Zeit lang mit ihr, hält aber nicht Wort, sondern heiratet eine Andere. Lotta, die von ihrer Mutter eine kleine Rente geerbt hat und überdies freudig arbeitet, lebt nun ganz zurückgezogen und verachtet die Männerwelt, die sie nur von der schlimmsten Seite kennen gelernt hat. Erst nach Jahren macht sie wieder die Bekanntschaft eines berühmten Mannes, aber auch diesmal täuscht sie sich. Die Lösung erscheint sehr gewagt, aber sie ist psychologisch durchaus nicht unmöglich. Die Art, wie die Verfasserin die heikelsten und delikatesten Probleme der Liebe, der schweigenden und der weinenden Liebe auffaßt und zu lösen versucht, zeigt uns vor Allem ihren Mut, der auch vor den schwierigsten Fragen nicht zurückschreckt.

An eine oder vielleicht an die schwierigste Frage des modernen Lebens wagt sie sich denn auch schon in ihrem nächsten Roman „Der Kampf um's Glück“ (Berlin 1888) mutig heran. Mit diesem Roman ist Ulrich Frank aus der Epoche des Suchens und Ringens zur Abklärung und zu einem sichern Port gelangt. Das Werk erregte Aufsehen und fand großen Beifall. Sogar in einer Reichstagsverhandlung wurde auf den Roman als besonders interessant und das Berliner Leben ausgezeichnet charakterisierend hingewiesen; merkwürdigerweise allerdings — von Hofprediger Stöcker gelegentlich eines Angriffs auf die Berliner Zeitungen. Was versteht nun Ulrich Frank unter dem Kampfe um's Glück? Dies erfahren wir an einem Sonnabend Nachmittag in den seitab gelegenen Gängen des Zoologischen Gartens, während die

Militärmusik einen lustigen Walzer von Johann Strauß spielt, aus dem Gespräch zweier Männer, die, wie es scheint, diesen Kampf erfolgreich geführt haben.

„Kampf um's Glück! Was wollen Sie damit sagen, Direktor?“

„Ich betrachte ihn als den dritten in der Ordnung der Kämpfe auf Erden. Und merkwürdig, er gilt dem Ideal! Erst kommt der elementarste der Kämpfe, der um's Dasein, in dem fürchterliche, vernichtende Schlachten für die Möglichkeit der Existenz geliefert werden. Es folgt der Kampf um's Recht, der die Geltendmachung eines individuellen Standpunktes, eines Ich-Verhältnisses der Gesamtheit gegenüber erstrebt, und endlich der Kampf um's Glück, welcher den idealen Gütern der Menschheit gilt, aus denen das Glück sich kristallisiert. Was ist dieses Glück?“

„Ja, wer das wüßte. Für Jeden hat es ein anderes Gesicht, nicht einmal die Grenzlinien lassen sich fixiren. Ist es Schönheit und Liebe, Reichtum und Rang, geistiges Streben, befriedigter Ehrgeiz, Genie und Verstand, oder ist es Einfachheit, Ruhe, schlichte Freude, Naivität, Bedürfnislosigkeit, Herzenzeinfalt, Bescheidenheit, Wohltun und Gläubigkeit? Was Unglück ist, weiß man genau; aber was Glück ist, hat noch Keiner ergründet.“

„Es ist demnach ein unerreichbares Ideal?“

„So etwas, beinahe! Und daß die Menschen ihm zustreben, spricht dafür, daß sie doch nicht so bar aller Ideale sind, wie man gern wahr haben möchte . . . Gingen sie nur nicht mit so grausamem, brutalem Egoismus vor in diesem Kampf.“

Die Geschichte Gerhart Geerths und seiner Gattin Lora illustriert diese Erklärung in wirksamer Weise. Der „Kampf um's Glück“ ist eine Tragödie des modernen Luxusbedürfnisses. Im Mittelpunkt steht ein junges, schönes, vergnügungsfüchtiges Weib, das nach dem Glück sucht, welches ihr Mann ihr nicht zu bieten vermag. Da erblickt sie es von ferne in Glanz, Luxus und Pracht. Ein fürsülicher Ball giebt ihr den bezaubernden Vorgeschmack des künftigen Lebens, das ihrer harret. Sie scheidet sich von ihrem Mann und folgt dem anderen, der ihr das Glück von Ferne zeigt. Da, o Wunder, bricht durch die Sorge des Lebens, das die Trauer um den Tod des geliebten Kindes aufgerüttelt, die innerste Natur des Weibes, die heiße, innige Mutterliebe plötzlich durch die harte kalte Schlackenkruste hindurch. Also auch dort ist nicht das Glück. Am Sterbelager des Kindes finden sich die Gatten wieder.

„Geerth war in das Zimmer getreten und hatte die jetzt mit lautem Aufschrei zusammenbrechende Frau erkannt und in seinen Armen aufgefangen.“

„In einen Ohnmachtsanfall zurücksinkend, stammelte sie: „das Glück, das Glück!“

Damit schließt das Buch. Aber auch hier wie bei allen anderen

Romanen von Ulrich Frank müßte, wo man sonst das Wort Ende zu finden pflegt, ein großes Fragezeichen stehen. Der Roman spielt natürlich in Berlin W. Das Terrain von der Göbenstraße bis zur Tiergartenstraße kennt Ulrich Frank so genau wie wenige Andere, und besonders das Milieu der guten Gesellschaft, die die Villen im Tiergarten bewohnt, ist ihr sehr vertraut.

Das kann man auch aus ihrem folgenden Roman „Rechtsanwalt Arnau“ (Berlin 1891) am besten erkennen. Auch dieser Roman erregte ein gewisses Aufsehen. Er eröffnet uns einen weiten Horizont in Kreise der Großstadt, die sonst den meisten Romanschriftstellern verschlossen schienen. Auch hier ist es ein Ausschnitt aus der sozialen Frage, der die Schriftstellerin ihre ganze Kraft und Teilnahme zugewendet hat. Diesmal ist es das gebildete Proletariat, das in seinen Daseinsbedingungen und Lebensbeziehungen treu geschildert wird. Rechtsanwalt Arnau ist eine jener Erscheinungen des Großstadtlebens, die unter den glänzendsten Bedingungen einer hervorragenden Entwicklung entgegen zu gehen scheinen und dennoch Schiffbruch leiden an den Klippen des Weltstadtgetriebes, aber auch an der inneren fehlenden Kraft und moralischen Festigkeit. Diese gutgezeichnete Gestalt steht im Mittelpunkt des Romans. Das Auf und Ab dieser Existenz ist mit großer Klarheit, mit seltener Feinfühligkeit für die Vorgänge des Seelenlebens dargelegt. Es ist ein echt moderner Roman und ein echt soziales Problem; auch in der Technik zeigt sich eine größere Sicherheit; nur der Schluß ist diesmal etwas sensationell aufgebauscht, und die Lösung des Konflikts erscheint nicht als eine durchaus natürliche. Dafür entschädigt aber die Schilderung des Berliner Lebens der sog. besseren Kreise, die nach außen mit allem Pomp und Luxus auftreten und nach innen eine erschreckende Hohlheit und Fäulnis zeigen. Der Roman gab zur Zeit seines Erscheinens Gelegenheit zu lebhaften Debatten über das geistige Proletariat, und die Anregungen, die dadurch gegeben wurden, wirkten noch lange nach.

Wer die Bilder, die Ulrich Frank aus dem Leben der Berliner Gesellschaft, aus dem Milieu der großen wie der mittleren und kleinen „Gesellschaft“ mit Kennerhand zeichnet, gelesen hat, der muß von selbst zu der Ueberzeugung kommen, daß hier eine ganz besondere, fein differenzierte feuilletonistische Begabung vorliege. Und in der Tat! Ulrich Frank hat gezeigt, daß sie journalistische Fähigkeiten besitze, wie man sie den Frauen im Allgemeinen nicht zutrauen möchte. Sie ist — wenn ich so sagen darf — der beste Journalist unter den deutschen Schriftstellerinnen. Mehr als fünfzehn Jahre hat sie die Berliner Vertretung des altrenommierten „Hamburger Korrespondenten“ mit einem Geschick, mit einer Sachkenntnis, mit einer Frömmigkeit, in der ihr kaum einer von den Herren Kollegen über war, geradezu vorzüglich geführt. Und das alte Blatt wird, nachdem sich Ulrich Frank zurückgezogen, um ausschließlich ihren literarischen Arbeiten zu leben, diese Kraft nur schwer entbehren.

Eine lange Reihe weiterer Romane, die in einzelnen Ausschnitten die soziale Frage, in den meisten auch das Berliner Leben behandeln, folgt nun. Leider kann ich mich nicht bei allen einzeln aufhalten, aber als getreuer Chronist will ich sie wenigstens in der Reihenfolge nennen. Der *Kompagnon* (Berlin 1895), *„Abelig“* (Berlin 1896), *„Gestern und heute“* (Berlin 1897), *„Margarete Gilert“* (Berlin 1898), *„Die Lene“* (Berlin 1902). Dazwischen liegt noch eine Reihe sehr hübscher Novellen und Skizzen wie *„Können Damen allein reisen“* (Berlin 1892), *„Die Frühlingsgnade“* (Berlin 1896) u. s. w. Hier und da hat es in diesen Studien und Romanen den Anschein, als ob Ulrich Frank eine Hinneigung zur naturalistischen Schule bekünde; aber das ist nur ein Irrtum. Sie geht allerdings der Schilderung des Lebens in seiner Wirklichkeit nicht aus dem Wege, aber sie bleibt im Grunde genommen auf dem Boden eines gesunden Realismus stehen, der bis jetzt doch immer noch als das einzige Heilmittel für unsere Kunst sich erwiesen hat. Eine kluge Kompromisspolitik zwischen den Forderungen der Kunst und den Neigungen der Lesewelt sichert ihr einen festen Kreis, den sie nach allen Richtungen hin auszufüllen vermag. Aber überall spürt man den Nerv, in dem der Rheumatismus des Jahrhunderts steckt, die große Krankheit, an der wir Alle leiden, die wir Alle bekämpfen wollen und die trotz aller guten und schlechten Romane noch immer grassiert. Jedesmal ergreift sie große und tiefe Probleme mit innerem Ernst und führt sie bis zum letztmöglichen Ergebnis durch, selbst auf die Gefahr hin, daß dieses kein erfreuliches ist.

Und so verstößt namentlich in ihren letzten Romanen Ulrich Frank doch oft gegen die oben erwähnte Kompromisspolitik deutscher Romanschriftsteller. Sie führt uns in ihrem Roman *„Margarete Gilert“*, der mit zu ihren besten gehört, ein willensstarkes, charakterfestes Weib vor, die im Kampf des Lebens ernst, ja fast hart geworden ist. Erst mit 30 Jahren tritt ihr der Mann entgegen, dem ihr Herz in Liebe entgegenschlägt, ein junger Dichter, den Alle bewundern und der sich in dem Nebel seiner dramatischen Erfolge selbst berauscht. Nur sie allein erkennt die Schwäche seines Charakters und die Unaufrichtigkeit seiner Gefühle. Sie entsagt deshalb ihrer Liebe. Noch nach Jahren, wo beide Teile sich ihrer innigen Zuneigung bewußt geworden sind, erklärt sie einem anderen Bewerber: „Ich habe aus den Beziehungen, die mich in nähere Verbindung zu den Männern brachte, die Erfahrung gewonnen, daß ich zu stark bin für einen schwachen Mann und nicht schwach genug für einen starken. Solche Frauen wandeln natürlich einsam durch's Leben.“

Besser ergeht es der *„Lene“*. Hier ist allerdings ein anderer Konflikt, ein anderes Milieu und ein anderes Terrain als in den früheren Romanen Ulrich Franks. Sie führt uns diesmal in ein Grafenhaus und in eine Pfarrersfamilie. Zwei Fäden werden Anfangs parallel gesponnen, aber

nur so lange, bis eine merkwürdige Gestaltung des Schicksals aus diesen beiden ein einziges Gespinnst macht.

Diese Erzählung bildet einen Uebergang von dem Berliner Leben zur Heimat. Denn diesen Weg hat Ulrich Frank in den letzten Jahren zurückgelegt; von dem Parkett des Berliner Salons führt sie uns — allerdings nicht unvermittelt, wie wir sehen — in die enge obererschlesische Judengasse. In vier Geschichten (Simon Eichelsatz, Beim Patriarchen, Die Geschichte zweier Sabbatnachmittage, Die Toten, Breslau 1904) entrollt sie uns Bilder aus dem Leben einer vergangenen Zeit, die uns gar seltsam anmuten. Aber gerade eben weil diese Zeit und dieses Geschlecht untergegangen oder im Untergange begriffen, sollen sie in der Dichtung fortleben. Ulrich Frank hat damit einen kühnen und glücklichen Griff getan. Aus dem Boden der Heimat Erde schöpft auch sie ihre beste Kraft. Wenn in den früheren Romanen hier und da etwas übertrieben oder unwahrscheinlich erscheinen möchte, so ist hier Alles klar, schlicht und wahr; auch selbst dem, dem die Menschen und Konflikte ganz fremd sind, muß sich die Poesie dieses Ghetto-Lebens erschließen, das Ulrich Frank mit einem Schlage in die Reihe der besten Erzähler dieses Genres, neben Leopold Kompert, A. Bernstein und Karl Emil Franzos stellt.

Aus der Erzählung „Die Toten“ geht die Tendenz hervor, die die Dichterin verfolgt, die humane, freie, dem Wohle der Menschheit geweihte Gesinnung, die über den Schranken der Konfessionen, Nationalitäten und Rassen an dem Bau jener unsichtbaren Kirche mitarbeitend, die ganze Menschheit umfassen soll. Benjamin Herzberg ist ein Sohn dieser neuen Gemeinschaft, aber er lebt leider noch unter den Trümmern der alten Zeit, und das ist sein Verhängniß. Eine tiefe Kluft tut sich auf zwischen der alten und der neuen Generation, die nicht zu überbrücken ist. Hier müssen Opfer fallen. Benjamin ist ein solches Opfer. Er stirbt, aber mit der Aussicht auf das neue Leben, das die Anderen aufbauen werden. „Ein Leben, höher wie die Peterskirche in Rom, nicht eine Kirche des Glaubens, den Dom des Lebens haben sie erbaut, und er ragt in die Wolken, und auf der Spitze stehen die Großen und lachen und spielen mit Donner und Blitz und wehen mit Sturm und Wind die Vergangenheit hinweg, das Morische, das Tote! Und ich, ich gehöre zu denen, die auf dem Turm des Domes sitzen könnten. Oben, ganz hoch oben. Aber ich darf nicht hinauf, denn die Mutter mit der gelben Haube und der Vater mit dem langen Rock halten mich unten fest. Sie wissen nicht, daß ich Flügel habe, denn sie sind lange tot. Tausend Jahre schon!“ So phantasiert Benjamin in den Träumen seiner Krankheit, und nachdem er gestorben ist, findet man auf seinem Tisch neben Nietzsche und Schopenhauer ein Blatt Papier, auf dem in klarer Schrift zu lesen steht: „Das ist der Meister. Wir aber bauen immer, im Leben und im Sterben. Meine Dissertation ist beendet; sie soll den Titel haben Wenn die Toten leben, müssen die Lebenden

sterben!“ . . . Ich will moralisch frei sein . . . Ich darf nicht Geschöpf sein und auf Andere zurückweisen. Wir aber bauen, im Leben und Sterben, die Dome der Menschheit!“

Die Tragik dieser Konflikte wird in Simon Gischeltag durch einen milden und versöhnenden Humor verklärt. Diese Novelle ist in der Tat ein kleines Meisterwerk und als solches auch überall anerkannt worden.

Bleibt noch der jüngste Roman dieser Schriftstellerin zu nennen, der soeben erschienen „Die Einsiedlerin“ (Breslau 1904) und der dadurch von besonderem Interesse ist, daß er den Schluß einer Trilogie bildet, die in den drei Werken (Margarete Gilett, Die Lene, Die Einsiedlerin) die Tragödie des modernen Frauenlebens von verschiedenen Seiten in ihrer vollen Tiefe erfaßt. Ein Urteil über diesen Roman kann ich mir ersparen, da die Leser dieser Zeitschrift sicher ein solches bereits gefällt haben, das, wie es auch ausfallen möge, zweifellos wertvoller ist als eines, das aus der Bücherstube kommt. ‡

* * *

Als eine redliche Mitarbeiterin am Dome der Menschheit erscheint uns Ulrich Frank in ihrer gesamten Lebensarbeit. Sie hat ehrlich gestrebt, heiß gerungen und ist zu einem Ziele gelangt. Gerade darin liegt ein besonderer Wert und Segen ihrer Arbeit. Ihre dichterische Erscheinung fesselt die menschliche Teilnahme, und eine warme Stimmung bleibt zurück, wenn man ihre Schöpfungen gemustert hat. Das ist viel, sehr viel unter den heutigen Verhältnissen, bei dem Drängen, Stoßen und Treiben auf allen Jagdgründen der Litteratur. Eine behagliche Freude am Dichten und Sinnieren erfüllt ihre Arbeiten, nicht der hastige Drang, eine Tendenz, eine auffällige Situation oder gewisse Stimmungen zu fixiren. Immer und überall folgt [sie dem angeborenen Gesetz der dichterischen Phantasie, der kühnen Seglerin, welcher jeder Wind recht ist, der ihr die Linnen schwellt. Immer sucht sie neues Land zu erobern; aus der Stadt auf das Land, aus dem Berliner Leben nach der heimatlichen Erde. Immer aber weiß sie aus dem Vergänglichen das Bleibende, aus dem Zeitlichen das Ewige, das Urgeheimnis aller Dichtung, zu sondern. Und so kann man auch über das Kapitel dieser Lebensarbeit die Aufschrift setzen: Introite, nam et hic dii sunt.





Altdeutsches Flottenwesen in vorhanfischer Zeit.

Von

M. Stabenhagen.

— Berlin. —



Giebt kein Volk, dessen Geschichte sich einer großartigeren Vergangenheit zu erfreuen hätte, als das deutsche. Schon ;sein Helidenzeitalter, dem die Gestalten der Sage angehören, ver- lebt es auf seinen Wanderungen unter allen Himmelsstrichen der alten Welt und in den verschiedenartigsten Beziehungen zu anderen Völkern, die vor ihm die Bühne betreten haben. Das Nibelungenlied, unsere größte epische Dichtung, giebt ein berebtes poetisches Abbild davon. Und die Geschichte des Mittelalters ist vorzugsweise eine solche der Deutschen. Diese Ent- wicklung verdankt unser Volk nicht zuletzt der tief im germanischen Gemüt liegenden Vorliebe für das Meer, der Sehnsucht nach der dort wohnenden Freiheit, nach dem Kampf mit Wind und Wogen, dem Kraftgefühl, in dem es sich im Verkehr mit anderen, das flüssige Element schon beherrschenden Völkern messen wollte. Dieser zu Eroberung und Beutezügen, den Vorläufern des Handelsverkehrs, führende Drang wurde da um so stärker, wo sich unsere Vorfahren vom Meer und seinen Häfen abgeschnitten sahen. Ganze Völker setzten sich, wie wir sehen werden, in Bewegung, um Wohn- sätze am Ocean zu gewinnen, während anderen es ihre Heimat ohne Weiteres ermöglichte, ihr Handwerk auf der See, im Raube und Korsarentum zu finden. Andererseits kann nicht verkannt werden, daß von allen großen Volksgebieten unseres Kontinents das deutsche fast die ungünstigste Lage für die Schöpfung einer gebieterischen Seemacht hat. Denn Nord- und Ostsee sind Binnenmeere mit nur schmalen Ausgängen und führen teil- weise in unwirtliche Breiten. Ihre Küsten — auf 70 Quadratmeilen erst 1 Meile Küste — betragen noch nicht ein Viertel der Landesgrenzen.

Von den glücklich gelegenen Häfen des Rheindeltas wurden die Deutschen nicht zuletzt durch ihre Schuld frühzeitig abgeschnitten. Und der auf ihrem Gebiet entspringende größte Strom, die Donau, durchzieht fremde Lande und hat dort seine Mündung. Von dem Mittelmeer aber scheidet uns der Hochwall der lange schwer überschreitbaren Alpen. Sonst sind es nur ausländische Staaten, nicht ein sich verführerisch heran- oder hineindrängendes Meer, an die unser Vaterland grenzt, so daß seine Bewohner doch dem heimatlichen Boden nie entfremdet werden können, und da diese Grenzen gegen Morgen wie gegen Abend und selbst gegen Mitternacht nicht durch die Natur bestimmt sind, so muß sich das deutsche Volk gegen Uebermut, Neid und Habsucht anderer Völker stets auf sich selbst verlassen, auf eigene Kraft, auf seine Einigkeit, sein starkes Volkstheer und seine sittliche Macht. Aus dieser natürlichen Weltstellung, ferner in Folge des oberdeutschen Ursprungs des deutschen Königtums, welches die Schwerekraft des Reiches nach dem Süden und dem Rhein verlegte und sich in ferne Länder, besonders nach Italien, locken ließ, und nicht zuletzt wegen der vielen inneren und äußeren Landkriege, deren Schauplatz das uneinige und zerrissene Deutschland war, hat es nie eine seebeherrschende eigentliche Reichsflotte gegeben. Mit dem Sinken der Hanse verschwanden deutsche Kriegsschiffe überhaupt vom Meere, und selbst die kühne und weitblickende Schöpfung des großen Kurfürsten vermochte eine wirkliche deutsche Seemacht von dauernder Bedeutung nicht in's Leben zu rufen. Erst unseren Tagen war es unter des nordischen Preußen Führung vorbehalten, eine wirkliche Reichsmarine zu gründen. Ihr Wachstum wird hoffentlich von dem Verständnis und der Freude der ganzen Nation an eigener Seemacht gefördert werden, nachdem neue große Aufgaben des geeinigten Deutschen Reiches sie unentbehrlich gemacht haben und auch die Jahrhunderte lang vernachlässigten Angelegenheiten des Nordens und Ostens unseres Vaterlandes wieder in den Vordergrund getreten sind. Der blühende deutsche Welthandel, das ganze Wirtschaftsleben unseres Volkes bedürfen des Schutzes einer dem Landaufgebot zur Seite stehenden Flotte, die Macht Deutschlands ist ohne Hilfe des Meeres nicht mehr zu befestigen und zu behaupten, und eine tüchtige seemannische Bevölkerung ermöglicht uns, auch eine stärkere Flotte vorzüglich zu bemanuen.

Aber auch ein Blick in die Vorzeit unseres Volkes lehrt uns, wie zahlreich und stellenweise großartig deutscher Volksstämme kriegerische Unternehmungen zur See im Laufe der Geschichte gewesen sind. Früh schon wagten sie sich auf das offene Meer. Heißt doch noch heute die Nordsee bei unseren oft eiferfüchtigen Nachbarvölkern wie einst zu Römerzeiten das „deutsche“ Meer.

Wir hören schon in unseren uralten Sagen, die uns von ihren Seekönigen, Schiffen und deren Fahrten melden, von dieser Vorliebe einer wagemutigen deutschen Bevölkerung für die See. Siegfried, der kundige Seefahrer, führt selbst das Steuer, um als erster Gefolgsmann König

Gunthers rheinabwärts vom Burgundenland über, das ferne Meer zu fahren und die starke Kampfungfrau Brunhild als Weib ihm gewinnen zu helfen. 12 Tage waren sie unterwegs, ehe sie vor dem jenseits der See sich erhebenden Hiensteine (Island) anlangten, der in fremder unheimlicher Pracht mit seinen sechsundachtzig Türmen am Seegefade auftragte, wo die begehrte wunderbar schöne Königin herrichte. Es ist die Verbindung eines alten Mythos mit einer historischen Sage. Auch die Nebensonne der Nibelungen, das Gudrunlied, umspannt die See als Horizont. Es ist unsere Nordsee, die nur diesen einzigen Sagenkreis aufzuweisen hat, der freilich mehr den Nordgermanen angehört. Aber auch der Friesenkönig Hettel, der um Hilde, die Tochter Hagens von Island, wirbt, spielt ja eine große Rolle.

Unsere ältesten geschichtlichen Nachrichten beziehen sich freilich auf die Binnen- und Küstenschiffahrt der Nordseestämme, der Angäwonen, sowie der Släwonen, die zusammen mit den oberdeutschen Hermonen die den Weigermanen angehörenden Deutschen bildeten, denen auch die Nierersachsen zuzuteilen sind*). Wir hören schon zu Anfang der christlichen Zeitrechnung von ihnen, wie sie sich auf ihren kunstlosen Fahrzeugen weit auf die hohe See wagten und den Römern als entschlossene und gefürchtete Seeleute galten. Besonders von den Ubiern und den Bructern wurde der Kampf zur See geübt. Die Ubi, einst ein großes blühendes Volk auf dem rechten Rheinufer, später geschwächt auf der linken Seite des Stromes lebend, erbieten sich, Cäsar im vierten Gallischen Feldzuge die nötige Zahl von Fahrzeugen zum Ueberfetzen des Rheins in der Gegend zwischen Andernach und Bonn zu stellen. Doch der Feldherr hielt die Benutzung dieser Schiffe weder mit der Sicherheit seiner Streitmacht noch mit dem Ansehen des römischen Volkes für vereinbar und schlug lieber eine feste Strombrücke. Die leichten und gebrechlichen Flußgeschwader der zwischen Lippe und Ems wohnenden Bructer bekämpfte Drusus erfolgreich, dem leider die Bataver, die Bewohner des germanischen Rheindeltas und des nördlich davon gelegenen Landes, als unerschrockene Schiffsleute dienten. Von Claudius Civilis ausgerüstete Bataverflotten, aus Rähnen mit zwei Ruderbänken und bunten Segeln bestehend, waren es auch, gegen die die römischen Geschwader keinen Angriff in der Maasmündung wagten. Auch das Schiffer- und Fischervolk der Küstenlandschaft zwischen Ems und Elbe, die Chauken, zeichnete sich in der Schifffahrt aus. Unter Claudius, dem ersten der tapferen und kräftigen illyrischen Soldatenkaiser, fuhrten Fahrzeuge der Chauken im Jahre 47 zur Plünderung der gallischen Küste aus und zogen dann rheinaufwärts, um das südliche Germanien heimzusuchen. Als ihnen eine stärkere römische Flotte unter Corbulo die Rückkehr in die Heimat verwehren wollte, wagten sie im heutigen Kanale eine Seeschlacht,

*) Wir werden uns zwar im Wesentlichen hier mit den Deutschen beschäftigen, aber auch zuweilen kurz der Ostgermanen gedenken.

in der sie freilich unterlagen. Doch war dies der letzte Seesieg römischer Macht gegen deutsche Kraft. In jenen Tagen bildete sich übrigens auch im deutschen Süden eine Flotte gegen römische Begehrlichkeit. Es war die Bindeliciſche, die dem Tiberius entgegentrat, als er bei der Eroberung Rhätien und Bindeliciens mit seinen Schiffen auf dem Lacus Brigantinus oder Bodensee erſchien. Freilich unterlagen die Deutschen, und römische Herrſchaft währte über 400 Jahre, bis zur Zertrümmerung des Reiches, an den Geſtaden dieſes von Strabo zuerſt erwähnten großen Binnensees, in dem namentlich die Inſel Reichenau zum Stützpunkt der römischen Flotte wurde.

Weiter taten ſich in der Seefahrt vor Allem die öſtlich der Bataver, in dem Marſchenlande der Nordſeeküſte von Nordholland zunächſt bis zur Ems wohnenden Frieſen hervor, welche den feſtländiſchen Deutſchen ferner ſtanden und dieſelbe Mundart wie die ſpäteren angeliſchen Briten ſprachen. Gemeint ſind die Nordfrieſen, auch Strandfrieſen, in ihrer eigenen Sprache Friſan genannt, die ſpäter auch die freien Frieſen hießen und über die Ems gingen, um im 6. Jahrhundert das von den Sachſen verlaſſene Land, das heutige Oſtfrieſland, in Beſitz zu nehmen. Dieſe durch ihre abgeſchloſſene Lage hervorgerufene Eigenart von den übrigen Deutſchen iſt noch heute erkennbar. Das Land der Frieſen war ein amphibisches, es lag halb im Waſſer, halb im trockenen Gebiet und mußte daher ſeine dem Ackerbau zuneigende Bevölkerung früh auf den Kampf mit dem Meere hinweiſen. Ihre ärmlichen niedrigen Hütten in dem größtentheils unbedeckten ſumpfigen Wattenlande glichen während der Flut einem ſegelnden Schiffe, während der Ebbe einem geſtrandeten. Sie ſchufen allmählich das gewaltige und noch heute vor Seenot ſchützende Deichwerk, auf deſſen höchſtem Ramme ſie reihenweiſe dann ihre Häuſer anlegten. Die heutigen Meerbuſen der Nordſee: Zuyderſee, Dollart, Jahde ſind weit ſpäter entſtanden. Damals war die Zuyderſee noch der geſchloſſene Flevo lacus, der erſt 1277—87 durch Sturmfluten entſtandene Dollart noch ein friſcher, von zwei Flüſſen bewäſſerter Gau, der von der Ems im Oſten und Weſten umflutet war, während die Weſer in ein weit verzweigtes Delta mündete, zu dem auch der Jahdebuſen gehörte. Das Land Butjadingen (zwiſchen Weſer und Jahde) war eine Flußinſel, Helgoland viel größer als heut und beſaß zahlreiche Dörfer, beſonders an ſeiner Küſte. Das Wattenmeer und theilweiſe auch die Halligen gehörten noch zum Feſtland. Von Eiderſtedt bis Sylt war das Küſtengebiet von zahlreichen Seearmen durchzogen. Weſtlich Sylt, wo heute freies Meer iſt, befand ſich ein Hafen. Landwärts der Deiche lagen Ackerland und grüne Wieſen, ſeemwärts lockte das wogende Meer die handelsluſtigen, raubenden und plündernden Frieſen, deren Fahrzeuge daher für die See wie die Flußſchiffahrt eingerichtet waren. In dieſem Milieu lebte Gudrun, die Tochter des Frieſenkönigs Hettel und ſeiner Gemahlin Hilbe, welche dem deutſchen See- und Helben-

epos den Namen gegeben, weil die zarte und feine Schilderung ihres edlen Frauencharakters, ihrer strengen Treue und ihres demütigen Duldens das hervorragendste Bild dieser Schilderung einer sagenhaften Vergangenheit der Friesen ist. Aus historischer Zeit vernehmen wir von ihnen erst, als sie durch Drusus, der aus dem Lande der Bataver durch die von ihm gebaute Fossa Drusina (zwischen Rhein und IJssel) in die Nordsee eingedrungen war und sie zinsbar machte, mit den Römern in Berührung kamen. Später befreiten sie sich wieder von dem Druke dieser Herrschaft (28 n. Chr.). Auch Germanicus hatte mit ihnen zu kämpfen, als er mit seiner Flotte durch die Nordsee in die Ems vordrang (14—16 n. Ch.). Nach ihrer Befreiung wurden sie 47 n. Ch. durch Domitius Corbulo gedrängt und traten später neben den Batavischen Flotten unter Civilis gegen die Römer auf. Bei dem Vordringen der Franken vom Niederrhein nach Süden verbreiteten sich dann die Friesen auch über die Inseln, welche durch die Mündung des Rheins, der Maas und der Schelde gebildet wurden. Sie fuhrten zu den großen Messen des Frankenreichs nach St. Denis, hatten im 9. Jahrhundert Niederlassungen in England wie in Mainz, in Worms und in Speyer.

Den Friesen sprachverwandt waren die Nierdersachsen und wie diese das südlichste Glied der seefahrenden nordischen Germanenwelt. „Anfässig an den Gestaden des Oceans und in unwegsamen Sümpfen, furchtbar durch ihre Tüchtigkeit und Gewandtheit, gefährlich für das römische Reich“ — so schildert sie ein römischer Schriftsteller. Die Sachsen wurden früh für den Seekrieg erzogen und mit den Gefahren des Meeres vertraut. Unerwartet brachen sie mit ihren Myoparen — leichten, langgebauten Kriegsbarken aus Weibengeflecht, deren Kiel und Rippen aus leichten Hölzern bestand und die mit Leder oder Tierhäuten überzogen waren — aus Sturm und Nebel oder den sie verbergenden Klippen hervor, scheuten zur Erringung ihrer Beute weder Schiffbruch noch fremdes Fahrwasser, warfen sich in stürmischem Anprall auf den Feind, den sie niederzwangen und gewandt verfolgten, scheuten aber selbst die Schlacht mit einem darauf gerüsteten Gegner und entzogen sich ihm geschickt durch die Flucht. Bevor sie nach glücklichem Beutezuge zur Heimkehr die Anker lichteten, opferten sie von ihren Gefangenen den zehnten Mann: wen da der Tod traf, bestimmte das Loos. Das Seewulfslied klingt wider von ihrer Freude am Meere. Auch Appollinaris Sidonius schildert die verwegenen Erzseeräuber treffend in seinen Briefen. Schon in der frühesten Erwähnung der Sachsen handelt es sich um einen Raubzug mit ihren Korsarenschiffen an die gallischen Küsten (286/87), die sie bis zur Mündung der Loire heimsuchen. Aber auf dem Rückwege wird ihnen von dem Menapier Carausius, dem Befehlshaber der römischen Flotte, dem der Mitherrscher Diokletians, Kaiser Maximinian, die Sicherheit dieser Gestade anvertraut hatte, die Beute wieder abgenommen. Doch sie verhalfen ihm später, nach seinem Abfall

von der Centralgewalt, zur unabhängigen Herrschaft. Seitdem hören die Verheerungen gallischer Ufer durch die seefahrenden Sachsen nicht mehr auf. Besonders erwachte ihr Meeresdrang wieder zu Zeiten von Julian und Valentinian I., die viel mit ihnen zu kämpfen hatten. Unter Julian (361—63) drängten sie auch die Franken vom unteren Rhein auf römisches Gebiet. Später verheerten sie in wiederholten Beutezügen die Gallien zugekehrten Küsten des von ihnen heißbegehrten Britanniens. Während Valentinians Regierung (364—73) schützte Theodosius der Ältere das schwer geprüfte Inselland der Atlantik und vernichtete eine ganze Sachsenflotte, die bei diesen Englandfahrten meist aus größeren Langschiffen mit Kiel, Mast und Segeln sowie mehreren Ruderbänken — Kiele oder Ciulen genannt — bestand, wie sie schon Cäsar bei seinen britischen Landungen bevorzugt hatte.

370 landete eine sächsische Seefahrt in Nordgallien und bereitete den Römern große Verlegenheiten. Severus vernichtete sie, indem er durch Gewährung eines mit Geiseln verbürgten Friedens sie sorglos machte und die Vertrauensvollen beim Rückzug überfiel — ein gegen Räuber ihm erlaubt scheinender Treubruch. Bei ihren späteren Zügen drangen sie immer tiefer in's Land und ließen einzelne Ansiedlerhaufen zurück, die sich an den Küsten eine neue Heimat gründeten, so daß es im 5. Jahrhundert bereits in Belgien und in der Bretagne einen „Sachsenstrand“ gab. Namentlich die Inseln an der Loiremündung sind in der 2. Hälfte dieses Jahrhunderts eine sächsische Kolonie. Immer mehr schreitet die Ausbreitung der Sachsen fort. Um 400 findet sich im römischen Staatskalender die Würde eines Grafen der sächsischen Küste, unter dessen Verwaltung sowohl jenseits des Kanals ein Teil der britannischen, wie diesseits der gallisch-belgischen Uferlandschaft stand. Die größte Tat der Sachsen zur See war freilich die Besiedelung Britanniens. König Gnosthigrin dieses Landes rief sie 449 gegen die Kaledonischen Pikten und Skoten zu Hilfe. In drei mit Mast und Segeln versehenen größeren Kriegsschiffen (Ciulen oder Kiele), gezimmert aus sächsischer Eiche, gleich verhängnisvoll wie die Schicksalschiffe von indischer Fichte, die Trojas Penaten einst nach Latium trugen, führten die Brüder Hengist und Horsa die Zukunft des meerbeherrschenden Albions mit sich. Allmählich zogen dann immer weitere Krieger, begleitet von Angeln und Jüten, nach dem hoffnungsreichen Eiland und siedelten sich dort dauernd fest. Doch verteilte sich diese Einwanderung auf einen langen Zeitraum und erfolgte an verschiedenen Stellen der Insel gleichzeitig. Also von einer planmäßigen, einheitlichen, systematischen Bewegung ist ebenso wenig die Rede wie von einer raschen Landung und Eroberung. Es war vielmehr eine Kolonisation großen Stils, bei der natürlich die Masse der Sachsen in der deutschen Heimat zurückblieb und nur ihre überschüssigen Elemente, freilich aller Stände, vornehmlich die von der See bedrohten Wattenbewohner, auswandern ließ. Sie unterwarfen allmählich die Briten

und vertrugen ſich mit den Pikten und Skoten. Dieſe neuen Herren von England gründeten dort 7 kleine Reiche und haben den Bildungsgang der ſpäteren Welt ſehr weſentlich beeinflusst. Länger als alle feſtländiſchen deutſchen Stämme blieben ſie unberührt von allen Einflüſſen des Romanentums, bewahrten ihr Volkstum, ihr Wehrweſen, ihre Kriegsführung und Fechtweiſe in den altertümlichen Formen der Urzeit, mit denen ſie in den viel ſpäteren Kämpfen gegen die das bereits unter König Egbert (827) vereinigte Königreich England bedrohenden Dänen und Normannen, beſonders unter Alfred dem Großen, ſiegreich blieben. Im alten viereckigen Kriegsmantel haarigen Stoffes, „sagum“ genannt, das Haupt mit dem Glockenhelm geſchützt, unter dem das Gelock bis über die Schultern wallte, in der rechten Fauſt den langen Spieß der Urzeit, in der linken den kleinen bemalten Rundschild und in dem Gürtel das meſſerartige Sachſenſchwert, den kurzen, breiten, gebogenen ſahs, der ihnen den Namen gegeben — ſo dürfen wir uns die angeliſchſächſiſchen Krieger Jahrhunderte lang und während ihrer Landung vorſtellen. Alle Tugenden und alle Fehler des Charakters, die Cäſar und Tacitus ſchon 1000 Jahre früher in ihren Vorfahren geſchildert haben, finden ſich bei dieſen Angeliſchſen*).

Fast gleichzeitig, nur wenig ſpäter als ſie, erſchienen die meereskundigen Franken, welche ſich am Mittel- und Nieberrhein angeſiedelt hatten, und verheerten die Küſten Nordgalliens, ja drangen ſelbſt bis Spanien vor, wo ſie ſich ein Jahrhundert lang feſtſetzten und mit Zuhilfenahme des dort vorgefundenen Flottenmaterials ſogar Einfälle bis in das gegenüberliegende Afrika wagten. Hervorragend intereſſant iſt auch ihr 277 unternommener Zug vom Schwarzen Meere aus, wo ein Teil von ihnen durch Kaiſer Probus (276) angeſiedelt worden war und von da aus Griechenland und Kleinaſien verheert und Syrakus erobert hatte unter ſteten Kämpfen zur See und Plünderungen — wobei ſie auch in Afrika landeten und nur mit Mühe von karthagischen Truppen vertrieben wurden —, um Spanien und Frankreich herum nach der alten Heimat zurück. Dieſe kühne Tat erregte das Staunen und den Schrecken der römischen Welt, und ein ſpäterer Schönredner ſagte von ihr, daß dem Seeräubernut das gewaltige Reich offen ſiehe, wo immer nur die Woge rauſche und der Wind über das Waſſer ſeinen Weg nahm.

Zur Zeit Diocletians (287) verbündeten ſich die Franken und Sachſen mit einander und dem ſchon erwähnten Carauſius zur Eroberung der britiſchen Inſeln. Da Rom das nicht dulden konnte, bekämpfte und beſiegte es die Franken, die nicht nur die bataviſche Inſel, ſondern ſchließlich auch ihre

*) Auf der Inſel Walcheren an der Mündung der Schelde ſtand das erſt vom Heidenapſtel Willibrod Ausgang des 7. Jahrhunderts zerſtörte Heiligtum der ſächſiſchen Schutzgöttin der Schifffahrt Nehalonnia. Hier befanden ſich auch Denk- und Opferſteine der zurückbleibenden Weiber und Kinder.

Seemacht in schweren Niederlagen verloren. Die Römer erließen 419 sogar ein Gesetz, das Jeden mit der Todesstrafe bedrohte, der einem Barbaren den Schiffbau lehrte. Den Franken wollte es nicht mehr gelingen, die kühnen Seetaten ihrer Vorfahren wieder zu erneuern, trotz aller Versuche Karl Martells. Besonders unterlagen sie im Mittelmeer in allen Seegefechten den Griechen und Arabern.

Hervorragendes leisteten auch die Goten zur See. Nachdem sich das Reich dieser Nigermanen*) von der Weichsel und dem Pregel an der Ostsee bis an's Schwarze Meer ausgedehnt hatte, wurde letzteres der Hauptschauplatz ihrer Unternehmungen. Mit wenigen Schiffen bemächtigten sie sich des reichen Trapezunts und des Kriegshafens Pitvius am Pontus, wodurch sie zugleich eine gut bemannte Flotte gewannen. Mit dieser begründeten sie eine Seemacht und nahmen beide Meeresufer in Besitz. Von da aus eroberten sie Griechenland. Zunächst zogen 500 Schiffe der zum Gotenbunde gehörigen Heruler 267 vom Hellespont gegen die griechische Halbinsel. Ihnen folgte zwei Jahre später eine Gotenflotte von 2000 Fahrzeugen, die die Eroberung vollständig machten. Als dann in der Völkerwanderung die Goten wieder zum Binnenvolk wurden, verschwand auch ihre Seemacht, bis sie von Neuem Wohnsitz am Meere gewannen. Und das geschah durch König Marich, der, vom oströmischen Kaiser Arcadius bewogen, seine Westgoten von Dacien in die Mittelmeerwelt einführte (401). Zwar wurde er zunächst durch den Vandalen Stilicho aus Italien vertrieben, so daß er seinem Volke Syrien zur Ansiedelung gab. Doch nach Stilichos Tod erschien Marich von Neuem in Italien, belagerte drei Mal Rom und erstürmte es 410. Sein Blick hatte sich immer mehr südwärts gerichtet, zuletzt nach Sicilien und Afrika, aber auf dem Zuge dahin durch Unteritalien starb er bei Cosenza am Busentoflusse. Einer seiner Nachfolger, Valja, der im südöstlichen Gallien mit Toulouze als Hauptstadt ein neues Reich der Westgoten begründet hatte (419), dachte auch diese Pläne Marichs wieder aufzunehmen. Aber ein Sturm zerstörte die Flotte. Die Ostgoten unter Theodorich dem Großen wurden später von dem griechischen Kaiser zu einem Zuge von Pannonien nach Italien veranlaßt, besiegten den Zerstörer des weströmischen Reichs, den Heruler Odoaker, in drei Schlachten und bauten, als sie das von ihnen 493 in Besitz genommene Land ohne Küstenverteidigung fanden, sofort eine Kriegsflotte. Sie bestand aus 1000 Dromonen, die aus italienischen Cypressen und Fichten der Krongüter hergestellt wurden. Aber leider fehlte es an einer seetüchtigen Bemannung. Nach Theodorichs Tode geriet das Reich in Zerrüttung und fiel schließlich in oströmischen Besitz. Erst Totilas eroberte einen großen Teil Italiens wieder zurück und erhob das gotische Seewesen zu militärischer Bedeutung. Als

*) Die Nigermanen erfreuten sich im Gegensatz zu den von Rom beeinflussten Westgermanen griechischer Kultur, waren daher geistig höher stehend und gebildeter.

er aber mit 300 Schiffen in's Ionische Meer einbrang, wurden diese bei Senogallia vernichtet, und erst einer zweiten Flotte gelang die Eroberung Sardinien und Korsika. Nach der Besiegung Totilas' durch Narfes und dem letzten Heldenkampfe seines Nachfolgers Tejas am Vesuv fand das ruhmvolle Gotenvolk seinen Untergang, und Italien wurde endgiltig eine Provinz des griechischen Kaiserreichs (552).

Den Abschluß dieser ganzen, mit dem Meeresbesitz in Zusammenhang stehenden deutschen Wanderungen und Kämpfe machten endlich die zu den Ostgermanen gehörenden Vandalen. Einst waren sie im Gefolge der Gothen nach Süden gezogen, dann, vor den Hunnen weichend, über den Rhein gedrungen und hatten sich 409 in Spanien niedergelassen. Hier von den Westgothen gedrängt, folgten sie Mai 429 der Aufforderung des dortigen römischen Statthalters Bonifacius und nahmen, 30000 Mann stark, unter König Genserich in rascher Landung von der Nordküste Afrikas Besitz. Was Marich also 20 Jahre früher erstrebt, nahm der Vandalenherzöger auf und vollendete es mit Erfolg. Das Vordringen wurde durch mancherlei Nebenumstände erleichtert. Nur Cirta und Hippo leisteten Widerstand und wurden belagert. 439 bemächtigte sich Genserich Karthago, wo er nicht nur eine Kriegsflotte, sondern auch Werften und gutes Schiffbaumaterial vorfand. Jetzt wandte er alle Energie auf die Schöpfung einer leistungsfähigen Marine an, die der Schrecken des Mittelmeeres wurde. Dank der Tatkraft ihres Königs wurden die Vandalen in wenigen Jahren ein Seevolk, das seine Raubzüge und Plünderungen bis nach Sicilien, Italien — wo der von der Kaiserin Eudoxia während der Thronstreitigkeiten der letzten weströmischen Kaiser herbeigerufene Geiserich Rom 455 eroberte und plünderte —, Ägypten und Griechenland ausdehnte. Auch Mauretanien und Tripolis wurden gewonnen und eine griechische Flotte an spanischer Küste zerstört. Das Wort Marichs: Wer Afrika besitzt, beherrscht das Mittelmeer — wurde zur Wahrheit. Noch 532 war die vandalische Seemacht unter Gelimer so stark, daß er 150 Schiffe unter seinem Befehl nach Italien senden konnte. Doch schon 534 wurde er durch den Feldherrn Justinians, Belisar, bei Tricameron besiegt und sein Land eine oströmische Provinz.

Um 500 etwa waren die germanischen Seezüge im Wesentlichen vollendet und sämtliche Provinzen des ehemals römischen Reiches in deutscher Hand, während Slaven in das entvölkerte östliche Deutschland einrückten. Doch haben sich alle diese Staatsgründungen der Germanen am Mittelmeere nur als vorübergehende Erscheinungen erwiesen, wenn sie auch durch Zusammenschmelzen der germanischen mit der römischen Bevölkerung zu einer romanischen von weltgeschichtlicher Bedeutung wurden, die Grundlage zu der engen Verbindung Italiens mit Deutschland legten, die unsere ganze mittelalterliche Vergangenheit beeinflusst hat und die deutsche Heldensage, wenigstens die jüngere gothische mit Theodorich als Dietrich von Bern im Mittelpunkt,

geschaffen haben. Auch gaben diese Völkerzüge den Germanen und mit ihnen den Deutschen zum ersten Male die Spuren eines Stammesbewußtseins, wenigstens ihren geistig hochstehenden Führern. Daher ist es von hohem Interesse, auch den Anteil des Flottenwesens dabei zu verfolgen, das eine so wichtige Rolle gespielt hat. Charakteristisch ist es dabei für die ganze Zeit, daß, als die Deutschen kühner wurden und sich — mutiger als die ängstlich an den Mittelmeerküsten klebenden Römer — auf den wenig einladenden Ocean und zu den durch ihn getrennten Ländern hinauswagten, so daß schließlich deutsche Meereszüge zur See etwas Gewöhnliches, die Nordsee seit Beginn des 3. Jahrhunderts ein deutsches Meer wurde — die Segelschiffahrt blühte. Die rauhen nördlichen Meere mit ihren Stürmen, ihrem Wogengange und dem Wechsel von Ebbe und Flut forderten festgefügte hochbordige Segelschiffe aus Eichenholz mit Raa-, Schrat- und Sturmisegel, die statt der von römischen Sklavenhänden bewegten Rudergefahrzeuge des buchtenreichen heiteren Mittelmeeres vom Winde getrieben und von kühnen germanischen Seekönigen nur gesteuert und regiert wurden. Sie traten allmählich an die Stelle der unförmlichen Einbäume und Flußkähne der ältesten Zeit, die bis zu 30 Mann zu fassen vermochten, wie man ein solches im Hydrammer Moor (Sundewitt) gefunden hat, das mit Rücksicht auf römische Münzen in das 2. Jahrhundert vor Chr. zu setzen ist. Nur solange die Deutschen das Mittelmeer besuchten — also hauptsächlich erst in der späteren Kreuzzugszeit — waren sie denselben Bedingungen wie die dort lebenden Völker unterworfen und pflegten die Ruderschiffahrt — bis auch, im Zeitalter der Entdeckungen, wo der Ocean an Stelle des Mittelmeeres trat — bei allen Völkern das germanische Princip des Segelns siegte.

Als Karl der Große 768 zur Regierung kam, fehlte seinem an fünf Meere grenzenden mächtigen und großen Reiche eine Flotte, und alle Anstrengungen zur Schöpfung einer solchen mißlangen, worunter es dauernd unter ihm zu leiden hatte. Das deutsche Land zeigte sich damals wie in den Römerzeiten und wie auch noch in einer noch nicht langen Vergangenheit nirgends schwächer als auf dem Meere, obwohl es ihm niemals an einer seegewohnten Bevölkerung gefehlt hat. Die noch zu erwähnenden Anordnungen des großen Kaisers waren nicht erfüllbar, zumal das Volk im Ganzen seeunlustig war. So litt das Reich namentlich durch die Normannen. Als 804 Karl die widerspenstigen überelbischen Nordleute (Sachsen) in das Innere des fränkischen Reiches abführen ließ, kam ihnen der Dänenkönig Gottfried zu Hilfe und bedrohte mit seinen 200 Schiffen die Nordseeküste, während ein anderer Teil seines Heeres in die fränkischen Marken eindrang. Karl ließ schleunigst auf den Flüssen Galliens und Germaniens eine Flotte zimmern, während er selbst mit seinem Heer den Rhein überschritt und bei Verden Aufstellung nahm. Inzwischen hatte der Däne die Friesen besiegt und rüstete sich, den großen Kaiser selbst mit seinen Franken anzugreifen. Doch ehe es zur

Schlacht kam, ward Gottfried 810 von seinen eigenen Diensteuten erschlagen, seine Flotte kehrte um, und sein Bruderssohn Hemming schloß Frieden mit Karl. Ebenso wurde das Mittelmeer und seine Küste von den Sarazenen bedroht, ohne daß der Kaiser sie zu vertreiben vermochte. So plünderten diese Seeräuber die Balearischen Inseln, und erst als diese von den Franken Unterstützung erhielten, gelang es, die Sarazenen zu schlagen. Am meisten hatte Korsika zu leiden; in wenigen Jahren (806—13) wurde es wiederholt von den maurischen Freibeutern geplündert, obwohl ihnen schon beim zweiten Raubzuge eine italienische Flotte eine starke Niederlage beigebracht hatte. Aber auch Sardinien und Sicilien wurden heimgesucht und bedroht. Von der Insel Pantellaria schleppten sie 60 Mönche in die Gefangenschaft.

Karls Maßnahmen zum Küstenschutz bestanden zunächst in der Aufstellung von Strandwachen in den Häfen und Flußmündungen sowie an den wahrscheinlichen Landungsstellen. 802 erließ er aber, als er sah, daß mit so rein defensiven Mitteln nichts auszurichten sei, ein Kapitular über die Ausrüstung von Schiffen und die Verpflichtung, durch Landkräfte die Küsten zu verteidigen. Dann erbaute er zu Boulogne ein Geschwader, das er jährlich besichtigte. Später kam eine Flotte zu Ravenna, dann in der Bucht oberhalb Treviso, in den Häfen der Provence, endlich auch in der Scheldemündung bei Gand oder Sluys zu Stande. Den römischen Leuchtturm zu Boulogne ließ der alte Kaiser wieder herstellen und besichtigte noch in seinem letzten Lebensjahre die Geschwader zu Boulogne und Gand. Indessen eine wirkliche Begeisterung des Volkes für die Flotte, geschweige die Sehnsucht nach einer Herrschaft zur See, war nicht zu spüren, und bald verfiel Karls Werk, und unter seinen Nachfolgern, den deutschen Karolingern, blieben die Küstengegenden nach wie vor den plündernden Einfällen der Normannen ausgesetzt*). Dies änderte sich eigentlich bis zur Hohenstaufenzeit nicht. Die Vorliebe der Kaiser für Italien, ihre fehlerhafte Zuversicht, die Küste der Nordsee im Notfall durch die streitbaren Sachsen beschützen zu können, die anfängliche Unterwürfigkeit der Dänenkönige, die Geringfügigkeit des deutschen Handels waren Gründe genug, das Auge auch der klugen und starken Ottonen vom Meere abzuwenden. Das rächte sich fürchtbar. Denn schon Ende des 10. Jahrhunderts begannen die Auffälle der Normannen auf unsere Küsten auf's Neue. Rauh wie die Bergnatur ihres Landes und unstät wie die Woge, die es bespült, war ihr Geschlecht. Ihre Wanderlust und Freude am Abenteuer führt sie in die ganze Welt, an den Küsten Amerikas wie denen des Kaspiischen Meeres tauchen sie springflutartig des ganze Mittelalter hindurch auf. So fuhren sie auf ihren Langschiffen, den Drachen, stromaufwärts auch in die sächsischen Lande,

*) So verheerten sie 845 Hamburg, brachten unter der schwachen Regierung Karls III. 880 den Sachsen an der Elbe eine fürchterliche Niederlage bei, verbrannten 881 und 882 Maastricht, Bittich, Aachen, Köln und viele andere.

errichteten an den wichtigsten Punkten starke, gutbesetzte Schanzen und unternahmen dann, Schrecken vor sich hertreibend, Beutezüge in's Binnenland, bis ihre Schiffe gefüllt waren. Nirgendß wußte man den planmäßigen, gut basirten und energisch durchgeführten Angriffen eine sachgemäße Verteidigung entgegenzusetzen. Die von Otto dem Großen, dem Sohne des Sachsenkönigs Heinrich, erbaute Kriegsflotte hatte keinen Bestand. Die endliche Befreiung von dieser Landesplage verdankt Deutschland nicht sowohl der eigenen feemännischen Kraft wie dem Umstande, daß die nordischen Seekönige ihre Waffen in Zwietracht gegen einander kehrten. Die gewaltige Dreikönigsschlacht bei Svoldes um's Jahr 1000 steht an der Grenze der Sage wie der Geschichte.

Sobald es dann möglich war, fing sich auch der maritime Geist der Friesen und Flanderer, der Sachsen und Rheinfranken wieder zu regen. Dies geschah im 12. Jahrhundert, zur Hohenstaufenzeit, als sich diese seefahrenden Völker wieder in einem für staatliche Verrichtungen geeigneten Kulturzustande befanden. Seit ungezählten Zeiten war hier ja durch die geographische Stellung Deutschlands ein Seeverkehr gewesen, und zwar über das Nordseebecken mit den Nordgermanen besonders, aber auch mit den Engländern*). Die nordische Kaufmannskampagne war vielfach eine Piratenfahrt. Der seegewohnte Geist des Marsch- und Inselvolkes der Friesen und Flanderer, der von Sylt bis Walcheren und bis Helgoland jedes Eiland zum Schiffsplatz machte, das an den Rheinmündungen bei Utrecht und Ziel schon förmlich kleinere Stapelorte geschaffen und in kühnem Zuge bis in's östliche Mittelmeer drang sowie unter dem Schutze der Grafen von Holland Dordrecht gegen König Heinrich III. im Seegefecht behauptete, wie nicht minder die stammverwandten Sachsen und Franken regen sich tatkräftig. Ueber die Kölner, Deutschlands erste Großhändler, hören wir, daß sie auf ihren festgefügtten und seetüchtigen Rheinschiffen bis England fuhren, wo sie seit Wilhelm dem Eroberer große Vorrechte hatten und den guten deutschen Rheinwein absezten. Die Bremer, halb Kaufleute, halb Freibeuter, drangen im Anfang des 12. Jahrhunderts durch die Ostsee bis in den hohen Norden vor. Und die Hamburger waren ebenfalls Glieder dieses nordischen Seeverkehrs, unter dessen Einfluß ein breiter Streifen Norddeutschlands stand. Ueber Holstein gelangte die sächsische Kolonisation nach der Ostsee und griff hier in den ähnlich gestellten skandinavischen und den Verkehr mit England ein. Bereits zu Lothars Zeiten war in Moeskilbe auf Seeland eine Kolonie deutscher Kaufleute und Handwerker vorhanden. Dann kamen deutsche Kaufleute nach der Insel Gotland, von wo sie den Weg nach der Düna fanden. Die Ostsee zeigte damals vielfach ein anderes Gesicht. Wo heute sanft geschwungene

*) Adalbert von Bremen erzählt sogar von einer um 1040 von den Hüsfringer Friesen unternommenen Nordpolfahrt.

Linien sind, war sie ehemals zackiger, buchten- und hafenreich. Die slavischen Anwohner dieser Küste waren Seefahrer, Seehändler und Seeräuber. Zu ihnen kamen von Alters Dänen und Schweden, auch Normannen von Rußland her mit den Wundern der griechischen Kultur, so daß man glaubte, selbst griechische Kaufleute hätten „Zulin“ (Wollin), den großen Slavenmarkt an der Odermündung, besucht. Es wurde später durch die Pomz-burg (Swinemünde?) in Abhängigkeit gebracht, ohne an Handelsbedeutung einzubüßen. In unserem Zeitalter war es dann die aufblühende wendisch-deutsche Handelsstadt Alt-Lübeck, welche 1129 einem grimmgigen Anfall der Rügen'schen Flotte erlag. Aber Graf Adolf von Holstein baute sie an geeigneter Stelle zwischen Trave und Wadenitz wieder auf, und später wurde sie die Spitze des deutschen Hansabundes, der alle Küsten Nord- und Westeuropas beherrschte. Travemünde entstand, und bald zogen die deutschen Kaufleute über Gotland (Wibby) nach Rußland und germanisirten die baltischen Lande. Erst als Waldemar der Große den dänischen Thron bestieg, gewann er die Oberherrschaft in der Ostsee, wobei ihm sein Bischof Arel von Roskilde als Staatsmann und Seeheld kräftig zur Seite stand. Aber Lübeck schüttelt das dänische Joch ab, kämpfte 1227 gegen Waldemar II. bei Bornhöde, und als die Stadt 1234 von einer dänischen Flotte und einem dänischen Landheer belagert wurde, sprengten Lübsche Schiffe die Blockade und lieferten vor der Mündung der Warnow den Dänen eine erfolgreiche Schlacht. Seitdem blieb Lübeck frei und konnte fortan selbst angriffsweise verfahren. 1248 fuhr sein Orlogshauptmann Alexander v. Saltwedel nach Seeland und verbrannte das Schloß zu Kopenhagen. Dann zerstörte er das damals noch dänische Stralsund und damit eine erfolgreiche Nebenbuhlerin Lübed's. Und nicht viel später (1261) erlangte Hamburg, das neben Lübeck in den Ostseeverkehr eingetreten war, von dem schwedischen Herzog Byrger die Gleichstellung mit den Lübeckern und den übrigen deutschen Kaufleuten, sowie besondere Vorrechte bezüglich Strandrecht, Erbnahme und Bürgschaften. 5 Jahre später befinden sich die Hamburger in London im Besiz einer vom Könige privilegirten „Hansa“*). Auch der russische Verkehr bis nach Groß-Nowgorod und der nordische bis Bergen gewann wachsende Bedeutung für beide Städte, Lübeck und Hamburg. Ebenso traten die Ostseestädte in den Verkehr mit der Nordsee, und durch feindliche und bewaffnete Rauffahrt wuchs das Ansehen des deutschen Stammes in der ganzen Welt.

Anderz stand es im südlichen Deutschland. Es hatte seine Häfen am Tyrrhenischen Meere oder an der Adria zu suchen. Von ihnen durch die Alpen getrennt, nahm es nur in bescheidener Weise am Mittelmeer Teil, auch erstreckte sich der Verkehr hauptsächlich auf Plätze zweiten und

*) „Hansa“ bezeichnet im Althochdeutschen zunächst Schaar, Kriegskameradschaft; später kaufmännische Vereinigung, Gilde, besonders deutscher Kaufleute im Auslande.

britten Ranges wie Venedig, Verona, Mailand, Pisa, die dann mit dem Morgenlande vermittelten. Dagegen war eine Teilnahme des deutschen Handels am Weltverkehr nur nebensächlich, denn noch immer war Konstantinopel der Sitz desselben. Von hier gingen die Handelslinien quer über das Mittelmeer nach der französisch-spanischen Küste und von da bis England und weiter nach der Ostsee, bezw. durch Rußland nach diesem Binnenmeere (Warägerweg).

In dieser ganzen Zeit ist von einer Kriegsflotte niemals die Rede, wenn auch Aufgebote von Streitkräften zu Wasser, z. B. gegen die Friesen vorkamen. Wenn die deutschen Kaiser über Seeschiffe verfügten, waren sie durch die italienischen Küstenstädte gestellt, auch durch die griechischen Kaiser.

So hat die Kreuzzugsperiode manche Seeunternehmung kriegerischer Art zu verzeichnen, wie sie ja auch bedeutend den Handel und Reichtum der Städte beeinflusste. Hier sei nur der dritte Kreuzzug hervorgehoben.

Als Friedrich Barbarossa, nachdem Jerusalem von Neuem in den Besitz des Sultans Saladin von Aegypten gefallen war, diesen Kreuzzug (1181—92) unternahm, um es aus solchen ungläubigen Händen zu befreien, mußte sein Heer von 150000 Mann über den Hellespont von Gallipoli aus übergesetzt werden (1189). Die Ueberfahrt begann am Gründonnerstage, den 22. März, und geschah mit 85 Personenschiffen und 15 großen Galeeren sowie 50 Transportschiffen. Für die Dauer der Ueberfahrt besetzten die Deutschen Gallipoli und Sesios. Alle Schiffe der benachbarten Küste mußten so lange verankert liegen. Als Erster fuhr Herzog Friedrich v. Schwaben unter Entfaltung großer Pracht über die Meeresenge. Der Rest des Heeres folgte am 23., 24. sowie vom 26. bis 28. März, und zwar am 26. Herzog Bertold v. Meran und Bischof Dietbold v. Passau mit ihrer Schaar, am 28. als Letzter der Kaiser selbst. 5 Kriegsgaleeren und andere Fahrzeuge geleiteten sein Schiff, während die Griechen auf dem Meere wie am Gestade die Trompeten erschallen ließen.

Innerhalb 6 Tagen war also der ganze Uebergang unter dem Jubel der Kreuzfahrer glücklich beendet worden, obwohl er sich bei steigendem Sturm vollzogen und deshalb am Ostersonntag eingestellt werden mußte. Die Schiffe hatte der griechische Kaiser gestellt. Bei der Ueberfahrt waren alle Soldaten unter Waffen, der Kaiser von Bogen- und Schleuderschützen umgeben, die Schleudermaschinen gespannt und nach allen Seiten, besonders nach rückwärts gerichtet. Auch an diesem großen dritten Kreuzzuge beteiligten sich die Weideutschen rühmlich zur See. Die Pilger wählten den Landweg, die Dänen, Friesen, Bremer, Kölner und Flanderer trafen die Vorbereitungen für die Seefahrt. Ende 1188 kam man vor Akkon an.

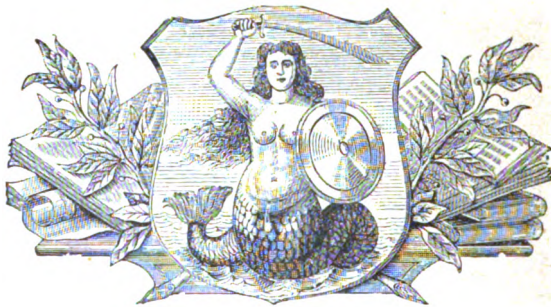
Als Kaiser Heinrich VI. über den Splügen im Mai 1194 nach Italien zog, um das Königreich Sicilien zu erobern, eilte er nach Westen, um die Schiffe von Genua und Pisa flott zu machen. Genua fand er

schon in voller Rüstung. Zwischen beiden Handelsstädten und dem Kaiser wurde nun ein gemeinsames Unternehmen verabredet, das dem Genuesischen und Pisaniſchen Handel Stapelplätze im östlichen Mittelmeer und die Begründung einer neuen Handels Herrschaft unter einem dem Lande fremden, daher als obere Gewalt nicht sehr zu fürchtenden Königstum sicherte. Die Flotte ſetzt sich in Bewegung unter des Kaisers Truchſeß, Markward von Anweiler als Befehlshaber und mit dem Podesta von Genua und dem Markgrafen von Montferrat an Bord. Vor Gaëta mußte der Markgraf zum Angriff rüſten laſſen, doch bei dieſem Anblick ergab sich die Stadt. Am 23. Auguſt erſchien die Flotte vor Neapel, um die Huldbigung entgegenzunehmen, am 2. September war ſie in Meſſina. Der Kaiſer folgte ihr mit dem Heer zu Lande, ſüdwärts nach Salerno gehend, das nach eintägiger Belagerung in ſeine Hand fiel. Ende Oktober waren Landheer und Flotte bei Meſſina vereinigt. Von hier rückten Beide gegen die Hauptſtadt Siciliens vor, die den Kaiſer in feierlichem Zuge von Adel und Bürgern einholen ließ. Mit Palermo war die Eroberung des normanniſchen Königreichs vollendet, und der Kaiſer trug nun die Krone Deutſchlands, Italiens und Siciliens. Er war oberſter Herr aller Länder von der Oſt- und Nordſee bis an die Straße von Tunis, eines Weltreichs — nicht zuletzt dank der Flotte.

Zum Schluß ſei es geſtattet, noch der in der letzten Periode der vorhanfiſchen Zeit gebräuchlichen Schiffsfahrzeuge, von denen wir manche auch in der Zeit der Hanja wiederfinden, kurz zu gedenken. Das eigentliche Linienſchiff der nordiſchen Gewäſſer war der Kiel oder die Rogge, ein ſehr ſteifgefügtes und hochbordiges Fahrzeug von der Größe einer heutigen kleinen Brigg oder eines Schooners, mit nicht zu großem Tiefgang, wie es für die Oſtſee namentlich nötig erſchien. Sie hatte einen Maſt, deſſen Korb wie ein kleiner Zinnenturm ausſah und Scharſchützen aufnahm. Ebenſolche befanden ſich im Bug und Heck auf einer kleinen Plattform. Die Artillerie bildeten Flachbahngeschütze (treibende Wicken) und Steilfeuerstücke (Vleiden), die Wurſſpeeere, Eiſenſtangen, Balken, Steinpadungen zc. ſchleuderten. Die Bemannung beſtand aus höchſtens 100 Mann, welche zu den ſtreitbaren Bürgern der Stadt zählten, deren Eigentum die Rogge war. Zu den Schwerbewaffneten nahm man aber auch beſoldete Ritter mit ihren Knappen. Außerdem wurden etwa 20 Pferde verladen. Zuerſt finden ſich ſolche Roggen erwähnt zu Handelszwecken, und zwar in einer Urkunde vom Jahre 1171, in der Heinrich der Löwe der Stadt Wiſmar die Erbauung derſelben geſtattet. Der Beſitzer einer Rogge hieß des Kieles Meiſter. Der Schiffsführer wurde Barkenäre, die Schiffsmannſchaft das Kielgeſinde und ihr Anführer der Marnaere genannt. Dann gab es Schuten, einmaſtige Segelſchiffe von etwa 12—15 Laſt Tragfähigkeit und mit einem Vorderdeck. Sie dienten in Folge ihrer Leichtigkeit und Beweglichkeit zur Aufklärung, zum Kapern, Landen und zu Transportzwecken. Eine ähnliche Aufgabe hatte die noch kleinere, auch zum Rudern ein-

gerichtete Snigge, die sehr lang und schmal und völlig offen gebaut war, in ähnlicher Form wie eine Galeere. Endlich kamen noch kleine Bardingss vor, eine Art Ruderboot.

Nach Heinrichs des Löwen Sturz wurde das einst mächtige Herzogtum der Sachsen von seiner Stellung als maßgebende Macht Ostdeutschlands entthront. Und soweit nicht der deutsche Orden an seinen Platz trat, waren es besonders in dem Kampf mit dem Dänentum und um die Seemachtstellung auf der Ostsee die dort aufblühenden Städte, die sich immer enger zusammenschlossen, um endlich unter Führung Lübecks zu dem großartigsten und dauerhaftesten Städtebunde, den es je gegeben hat, zur machtvollen deutschen Hanse sich zusammenzuschließen, mit der eine neue Epoche des deutschen Flottenwesens anhebt, das bis in's 17. Jahrhundert währt!





Mit Karl Beck*).

Erinnerungen eines verstorbenen Freundes.

Mitgeteilt von **Friederike Beck**, Kierling bei Wien.



Als mir Karl Beck war, kommt mir erst jetzt zum vollen, deutlichen Bewußtsein, jetzt, da er uns für immer entzissen ist. Nur wer ihn gekannt, als Menschen, als Freund, als Dichter, vermag den ganzen Umfang einer fortbauenden Trauer um ihn zu ermessen.

Diese Trauer darf aber keine niederdrückende sein; sie enthält vielmehr das Element der Erhebung.

Denn Karl Beck ist nicht tot, er lebt in den Herzen derer, die ihn liebten. Er lebt und wird leben!

Ich stand mit Karl Beck von 1867 bis zu seinem Tode, 9. April 1879 in fast ununterbrochenem freundschaftlichen Verkehr.

Er war gewohnt, es mit der Freundschaft ernst zu nehmen, war zuverlässig, bieder und treu. Vernachlässigung von Seite eines Freundes tat ihm wehe; nichts desto weniger vergab er gerne und leicht. Sein sittlicher Zorn richtete sich gegen frivole Verirrungen der Zeit in Kunst und Leben; aber er haßte keinen Menschen und beurteilte jede Individualität mit Nachsicht. Die urkräftige Leidenschaft seiner Jugend hatte sich durch physische und psychische Leiden gemildert. Seine Unabhängigkeit wahren zu können und seinem ethischen Ideale poetische Gestaltung zu geben, unbekümmert um den Geschmack und die Mode des Tages, war ihm Lebensziel. Im Umgange war er sanft und liebenswürdig. Kam ein fremdes, ihm nicht sympathisches Element hinzu, so versank er in tiefes Nachsinnen und nahm keinerlei Teil an der Unterhaltung. Wurde er aber angeregt, dann floss es leicht und lieblich von seinen Lippen. Ernst und Scherz, Bedeutendes und Unbedeutendes erlangte in seiner Darstellung eine bezaubernde Gestalt.

*) Dieser nach dem Ableben des Dichters von einem seiner Freunde niedergeschriebene und veröffentlichte Artikel möge hier in der verbesserten und erweiterten Fassung, die ihm der Verfasser späterhin gegeben, als ein Gedenkblatt an den Dichter, dessen 25-jähriger Todestag auf den 9. April d. J. fiel, Platz finden. — Wir lassen ihm einen Gesang aus Karl Beck's unwollenbet gebliebener epischer Dichtung „Meister Gottfried“ folgen!

Leibhaftig, wie vor seinem inneren Auge, so war es, mit den Merkmalen charakteristischer Eigentümlichkeit, auch den Zuhörern gegenwärtig.

So oft er mir nahte, entwand mir diese Welt der Drangsale, der Unfreiheit und der niederen Bedürftigkeit, an ihre Stelle trat die reine Harmonie des Ideals. Er war nicht, wie so Viele, unter Anderem auch Dichter. Er war Dichter ganz und gar, und er war nichts Anderes als Dichter. Sein ganzes Wesen war von Poesie durchtränkt. Er hörte mit dem Ohre, er sprach mit der Zunge, er schaute mit dem Auge, und er schwieg mit dem Gedanken des Dichters. Ihm war die Poesie nicht Mittel zum Zweck, sie war ihm Selbstzweck, Inhalt und Ziel seines Lebens. So lebt er fort in seinen Schöpfungen, in den scharf umrissenen, charakteristischen, von dem warm pulsirenden Blute echter Naturwahrheit durchströmten Gestalten seines Genius; er lebt in dem lieblichen Wohlklang seines Verses, in dem plastischen Granite seines Strophenbaues und in dem anmutigen Zauber seiner Reime.

Gerne erzählte er von seinem Leipziger Studentenleben, von seinem Verkehr mit Kaufmann, mit Petöfy und Lenau. Wenn er in Kierling bei Wien weilte, versäumte er nicht das nahe gelegene Grab des Letzteren in Weidling wiederholt zu besuchen, und jedes Mal brachte er eine Blumen-spende mit. Im Sommer 1874 führte er mich an Lenaus Grab. Unterwegs sprach er ausschließlich von dem toten Freunde. Der einfache Grabstein trägt keine andere Inschrift als den Namen „Lenau“. Dieses eine Wort an dieser Stelle machte auf mich einen unbeschreiblichen Eindruck.

Das Haus Goethes in Weimar, wo Karl Beck eine Zeit lang im traulichen Vereine mit Goethes Familie weilen durfte, war ihm eine Stätte weihenvoller Erinnerung.

Den Winter 1874—75 wohnte er in Wien bei mir, und ich verbrachte manche Stunden des Tages und fast alle Abende in seiner mir so lieb gewordenen Gesellschaft.

Vom Materialismus und von der Lehre Darwins wollte er zu meinem Bedauern nichts wissen. Hätte er, seinen Widerwillen bezwingend, sich mit der Entwicklungstheorie bekannt gemacht — sein starker Geist würde sich der darin enthaltenen Wahrheit kaum haben verschließen können. Was ich ihm von dem Beweismateriale vorzuführen wagte, bekämpfte er mit der ihm eigenen Ruhe, welche nicht zuließ, daß die Verschiedenheit der Meinungen sich zum schroffen Gegensatz erweiterte.

Seine religiösen Anschauungen waren von höchst absonderlicher Art. Er glaubte. Aber was er glaubte, lag in Halbdunkel gehüllt, tief in seinem Gemüte. Er duldete nicht, daß es an's Licht gezogen werde, an's Licht kritischer Untersuchung. Fürchtete er vielleicht, daß es sich da verflüchtigen könnte? Er glaubte an Gott; aber sein Gott hatte nicht die Eigenschaften, die ihm von den bekannten Religionen beigelegt waren. Wenn ich ihm sagte: „Kann ein Gott, welcher die der Gottheit zuerkannten Eigenschaften

nicht besitzt, noch den Namen „Gott“ führen?“ so entgegnete er: „Auch auf den Namen kommt es nicht an.“ Und wenn ich einwendete: „Gott ist die Vorstellung eines Wesens, das keine körperliche Wesenheit besitzt, sondern aus einer Vereinigung von Eigenschaften besteht. Nehmen wir nun die Eigenschaften und den Namen hinweg — was bleibt dann übrig?“ so erwiderte er: „Das Wesen bleibt übrig, dessen Eigenschaften uns eben unbekannt sind und auf dessen Namen es am wenigsten ankönmt.“

Es ist bekannt, wie strenge der Dichter Karl Bed. gegen sich selbst war. In seiner Arbeit ging er nicht früher zur nächsten Strophe über, als bis die eine fertig war, und zwar so fertig, daß er sich, um sich seiner eigenen Worte zu bedienen, sagen konnte: „In diesem Momente kann ich's nicht besser machen.“ Die Strophe kam nicht früher auf's Papier, bis sie im Geiste vollständig ausgearbeitet war. Das Niederschreiben war ein Zeichen eigener Billigung. Darum mögen sich in seinen Manuskripten wenig Korrekturen finden. Die sich finden, stammen ohne Zweifel aus einer späteren Epoche. Die Form war ihm neben dem Inhalte fast gleichberechtigt. Wenn ein Opfer gebracht werden mußte, dann unterordnete er die Form dem Gedanken; aber wie schwer fiel ihm ein solches Opfer, wie mühte er sich ab, um es zu ersparen! Auf die Knappheit des Ausdrucks legte er höchsten Wert: ein Wort, welches nichts sagte, ein Epitheton, das kein anschauliches Bild hervorrief, vermied er auf's Sorgfältigste.

Was seinen Versen soviel Wohlklang und Zauber verlieh, war namentlich auch der meisterhafte Gebrauch der Cäsur. Wenn sie sich nicht früher selbst einstellte, so sicherte er sich sie im zweiten Fuße. „Der Cäsuren,“ wiederholte er oft, „kann es nicht zu viele geben.“ Aber sein für den Rhythmus überaus feines Gehör zeigte ihm immer die Stelle an, wo sie die schönste Wirkung hervorrief.

Die Kritik schätzte er hoch; bekannte aber, daß er selbst weder Talent noch Beruf dazu habe. Er las nicht viel, aber Lieblingschriftsteller las er oft und immer wieder. Besonders hoch stellte er Walter Scott, fast so hoch wie Shakespeare. Ihm, dem Lyriker, imponirte die epische Objectivität und die wunderbar wahre Gestaltung der Charaktere des Erzählens. Schopenhauers Hauptwerk, das ihm etwa ein Jahr vor seinem Tode zur Hand kam, machte einen mächtigen Eindruck auf ihn.

Die Dichtung „Meister Gottfried“ stellt offenbar die Stufe höchster künstlerischer Reife in dem Entwicklungsgange Karl Bed.'s dar. In plastischer Erhabenheit tritt des Meisters Gestalt hervor: das Ideal eines Menschen, der sich durch die Wechselfälle eines widerwärtigen Geschicks zum Schönen, Guten und Wahren hindurchgerungen zu einer Höhe, auf der es keine Gesellschaft giebt. Geläutert und weise steht er da, einsam wie die ewigen Götter und wohlthätig wie sie. Ein Moment der Erregung läßt einen Blick in den düstern Abgrund seines Schicksals werfen, welcher genügt, um es zu ahnen, und die Begierde erweckt, es kennen zu lernen. Die Mosaik, welche

diese gigantische Gestalt umgiebt, ist reizend. Realistische Lebenswahrheit im Gewande vollendeter Form.

Karl Beck hat „Meister Gottfried“ als eine Fortsetzung seines „Fahrenden Poeten“ betrachtet und daher dessen Metrum und vierzehnzeiligen Strophenbau beibehalten. Aus diesem Gesichtspunkte angeschaut, würde „Meister Gottfried“, wenn er auch nicht ganz fertig vorliegt, kaum als ein Fragment erscheinen, denn dann wäre ja der „Fahrende Poet“ gleichfalls ein Fragment.

Nach Vollendung seines „Meister Gottfried“ hatte Karl Beck die Absicht, mit dem Verse abzuschließen und zum Roman und zur Novelle überzugehen. Dieser gab er den Vorzug, weil sie sich, der beschränkteren Personenzahl und der engeren Begrenzung halber, zur dichterischen Komposition mehr eigne. Er hatte ein besonderes Talent, Kompositionen zu erzählen. Stoffe für Novellen und Romane trug er mehrere, bis in die Details ausgearbeitet, im Kopfe herum, ohne eine Zeile niedergeschrieben zu haben, und teilte sie Freunden gerne mit.

Karl Beck war auch ein sehr angenehmer Vorleser. Zuviel Kolorit und Individualisirung verschmähte er dabei, weil dies, seiner Meinung nach, eine Beeinträchtigung des Dichters sei und die Aufmerksamkeit ungebührlich auf den Vortrag lenke. Er beschränkte sich darauf, das Vorzutragende dem Verständniß näher zu bringen, was ihm auch sehr wohl gelang. Das Entzücken, in das mich die Vorlesung zweier Gesänge aus „Meister Gottfried“ versetzt hatte, wird mir stets eine liebe, eine erhebende Erinnerung bleiben. Von Zeit zu Zeit sah er mich während des Lesens mit seinem blauen Auge an, das immer leuchtender wurde, je mehr wir uns Beide in den Gegenstand versenkten. Mir war es, als gelangte das Gedicht durch ein doppeltes Medium in mein Bewußtsein: durch das Gehör und durch das Gesicht. Ich fühlte und begriff, was ich hörte und was ich zugleich in seinem Auge las, das immer strahlender wurde. Es schien mir, als ob ein elektrischer Strom daraus hervorquölle, um mir auch noch jenen geheimnißvollen Rest entgegenzubringen, der sich nicht schreiben und nicht lesen läßt. Es war ein Aufgehen in der Intuition, wie ich es nie erfahren hatte. Ich hörte nicht mehr, und ich sah nicht mehr. Die Reihenfolge des Vortrages, das Nacheinander war aufgehoben, und die Dichtung stand als klar angeschaut, scharf umrissenes Ganzes, an dem nichts fehlte, nichts unverstanden war, wie eine Offenbarung vor meiner Seele.

Als er geendet hatte, schwiegen wir Beide und schwiegen lange. Es giebt eine Bewegung, es giebt eine Stimmung, in welcher man wohl Worte finden mag; aber nimmermehr die rechten, und in der Schweigen ausdrucksvoller ist als jegliche Beredsamkeit.

Wenn Karl Beck in guter Laune war, so pflegte er einem kleinen Cirkel auch Anekdoten zu erzählen, die er anmutig und belustigend zu gestalten verstand.

Vertrauten Personen erzählte er mit Vorliebe seine Träume, sich zu-
meist über die komischen Situationen verbreitend. Den Hörer mochte das
erheitern, auch ihn selbst während der Refapitulation; während des Traumes
aber war er das gequälte Opfer eines neßischen Dämons. Träumte er
von Reisen, so war sein Paß niemals in Ordnung, und die Konflikte mit
der Polizei nahmen kein Ende. Wurde er hohen Personen vorgestellt, so
entdeckte er, wenn er seine Ansprache gerade beginnen wollte, daß er barfuß
erschiene war.

Das bange Gefühl vor einem Examen mochte ihn in der Kinderzeit
oft mächtig ergriffen haben, denn die Träume des Sechzigjährigen versetzten
ihn in die Kindheit zurück, ihm das Bild solcher Prüfungen unter ge-
steigertem Angitgefühl vorführend.

Karl Beck war von einem außergewöhnlichen Hartsinn. Inuner be-
strebt, seine Freunde vor Leid zu bewahren, war er ein liebevoller und
sanfter Tröster, wenn sie solches heimsuchte. Etwas mit diesem Gefühle
Verwandtes erstreckte sich auch auf die Individualitäten seiner Dichtungen.
Wie gerne hätte er dem Helben in „Mater dolorosa“, wie gerne Jadviga
den Tod erspart. Da aber eine poetische Notwendigkeit denselben forderte,
so suchte er ihn so milde als nur immer möglich zu gestalten. Für das
Wort Goethes: „Blut ist ein ganz besonderer Saft“ hatte er seine eigene
Deutung. Diese Schonung des Lebens wendete er auch den Tieren zu.

Um den Charakter Meister Gottfrieds in das richtige Licht zu setzen,
erschien es geboten, daß er einer seiner beiden Ziegen durch den Tod be-
raubt werde. Aber der Dichter konnte sich lange nicht entschließen, die
Ziege sterben zu lassen, suchte nach einem Auswege, hielt, wie sehr er auch
sonst nur seine eigenen Eingebungen ausführte, mit Freunden Rat und
Gericht über das Leben der Ziege.

Ich erinnere mich nicht, ob die Sentenz vollstreckt wurde; aber ich
weiß, daß es ihm hart ankam, wenn es geschah.

Er besaß ein Hündchen, ein zartes, schönes Geschöpf, ein Zwergwind-
spiel. Ach, wie sehr liebte er seine Diana! Wie verstand er die geheimsten
Regungen ihrer Tierseele! Der Tod Dianens verursachte ihm einen großen,
lange nicht verwundenen Schmerz. Er sagte: er wolle keinen Ersatz für
Diana, er wolle sich nie mehr einem Tiere anschließen, weil der Verlust
so wehe, so eigenartig wehe tue.

Von Shakespeare sprach ein scharfsinniger Kritiker das bedeutungsvolle
Wort aus: „Er wußte, wie es dem Menschen zu Mute ist.“

Auch Karl Beck wußte, wie es dem Menschen zu Mute ist. Er wußte
es, weil er ein echter Dichter war, und er wußte es, weil er die Freuden
und Leiden des Erdbendaseins in seiner Brust empfunden hatte.

Aber er wußte auch, wie es den Tieren, ja, wie es den Pflanzen zu
Mute ist. Er läßt uns in „Jadviga“ in das zerrißene Gemüt der

Wölfin schauen, und er zeigt uns in „Still und Bewegt“, wie die Rose ihr jüngstes Zwillingspaar am Mutterbusen säugt.

Es ist merkwürdig, daß ein Dichter, der auf seine Zeit so mächtig gewirkt hat wie Karl Beck, — in einer späteren weniger Theilnahme erweckt — merkwürdig, aber doch oft beobachtet und vielleicht erklärlich.

So wie manche edlen Pflanzen nur in gewissen Himmelsstrichen gedeihen, so giebt es Ideen, welche eine gewisse Epoche gewaltig erregen und zu flammender Begeisterung hinreißen, während dieselben Ideen andere Zeitabschnitte kaum berühren und, wie latente Wärme in den Körpern, im Staube der Bibliotheken und in den Köpfen von Sonderlingen schlummern — bis sie der Komplex der Weltereignisse wieder zu neuem, jungem Leben erweckt.

Ideen sterben nicht, und Karl Beck's Zeit wird wiederkommen! Wenn er aus seiner Heimat ewigen Friedens das fruchtlose Ringen, „den Widerstand der stumpfen Welt“ zu besiegen, wahrnehmen könnte — er würde vielleicht mit einer abwehrenden Bewegung sagen: „Ich kann warten, es kommen eblere Geschlechter!“ Für ihn sind Tage und Jahrhunderte, Gegenwart und Zukunft gleichbedeutend.





Zu Gaste *).

Aus dem Nachlasse

von

Carl Beck.

„Hellgolden glüht der Morgen, folge mir,
In's Wellenbad, in's frische tauchen wir.
Und ruhest Du gelinde?“ forschet der Meister.
— „Mein Körper schlief, doch waren wach die Geister,
Ich wachte, doch ein Wachen war's im Traum,
Ein Schlummer war's mit offenem Augenlide.
Als gestern wir geschieden, ging der Friede
Leis atmend durch den weiten Weltenraum:
Und dennoch will es dunkel mich gemahnen,
Als hätte Nachts ein Wettersturm gebrannt;
Du schiedest, um zu sorgen und zu planen,
Ein andrer Prospero, ein zweiter Faust:
Und dennoch war's als hätten Roß und Wagen
Bei Blitz und Donner jäh Dich hingetragen.“

— „Du träumtest nicht: ein Wetter kam gezogen
Und ein Gefährt mit Ungeflüm geflogen.
Gerufen ward ich an ein Sterbebette,
Die Sippe schrie: O, tue Wunder, rette!
Umsonst! Da nannten sie mit wüstem Zank
Mein Wissen Dunst und giftig meinen Trank.
Gescholten ward ich ein bequemer Mann,
Der säumig nur dem Lager sich entrafte;
Sie fielen roh den Knecht mit Flüchen an.
Der lässig nur mit seinen Säulen schaffte.
Ich dachte: Menschenart! Bin heim geschritten
Im Regenguß, — sie haben es gelitten!
Ein solches Tun verletzt, doch meiner Pflicht
Entfremdet mich das liebelose nicht.“ —

*) Siebenter Gesang der epischen Dichtung „Meister Gottfried“.

Hie Urgestein, hie Weidenbusch und Ulmen,
 Dazwischen rinnt ein Flüßchen rasch und rein,
 Sein Hab vermehrend mit den Wässerlein,
 So rastlos niederrieseln von den Kulmen;
 Die kommen sanft und schüchtern, zart wie Rauch,
 Gleich Silbernebeln in die Tiefen quellend,
 Die kommen barsch, nach echtem Nespelerbrauch
 Sich über Riß und Spalt gelenkig schnellend.
 Nun aber bringt den stolzgesinnten Schwall
 Ein dräunend Felsenwehr zu frühem Fall:
 Es brechen los die aufgewühlten Bronnen,
 Sie branden und sie brausen, sprudeln, sprühn,
 Indeß auf ihrem Gischts das Licht der Sonnen
 Verklärend ruht und farbenreife blühn.

— „Wohl frostig ist die Art der Wasserfrauen,
 Der Händedruck des Necks, — laß uns vertrauen!
 Wo kalte Hand, dort warme Liebe, sagt
 Ein schlichter Spruch, der allem Volk behagt.
 Dies Element, es wäre nüchtern, nächtig,
 Drin Gottes Glanz sich spiegelt voll und prächtig?
 Mag immer schroff die Woge sich gebaren,
 Sie spendet Heil, indem sie trutzig tut,
 Genuß und zähe Kraft und leichtes Blut,
 Der Freundin dankst Du noch mit achtzig Jahren.“ —
 Dies kündend, springt der Meister in den Braus,
 Wir schwimmen flott, wir fordern uns heraus,
 Gelassen taucht er unter, hebt sich wieder,
 In Rhythmen schier bewegt er Haupt und Glieder.

Es mundet süß, nach Mühen sich zu pflegen,
 Doch süßer, ruhesatt sich tätig regen.
 Entstiegen kaum dem Bade, hebt der Mann
 Ein Tagewerk, das mich befremdet, an:
 Sein bauschig Ränzel leert der Junggefelle,
 Gebrauchtes Leinen schwemmt er im Gewelle,
 Er windet Stück um Stück beflissen aus.
 — „Vollbracht!“ betont er, „pilgern wir nach Haus.
 Alldorten taugt zum Trockenplatz der Rasen;
 Geschäftig bleicht Frau Sonne, Lüftchen blasen
 Und helfen wacker mit. Ich aber weiß
 Mit Mangelbrett und Walze zu hantiren,
 Besorge mir sodann ein Eisen heiß,
 Ich lernte längst es fahrlos zu regieren.“ —

Hinbreitet er daheim das feuchte Leinen;
 Sein Stübchen setzt er, setzt die Bücher blank;

Bedenkt die Muttergeis und ihre Kleinen,
 Sie bietet Milch dafür, den Morgentrank.
 Zum Bienenkorb! Der Honigräuber naht
 Verlarvten Angeichts und übt Verrat.
 Vom Regen Nachts begossen, mag der Garten
 Bis morgen in Geduld des Schlauches warten.
 Noch dies und jenes tät dem Hause frommen.
 Jedoch dem Fleiße flieht die Zeit geschwind:
 In Bälde muß ein flinkes Wäglein kommen,
 Denn Hüfe heischt des Schänken krankes Kind.
 Dann wandert weit der Meister, macht die Runde,
 Und heimwärts kann er kaum zur zwölften Stunde.

— „Was aber,“ fragt er „möchtest Du beschicken?“
 — „Ei, schaffen will ich, rühren Arm und Bein,
 Denn Träumerei wie Herzeleid bestricken
 Mich schadenfreudig, muß ich müßig sein.“
 — „Ich höre gern Dich also männlich sprechen.
 Wohlان, den Baum hinan, um Obst zu brechen;
 Die Gleise gilt's zu glätten mit dem Rechen;
 Geseht, Du trädest dann im Sonnenschein
 Auf Deinem Pfad ein schillernd Schlänglein
 Und sähest, wenn Du Früchte brockst, vielleicht
 Im dichten Laub ein feistes Fröschelein kauernd,
 Mit weißem Kreuz die schwarze Spinne lauernd,
 Und fühltest, daß die Raupe Dich beschleicht,
 Entwischest Du, mein Städter, schon und schauernd?“

Wohlان, entnimm das Weizenmehl dem Kasten,
 Was weiter, tüncht es Deinen Rockelor?
 Was weiter, spränge gar ein Mäuschen vor,
 Quer über Deinen Fuß dahin zu hasten?
 Geh, spalte Holz und trage sein Gewicht,
 Der echte Schmuck des Mannes ist die Schwiele.
 Ein Mahl bereite, das uns wohl gefiele,
 Ein Ugericht, ein biblisches Gericht.
 Der Linse ward ein hartes Herz, drum rühre
 Gewaltig um, Novize, schüre, schüre,
 Entbinde, was in Flut und Flammen weht,
 So zaubre flott, verhüllt von schwülen Dämpfen,
 Bis auf dem Copfe sich der Deckel hebt
 Und Salamander mit Undinen kämpfen.

Dein Kämmerlein zu lüften, sei bedacht,
 Besorglich ordne Du, was kraus darinnen,
 Ein Körnchen Salz den Ziegen dargebracht
 Muß ihre Gunst Dir zweifellos gewinnen.

Mein schartig Eßgerät bedarf des Schliffs,
 Die reife Goldmelone harrt des Griffs.
 Allüberall das Angel! Fein besonnen
 Und dennoch rasch! Getroßt, Du wirst bestehen!
 Vollende heut, was gestern ward begonnen,
 Bereite vor, was morgen soll geschehn.
 Ermattetst Du, so werde Dir gerecht:
 Ein gutes Buch ist Kraft in solcher Pause,
 Dein eigener Herr. Dein eigner treuer Knecht,
 Begründe bald ein ähnliches Zuhause!

Frei fühle Dich in solchem Heim, gesunder!
 Aus Steinen Brot! Im Werkstagsgewand,
 Im Schweiß des Angesichts, mit strammer Hand
 Vollbringst Du stets das vielgerühmte Wunder!" --
 Ein ödes Heim, wo Weib und Kinder fehlen,
 Der Segen fehlt, der stete Sporn, der Reiz;
 Mein höchstes Glück ist krank, wenn kalter Geiz
 Zu teilen mir verpönt mit teuern Seelen.
 Ja, müßig scheint mir aller Schaffensdrang,
 Genießt kein Liebtes mit, was ich errang.
 Ach, so zu reden, wär' mir süße Labe,
 Doch schonen soll ich, schweigen muß ich still:
 „Vom Weibe sprich zu keiner Stunde," will
 Sein Hausgesetz, das ich beschworen habe.

Woe! Da tragen ihn die Falben fort! . . .
 Allein! Ich rühre mich dahier und dort.
 O derbe Welt der Stoffe, drin ich webe
 Und sicher, was ich bilde, greifen kann
 Und meine Zeit mit Schemen nicht verlebe!
 O Wirklichkeit! Ich zog, ein blöder Mann,
 Dir seufzend nach und liebte vom Weiten;
 Ich trete jetzt beherzt an Dich heran
 Und zwing' Dich, an meinem Arm zu schreiten.
 Dir taugen nicht die Werber zag und zart,
 Zu ringen gilt's mit Deiner Eigenart,
 Den Gürtel Dir zu lösen, streng gewahrt:
 Auf! Deine Blume giebst Du nur bezwungen,
 Brunhilden gleich im Lied der Nibelungen.

Mein Eifer wächst. Ein munterer Gesang
 Ist allzu gern mit regem Tun im Bunde.
 Dahin mit einem Mal die böse Stunde,
 Der barsche Trotz, der schwülle Ueberschwang,
 Erträumtes Leid mit blankgelegter Wunde,
 Gewohntes Selbsterbarmen! Ich gesunde!

Auch wahres Weh, darob ich viel geweint,
Erscheint mit Schleiern dicht verhüllt, erscheint
Als Sage fast, die alternd sich verschönet
Und reicher sich mit Gloriolen krönt.
Ich rastete nun im Gaste fromm und froh,
Die Augen drängt es mich, gelind zu schließen:
Ein Tropfen, voll und lauter, will ich so
In Gottes Blut mich senken und zerfließen . . .

Phantastisch naht mit wallendem Gelock
Ein Jüngling mir, im schmucken Sammetrock,
Die Mappe fein in Händen weiß und schwächig,
Die Stirne hoch und von Gedanken trächtig,
Betreten schier und dennoch selbstbewußt.
Ein Alpenröslein blüht an seiner Brust;
Der volle, schöngepflegte Bart beschattet
Sein Angesicht, das bleich und abgemattet.
Ein Künstler traun! Wir treffen es sogleich!
Ein Kind der Liebe aus dem Feenreich,
Verleugnet, ach, und ausgesetzt auf Erden;
Frau Sorge zieht es dann bei Wasser auf;
In steter Bängniß sehnt es sich hinauf,
Denn unten wird es nimmer heimisch werden.

— „Den Städtern war ich kein genehmer Gast,“
Beginnt er, „federleicht ist mein Gepäck:
Sie wägen Flug den Pilger nach der Last
Des Beutels wie der feisten Mantelsäcke.
Dies wilde Tal besängt mich wunderbar,
Dein Gartentor ist offen, und ich kam,
Auf kurze Frist um ein Asyl zu bitten.
Zum Danke nimm sodann dein Konterfei!
Vergieb der Frage: bin ich wohlgelitten?
Bescheide mich: Mit nichts! Sprich: Es sei!
Geh Deiner Wege, magst Du herrisch sagen;
Doch nimmer laß ich, selbst in schlimmen Tagen,
Mich höflich und mit Ueberdruß — ertragen,
Wohlan!“ Und schön erröthet er dabei!

Ich aber, der soeben frei von Sünden
Mich würdig hielt, in Gottes Blut zu münden,
Nun wiederum verschlammt! Zu meinem Schmerz,
Zu meiner Schande muß ich es verkünden.
Wie Flugsand unverläßlich ist das Herz,
Wer könnte dreist dem bodenlosen trauen?
Ich sollte jauchzen: Komm, o Kunstgenosß,
Verweile, bis die Woche sanft verfloß.

Versuche hier ein Nestchen Dir zu bauen;
 Doch Kleinlichkeit hat meine Brust gestählt:
 Acht Tage nur sind knapp mir zugezählt,
 Den Meister will ich ungeteilt genießen,
 Bis mein Gelöbniß mich von hinnen quält;
 Wen möchte wohl ein Dritter nicht verdrießen?

— „Bin selber nur zu Gaste,“ heb' ich an.
 „Der Meister ging, um schleunig heimzukehren.
 Sein schlichter Herd wird keinem Wandersmann
 Den Imbiß und ein Stündlein Rast verwehren.
 Doch länger da zu bleiben? Sieh Dich vor!
 In solcher Einsamkeit? Bei Deiner Jugend?
 Bei diesem Wirt mit seiner rauhen Tugend?
 Du sprängest Nachts von Deinem Pfühl empor,
 Um ohne Scheidegruß dahinzufahren,
 Wen lockte nicht die Welt mit zwanzig Jahren?“ . . .
 An Milch und schwarzem Brote labt er sich;
 Ich male nun mit scharfem Pinselstrich
 Des Klausners Bild, des Hauses Norm, vergende
 Den grauen Ton mit leiser Schadenfreude.

Aufhorcht er, staunt, und feurig redet er:
 — „Gestrenge in meiner Kunst und sorgenschwer,
 Bin heiter ich im Leben, singe, lache.
 Ich schreie nicht: o Zeit, du Sünderin!
 Ich denke mild: du Törichte, du Schwache!
 Man wähnt mich glücklich, weil ich fröhlich bin:
 Das Glück benascht man gern, die süße Speise.
 Willkommen ist der scherzende Gesell,
 Gesuchter als der grämliche, der weise.
 Ich tue gleich dem Ackerknecht, der hell
 Ein Liedchen trällernd sät den goldnen Samen:
 So, friischen Sinnes und in Gottes Namen
 Hat Mancher schon den Starrsten angeregt
 Und treibend Korn in seine Brust gelegt.

Eins wisse, daß ich ernstgemutet fechte.
 Sich wunderbar mein ganzes Sein vertieft,
 Gilt's einen Krieg des Guten gen das Schlechte,
 Des Menschenrechts, so Jedem ward verbrieft,
 Gen hundert angemaßte Herrenrechte.
 Was Du jedoch mit greller Ueberhebung
 Als Tugend mir an Deinem Hort gerühmt,
 Bedürftig scheint es eher der Vergebung,
 Ist schwere Schuld, die heuchelnd sich verblümt,
 Ist Groll und Weltverachtung sondergleichen!

Den Nächsten flieht er nur zu eignem Schutz?
 Ich heiße das entriistet: Eigennutz,
 Ich heiße das: vor Gegnern feig entweichen,
 Ich heiße das: den Frieden sich erschleichen.

Du trachtest, Den als selten mir zu loben,
 Der seltsam nur, Du bist in seinem Bann;
 Dir geisterhaft, ein Bote Dir von oben,
 Gespenstig mir ein gottverlassner Mann.
 Du nanntest kühn ein Münster seine Brust,
 Wo quillt darin ein himmlisches Versöhnen?
 Die Orgel fehlt, und schrill, weil rissig, dröhnen
 Die Glocken zu der Erde Leid und Lust.
 Ein stilles Meer benanntest Du sein Wesen,
 Ein allumfassend, einsam Element;
 Ich aber hab' in Büchern bang gelesen
 Von einem Meer, so man das tote nennt,
 Das Gifte haucht, kein Leben um sich duldet,
 Gezeichnet ist und seinen Fluch verschuldet.

Wo jedem Schwung der Flügel unterbunden
 Und jeder Reiz im Triebe wird geknickt;
 Wo jeden Trost, der balsamreich den Wunden
 Des Volkes gilt, ein wüster Eid ersticht;
 Wo dieser Eid uns nimmer mag erlauben
 Ein Sterbenswort von Vaterland und Glauben,
 Vom Schächchen fein, das schelmisch uns bestrickt;
 Also das Kind vergessen soll der Mutter, —
 Dort atme, wer sich willenlos verdingt,
 Wer seine Schmach, wer seinen Ekel zwingt.
 Wo Niemand uns den vollen Römer bringt,
 Kein Sängermund von schmucken Frauen singt,
 Von dorten muß ich fliehen sturmbeischwingt,
 Ich lehne mich an meinen Martin Luther.

Ich habe Blut, ich habe Fleisch und Bein,
 Hinweg! Mit Menschen will ich warm verkehren,
 Mit ihnen sündenhaft, mit ihnen rein,
 Stets mehr bedacht zu lernen, als zu lehren.
 Du aber bleibst? Acht Tage sein Genosß?
 Dem Doktor faust ein Wagner? Keins von Beiden!
 Sein Machtgebot, das Allerhöchste erschloß,
 Mag keinen Freund, mag keinen Diener leiden,
 Des Arztes Arzt? Wer dürfte Dich beneiden?
 Verziehe denn, ihm ähnlich, ein Verschwörer
 Gen die Natur, Empörer und Betörer!
 So fälsche denn als strengerfüllte Pflicht.

Als Opferdrang, als rechtliches Gericht.
Was dieser Mann aus Tugend nur — verbricht!“ . . .

Er wandelt hin, die Wangen hell entflammt,
Den Edlen hat er ungeschaut verdammt,
Ein Heide ging er aus dem Heiligtume!
Entschwunden nun! Erreichen wird er bald
Die grane Schlucht, den finstern Föhrenwald,
Allwo kein Vögelein und keine Blume.
In Rührung wird er weilen stundenlang,
Ach, zeichnen wird er abgedorrte Bäume;
Mich schalt er aber, der ich bänglich säume,
Allwo ein Menschenherz im Niedergang.
Er floh, sich weise schützend, floh im Trug
Und währte sich durch solche Flucht geadelt,
Am Meister hieß sie schnöder Eigennutz!
Er selber übt, was seine Zunge tadelt.

Und dennoch sprach der Fremde, jung an Jahren,
Begeistert aus soviel des Lebenswahren!
Die Schwermut fällt mit ihren langen Schatten
In mein Gemüt, ich fühle mich ermatten.
Die Ruhe hin, die Freude hin, vernichtet
Durch Bruderhand, durch Bruderwort gerichtet!
„Verdonnern sollst Du keinen jach hienieden,
Der Menschen fern sich retten will den Frieden,“
Also der Meister. — Daß er endlich käme!
Er sähe, daß ich mädchenhaft mich gräme.
Er kommt zurück! Ich höre Koffeshufe!
Dank, Himmel, Dank! Ihr meine Jubelrufe,
Verratet nicht mit schwellenden Afforden,
Daß ich der Freiheit bar durch Liebe worden!





Die Ausläufer der Röntgen'schen Entdeckung.

Von

Eduard Sokal.

— Berlin-Charlottenburg. —



Vor einer Reihe von Jahren legte der geniale Chemiker August Kekulé bei der Jubiläumsfeier der von ihm aufgestellten Benzoltheorie eine merkwürdige Beichte über den Modus seiner wissenschaftlichen Schaffentätigkeit ab. Die Gestalten der Atome und Moleküle verfolgten ihn mit visionärer Gewalt, drängten sich in seine Träume und ließen ihn selbst auf einsamen Spaziergängen nicht allein. Eines Tages, als er in London von einem Besuche bei seinem Freunde Armstrong zurückkehrte und hoch auf dem Bock des Omnibus zurückgelehnt die fahlen Lichter der Riesenstadt überblickte, nahm der Herrentanz der Moleküle ein ganz besonders lebhaftes Tempo an. In tausend Verschlingungen nahen sie ihm, jagten toll durcheinander, schlossen mannigfache Ketten, die sich zusammenfügten und dann wieder gesprengt wurden. Vor seinem geistigen Auge gaukelten die Phantasiebilder der Atomketten hin und her; er sah, wie zwei solche Gebilde sich aneinander reihten, wie sie von größeren umschlungen wurden und wie das Ganze von anderen ähnlichen Systemen in Bewegung gesetzt wurde. Zu Hause angelangt, verbrachte Kekulé den Rest der Nacht damit, diese „saurig süßen Orgien“ des Gedankens in begreiflich klarer Form niederzulegen und zu gestalten. Auf diese Weise entstand die Strukturtheorie und in weiterer Folge die Benzoltheorie.

Dieses psychologische Dokument, von einem der größten deutschen Naturforscher ausgestellt, erscheint uns von zwiefachem Wert. Es zeigt wieder einmal — für diejenigen, die etwa daran zweifeln sollten, — daß auch

der wissenschaftliche Forscher eigentlich ein Künstler ist, der nicht bloß mit kühler Ueberlegung nüchterne Folgerungen zieht, sondern auch garnicht selten dem lahmen Klepper des morosen Alltagsgedankens die Sporen in die Weichen bohrt und mit ihm forsteilt in ungemessene Fernen. Eine jede wirklich große wissenschaftliche Leistung war seit jeher eine Tat der Phantasie. Aber die Richtung der wissenschaftlichen Phantasie kann ferner eine sehr verschiedene sein, und Refusés Phantasiebild führt uns sehr charakteristisch in die geistige Werkstätte des Chemikers ein! So dachten sie Alle, die großen Neubegründer der Chemie im neunzehnten Jahrhundert, in räumlichen oder ebenen Anordnungen, Strukturbildern, Konfigurationen zc., während z. B. ein Faraday, der als hervorragender Vertreter der physikalischen Phantasierichtung genommen werden kann, immer nur in Kraftlinien, Zwangsrichtungen, Druckströmungen zc. dachte. Es kann hier leider nicht des Näheren darauf eingegangen werden, wie sich jetzt mehr und mehr die Ueberzeugung Bahn bricht, daß diese ganze zwiespaltige Teilung der exakten Naturwissenschaften viel mehr der verschiedenen Phantasierichtung ihrer Begründer als wirklich zwingenden objektiven Unterschieden zuzuschreiben ist. Eine neue junge Wissenschaft, die physikalische Chemie ist entstanden und will die zerstreuten Bergleute, die mit der Wünschelrute ihrer Phantasie in dem Schacht der Erkenntniß nach Schätzen fahnden, vereinigen, und — schon hören, wie bei Tunnelbauten, die wissenschaftlichen Arbeiter auf der einen Seite des Felsens die rüstigen Hammerschläge der anderen Genossen!

Als eines der wichtigsten, wissenschaftlichen Bindeglieder sind an diesem Grenzgebiet zweifellos die neuerdings entdeckten merkwürdigen Strahlungserscheinungen bei gewissen chemischen Substanzen anzusehen. Seitdem der neue Asinodi Röntgen unseren Blick für die Betrachtung der Außen Dinge im buchstäblichen Sinne des Wortes „vertieft“ hat, ist das Gebiet der Strahlungserscheinungen wieder zum Vorwurf unablässiger Forschungen geworden. Schon seit einigen Jahren ist es den Fachleuten bekannt, daß vom Uranerz eine eigentümliche Art von unsichtbaren Strahlen ausgeht, welche analog den Röntgenstrahlen durch unsichtbare Gegenstände die photographische Platte beeinflusst. Man braucht nur auf eine in undurchsichtiges Papier gewickelte lichtempfindliche Platte ein Quantum Uranerz zu legen, und nach ca. acht Tagen zeigt sich auf der entwickelten Platte eine deutliche Beeinflussung durch Lichtstrahlen. Der französische Physiker Becquerel, der Entdecker der Uranstrahlen, hat sich längere Zeit ohne sonderlichen Erfolg mit der Ergründung ihrer Gesetze beschäftigt; nach ihm werden diese Strahlen auch häufig Becquerelstrahlen genannt. Letzthin wurde von dem Ehepaar Curie in Paris die bedeutsame Entdeckung gemacht, daß in der Joachimsthaler Pechblende Substanzen enthalten sind, welche in viel intensiverem Grade ähnliche Strahlungen herbeiführen. Frau Sklodowska-Curie war im Stande, die Strahlen aussendenden Substanzen auf chemischem Wege aus den Rohstoffen zu gewinnen; sie erhielt hierbei anscheinend zwei neue Elemente,

welche den Namen Polonium resp. Radium erhalten haben und in dem sonstigen chemischen Verhalten von Wismuth und Baryum kaum zu unterscheiden sind. (Durch die neuesten Forschungen von Prof. Mardwaldt ist es allerdings sehr fraglich, ob man es hier tatsächlich mit neuen Elementen zu tun hat.) Man nennt diese beiden rätselhaften Stoffe „radioaktiv“ und die von ihnen ausgehenden Strahlen Curie-Strahlen, die sich aber höchstwahrscheinlich nur durch die Quantität der Wirkung von den früher erwähnten Becquerel-Strahlen unterscheiden. Dieser Unterschied ist freilich sehr wichtig, da dadurch erst exakte und messende Beobachtungen möglich werden.

In Deutschland wurden die Versuche mit radioaktiven Substanzen von Dr. Giesel in Braunschweig aufgenommen und neuerdings durch Professor Mardwaldt in Berlin weitergeführt. Die Gewinnung des Radiums geschah bei Giesel aus großen Erzmengen, die zu diesem Zweck verarbeitet wurden. Allerdings konnten trotzdem die Versuche immer nur in ziemlich bescheidenem Maße ausgeführt werden, da die Ausbeute bei der Gewinnung annähernd reinen Radiums nur eine verschwindend geringe ist. Die radioaktiven Substanzen werden von den chemischen Fabriken für ca. 10 Mk. pro Gramm in den Handel gebracht; und bei der Umkrystallisierung verbleiben etwa 2. v. H. Der Preis des Radiums übersteigt also vorläufig den der Diamanten und dürfte auf 500 Mk. pro Gramm angegeben werden können.

Die Experimente, welche sich mit reinem Radium ausführen lassen, sind nun höchst überraschender Natur. Sie zeigen teils eine große Ähnlichkeit, teils aber auch eine wesentliche Verschiedenheit von den Eigenschaften der Röntgen-Strahlen. Es seien hier die folgenden angegeben:

1. phosphorescirt Radium recht kräftig in seinen eigenen Strahlen, doch dauert diese Erscheinung meistens nur sehr kurze Zeit, denn die Feuchtigkeit der Luft vernichtet sehr schnell das Selbsteuchten, und eine teilweise Reaktivierung kann dann nur durch Schmelzen des Präparats erreicht werden;
2. beeinflusst es die photographische Platte durch Pappe, Holz und manche Metalle hindurch;
3. erregt das Radium die Fluorescenz des Radiumplatinocyanürschirmes;
4. kann das menschliche Auge die Curie-Strahlen — sobald sie von größeren Mengen Radium ausgehen — direkt sehen, und zwar selbst dann, wenn sich das Radium in einer verschlossenen dicken Bleischachtel befindet und wenn die Augen geschlossen gehalten werden. Diese merkwürdige Tatsache dürfte auf Phosphoreszenzercheinungen im Auginnern zurückzuführen sein;
5. bringt das Radium das Elektroskop zur Entladung, da es die Luft für Electricität leitend macht.

Das größte Rätsel und die wesentlichste Verschiedenheit von den Röntgen-Strahlen bildet aber bei der Uran- und Curie-Strahlung der Umstand, daß sie ohne einen merklichen Verbrauch anderer Energie bestehen, und zwar,

wie Becquerel nachgewiesen hat, jahrelang in ungeminderter Stärke fortbestehen kann. Die Einwirkung auf eine photographische Platte und den Platinschirm erfordern einen Verbrauch an Energie, deren Quelle die strahlengegebende Substanz sein muß. Man muß also annehmen, daß jene Stoffe einen Energievorrat verwenden, an dem sie Jahre hindurch ohne bemerkbare Schwächung zu zehren vermögen.

Es ist ohne Weiteres ersichtlich, welche weittragende Bedeutung dieser Fragestellung innewohnt. Wenn man es auch für ausgeschlossen halten kann, daß durch die Entdeckung der Curiestrahlen das Gesetz von der Erhaltung der Energie umgestoßen werden könnte, so weist es doch auf klaffende Rissen in unserem Naturbilde hin, wenn man bei einem Vorgang sozusagen über die physikalische Legitimierung seiner Existenz im Zweifel bleiben kann. Um diesen Zweifel in dem vorliegenden Fall zu beseitigen, wurden die verschiedensten Ansichten ausgesprochen, von denen hier einige Platz finden mögen.

1. Die Curie-Strahlung soll eine lange anhaltende Phosphoreszenz nach einmaliger zufälliger Belichtung durch Sonnenstrahlen sein. Diese Annahme ist höchst unwahrscheinlich, da eine solche jahrelang fort-dauernde Nachwirkung sonst nirgends durch die Erfahrung gestützt wird.
2. Die Curie-Strahlung beruht auf Ausendung (Emission) von kleinsten Teilchen der Materie und soll ebenso wie die Geruchswirkung von einem unmerklichen Gewichtsverlust begleitet sein. Das hieße aber die Schwierigkeit nur verschieben, da eben die Unmerklichkeit eines solchen Gewichtsverlustes und die Unkenntniß seiner Ursachen auch die Geruchswirkungen vorläufig rätselhaft erscheinen läßt.
3. Ähnlich wie die Röntgenstrahlen durch die Kathodenstrahlen sollen die Curiestrahlen als sekundäre Erscheinung durch einen uns vorläufig unbekannten Wellenzug hervorgerufen sein. Darauf ist einfach folgendes zu erwidern: Es ist gewiß nicht unmöglich, daß der Raum von uns unbekannten Wellenzügen durchkreuzt wird, aber solange sie uns eben unbekannt sind, hieße es Mythologie und nicht Wissenschaft treiben, wollte man sie zur Erklärung von anderen rätselhaften Erscheinungen heranziehen.
4. Ein vierter Erklärungsversuch (mit dem wir uns etwas ausführlicher beschäftigen wollen, weil er von der Entdeckerin Frau Sklodowska-Curie selbst herrührt) nimmt an, daß die Strahlung auf Kosten der Wärme des umgebenden Mediums erfolgt. Nun ist es freilich bekannt, daß es zur Ueberführung von Wärme in Arbeit im Allgemeinen eines Temperaturunterschiedes bedarf und daß es zum Beispiel unmöglich wäre, die gewaltigen Wärmeevorräte des Meeres in Arbeit zu verwandeln, da uns in diesem Falle kein Temperaturgefälle zur Verfügung steht. Andererseits haben bereits zwei Helden der

modernen Physik, Helmholtz und Maxwell, darauf hingewiesen, daß dieses Gesetz vielleicht unter gewissen Umständen eine Ausnahme erleiden könnte. Denkt man sich im Sinne der modernen Gas- und Wärmetheorien zum Beispiel die Temperatur eines Gases durch die lebendige Kraft der Bewegung seiner Moleküle bestimmt, so ist nach Maxwell das Erste, was wir hinsichtlich eines solchen Systemes zu bemerken haben, daß, selbst wenn sämtliche Moleküle ursprünglich die nämliche Geschwindigkeit besäßen, ihre Zusammenstöße sofort eine Ungleichheit der Geschwindigkeiten hervorrufen und daß diese unregelmäßige Verteilung der Geschwindigkeit allmählich fortschreiten muß. Jede Molekel ändert bei jedem Zusammenstoße sowohl die Geschwindigkeit wie die Richtung ihrer Bewegung, und da wir nicht im Stande sind, die genaueren Einzelheiten zu verzeichnen, so werden uns diese Aenderungen der Bewegung, wenn wir dem Laufe ihrer einzelnen Moleküle folgen, ganz unregelmäßig erscheinen. Wenn wir jedoch das System einer statistischen Musterung unterziehen und die Moleküle je nach der Geschwindigkeit, mit der sie sich augenblicklich gerade bewegen, in Gruppen verteilen, so werden wir nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung eine Regelmäßigkeit in der mittleren durchschnittlichen Verteilung der Geschwindigkeit herausfinden können. Diese mathematisch außerordentlich schwierige Aufgabe hat Maxwell in glänzender Weise gelöst. „Unsere tatsächliche Kenntniß der Erscheinungen,“ sagt er weiter, „ist nun wesentlich von solcher ‚statistischen‘ Natur, und es ist klar, daß demnach auch die Geltung der betreffenden ‚Naturgesetze‘ nur einen relativen Wert beanspruchen darf“. — „Beziehen wir dies nun auf die früher erörterten Tatsachen, so kann es wohl als eines der am sichersten begründeten Gesetze gelten, daß es unmöglich ist, ohne Temperaturunterschied Wärme in Arbeit überzuführen oder aber (was im Resultat auf dasselbe herauskommt) ohne Eingreifen einer äußeren Energie in einem geschlossenen, homogenen System von gleicher Temperatur Temperaturunterschiede der Wärmeenergie zu bewirken, die ja dann wieder in Arbeitswerte umgewandelt werden könnten. Das ist zweifellos richtig, so lange wir es mit Körpern in Massen zu tun und nicht die Macht haben, die einzelnen Moleküle, aus denen sie bestehen, zu erkennen und zu behandeln. Denken wir uns aber ein Wesen, dessen Fähigkeiten so vollkommen sind, daß es jeder Molekel in ihrem Laufe folgen könnte, so sehen wir leicht, daß ihm das möglich wäre, was uns unmöglich ist. Wir haben gesehen, daß die Moleküle in einem zum Beispiel mit Luft von gleichförmiger Temperatur gefüllten Gefäße sich mit keineswegs gleichförmigen Geschwindigkeiten bewegen, wenn auch die mittlere Geschwindigkeit von großen, willkürlich gewählten Mengen ziemlich genau übereinstimmen würde. Stellen wir uns nun vor,

ein solches Gefäß werde in zwei Teile A und B geteilt durch eine Trennungsfäche, in welcher eine kleine Oeffnung ist, und daß ein Wesen, welches die einzelnen Molekeln sehen kann, diese Oeffnung in der Weise öffnet und schließt, daß nur den schnell sich bewegenden Molekeln gestattet wird, von A nach B, und nur den langsam sich bewegenden, von B nach A zu gelangen. Dieses Wesen ist auf solche Weise im Stande, ohne Verausgabung von Arbeit die Temperatur des Teiles B zu erhöhen und die des Teiles A zu erniedrigen.“

Es ist dies übrigens nur einer der zahlreichen Fälle, in welchen die Schlüsse, welche wir aus unseren Erfahrungen über Körper, die aus einer ungeheuren Zahl von Molekeln zusammengesetzt sind, gezogen haben, nicht mehr anwendbar sind auf vollkommene Beobachtungs-Versuchsmethoden, die wir uns angestellt denken können von Wesen, welche die Molekeln, mit denen wir immer nur in großen Massen operiren, einzeln wahrzunehmen und zu behandeln fähig wären. Es ist ferner klar, daß diese poetische Konzeption von „Molekularbömonen“ (der Ausdruck rührt von Maxwell her) sich auch durch die eines molekularen Mechanismus ersetzen ließe, der unter gewissen Umständen die Moleküle in bestimmte, geordnete Bahnen aus dem Chaos der untergeordneten Wärmebewegung einzutreten zwingt. So hat schon Helmholtz in seinen „Studien zur Thermodynamik chemischer Vorgänge“ für die Erklärung gewisser protoplasmatischer Bewegungen auf dieses Auskunftsmittel verwiesen. Auch der Physiker Gouy hat zur Erklärung der sogenannten Brown'schen Molekularbewegung ähnliche Betrachtungen herangezogen, und so glaubt denn auch Frau Sklodowska-Curie sich vorläufig mit diesem Hinweis auf die energetische Legitimierung der von ihr beobachteten Radiumstrahlung begnügen zu können. An der Sicherheit und Zuverlässigkeit der entdeckten Erscheinungen kann freilich die theoretische Begründung oder das Fehlen einer solchen ebensowenig etwas ändern, wie der polizeiliche Geburtschein uns die Geburt eines Menschen, den wir vor uns sehen, zu beglaubigen braucht.

So ragt denn dieser letzte Ausläufer der wissenschaftlichen Entdeckungen vorläufig in einsame, unbekannte Höhen empor. Mit kühnen Hypothesen und mehr oder minder gewagten Spekulationen rankt die Forschung an dem Stamme der Erfahrungstatsachen empor, um von seiner Krone die köstliche Frucht der Erkenntnis herabzulangen. Ist aber einmal Licht in den Zusammenhang der Tatsachen gebracht, so wird, wie bereits so oft in der Geschichte der Wissenschaft, das Gerüst der Hypothesen von der Fassade des wissenschaftlichen Systembaues entfernt werden. Die Wissenschaft wird sich dann auch hier nach dem Anspruche von Kirchhoff in stolzer Selbstbeschränkung damit bescheiden, Tatsachen zu beschreiben, und gemäß dem Vorbilde von Newton in der „hypothesenfreien“ Darstellung der Naturerscheinungen ihre Aufgabe erblicken.



Nachtstück.

Ein Akt.

Von

Paul Schüler-Anders.

— Berlin. —

Personen:

Hans I.

Hans II.

Lotte I.

Lotte II.

Anna.

Nieze.

Erster Schutzmann.

Zweiter Schutzmann.

Ein Mann.

Ein anderer Mann.

Volk.

Sandlung: Spielt in der Potsdamerstraße am späten Abend vor und in einem Hauseingang.

I.

Hans I. Pardon, mein Herr, Sie sehen so menschenfreundlich aus. Könnten Sie mir nicht mit einer Kleinigkeit — morgen geb' ich's Ihnen wieder.

Hans II. Bedaure.

Hans I. Also ich schwöre Ihnen, junger Herr, morgen geb' ich's Ihnen wieder. Wir sind alle Brüder, lieber Herr. Sie könnten auch einmal in die Lage kommen, von Ihren Nebenmenschen —

Hans II. Sie sind aufdringlich.

Hans I. Aufdringlich! Wenn man kein Geld hat! Ich habe nicht einen Pfennig. Ein unwürdiger Zustand. Denn der Mensch ist erst Mensch, wenn er Geld hat. Und wenn er kein Geld hat —

Hans II. Und wie das duftet!

Hans I. Wenn Du erst so weit sein wirst, mein Bübchen, dann wirst Du auch duften — —

II.

Anna. Niese. Dorige.

Anna. Rief doch, Niese, den da.

Niese. Ja doch.

Anna. Er redt in einer Tour.

Niese. Ja doch, wie wenn er sich mit Jemand unterhalten täte.

Anna (an Hans I vorbeischleubend, trällernd). Willste nich, willste nich mit mir gehn?

Hans I. Nee, ich will nich. Und ich kann auch nich. Seht mal. (Er kiffet die Taschen.) Hier ist nichts, und da ist nichts. Und was den Jungen betrifft —

Hans II (zu Hans I.). Rühren Sie mich nicht an. Soll ich vielleicht einen Schutzmännchen rufen?

Hans I. Mein Junge ist keusch wie 'ne Jungfer. Das versteht sich.

Niese. Was denn für'n Junge?

Anna. Ich sehe keinen Jungen. (Beide lachen.)

Hans I. Mein Junge ist keusch wie 'ne Jungfer. Denn auf der Sittlichkeit beruht die Weltordnung. Und was man nicht tut, das ist das Beste an einem. Und das Unbewusste ist die Hauptsache im Leben. Denn der wahre Adam steckt unter der Schwelle des Bewußtseins.

Anna. Na, so'n Quatsch.

Niese. Hast Du Worte? Nu genehmigt er Einen.

Beide. Prost!

Hans I. Geht weiter, Kinder. Eure Zeit ist kostbar. Was gafft Ihr mich an? Bin ich ein gefallenes Pferd? Schämt Euch! Wenn man immer stehen bleiben wollte, wo ein Mensch fällt — ja, nun lacht Ihr. Ich bin gefallen — Du bist gefallen —

Niese. Oller Knaster.

Anna. Ja doch!

Hans I. Kinder, ich hab' Euch lieb. Wirklich. Denn Ihr seid zur Freude berufen, und Freude ist die Voraussetzung jeder Entwicklung. Als ich noch jung war, hat mir Euresgleichen viel Freude bereitet, das heißt, als ich noch Geld hatte. Ihr habt keine Mätzchen gemacht, Ihr habt Einen nicht zum Narren gehalten. Ich hab' einfach gesagt: Da bin ich, und da hast Du mich. Und es drängt mich, in dieser Abschiedsstunde Euch meinen königlichen Dank zum Ausdruck zu bringen. Was tu' ich mit der Wohlstandigkeit? Man kann bei der anständigen Frau fühlen wie ein Schwein, und bei Euch kann man fühlen wie ein Gott. Das sage ich Euch, und das könnt Ihr ruhig weiter sagen. Denn es kommt wahrhaftig nicht darauf an, für wen man empfindet, wenn man nur —

Niese. Besoffen ist. (Beide lachen.)

Anna. Bei dem stimmt's nicht.

Hans I. Kinder, ich bitt' Euch, verlaßt mich. Ihr seht ja doch, ich habe mit dem Herrn zu reden.

Mieze. Was für'n Herrn, ich sehe keinen Herrn. Siehst Du einen Herrn, Anna?

Anna. Verdrehtes Huhn.

Mieze und Anna. Willste nich, willste nich mit mir jehn (trällernd ab).

III.

Hans I. Und Du bist immer noch unschuldig, wenn meine Rechnung stimmt. Denn heute vor zwanzig Jahren war ich auch noch unschuldig. Hast noch nichts für die Sterblichkeit getan mit Deinen zweiundzwanzig Lenzen. Brav, brav. Fahre nur so fort.

Hans II. Wie kommen Sie dazu, mich Du zu nennen?

Hans I. Warum soll ich nicht Du sagen. Wir sind alle Brüder. Wir zwei sind vielleicht noch mehr. Ja, die Enthaltksamkeit ist der Grundpfeiler der sittlichen Weltordnung. (Trinkt.) Gesundheit, Körperkraft, Sehnsucht, Reinheit der Seele und alle diese schönen Dinge bleiben Dir erhalten.

Hans II. Sie fangen an, mir Spaß zu machen, Sie sind eine Type, und ich werde Sie verwerten. Uebrigens widersprechen Sie sich beständig.

Hans I. So? Widerspreche ich mir? Tut nichts. Das giebt die besten Typen. Aus Widersprüchen besteht die Welt. Sage, was Du willst, das Gegenteil ist ebenso richtig. Von Allem, was Du schreibst und dachtest, könntest Du ruhig das Gegenteil schreiben und dichten. Was macht denn unsere Unsterblichkeit, mein Söhnchen?

Hans II. Was wissen Sie von meiner Unsterblichkeit?

Hans I. Was ich davon weiß? Alles, mein guter Hans.

Hans II. Daß ich Hans heiße, wissen Sie auch?

Hans I. Aber natürlich. Es steht Dir ja an der Stirn geschrieben. Siehst Du mir nicht an, wie ich heiße, nein?

Hans II. Merkwürdig, wenn ich Sie so betrachte —

Hans I. Hast Du nie einen Papa gehabt oder dergleichen?

Hans II. Der ist schon lange tot.

Hans I. Ganz mein Fall. Bin auch schon lange tot.

Hans II. Sie sind betrunken?

Hans I. Drum rede ich die Wahrheit.

Hans II. Sie sind mir unheimlich.

Hans I. Ein Doppelgänger hat immer etwas Unheimliches.

Hans II. Doppelgänger? Das ist wohl nicht Ihr Ernst. Von Allem abgesehen, Sie sind alt, und ich bin jung.

Hans I. Du bist ich, und ich bin Du. Ich bin in Dir und überhaupt in Allen. Und Du bist in mir und überhaupt in Allen. Verstehst

Du das? Ich glaube, man nennt's die monistische Weltanschauung. Aber ich kann mich auch irren. (Erinn.) Seitdem ich meine Brille mit dieser Flüssigkeit gefärbt habe, verwischen und verwaschen sich alle philosophischen Systeme in meinem armen Schädel. Es ist auch ganz gleichgiltig. Was die Philosophen schon wissen. Aber das weiß ich, als ich zwanzig Jahre jünger war, da war ich Du, und Du warst ich.

Hans II. Was soll das heißen?

Hans I. Das soll heißen: so wie ich heute aussehe, so wirst Du aussehen, wenn Du zwanzig Jahre älter bist.

Hans II. (betroffen). Das ist nicht wahr.

Hans I. Das ist ganz gewiß wahr. (Sich aufrichtend) Sieh mich an, Deine Zukunft steht vor Dir.

Hans II. Meine Zukunft?

Hans I. Du warst ein hoffnungsvoller Jüngling. Das war ich auch. Du hast viel versprochen. Das habe ich auch. Aber ich habe nichts gehalten. Das wirst Du auch.

Hans II. Das werde ich nicht. Ich werde arbeiten. Ich werde —

Hans I. Enttäuscht wirst Du werden und hoffnungslos. Und dann wirst Du nicht mehr arbeiten, sondern —

Hans II. Wenn ich wüßte, daß es so käme —

Hans I. Weinen könnt' ich, wenn ich Dich ansehe. Stelle Dir vor: Du gehst spazieren und triffst auf einmal Deine Vergangenheit mit ihren Träumen und Wünschen und Hoffnungen und Idealen — weinen könnt' ich, wenn ich Dich ansehe. Nun stehen wir uns so nahe und sind doch so weit entfernt von einander; ach, das Herz läuft man sich ab, das ganze Herz, bis man dahin kommt, wo ich jetzt stehe.

Hans II. Mensch, wer sind Sie? Was wollen Sie? Mir ist es wie ein Traum, und — ich fürchte mich.

Hans I. Das ginge Anderen gerade so, wenn sie ihre Zukunft sehen würden.

Hans II. Meine Zukunft! O, Du Hund! (Will ihn schlagen.)

Hans I. Geht nicht. Triffst immer nur Dich, wenn Du mich schlagen willst. Versuch's. Immer nur Dich. Eigentümliche Erscheinung. Triffst immer nur Dich.

Hans II. Mein Arm ist wie gelähmt.

Hans I. Was war ich doch für ein hübscher Junge! Wenn ich Dich so ansehe, Hans, mein — mein Sohn. Und die Weiberchen, ach, die Weiberchen hatten mich gern. Ich aber, ich trug in mir die Sehnsucht nach der einzigen, ewigen Liebe. Sehr hübsch das — sehr romantisch. Für die Kunst ein guter Boden, ja. Für die hohe, die heilige Kunst. Sehnsucht — Liebe — Kunst!

Hans II. Schweig' mir von meinem Heiligsten!

Hans I. Ja, ja. Mir ist's, als hörte ich mich sprechen. So sprach

ich, als ich zwanzig Jahre jünger war. Da hätte mir mal Einer kommen sollen und meine heiligsten Gefühle verletzen! Deibel auch! Den hätte ich aber — ach, Hans, mein Junge: im Grunde kommt es nämlich auf Eins heraus, ob man Eine lieb hat oder Viele. Merke Dir das: es sind die letzten Wahrheiten eines Trunkenbolbes. Konzentration, Decentralisation: es ist Alles Eins, ob der Mensch seine Gefühle auf einmal verausgabte oder nacheinander, ob man ein tiefer Brunnen ist oder ein flacher Teich: das macht im Resultat keinen Unterschied. Es gleicht sich Alles aus im Leben. Deine Kunst ist verfehlte Liebe, und wozu frage ich — habe ich mir mein Amusement verkürzt, als ich noch jung war und Geld hatte, wenn ich schließlich doch so — so — weißt Du, was ich bin?

Hans II. Nein.

Hans I. Aber Du möchtest es gern wissen. Natürlich. Man will doch wissen, was aus Einem wird, wie weit man es bringt, nicht wahr. Ich lebe von der Neugier meiner Zeitgenossen. Aber wie? Du siehst es, wie ich lebe. Nicht einmal Schnaps kaufen kann ich mir für die Neugier meiner Zeitgenossen. Ich begreife ja nicht, wie Leute noch Zeitungen lesen können. Es ist ja Alles so Wurscht, so Wurscht.

Hans II. Heil'ger Gott! So soll ich werden wie dieser da? Lieber nehm' ich mir das Leben.

Hans I. Kannst Du nicht.

Hans II. Kann ich nicht?

Hans I. Versuch's! Springe in's Wasser. Nimm Gift. Versuche Dich zu erschießen, Alles umsonst.

Hans II. Wie? Ich könnte nicht, wenn ich wollte?

Hans I. Nein, Du kannst nicht; Du willst auch nicht.

Hans II. Warum?

Hans I. Weil ich da bin, weil ich Deine Zukunft bin, weil Du werden mußt, wie ich: so reich, so — geachtet, so berühmt, so geliebt!

Hans II. Bestie!

Hans I. Du bist jetzt in dem Alter, wo es heißt: ein talentvoller Mensch; er hat Zukunft. Nicht wahr, so reden sie. Nun müßtest Du mich ihnen einmal zeigen: hier stelle ich Ihnen meine Zukunft vor. Die Augen: haha! Er hat eine Zukunft. Wie großartig das klingt. Wenn man's aber in der Nähe besieht, wie Du mich beisehst, o, Du mein verfloßener Hans: dann sieht es nicht weiter großartig aus. Dann sieht es sogar einigermaßen pauvre, defekt und unrühmlich aus, und was die Liebe betrifft, so wirst Du keinen Menschen haben, der Dir nachweint, nicht Weib, nicht Kind, keinen Hund, der winselt, wenn es mit Dir zu Ende geht, nur ein Weib, das Dich verflucht, weil Du es elend gemacht hast, und eine Vergangenheit, die Dich anstarrt so qualvoll, so hoffnungslos —

Hans II. Wenn Du existirst, wenn Du ein Mensch bist, wenn Du mein eigenes Ich sein willst: was quälst Du mich? Welche Tück:

und Bosheit bewegt Dich, einem Zwanzigjährigen die Hoffnung zu rauben? Nein, ich werde nicht so werden wie Du. Denn ich werde Dich töten.

Hans I. Vielleicht ist das das Richtige. Ich hatte auch schon daran gedacht. Es ist zwar bei Strafe verboten, einen Menschen zu töten. Aber mit sich selbst kann man machen, was man will; das wird nicht so genau genommen. Seine Zukunft kann man beseitigen. Es wäre mir sogar lieb, wenn Du es tätest. Dann brauche ich es nicht zu besorgen. Ich hatte, wie gesagt, sowieso die Absicht. Und damit Du siehst, daß ich Deinen berechtigten Wünschen in jeder Weise entgegenkomme, da hier ^(reicht ihm einen Revolver). Es knallt nicht sehr, kaum mehr als eine Knallerbse. Die Damen der Straße werden es kaum hören.

Hans II. Wenn ich nicht fühlte, daß das ein Stück kaltes Metall ist, ich würde glauben, es ist ein böser Traum, ein Alpdruck. Geh! Bist Du noch da, Scheusal!

Hans I. Ich bin kein Traum und auch kein Alpdruck. Ein Scheusal bin ich, das gebe ich zu. Du zweifelst, ob ich existire. Wer sagt mir, daß Du existirst? Es soll schon öfters vorgekommen sein, daß Einem in letzter Stunde seine Vergangenheit lebendig geworden ist. Nun, es wird sich ja herausstellen, wer von uns Beiden der reelle Mensch ist und wer das Truggespenst. Nichts für ungut, mein Bester. Aber ich sehe nicht ein, weshalb ich mit meinem Verdacht zurückhalten soll.

Hans II. Wenn ich so werden soll wie Du: wozu dann noch schaffen und streben! Dann hätte ja Alles keinen Zweck mehr.

Hans I. Was für einen Zweck sollte es auch haben mit Verlaub? O Jugend! Goldene Jugend! Goldener Zweck! Das Alter ist grau, und der Zweck — ist weg. Der Sinn — hin. Was wird man im besten Falle? Alle. Hübsches Echo, nicht wahr, Verfloßener?

Hans II. Dann täte man besser, man legte die Hände in den Schoß und schlief ein.

Hans I. Vielleicht ist das das Richtige. Wenn man es nur könnte. Wenn man nur nicht so willenlos wäre.

Hans II. Ich kann. Ich will. Ich werde nicht verloren gehen. Du Trugspiegel meiner Zukunft, Du sollst mir eine Warnung sein. Dich sendet mir der Himmel!

Hans I (bei Seite). Ich ein Trugspiegel? So muß es kommen. Das Gespenst meines seit zwanzig Jahren verblichenen Ich nennt mich einen Trugspiegel. Das ist keine Frage: ich bin hier zweimal vorhanden, und das ist mindestens einmal zu viel. Zugegeben: ich habe einen Rausch. Wenn ich mich aber hier doppelt sehe, wer von uns Beiden ist dann ich? Das ist die Frage. (Zu Hans II) Ja freilich: wenn Du kannst! wenn Du willst! Was kann Dir dann geschehen? Dann wirst Du keinem Weibe verfallen, das Dir Kopf, Herz und Beutel leert, dann wirst Du kein Saufbruder werden und kein Reporter. Wenn Du willst! Bete nur hübsch zum lieben

Gott. Und bedanke Dich bei ihm, daß er mich geschickt hat als warnenden Engel. Schminktopf her! Und eine liebliche Frage! Denn als schönes Weib will ich Dir erscheinen mit viel Geld, viel Gemüt und ewiger Liebe. Mach' Platz: ich glaube, es regnet, und diese Damen wollen untertreten.

IV.

Lotte I, Lotte II, die Vorigen.

Lotte I (macht den Schirm zu; Beide raffen die Kleider). Sie gestatten.

Hans I. Mutter und Tochter. Vielleicht ist das das Richtige.

Lotte I (zu Hans II). Hans!

Hans II. Ich — kenne Sie nicht.

Hans I (zu Lotte II). Sind Sie nicht meine verfloffene — Lotte?

Lotte II (zu Lotte I). Du, Mutter, hör' doch: er fragt, ob ich nicht seine Lotte bin!

Lotte I (zu Hans III). Was? Du kennst mich nicht? Du Lump?

Hans I. Lump? Dieser Jüngling ein Lump? Madame, Sie beleidigen meine Vergangenheit!

Lotte I. Halt's Maul, Alter: ich habe nichts mit Ihnen zu tun.

Hans I. Wie können Sie sagen: ich soll das Maul halten, Madame? Es kommt nicht alle Tage vor, daß Einem die Liebe seiner Jugend über den Weg läuft. (Zu Lotte II) Lotte, Lotte! Es ist kaum 20 Jahre her, daß wir uns geliebt haben, und schon weißt Du nichts mehr davon?

Lotte II. O wie betrunken er ist!

Hans I. An dieser Stelle war's. Hier haben wir uns kennen gelernt vor zwanzig Jahren. Das weißt Du nicht mehr?

Lotte II. Sehen Sie mich an! Sehe ich so aus, als ob ich vor zwanzig Jahren schon herumgelaufen wäre?

Hans I. Nein. Allerdings. Es wäre wohl etwas früh gewesen für die Potsdamerstraße.

Lotte I (zu Hans II). Entschuldigen Sie. Ich habe mich getäuscht. Aber so hat er ausgesehen damals.

Hans I. Nicht wahr? Damals habe ich genau so ausgesehen, wie meine Vergangenheit. Ja, Lotte, ich bin der Lump, von dem Du sprachst. (Auf Hans II deutend) Dieser da ist garnicht vorhanden. Er ist nur ein Produkt meiner aufgeregten Sinne. Nein, wie man sich verändern kann!

Lotte I. Hans? Du bist Hans? So bist Du geworden?

Hans I. Ja, man ist etwas defekt geworden.

Lotte I. Ich habe lange auf diesen Tag gewartet. Du solltest sehen, was Du aus mir gemacht hast, Du Lump?

Hans I. Warum sagst Du immer Lump zu mir? Sage ich Dirne zu Dir?

Lotte I. Aber jetzt, wo ich Dich sehe, habe ich Dir nichts mehr zu sagen.

Hans I. Du hast mir nichts mehr zu sagen, weil —?

Lotte I. Du lebst ja doch nicht mehr lange.

Hans I. Das ist beinahe richtig. Ich bin nämlich bereits tot, Kind, ich bin schon tot. Und das da: ist das unser gemeinschaftlich erzeugter Embryo?

Lotte I. Wegen der bin ich in's Gefängniß gekommen.

Hans I. Weil Du sie beseitigt hast.

Lotte I. Ja, Du Lump. Weil Du mich hast im Stich gelassen.

Hans I. Ja, ja, ich entsinne mich. Ich hatte kein Talent zur Treue. Mein Talent war auf die Dichtkunst concentrirt, und da blieb für die Treue nichts übrig. Und wenn man nicht viel Geld hat —

Lotte I. O, Du Lump!

Hans I. Ehe Du fortfährst, mich zu beleidigen, gestatte mir eine Frage: wer von Euch Beiden ist eigentlich vorhanden? Du oder die da? Ich sehe nämlich heute doppelt, und ich halte es für überflüssig, mich mit Leuten zu unterhalten, die sich hernach als nicht vorhanden herausstellen.

Lotte I. Ich will Dir so zusetzen, Du Lump, daß Du an meiner Existenz nicht zweifeln sollst.

Hans I. Das Zusetzen würde nichts beweisen. Erscheinungen setzen einem viel mehr zu als Menschen. Fast möcht' ich glauben, Ihr seid Beide nicht vorhanden. Ach, Lotte: heute ist ein fürchterlicher Tag. Meine Vergangenheit wird so lebendig. Lotte, liebe Lotte: hilf mir doch! wenn Du mich jemals lieb gehabt hast, nimm mir das weg; es quält mich so.

Lotte I. Hast Du mir geholfen? Gewinselt hab' ich wie ein Hund. Auf der Erde bin ich herumgerutscht vor Dir. Aber Du warst hart wie Stein. Verkommen hast Du mich lassen. Bei lebendigem Leibe hast Du mich verfaulen lassen.

Hans I. Ich habe nichts vor Dir voraus. Mich haben sie auch bei lebendigem Leibe verfaulen lassen. Was tut's. Man lebt den Rest seines Lebens als Leiche und konservirt sich so gut es geht. Was nimmst Du zu diesem Zweck? Ich nehme Spiritus. Ihr Wohl, Madame.

Lotte I. So zu verkommen! Wie ist es denn nur möglich, daß ein Mensch so —

Hans I. Laß nur. Es lohnt nicht. Was ist an der ganzen Sache? Nichts. Glaube mir. Man mordet, und man wird gemordet. Schön. Mich haben sie stückweise gemordet. Erst die Liebe und dann die Hoffnung, und dann das bißchen Ehre und dann das bißchen Gesundheit. Und weinen kann ich auch nicht mehr. Sonst. Wenn ich so sehe, wie meine Vergangenheit unsern Embryo liebt. Wie appetitlich er ist. Sagtest Du nicht, daß Du um feinethwillen gegessen hast? Nein, so ein Embryo. Das läuft nun auf zwei Beinen herum, als wenn es ganz lebendig wäre.

Lotte I. Der ist lebendiger als Du und ich.

Hans I. Ein Embryo ist immer lebendiger als zwei Leichen. Höre nur: genau so hat es bei uns angefangen.

V.

Die Vorigen.

Hans II. Wie schön Sie sind. Ich muß Sie nur immer ansehen.

Lotte II. Ach, ich bin ja nicht schön. Das sagen Sie nur so.

Hans II. Ich kenne Keine, die so schön ist. Mir ist, als wenn ich Sie schon lange kenne, schon immer.

Lotte II. Sie haben so treue Augen. Ich glaube, ich könnt' Ihnen gut sein.

Hans II. Wir wollen zusammen bleiben, ja?

Lotte II. Ach, Sie bleiben ja nicht bei mir. Sie werden bald Eine finden, die Ihnen besser gefällt.

Hans II. Nein, nie. Ich will nur immer bei Ihnen sein. Mir ist das wie ein Traum. Ich glaube, wir sind bestimmt für einander von Anbeginn.

Lotte II. Sie sind wohl ein Dichter?

VI.

Die Vorigen.

Hans I. Und ob! (zu Lotte I.) War ich nicht Einer? „Und ich werde reich und berühmt werden und mir ein Schloß bauen im blauen Meer, da sollst Du thronen als meine Königin!“

Lotte I. O Du Lump! (zu Lotte II.) Laß Dich nicht mit dem da ein. Er macht Dich schlecht und unglücklich.

Lotte II. Ach, er ist ja so gut. Er sagt, daß er mich liebt.

Lotte I. Das hat der auch gesagt. Komm, wir gehen.

Lotte II. Nein, ich kann nicht.

Hans I (zu Lotte I.). Laß sie. Die Dinge kommen, wie sie müssen. Deine Vergangenheit und meine Vergangenheit wollen sich paaren. Ich möchte wissen, wie Du das verhindern willst.

Hans II (zu Lotte II.). Und wenn Du mich lieb hast, dann werde ich etwas leisten. Und ich werde reich und berühmt werden und mir ein Schloß bauen im blauen Meer, da sollst Du thronen als meine Königin! Willst Du?

Lotte II. Du bist so gut. Jetzt ist mir auch so, als wenn wir uns schon immer kennen. Werde ich Dich bald wiedersehen?

Hans I (zu Lotte I mit geheimer Begeisterung). Morgen, übermorgen, täglich, Geliebte! — Ich könnte ihm seine ganze Rolle souffliren.

Hans II (zu Lotte II.). Morgen, übermorgen, täglich, Geliebte!

Lotte I (zu Hans I.). O Du Lump!

Lotte II (zu Hans II.). Wirfst Du manchmal an mich denken?

Hans II. Nur an Dich! Immer und ewig!

Lotte I. Die Ewigkeit dauert gerade zwei Jahr. Und dann kommt Gefängniß. Und das dauert länger.

Hans I. Wenn unsere Vergangenheiten wüßten, wie sich ihre Zukünfte die Ewigkeit denken! Kommt, lieben Kinder: laßet mich Euren Bund segnen. Ihr seid ja eigentlich Bruder und Schwester. Aber das kommt öfter vor. Nur keine Vorurteile.

Lotte II *(zu Hans II.)*. Kannst Du den da nicht fortjchaffen? Er ist mir — ich weiß selbst nicht, wie.

Hans II. Er ist wie eine Klette. Ich werde ihn nicht los.

Hans I. Nein, wir werden uns nicht los. Wir sind unzertrennlich. Denn dieser Jüngling, der so gut zu Dir ist und Dir ein Schloß bauen will im blauen Meer, der muß immer bei mir sein und mich ansehen, bis ich tot bin.

Lotte II. Was sagt er da?

Hans II. Ach, er behauptet, ich bin seine Vergangenheit.

Lotte II. Dann ist er wohl närrisch? *(Zu Lotte I.)* Sage mir, was ist mit dem Manne?

Lotte I. Er ist ein Verbrecher.

Hans I *(zu Hans II beiseite)*. Sieh mich nicht so an, nein?

Lotte II *(zu Lotte I.)*. Ist das der Mann, der Dich in's Unglück gebracht hat?

Lotte I *(nied und weint in ihr Tuch)*.

Hans I. Ich bin ein toter Mann, warum quält Ihr mich?

Lotte II. Sie sind ein schlechter Mensch. O pfui! Schämen Sie sich nicht? Haben Sie keine Reue?

Hans I. Vorüber. Alles vorüber.

Lotte II. Wie muß es in Ihnen aussehen!

Hans I. Das will ich Dir sagen, meine süße Lotte: wie in einer verfaulten Ruß. Ja, Wie in einer verfaulten Ruß. Ekel und Verzweiflung haben den Kern gefressen. Es ist nur noch Schale, mein armes Kind.

Hans II. Was er an der — *(er zeigt auf Lotte I.)* getan hat, ist nicht das Schlimmste. Das Schlimmste ist die Sünde wider den Geist. Er hat sein Inneres vernichtet. Und das ist das größte Verbrechen, das ein Mensch —

Hans I *(winkend)*. Ich will es nicht wieder tun, Hans. Ich verspreche es Dir. Wenn ich wieder auf die Welt komme, dann —

Hans II. Du kommst nicht wieder. Dein Leben ist für alle Zeiten aus dem Buche der Menschheit ausgelöscht.

Hans I *(umklammert seine Knie)*. Laß mich's noch einmal abschreiben — in's Reine. Es war so schmutzig und waren so viele Fehler darin. Aber wenn ich es noch einmal abschreiben darf —

Hans II *(richtet den Revolver)*. Das ist nun zu spät. Denn jetzt mußt Du sterben.

Hans I. Und kann nichts mehr gut machen? Gar nichts? Ich möchte so gern noch —

VII.

Mieze und Anna. Die Vorigen. Dann zwei Schußleute, ein Mann, ein anderer Mann, Volk.

Mieze. Da ist der Betrunkene von vorhin.

Anna. Was macht er blos?

Mieze. Er rutscht auf den Knien und redet in die Luft.

Hans I (zu Anna und Mieze). Da bist Du ja, liebes Publikum. Paß auf: jetzt kommt der letzte Akt. Denn sieh: (er weist auf Solte I und II) die da und die da, die sind meine Ankläger; und der da, der mich immer so ansieht, der ist mein Richter. Und jetzt will er mich töten. (Zu Hans II) Aber so trifft Du mich ja nicht. Du hast ja die Mündung auf Dich gerichtet.

(Er führt ihm die Hand und dreht mühsam die Waffe gegen sich.)

Hans II. Wie schwer das ist.

Hans I. Und wenn Euch Einer fragt, wer ihn umgebracht hat, dann sagt nur: seine Vergangenheit.

Anna. Du, er hat einen Revolver! Nimm ihm das Dings weg!

Mieze. Ich trau' mir nicht.

Anna (fortlaufend). Schußmann! Schußmann!

(Solte I und II stehen regungslos und sehen ihn starr an; Hans II steht gleichfalls unbeweglich und hat die Waffe auf Hans I gerichtet.)

Hans I. Habt keine Angst! Es knallt nicht sehr.

(Ein kleiner Knall. Solte I und II, Hans II verschwinden gleichzeitig in Versenkungen; Hans I fällt um; die Waffe neben ihm. Es sammeln sich Menschen; zwei Schußleute erscheinen. Der eine beugt sich über Hans I, der andere hält die Menschen zurück.)

Hans I. Vielleicht ist — das — das Richtige. Ich bin — ein armer — Reporter — und — habe — nichts mehr — zu trinken.

Ein Mann. Was ist denn los?

Ein Anderer. Da hat sich Einer eben erschossen.

Schußmann. Bitte weitergehen.

Vorhang.





Illustrierte Bibliographie.

Vom heiligen Berge und aus Makedonien. Reisebilder aus den Athosklöstern und dem Insurrektionsgebiet von Heinrich Gelzer. Mit 43 Abbildungen im Text und einem Kärtchen. Leipzig, B. G. Teubner.

In dem vorliegenden Werke giebt der als gründlicher Kenner und Erforscher des Orients bekannte Verfasser eine hochinteressante Beschreibung seiner Reise nach dem Heiligen Berge Athos und dem angrenzenden Gebiete. Die Veranlassung zur Reise lag in der Absicht der Herausgabe einer möglichst vollständigen Sammlung der Bistumsverzeichnisse der östlichen Kirche, die für die Geschichte und Geographie des klassischen Altertums wie des byzantinischen Mittelalters hohen Wert besitzen. Daß in den westlichen Bibliotheken aufgehäufte Material hatte der Verfasser größtenteils bewältigt, bezgl. des Ostens fehlte ihm



Der Gipfel des Athos mit der Kapelle von Christi Verkündigung.

Aus: „Vom heiligen Berge und aus Makedonien“ von H. Gelzer. Leipzig, B. G. Teubner.

noch völlig der Athos. — Die ersten Kapitel des Werkes enthalten: „allgemeine Schilderung der auf dem Heiligen Berge lebenden Athosgemeinde, Sage und Geschichte des Heiligen Berges, gegenwärtiger Bestand an Klöstern sowie ihre Regierung und schließlich Nationalitätenstreit auf dem Athos.“ Der Verfasser hebt zunächst hervor, daß der Hauptunterschied zwischen den antiken und mittelalterlichen Menschen einerseits und dem modernen andererseits darin besteht, „daß jener das größte Gewicht auf den Verkehr mit den überirdischen Mächten legt, während dieser lediglich die diesseitige Welt berücksichtigt; Menschen, die in antiken und mittelalterlichen Anschauungen befangen sind, die ein vollwirtschaftlich unnützes, gänzlich einseitiges Leben führen, können bei der heutigen herrschenden Geistesfrömmung nur auf wenig Sympathie rechnen.“ Der Verfasser geht deshalb nicht ohne Bedenken an die Schilderung einer letzten Reliquie altchristlicher Frömmigkeit — der Mönchsrepublik des Athos. (S. Abblg.) — Ist wohl auch bei den morgenländischen Völkern die Zeit des Mönchtums vorüber, auf dem Athos mit seinen 7—8000 Mönchen herrscht noch frisch pulsirendes Leben, und mächtig ist der Jubrang der Novizen zu den dortigen Klosterburgen. Dem Geschichtsforscher erwächst daher die Pflicht, diesen merkwürdigen Rest einer verschollenen Periode verstehen zu lernen, der ihm eine Fülle belehrender Eindrücke darbietet. Hier ragt noch uraltestes Christentum in unsere Gegenwart hinein. Die Mönchs-



Kloster Iviron.

Aus: „Vom heiligen Berge und aus Makedonien“ von H. Gelzer. Leipzig, B. G. Teubner.

republik des Athos steht unter dem Schutze der türkischen Regierung, die dieses Gebilde längst vergangener Zeit vollkommen unberührt weiterbestehen läßt. Die Mönche auf dem Athos widmen sich weder der Erziehung noch der Krankenpflege, sondern leben nur dem Gottesdienst und der Beschaulichkeit. Ueber den Ursprung der Athosgemeinde wissen die zahlreichen Pilgerbücher und Gebetschriften Wunderbares zu erzählen. In die Geschichte aber tritt der Athos erst mit dem 10. Jahrhundert ein. Der Verfasser giebt hier einen Ueberblick über die weitere geschichtliche Entwicklung, sowie über die guten und schlechten Zeiten, die die Athosklöster im Laufe der Jahrhunderte durchzumachen hatten. Das 17. Jahrhundert war namentlich für den Heiligen Berg eine Periode des Unglücks und des Verfalls. Die monarchische Oberleitung der Klöster verschwand, an ihre Stelle trat die etwas gelockerte republikanische Verfassung, die noch heutigen Tags auf dem Athos herrscht. Die Leitung der ganzen Mönchsrepublik befindet sich in dem Hauptorte Karyäs. Ihr sind unterstellt die zwanzig auf dem Athos liegenden Klöster — schon mehr Klosterburgen —, in deren Händen auch der gesamte Grundbesitz der Athoshalbinsel liegt. Näher auf die Verwaltung einzugehen, würde zu weit führen. Im Allgemeinen sind die Klöster so ziemlich nach einem Schema erbaut. Eine böse Rolle spielt auf dem Athos der Nationalitätenstreit, in erster Linie zwischen Russen und Griechen. — In den folgenden Kapiteln schildert der Verfasser seine Reise zunächst auf dem Athos selbst, alsdann nach dem bulgarischen

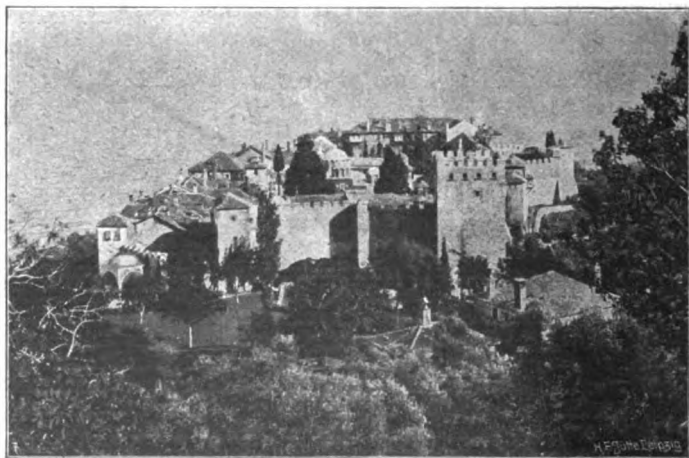


Drei Vorstände von Zwiron.

Aus: „Vom heiligen Berge und aus Makedonien“ von H. Gelzer. Leipzig, B. G. Teubner.

Makedonien, nach dem Lande der Thessa und schließlich nach Kastoria, der Hauptstadt des südlichen Makedoniens. Am 16. August 1902 hatte der Verfasser Konstantinopel mit dem Kurs nach der Halbinsel Athos verlassen. Hochinteressant ist die Schilderung der einzelnen Klöster, über deren Lage ein beigegefügtetes Stärchen näheren Aufschluß giebt. Es sei hier speciell nur des Klosters „Zwiron“ und der „Großen Lavra“ Erwähnung getan. — Das Kloster Zwiron, unmittelbar am Meere gelegen, ragt zwischen Wein- und Delgärten wie

eine Festung empor. Es gehört mit zu den ältesten und wohlhabendsten Klöstern, hat eine reiche Legende und lockt durch sein Gnadenbild zum Hochsommerfest von Maria Himmelfahrt unzählige Pilgerschaaren nach dem heiligen Berge. Im Hintergrunde liegen die reichbewaldeten Höhen des Athos. (S. Abbildg.) Das Innere der Klosterkirche ist reich mit Bildern geschmückt. Der Verfasser giebt eine nähere Beschreibung des Gottesdienstes, sowie des Lebens der Mönche. Das Kloster zählt über 100 Mönche unter drei Vorständen. (S. Abbildg.) In der in einem Turm gelegenen Bibliothek hatte der Verfasser Gelegenheit die prachtvollen Miniaturen der Bibelhandschrift und Menäen (Heiligtalender) zu bewundern — ein Gemüth, der sich in jedem Kloster wiederholte. Eine zarte Anspielung des



Die Groß-Lavra.

Aus: „Vom heiligen Berge und aus Makedonien“ von H. Gelzer. Leipzig, B. G. Teubner.

Verfassers, ihm auch die alten Kaiserurkunden und Chrysobullen zu zeigen, fand jedoch bei den Mönchen kein liebevolles Verständniß. Ueber acht Tage hat der Verfasser in diesem Kloster verweilt und sich nur schwer von den lebenswürdigen Iwiriten getrennt. Das nächste Reiseziel war die an der Südspitze des Athos gelegene „Große Lavra“ (s. Abbldg.), der Sitz des heiligen Athanasios — das gefeierte Urkloster. — Es ist das älteste Kloster, dessen Gründung in das Jahr 963 fällt. In der Lavra fühlt man sich in die Kreuzfahrerzeit und in die Komnenen zurückversetzt. Während das Kloster Iviron eher als ein italienisches Landhaus erscheint, ist in der Lavra Alles uralte, ein echter Ueberrest des Mittelalters. Die Gebäude sind byzantinisch, der weite Hof angefüllt mit einer Menge kleiner Wirtschaftsgebäude. Die schöne Hauptkirche ist mit Bildern byzantinischer Heiligen geschmückt. Im Kloster befinden sich außer 20 Priestermonichen und 5 Priesterdiakonen 150 Mönche ohne Priesterweihe. Der Verfasser hatte hier Gelegenheit, den Katalog des Chrysostomos durchzuarbeiten und in der Bibliothek Handschriften zu studiren. Er hatte 10 Tage in diesem Kloster verweilt und besuchte dann die anderen Klöster, von denen er ebenfalls höchst interessante Beschreibungen giebt. — Das weitere Reiseziel war Saloniki und dann im Bulgarischen Makedonien: „Monastir und Ochrida“. Der Verfasser hatte bereits auf der Tour nach dem Heiligen Berge die Bekanntschaft mit dem russischen Konsul von Monastir, Kostkowsky gemacht und war seiner Einladung nach dorthin gefolgt, wo er in dem sehr gastfreien Hause die angenehmsten und lehrreichsten Stunden verbrachte. Kostkowsky war ein gründlicher Kenner der dortigen Verhältnisse, auf die der Verfasser interessante Streiflichter wirft. Wer konnte damals ahnen, schreibt der Verfasser, welche furchtbare Katastrophe dem Hause Kostkowsky bevorstand! — Für des Verfassers Zwecke bot sonst Monastir nichts. Weiter ging die Reise nach Ochrida, wo es dem Verfasser gelang, bald Zutritt zu der in einer Kapelle der Kathedrale gelegenen Bibliothek zu erhalten und zu seiner Freude und Genugthuung daselbst das Original des lang gesuchten und schmerzlich vermißten Codex des heiligen Klemens aufzufinden. Eine sehr interessante Schilderung giebt der Verfasser weiterhin über den gegenwärtigen Zustand und den Nationalitätenhaber des in seiner Bevölkerung zerklüfteten Westmakedonien. Die Weiterreise erfolgte in dieser durch Räuberbanden unsicheren Gegend nach Albanien. In einem kurzen geschichtlichen Rückblick orientirt der Verfasser über die dortigen Bewohner und die sonstigen Verhältnisse. Die Albanesen zerfallen in zwei große Stammesgruppen: „Die Gega, die im Norden um Stobra und Dibra ihren Wohnsitz haben, und die Toska, die von Berat und Gorce aus sich bis nach Jamina und weiter nach Süden bis zum Golf von Korinth ausdehnen. — Mit den Toska wurde der Verfasser näher bekannt, während er von den Gega nur einzelne Exemulare in Ochrida kennen lernte. (S. Abbldg.) Erwähnenswert ist der Besuch des Verfassers in Storyka, einer vollkommen modernen, im Herzen von Albanien gelegenen Stadt mit etwa 8000 Einwohnern. Der Verfasser hatte hier Gelegenheit, den Codex der Kirche zu studiren. Ein freudiges Wiedersehen feierte er mit dem Direktor des dortigen Gymnasiums Dr. Magnostopulos, der in Leipzig und Jena studirt und 1864 beim Verfasser promovirt hatte. Ausflüge in die Umgegend konnten der herrschenden Unsicherheit wegen nicht gemacht werden. Den Abschluß der Reise bildete der Besuch der Hauptstadt des südlichen Makedoniens: „Castoria“.



Gega aus Ochrida und toskischer Anabe aus Storyka.
Aus: „Vom heiligen Berge und aus Makedonien“ von
H. Gelzer. Leipzig, B. G. Teubner.

Der Verfasser fand hier sehr liebenswürdige Aufnahme bei dem Albanesen Tas-Ben und weiß von seinem Aufenthalt in der dortigen Stadt sehr interessant zu erzählen. In der Kirche fand er 3 Codices und sehr alte aus dem 11. und 12. Jahrhundert stammende Pergamenthandschriften. Die türkischen Behörden benahmen sich sehr liebenswürdig, und dem Verfasser wurden, sowie es bekannt geworden, daß er ein Deutscher sei, die wärmsten Sympathien für Deutschland und hohe Verehrung für den deutschen Kaiser bezeugt. — Von hier erfolgte die Rückreise aus diesem durch die Schrecken des Bürgerkrieges unglücklichen Lande. — Das Buch ist vorzüglich ausgestattet, mit recht guten Abbildungen versehen und verdient, zumal es den Leser in noch weniger bekannte Gegenden führt und die dortigen Verhältnisse in anziehender Weise schildert, die wärmste Empfehlung.

K.

Gemeinverständliche Darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Breitenbach, Odenkirchen. Heft 11. Ernst Haeckel. Ein Bild seines Lebens und seiner Arbeit. Von Dr. W. Breitenbach. 1904, Odenkirchen. — 107 Seiten. Preis 2 M.

Die verdienstvolle Sammlung Darwinistischer Vorträge hat jetzt noch eine Haeckel-Biographie aufzuweisen. Es ist die liebevolle Festgabe eines Schülers, der zugleich selbst ein wohlunterrichteter Gelehrter ist, zum siebzigsten Geburtstage des großen ruhmwürdigen Naturforschers, des glänzenden Darstellers in Wort und Bild und, wie wohl Manche sagen möchten, „leider auch“ kampflustigen Weltanschauungsverkünders.

Ein stürmischer Ares ist der alte Ernst Haeckel geblieben. Das hat er mit dem Meere gemein, dessen Tier- und Pflanzenwelt er so wader durchforscht hat. Es war schon so, als Carus Sterne vor achtzehn Jahren ihn in dieser Zeitschrift feierte (Mai 1886), und daran hat die aufsteigende Abendröthe des Lebens, wie die zahlreichen Festartikel vom 16. Februar bestätigen mußten, nichts zu ändern vermocht. Aufrecht steht er da, „das blitzende Schwert seines prachtvollen Stils in der Faust“ (K. Mertens). Umsonst erhob sich gegen diesen „Seebüchel“ — so nannten ihn (S. 17) die Helgoländer — die hell-äugige Göttin Pallas Athene „Philosophia militans“, nun auch ihrerseits zu heftiger Abwehr geneigt, wovon bei der Charakteristik des Meister Paulsen die Rede gewesen. Nicht im friedlichen Rasten, — im Kampf und Vorwärtsschreiten fühlt sich der Streiter erst glücklich. Wie alles nicht durchaus Weisheitsdurchtränkte hat das sein Gutes und sein Schlimmes. Sein Gutes: denn die lebendige Arbeitskraft, die zur Bereicherung geistiger Lebensinhalte auf Erden wahrlich nicht unerheblich beisteuerte, muß Preis und Bewunderung finden. Dies „Gute“ bleibt gewiß „der Nachwelt unverloren“. Sein Schlimmes: denn die glühende Leidenschaft verfährt nicht überall glimpflich; wie denn der sehr reichliche Gebrauch von Ausrufungszeichen ein treues Spiegelbild der inneren Gedanken-Interpunktion dieser lodernben Feuerseele zu sein scheint. Ein altes Paradoxon wird da wohl gelegentlich bemüht, nämlich: um selbst Geschichte zu machen, sei ein gewisser Mangel an geschichtlichem Sinne nötig. Ich meine jedoch, man soll die Ursache der stärkeren Wirkung eines Wort und Haeckel als etwa eines Amiel lieber anderswo als gerade in dem Mangel einer löblichen Sache suchen. Es giebt eben eine Reihe vorzüglicher Eigenschaften, die sich trotz dieses Mangels entfalten. So ist vor Allem, woran es wieder Amiel gebrach, ein unverdrossener Mut zur Fortbewegung des Schiffleins unentbehrlich, selbst ein Uebermaß kommt wohl noch der Schifffahrt zu Gute. Wer freilich ein ganz rechter Philosoph sein will, muß sich unter den Platonischen Stöckeltugenden nicht allzu ausschließlich der kriegerischen Tapferkeit des Herzens befleißigen, sondern mehr noch jener ruhigen, sicheren Weisheit in Gedanken, Worten und Werken, die den führenden Geistern ganz besonders zu wünschens ist.

Doch genug davon. Das unendlich Positive an Haeckel, wie es in der poetischen und farbenreichen Biographie Wilhelm Bölsches warm gewürdigt wurde, stellt uns auch Breitenbachs Lebensbild mit intimer Kenntniß wieder einmal frisch vor Augen. Dabei tritt namentlich auch die gewinnende Liebenswürdigkeit der menschlichen Persönlichkeit des Gelehrten zu Tage. In dankenswerter Weise hat der Autor auch andere Freunde Haeckels mit aufklärenden Zeugnissen neben dem eigenen gehaltreichen Vortrage zu Worte kommen lassen. Ein Bildniß des lächelnden Haeckel schmückt charakteristisch das Buch. Bei der Allmählichen Schilderung von der unerschütterlichen Herzensheiterkeit des Mannes (S. 23) mußte ich an ein schönes Wort Theodor Fontanes über das kindliche, harmlose Lachen denken: „Wenn dies Lachen wurde, denn bleibt es, wenn es schwand, so kehrt es wieder und baut die

Brücken vorwärts und rückwärts in eine bessere Zeit.“ — Fleißige und erfolggekronte Tätigkeit ist natürlich nicht geeignet, solchen sonntigen Lebensfrohmüt zu verschleuchen. Durch das Gefühl der Leistungsfähigkeit, der Tüchtigkeit im eigenen Fach ist es unserem Forscher dauernd wohl in seiner Haut, und mit offenen Augen genießt er den köstlichen Formen- und Farbenreichtum der Erde. Mit philosophischem Blick erkennt er im kleinsten die erhabenen Geheimnisse des Allgemeinen, und kühn und geschickt zaubert uns sein schöpferisch baumeisterliches Verfahren die Wunderwelt der Entwicklung vor die Seele. Möge ihm die „herrliche Mutter Natur“, deren er dankbar gedenkt, und die ihm wohl ihre rechte Günst erweisen wolle, da sie ihn in die weite Welt schickte, noch viele Jahre froher Schaffenskraft verleihen, und möge Breitenbachs schöne Würdigung der Verdienste seines Lehrers dazu beitragen, etwaige Zorneswolken gegen den alten Seelenfessel durch die Freude am Einblick dieses arbeitsreichen Daseins zu verjagen!

H. L.

Moderne deutsche Lyrik. Mit einer literargeschichtlichen Einleitung und biographischen Notizen herausgegeben von Hans Benzmann. Leipzig, Philipp Reclam jun. Ueber die Nützlichkeit und Schädlichkeit der Anthologien ist so oft und viel geschrieben worden, daß sich etwas Neues weder dafür noch dagegen anführen läßt. Wohl gewähren diese Sammelwerke nur fragmentarische Kenntnisse und niemals den ruhigen, harmonischen Genuß, die volle Befriedigung, wie sie ein einheitliches, den Geist des Dichters als ein schönes, abgeschlossenes Ganzes widerspiegelndes Buch bietet — aber wer hat heutzutage noch Zeit und Geduld, jedes neue Gedichtbuch zu lesen? Mögen sie auch mehr oder minder den ihnen von Hieronymus vorm beigelegten Namen „Feyenlitteratur“ verdienen, so werden sie doch gegenüber der massenhaften Erzeugung deutscher Lyrik immer unentbehrlicher. Nimmt, wie es hier der Fall ist, ein Verursener die Zusammenstellung in die Hand, so wird solche Blütenlese nicht nur ein auf eigene Anschauung gegründetes, klares Bild des jetzigen lyrischen Schaffens geben, sondern auch Interesse und Liebe für die neue Dichtung wecken. H. B. erklärt zunächst in einem kurzen Vorwort, wie er den Begriff „modern“ auffaßt: „In erster Linie war die neuwertige Lyrik zu berücksichtigen, die in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts sich Geltung zu verschaffen suchte und seit den neunziger Jahren die herrschende wurde. Ihre Hauptvertreter, sowohl die der älteren Generation, der Stürmer und Dränger, die Conrad, Heibren, Holz, Brent, Gentell u. A., als auch die der nachfolgenden Generation, die Dehmel, Falke, Busse, Bierbaum u. A. waren vorzugsweise zu erwähnen. Der Nachwuchs kam bis auf die jüngsten Talente sodann in Betracht. Ich habe mich bemüht, von den meisten auch der begabtesten Jüngsten ein paar charakteristische Proben zu geben. Ferner waren die Dichter der Uebergangszeit zu berücksichtigen. In dieser Beziehung bildet meine Anthologie die Fortsetzung zu der Sammlung „Deutsche Lyrik seit Goethes Tode“ von Maximilian Bern (Philipp Reclam jun., Leipzig) u. s. w.“ Auch begründet er, warum er von der ältesten Generation Konrad Ferdinand Meyer und Theodor Fontane aufnahm. In dieses Vorwort schließt sich eine längere, treffliche literargeschichtliche Einleitung: Die Entwicklung der modernen deutschen Lyrik. Sie zeigt, von welchen Gesichtspunkten aus H. B. der Entwicklung der modernen Lyrik folgte, bezeichnet die markirenden Linien und Wesenszüge und giebt Aufschluß über seine Kunstanschauung. Unter Anderem berichtigt er die weitverbreitete irrthümliche Forderung, die von der Kunst eine sittliche Wirkung verlangt: „Wenn nur das Kunstwerk aus innerster Ergriffenheit heraus vom Künstler geschaffen wurde, aus einem tiefen Erleben, Fühlen, Denken, aus wahrhaftem Traum und Treiben, wenn es nur in heiliger Wahrhaftigkeit vor uns steht, wie eine Notwendigkeit, wie die Welt, wie das Leben, wie das Schicksal. Nicht das Häßliche, Verwerfliche, Grausenregende, nur das Verlogene, Unethische, Unfreie, das Nachempfundene, Nachgemachte, Konventionelle ist zu verwerfen. Man hat neuerdings wieder gesagt, daß die deutsche Kunst eine aus ureigenem sittlichen Geist heraus geborene sei. Mögen derartige Bestrebungen im Wesen des Deutschen begründet und auch in seiner Kunst bisweilen stark (Schiller) hervorgetreten sein, mag es zu wünschen sein, daß auch von den Künstlern der Zukunft positive, optimistische, an sich erhebende Ideen verknüpft werden — an sich hat die Kunst diesen Zweck, dieses Wesen nicht, noch wirkt wahrhafte, ehrliche Kunst unsittlich. Nicht jede Kunst ist für Jeden. Fühlen, Schaffen, Genießen und Urtheilen ist vielmehr im höchsten Grade subjektiv, ist Triebleben. Künstlerisches Kunstschaffen und Genießen ist wie ein Fluïdum, das die ganze Welt, organische und unorganische durchzieht, ist eine besondere Eigenschaft alles Lebens,

ein urreines, irdisches und urchimmlisches Phänomen — wie kann man ihm da andere Zwecke und Ziele unterstehen, als die ihm urreigenen, die auf Befriedigung dieses Urtriebes bei dem Schaffenden sowohl wie bei dem Genießenden gehen?"

Die heutige Kunst ist oft so raffiniert künstlich, daß selbst der erfahrenste Kenner die bekannte Frage: Was ist Wahrheit? nicht mit Sicherheit beantworten kann, umso mehr verdient der Herausgeber dieser Anthologie Anerkennung, der in der Auswahl der Gedichte die beste Einsicht und den besten Willen bekundet, Jedem gerecht zu werden. Nicht weniger als 164 Dichter wurden von ihm zu einer lyrischen Beisteuer herangezogen. Alles in Allem: ein billiges und doch wertvolles Hausbuch deutscher Dichtung, das wohl geeignet ist, Gemüt und Geschmack zu veredeln und allem Volk die frohe Botschaft zu bringen: Wir haben wieder eine lyrische, eine persönliche und eine deutsche lyrische Kunst. N.

Bibliographische Notizen.

Das Christentum und die moderne Frauenbewegung. Sexuelle Moral.

Von Dr. Max Thal. Breslau, Wlsh. Koebner (Jnh. Barasch & Niesenfeld).

Der Verfasser hat seinem Werke: „Mutterrecht, Frauenfrage und Weltanschauung“, das auch an dieser Stelle s. 3. besprochen worden ist, die oben genannten beiden Schriften nachfolgen lassen. Als eifriger Verfechter der heut im Vordergrund stehenden modernen Frauenbewegung ist der Verfasser in ganz folgerichtiger Weise nunmehr auch zur Beantwortung der Fragen geschritten, welche mit der genannten Bewegung so z. B. bezügl. der Ehe in die öffentliche Diskussion gestellt worden sind.

In dem erstgenannten Heft: „Christentum und die moderne Frauenbewegung“ ist der Verfasser bestrebt, die moderne Frauenbewegung hinsichtlich ihrer Stellung zum Christentum näher zu beleuchten. Er gliedert seine Arbeit in die beiden Kapitel: „Bibel und Frauenfrage“, „christliche Ehe und Ehe der Zukunft“. — Die moderne bürgerliche Frauenbewegung fordert bekanntlich Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne unter Aufhebung aller Privilegien des Mannes, wodurch nach der Meinung des Verfassers, ohne Minderung der ökonomischen Daseinsbedingungen, sich zunächst überhaupt nur wenig und dies auch nur langsam ändern wird. Da nun in der Neuzeit Vertreter der protestantischen kirchlichen Richtung zur Frauenbewegung das Wort ergriffen haben, unterzieht der Verfasser in dieser Hinsicht die bezgl. Schriften von Prof. Dr. Nathanius, Hofprediger a. D. Dr. Stöcker, Diakon Dr. Schian sowie schließlich von dem Vereinsgeistlichen Friedrich Naumann einer scharfen Kritik. Seiner Ansicht nach sind die geistlichen protestantischen Schriftsteller, um die moderne Frauenbewegung auf die Bibel zu stützen,

bemüht, die schroffen Sentenzen der Bibel mit mehr oder weniger Erfolg „weg“ zu interpretieren, während im Gegensatz hierzu katholischerseits, dem orthodoxen Standpunkt entsprechend, daran festhalten wird, daß das Christentum keine Emancipation, keine Gleichberechtigung des Mannes mit der Frau will. Als dasjenige Terrain, auf dem in Wahrheit aber die Gegensätze von Christentum und Frauenemanzipation geborgen liegen und das die Interpretatoren der Bibel gemieden haben, bezeichnet der Verfasser die Ehe und die Familie. Im zweiten Kapitel beschäftigt er sich daher mit der christlichen Ehe und der Ehe der Zukunft. Bei dieser Betrachtung sondert der Verfasser zunächst die socialdemokratische Richtung der Frauenbewegung von der sogenannten bürgerlichen Frauenbewegung ab, da die Bestrebungen der Socialdemokratie auf die Beseitigung der monogamischen Ehe und der Familie unter Umwälzung der bestehenden wirtschaftlichen und socialen Verhältnisse abzielen. Er kommt schließlich zu der Forderung der Beseitigung der staatlichen (?), kirchlichen wie sittlichen Privilegierung der Ehe und bezeichnet es als notwendig, die monogamische Ehe nach innen zu beseitigen und zu versittlichen, sie nämlich auf der unerschütterlichen Grundlage der fortbestehenden persönlichen Liebesgemeinschaft der Gatten in Verbindung mit deren Pflichten gegen ihr eigenes Fleisch und Blut aufzubauen. Mit einer geläuterten religiösen Weltanschauung wird die gedachte Zukunfts-Ehe und Familie, wie der Verfasser annimmt, wohl bestehen können. Vom rein idealistischen Standpunkt aus ist das sicherlich schön gedacht und erfüllbar, wenn — der Friebe, auf Erden seinen Einzug gehalten haben wird, was aber doch nur ein frommer Wunsch sein und bleiben wird. Der Verfasser hat sich durch eingehendes Studium

in das in Rede stehende Thema vertieft und in anregender und geistreicher Weise das schwierige Kapitel behandelt.

In dem zweiten vorgenannten Heft: „Sexuelle Moral“ unternimmt der Verfasser den Versuch der Lösung des Problems der geschlechtlichen, insbesondere der sogenannten „Doppelten Moral“. In einer Einleitung hebt er zunächst hervor, wie die moderne Frauenbewegung das Geschlechtsproblem, sowie die damit zusammenhängenden, mannigfaltigen Lebensfragen in den Vordergrund gerückt und die Veranlassung zu einer Flut von Schriften und Abhandlungen gegeben hat.

Zumeist sind hierbei auch Frauen auf dem Plan erschienen, die über diese sonst so heiklen Fragen wie z. B. über die Prostitution und die Geschlechtskrankheiten mit großer Offenheit sprechen. Die bisher ängstlich bewahrte Brüderie scheint sonach endlich an Boden zu verlieren, sodaß die Geschlechtsfragen in ihrer hohen Bedeutung für unser soziales Leben offen und frei und, wie hinzugesetzt sein soll, hoffentlich zum Segen der Menschheit, erörtert werden können. Speziell haben den Verfasser zur Abfassung vorliegender Schrift zwei aus dem gegenwärtigen Lager stammende Abhandlungen: die Broschüre von Johanna Elberkirchen, einer Jülicher Medicinerin, „über Sexualempfindung von Mann und Weib“ und ein Vortrag des Hallenser Professors Dr. Fränkel „über die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten“ veranlaßt. Sowohl die Broschüre wie der Vortrag werden vom Verfasser in sehr klarer und juristisch scharfer Weise in den ersten zwei Kapiteln kritisch beleuchtet. Die weiteren Kapitel enthalten: „Die Grundfragen der Morallehre, die herrschenden Anschauungen über sexuelle Moral, die Moralität des geschlechtlichen Verkehrs überhaupt sowie die doppelte Moral und schließlich die Ehe.“ Der Verfasser hat sich bei der Behandlung der genannten Thematia in ein schwieriges Fahrwasser gegeben, das er aber als geschickter und gewandter Steuermann glatt durchsegelt. Die bisher zumeist im Dunklen gehaltenen Kapitel aus der sexuellen Sphäre bringt er an's Licht und erörtert sie, losgelöst von jeglicher Brüderie, auch im Hinweis auf die bezgl. Litteratur, in der er gründlich bewandert ist. In Berücksichtigung, daß die freie Aussprache in sexuellen Dingen noch sehr neuen Datums ist und die für die Lösung so wichtiger Probleme nötige Erkenntnis erst allmählich durchdringen kann, hätte der Verfasser an einzelnen Stellen in

der Ausdrucksweise etwas vorsichtiger sein sollen. An dieser und jener Anlassung wird Mander noch erheblichen Anstoß nehmen, wurde doch bisher noch vielfach unter dem Worte „sexuell“ gleich etwas „Unsittliches“ vermutet.

Diese durchaus unbegründete Vermutung hat auch, wie aus einer Notiz in der Presse zu ersehen, das Börseblatt für den deutschen Buchhandel bewogen, ebensowohl in Verkennung seines Zweckes als desjenigen des vorliegenden Buches, die Aufnahme der bezüglichen Anzeige mit dem Hinweis auf das Ueberhandnehmen der Anstoß erregenden geschlechtlichen populären Litteratur zu verweigern. Dem gegenüber ist zu bemerken, daß für Kinder sowie für unreife Jünglinge und Jungfrauen das Buch selbstredend nicht geschrieben ist. Es wird auch ohne allgemeine Anfeindung seinen Weg zu allen denen finden, die vorurteilsfrei an die Besprechung so wichtiger Lebensfragen herantreten und nach eingehendem Studium sich ihr eigenes Urteil bilden wollen. Diese seien auf die geistreiche Schrift hingewiesen. — K.

Nouvelles Conversations de Goethe avec Eckermann (1897—1900).
Paris, Editions de la Revue Blanche.

Diese „neuen Gespräche Goethes mit Eckermann“ behandeln, ganz in der Tonart des alten Eckermann, moderne und zwar namentlich französische Litteraturprobleme oder enthalten doch hieran angeknüpft allgemeine Betrachtungen. Das Buch ist für Deutsche sehr interessant, sowohl der Form wegen, die äußerst glücklich durchgeführt ist, wie des Inhalts wegen, denn man erfährt so manches Intime und Feine aus dem Munde eines offenbar sehr wohl unterrichteten, geistreichen und geschmackvollen Mannes. Der anonyme Autor ist in Frankreich bereits ganz bekannt. Es ist Léon Blum, ein ernster und zart-sinniger, angesehener Kritiker, dessen Ruhm durch diesen Band köstlicher Erörterungen wohl die Grenzen Frankreichs weit überschreiten wird und bereits überschritt.

Léon Blum hat sich vollständig eingelebt in die Denk- und Sprechweise des alten Goethe, wie sie uns im Eckermann besonders silblich einseitlich entgegentritt. Die Parodie ist so glänzend und der parodierte Gegenstand so würdig, daß man sie nicht mit irgend welchen andern Parodien zusammenwerfen kann. Hier ist wieder etwas selbstständig Würdiges und Grusenhaftes entstanden. Außer der Grundidee

liegt eine humoristische Tendenz, die verzerrend wirken könnte, nicht vor. Kein Verehrer Goethes kann das Buch ohne Sympathie mit dem Autor, der sich in die Welt der Goethe'schen Sinnesart mit wahrer Inbrunst vertieft haben muß, um das haben leisten zu können, aus der Hand legen. Blum beherrscht mit einer bewundernswürdigen Sicherheit alle Register dieser mächtigen, herrlichen Orgel. Und nun läßt er eine edle Goethemusik in unsere Tage hineintönen. Er läßt Goethe über die Pariser Zeitgenossen sprechen und über die früheren Generationen. Er läßt ihn Dinge sagen, die wahrhaft schön sind und so merkwürdig echt Goethisch klingen, daß man meinen muß, sie könnte Goethe wirklich gesagt haben. Eine ganz feine, leiseste Ironie durchzieht manchmal das Ganze. Es ist die alte, friedlich hohe Abgelärsheit des Weimaraners mit einem wunderbar süß gefälligen Beisatz von Voltaire'schem Esprit. Ein Franzose hat es eben doch geschrieben, aber ein Franzose, der unsern Geist auf das Innigste kennt und liebt, ein Franzose, der wahrscheinlich in unserm Goethe besser Verstand weiß als mancher sonst sein gebildete Deutsche, und der vor Allem die tiefen Herzenstöne der Goethe'schen Weltweisheit mit einem erstaunlichen Spürsinn richtig herausholt.

Dazu ist der Vortrag in dem prächtig ruhigen Französisch der nachdenklichsten Meister gehalten. Man wird manchmal an Anatole France erinnert, dessen Beurteilung hier denn auch in einer Schönheit vollzogen ist, wie sie sonst nicht oft gefunden wird.

H. I.

Sheridans Kästerschule. Eine Uebersetzung ins Deutsche von Gustav Humbert. Berlin 1904, F. Fontane & Co. — 104 Seiten. Preis 2 Mk.

Sheridans berühmtes Lustspiel, dessen Humor trotz der altmodischen Form des Werkes wohl noch immer zahlreiche Freunde findet und finden wird, ist von Gustav Humbert in ganz vortrefflicher Weise verdeutscht worden. Die gewissenhafte Arbeit sei daher allen Liebhabern der satirischen Muse dieses englischen Meisters warm empfohlen.

H.

Münchens Ende. Roman von Hermann Jaques. Dresden u. Leipzig, Verlag von Carl Neisner.

Die Widmung „Den Augen Apollon“ scheint auf ein außergewöhnliches, Gott und den Menschen wohlgefälliges Buch hinzuweisen. Diese hohe Erwartung erfüllt sich

aber nur insofern, als am Ende in Folge einer durch den Sturz des Balchenfees in den Hochseer entstandenen ungewöhnlichen Ueberflutung des Martales München untergeht. Das Buch gehört zu den sogenannten Künstlerromanen. An solchen ist in der deutschen Literatur kein Mangel. Gleichfalls in München spielen z. B. die Romane: „Im Paradiese“ von Paul Hense, „Hermann Pfinger“ von Adolf Wilbrandt, „Tino Moralt“ von Walthar Siegfried. Der Künstlerroman gestattet dem Verfasser gewisse Freiheiten; Charaktere und Lebensverhältnisse, welche in anderen Kreisen Bedenken erregen würden, erscheinen bei Künstlern möglich und glaublich. Um so mehr wird der Dichter darauf achten müssen, ob seine Gestalten für die in ihnen verkörperten idealen Interessen zu erwärmen und zu gewinnen verstehen, ob seine Erzählung einen künstlerischen Genuß gewährt. D. J. bekennet sich zwar zu dem Kunstprinzip: „Ich Apollo bin die Tatsächlichkeit des Lebens, und als solche bin ich Schönheit, Kraft, Unendlichkeit“ — jedoch sein Werk entspricht nur teilweise diesem stolzen Wort. Sein Roman unterhält und giebt einzelne Schönheiten, bietet aber nichts Kräftiges und Weibendes.

N.

Das Schloß im Moor. Roman von Arthur Achleitner. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Verlangt auch die Dichtkunst mehr einen glaubenden, als einen prüfenden Geist, so stellt doch das jüngste Werk des bekannten Romanschriftstellers an die Gemeinde der Gläubigen allzuhohe Anforderungen. Das Schloß im Moor ist der Schauplatz so außerordentlicher Ereignisse, daß sensationslüsterner Leser sich davon sehr befriedigt fühlen werden, zumal die Handlung nicht etwa im Mittelalter auf einer alten Ritterburg, sondern in der Gegenwart auf einer nicht weit von München gelegenen Schloßbrauerei sich abspielt und durch zwei Hochstapler und eine Hochstaplerin äußerst gespannt wird.

N.

Der Weg im Tal. Roman in drei Büchern von Herm. Anders Krüger. Hamburg, Alfred Janßen.

Nicht ein wirklicher Talweg, sondern ein in weiser Selbsterkenntniß gewählter Lebensweg gab dieser Erzählung den Namen und den Rahmen. Der Held, ein junger talentvoller Gelehrter, faßt trotz schnell erungener literarischer Erfolge den männlichen Entschluß, der gefährlichen Wanderung auf den steilen, stolzen Höhen der Kunst zu

entlagen und in's stille Tal: zur Wissenschaft zurückzukehren. Wie er das bescheidene Ziel erreicht und als Lohn seines Verzichtes die Geliebte und eine außerordentliche Professor der Geschichte erhält, das wird in den drei Büchern des von seinem Gefühl, deutschem Empfinden und gesunder Lebensanschauung zeugenden Romans berichtet. H. M. Str. befolgt das Goethische Wort: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.“ Eigenartig und anregend versteht er, die Darstellung ohne großen Aufwand von Personen und Ereignissen in lebendigem Fluß zu erhalten und durch gewandte Abwechslung von Ernst und Humor wahr und festend zu gestalten. N.

Mädchen und Frauen. Von Adalbert Meinhardt. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

In dem poetisch träumerischen Vorwort berichtet M. M., ein Zug von Mädchen und Frauen habe unter Zurücklassung ihrer Herzen ihn als seelischen Befreier mit dem Rufe gewiebt: „Du fühltest unsre Lust und Pein, Du sollst es künden, wie wir lachen, weinen, zeig', wie wir sind und, ach — wie wir nur scheinen!“ Diesen Traum macht sein recht kleine, meist seine Erzählungen umfassendes Buch wahr. Seine Frauenkenntnis beruht auf wahrem Mitgefühl, auf der Möglichkeit, sich in weibliche Seelenzustände hinein zu versetzen. Natürlich spielt darin die Liebe eine Hauptrolle. Aber als litterarischer Feinschmecker achtet er nicht nur auf einen angenehmen Wechsel der Berichte, sondern auch auf eine ansprechende Form. Besonders zeugt die ergötliche Liebesgeschichte in Briefform „Sie“ von gutem Humor. „Mädchen und Frauen“ werden gewiß im Leserkreise ihrer lebenswürdigen Schwestern warme Aufnahme finden. N.

Fränkisch. Ein Roman aus den sechziger Jahren von G. Seewald. München, Eduard Koch.

Wie beschränkt in den sechziger Jahren der politische Horizont unserer lieben Landsleute war, das schildert Bismarck treffend in seinen Gedanken und Erinnerungen II, S. 12: „Die öffentliche Meinung war in den gebildeten Mittelständen Deutschlands ohne Zweifel augustinburgisch, in derselben Urteilslosigkeit, welche sich früher den Bolschismus und später die künstliche Begeisterung für die battenbergische Vulgarei als deutsches Nationalinteresse unterschrieben ließ. Die Wache der Presse war in diesen beiden etwas analogen Lagen betrieblend erfolgreich

und die öffentliche Dummheit für ihre Wirkung so empfänglich wie immer. Die Neigung zur Kritik der Regierung war 1864 auf der Höhe des Sages: „Nein, er gefällt mir nicht, der neue Bürgermeister“. In Bayern wurde diese Abneigung durch den natürlichen Gegensatz zwischen Süd und Nord so verschärft, daß man den Krieg als eine gerechte Strafe für das verhaßte Preußen ansah. Die Stimmung jener bewegten Zeit wird in „Fränkisch“ treu wiedergegeben. Der unbekannte Name des Verfassers oder der Verfasserin läßt vermuten, daß hier ein Neuling die erste Probe seiner Erzählungskunst vorlegt. Dafür sprechen auch die manchmal zu lang ausgesponnene Handlung und das Ueberwuchern des Nebensächlichen. Aber selbst diese kleinen Schwächen verraten ein aus dem Vollen schöpfendes Talent und beeinträchtigen nicht den Wert seines Buches, das die Geschichte und Seelenkämpfe wahrer, warmblütiger Menschen berichtet und dadurch innige Anteilnahme hervorruft. N.

Weilensteine. Dichtungen aus dem Leben von Heinrich Bierordt. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Das Sprichwort: Besser als an den Eichbäumen erkennt man an den Strohhalmen, woher der Wind weht“, gilt auch von der Dichtkunst. In einem kleinen Liede prägt sich oft das eigenartige, ursprüngliche Talent klarer aus, als in einem umfangreichen, von großer Belesenheit zeugenden Werk. So gewährt auch die neue Liebesgabe Th. Bierordts in ihrer Einfachheit und Ungeheuerlichkeit, in ihrem starken Heimats- und Schönheitsgefühl den besten Einblick in das echt deutsche Herz dieses lebenswürdigen Dichters. In dem schönen Gedicht „Die kurzen, dunklen Tage“ schildert er die Entstehung seines Buches: „Da sitzt und da sinnt man am wärmenden Herd und denkt an die Zeit, die nicht wiederkehrt, an die Knabenzeit, an die Jugendzeit, an die Lieben, im Kirchhof eingeschneit. . .“ Ein sichtbares Kennzeichen solch träumerischer Stimmungen, solch gemüthvoller Nachklänge sind seine „Weilensteine“. Poetisch verklärte Erinnerungen aus glücklicher Kindheit, aus fernher Jugend- und Soldatenzeit, liebe, liebe Familien- und Reisebilder bilden den Inhalt dieser Dichtungen. Schon die Widmung „Meiner Frau zugeeignet“ deutet auf den hier angeschlagenen traulichen und innigen Ton hin. Selbst prosaische Dinge, wie: das alte Kochbuch, das gesundene, glückbringende Kusseisen, sein treuer Reisebegleiter: der Handkoffer u. a. werden mit

einem poetischen Glanz umwoben. Besondere Anerkennung verdienen: „Spiel im Regen. Groß' Rüstzeug. Kartoffelblüte. Bildnißblumen. Wallfahrer. Felseninschrift in Weinsberg. Der Handsoffer. Die kurzen, dunklen Tage. Das unbekannte Bild. Der goldene Wagen. Die Bestattung der Ideale. Allerseele-macht.“ N.

Dumpe Gesänge. Dichtungen von Friedrich Albert Msen. Berlin W. 35. Carl Meffer & Co.

Wilh. Busch sagt zwar: „Wie wohl ist dem, der dann und wann sich etwas Schönes dichten kann.“ allein Fr. A. M. bestätigt dies nicht. Die Tage, „in denen seiner Seele Saiten silbern angeschlagen,“ sind für ihn längst vorbei; er klagt: „Mein Lied ward, wie mein Weg, rauh und ein Schrei —, ein Schmerzensschrei von Einem, der sich wundgerissen.“ — Daher auch der Titel „Dumpe Gesänge“. Treffend ist seine Selbstkritik: „und wurde nicht der Nachklang, der es war —, der mir die Brust in seiner Fülle engte. Nein! kraftzerpittert ist das Lied, das ich gebar.“ Seinem hohen Willen entspricht nicht immer das Vollbringen, dem pathetischen Wort nicht der Gedanke. Zuweilen macht er sich das Dichten sehr leicht. Z. B. auf S. 44 in folgendem lyrischen Kunstwerk: „So —: so — schreie ich — wie zwischen Steh'n und Fall'n unganz Mensch, unganz Gott.“

N.

Sprachdichtungen aus dem Nachlasse von Justus Frey. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.

Schon 1899 veröffentlichte Adalbert Zeittels, der Sohn des unter dem Pseudonym Justus Frey dichtenben ehemaligen Universitätsprofessors Dr. Andreas Ludwig Zeittels, aus dem Nachlasse seines Vaters „Gesammelte Dichtungen“ (Prag, J. G. Calve). Sie bilden zugleich den 10. Band der Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Die warme Aufnahme, die jene

Gedichtsammlung fand, ermunterte ihn zu der Herausgabe der vorliegenden Denksprüche. Welche mannigfaltigen Gegenstände der schlagfertige Dichter in über 400, meist epigrammatisch scharf gezeichneten Stachelversen behandelte, zeigt die Inhaltsangabe: „Wahrheit und Heuchelei, Offenheit und Zurückhaltung. Leben, Lebensphilosophie, Lebenserfahrungen. Glück und Unglück; Zufriedenheit und Unzufriedenheit; Heiterkeit, Genuß. Stolz und Bescheidenheit; Eitelkeit und Ruhmsucht. Gesellschaft; Umgang; Spiel- und Tafelfreuden. Lob und Tadel; Freundschaft und Feindschaft; Kritik und Strittelei. Zeitungen. Jugend und Alter; Naturanlage und Erziehung. Liebe und Ehe. Poesie und Kunst; Wissen und Können; Geist und Gemüt; Witz und Humor. Philosophie und Religion. Politik und öffentliches Leben.“ Einige Proben werden das gedankenreiche Büchlein am besten empfehlen: „Die Kunst zu leben ist leicht zu fassen: Nur weiter streben und sich nicht lassen vom Lobe fesseln, vom Tadel irren, vom Schicksal verwirren.“ „Entbehren ist eine harte Nuß; es heißt sie trefflich auf, wer muß.“ „Das Leben täuscht uns nicht, wir täuschen uns über das Leben: Warum erwarten wir eben vom Leben statt Prosa ein reizend Gedicht.“ „Seltsame Schwächen der niederen und vornehmen Welt! Wenn sie von Glück sprechen, meinen sie immer das Geld.“ „Tue viel und bedürfe wenig, dann bist Du Niemandem untertänig.“ „Was ist das Alltägliche? Eine Höflichkeitssphäre. Und was ist das Unerträgliche? Eine hochgetragene Nase.“ „Pflüge Jeder sein Heiligtum und gehe dem Andern nicht in's Gehege: Nach Rom und nach Ruhm führen viele Wege.“ „Glaube nie, daß nur die Fabel des Dichters Reich ist: Das ist die rechte Poesie, die wahr und erfunden zugleich ist.“ „Freizügigkeit? — hin — sie mündet wohl allen; Freizügigkeit will mir noch besser gefallen.“ N.

Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik. Herausgegeben von Dr. Hans Gross. XV. Band, 1. Heft. Leipzig, F. C. W. Vogel.

Archiv für Stamm- und Wappenkunde. IV. Jahrgang, April 1904. Heft 10. Papiermühle b. Roda S.-A., Gebr. Vogt, Verlag.

Arnold, Dr. Robert F., Die Kultur der Renaissance. Gestirnt. Forschung, Dichtung. (Sammlung Götschen No. 189.) Leipzig, G. J. Götschen'sche Verlagsbuchhandlg.

August, Carl, Die Grundlagen der Naturwissenschaft. Berlin, Hermann Walter, Verlagsbuchhandlg., G. m. b. H.

Brand-Wrabé, S., Gesammeltes. Dritte im Inhalt vermehrte Auflage. Mit Porträt der Verfasserin. Dresden, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. k. Hofbuchhändler).

Brunier, J. W., Das deutsche Volkslied. Ueber Werden und Wesen des deutschen Volks-sanges. („Aus Natur und Geisteswelt.“ Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 7. Bändchen.) 2. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner.

Brulat, Paul, Ein Paria. Autorisirte Uebersetzung v. Wilhelm Thal. München, Friedrich Rothbarth.

- Brunn, Laurids**, Die Krone. Roman. Stuttgart, Axel Juncker, Verlag.
- David, J. J.**, Die Hanna. Erzählungen aus Mähren. Berlin u. Leipzig, Schuster & Loeffler.
- Deppisch, August**, Neufränkische Lieder und Weisen. Verlag der k. u. k. Hofbuchhandlg. von Leo Woerl.
- Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik**. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner, herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauf. XXVI. Jahrg. 8. Heft. Wien, A. Hartlebens Verlag.
- Dixon, Thomas**, Weiss und Schwarz. Ein Roman aus der Geschichte der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika 1835–1900. München, Friedrich Rothbarth.
- Donath, Adolph**, Oesterreichische Dichter. Zum 60. Geburtstag Detlev von Liliencron. Mit Buchschmuck von Heinrich Lefler. Wien, Carl Konegen.
- Ego, Felix**, Faustina. Berlin W., S. Rosenbaum, Verlag.
- Ernstes Wollen**. Monatsschrift f. aufbauende Kulturbewegung. Mit den Mitteilungen der Vereinigung: Die Kunst im Leben des Kindes. No. 109; VI. Jahrgang. April 1904. Berlin W. 35, Gose & Tetzlaff.
- Fridrichowicz, Dr. Eugen**, Kurzgefasstes Compendium der Staatswissenschaften in Frage und Antwort. Band 8. Allgemeine oder theoretische Verwaltungslehre, Verwaltungsgeschichte. Berlin N. W. 7, Verlag von S. Calvary & Co.
- Genast, Eduard**, Aus Welmars klassischer und nachklassischer Zeit. Erinnerungen eines alten Schauspielers, neu herausgegeben von Robert Kohlrausch. Mit 3 Porträts. Dritte Auflage. Stuttgart, Robert Lutz.
- Germanicus, Paul**, Der Traum des deutschen Michels. Ein München. Dresden, E. Piersons Verlag. (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).
- Goethes sämtliche Werke**. Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden. 25. Bd. Dichtung und Wahrheit. Vierter Teil. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.
- Grazie, M. E. delle**, Liebe. Erzählungen. Erste Sammlung. (Sämtliche Werke, 5. Bd.) Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel.
- Grunert, K.**, Die Pflege des Ohres und die Verhütung von Ohrerkrankungen. (Medizinische Volksbücherei, Heft 2.) Halle a. S., Karl Marhold.
- Gumpenberg, Hanns v.**, König Heinrich I. Geschichtliches Schauspiel in einem Vorspiel und fünf Akten. München Verlag von Georg D. W. Callwey.
- König Konrad I. Geschichtliches Schauspiel in einem Vorspiel und fünf Akten. München, Verlag von Georg D. W. Callwey.
- Hartlebens Volks-Atlas, A.**, enthaltend 72 Karten in 100 Kartenseiten. Mit Text u. alphabetischem Namensregister. Vierte, vollständig umgearbeitete und erneuerte Auflage. 1. Lieferung. Wien, A. Hartlebens Verlag.
- Hebbels ausgewählte Werke**. In sechs Bänden. Herausgegeben u. mit Einleitungen versehen von Richard Specht. Fünfter Band. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlg. Nachf.
- Hermes, Richard**, Wenn das Märchen wandert. Dresden, E. Piersons Verlag. (R. Lincke, k. k. Hofbuchhändler.)
- Idelberger, H. A.**, Die Entwicklung der kindlichen Sprache. Berlin, Hermann Walther Verlagsbuchhdlg., G. m. b. H.
- Juschkewitz, S.**, Die Parlas. Erzählungen aus dem Leben der russischen Juden. Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen. München, Dr. J. Marchlewski & Co.
- Koch, Julius**, Die Gerechten. Ein Schauspiel in 5. Aufzügen. Bremen, Gustav Winter.
- Levy, Oskar**, Das neunzehnte Jahrhundert. Dresden, E. Piersons Verlag.
- Liman, Paul**, Der Kaiser. Ein Charakterbild Wilhelms II. Mit einer Photographie. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.
- Meredith, George**, Richard Feverels Prüfung. Die Geschichte eines Vaters und eines Sohnes. Deutsch von Felix Paul Greve. 1. Band. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.
- Methode Toussaint-Langenscheidt**, Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der italienischen Sprache von Dr. H. Sabersky unter Mitwirkung von Prof. G. Sacerdote. 1. Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlg.
- Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der schwedischen Sprache von Enll Jonas unter Mitwirkung von John Westerblad und C. G. Morén. 1. Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg.
- Meyerhof-Hildeck, Leonie**, Wollen und Werden. Roman. 2. Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.
- Müller-Poyritz, Karl**, Max Burkert. Ein Drama aus dem Arbeiterleben. Dresden, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. k. Hofbuchhändler).
- Oefele, Felix Freiherr von**, Der Aberglaube in der Krankenstube nach seinem Ursprünge betrachtet. (Medizinische Volksbücherei, Heft 5.) Halle a. S., Karl Marhold.
- Petzet, Erich**, Paul Heyse als Dramatiker. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H.
- Photographische Korrespondenz**. Mai 1904. Wien, Verlag der Photographischen Korrespondenz.
- Poeck, Wilhelm**, Islandzauber. Erzählung. Hamburg, Alfred Janssen.
- Przerwa-Tetmajer, K.**, Melancholie. Deutsch von J. v. Immendorf. München, Dr. J. Marchlewski & Co.
- Renner, Gustav**, Gedichte. Gesamtausgabe. Durchgesehen u. vermehrt. Gr. Lichterfelde-Berlin, E. Th. Förster.
- Ahasver. Eine Dichtung. Gr. Lichterfelde, E. Th. Förster.
- Rheinhard, Dr. W.**, Schönheit und Liebe. Ein Beitrag zur Erkenntnis des menschlichen Seelenlebens. Leipzig, Theod. Thomas.
- Rothenbücher, A.**, Geschichte der Philosophie. Leitfaden für Gebildete und Studirende. Berlin, Hermann Walther, Verlagsbuchhdlg. G. m. b. H.
- Schian, Dr. M.**, Der deutsche Roman seit Goethe. Skizzen und Streiflichter. Erste Lieferung. Görlitz, Rudolf Dülfer.
- Schlaf, Johannes**, Der Kleine. Ein Berliner Roman in drei Büchern. Stuttgart, Axel Juncker.
- Schoepp, Meta**, Couleur. Humoristischer Roman. Berlin und Leipzig, Verlag von Schuster & Loeffler.
- Stein der Weisen, Der**, Illustrierte Halbmonatsschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. 1., 2. u. 3. Heft. 17. Jahrgang. 1904/05. Wien, A. Hartlebens Verlag.
- Stilgebauer, Edward**, Götz Kraft. Die Geschichte einer Jugend. Erstes bis zehntes Tausend. Berlin, Verlag von Rich. Bong.
- Sträter, Edmund**, Das Studienheft als Mittel zur Vertiefung der Lektüre. Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhdlg.
- Tschirikow, Eugen**, Die Juden. Schauspiel in 4 Aufzügen. Deutsch von Georg Polonskij. München, Verlag Dr. J. Marchlewski & Co.

Tiere der Erde, Die. Von Dr. W. Marshall. Eine volkstümliche Uebersicht über die Naturgeschichte der Tiere mit mehr als 100 Abbildungen nach dem Leben, worunter 25 farbige Tafeln. 26. und 27. Lieferung. (Die Erde in Einzeldarstellungen II. Abteilg.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Uspenskij, Gijeb, Novellen. Deutsch von Georg Polonskij. (Internationale Novellenbibliothek, Bd. 11.) München, Dr. J. Marchlewski & Co.

Vosberg-Bekow, Dr., Deutsches Handels-Museum. Organ des Bundes der Kaufleute. 1. Jahrgang. Probenummer. 1903. Berlin, W. 30, Elsholzstrasse 12, Verlag von Hermann Paetel.

Waldaus, F., Antiquariatskatalog No. 1. Fürstenwalde (Spree), F. Waldaus.

Weber, A. O., Ohne Maulkorb. Gereimte Satiren. München, Friedr. Rothbarth.

Weltall und Menschheit. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Menschheit von Hans Kraemer. Mit ca. 2000 Illustrationen, sowie zahlreichen farbigen Kunstblättern, Facsimile-Beilagen u. s. w. Extrabelagen in neuem System der Darstellung. Lieferung 53-55. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Wilbrandt, Adolf, Grosse Zeiten und andere Geschichten. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. Nachf. G. m. b. H.

Wilser, Dr. Ludwig, Die Germanen. Beiträge zur Völkerkunde. Eisenach und Leipzig, Thüringische Verlagsanstalt.

„Wir Drei.“ Ein Gedichtbuch von J. Kneip, W. L. Vershofen und H. J. Winckler. Bonn, Röhrscheid & Ebbecke.

Witkowski Dr. G., Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts in seiner Entwicklung. („Aus Natur und Geisteswelt.“ Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens, 51. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner.

Woerls Städteführer. Grösste Reisebücher-Kollektion der Welt. Leipzig, Woerls Reisebücher-Verlag.

Wolf, Marguerite, Frühling. Gedichte. Mit Buchschmuck von Marga Bretzl. Strassburg i./E., Druck und Verlag der Strassburger Druckerei und Verlagsanstalt.

Wrede, Gabriele Fürstin, In Schranken frei. Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag.

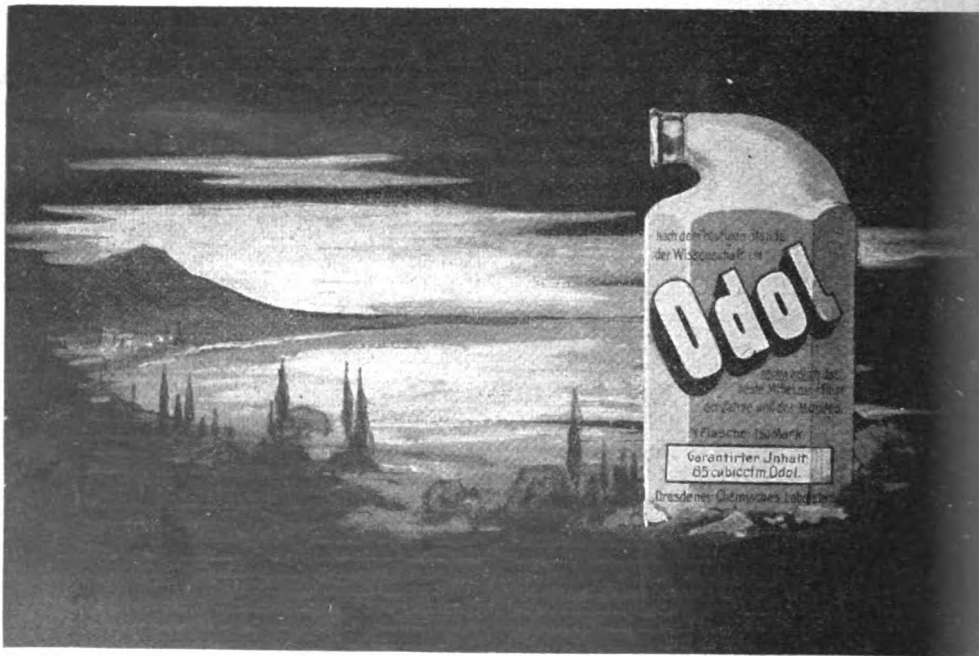
Wukadinovic, Spiridon, Kleist-Studien. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. Nachf., G. m. b. H.



Wurm, Richard von, Ein Hauspekulant. Roman. 2. Auflage. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Oskar Wilda in Breslau.

Schleifische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.





Band 109. — Heft 325.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

April 1904.

**28.
Jahrgang.**

Breslau,
Siebenbürgenstraße 11—13.
S. Schönländer.

Preis pro Heft 2 M., pro Quartal (3 Hefte) 6 M.,
pro Jahr (12 Hefte) 24 M. (Zeitungss-Preisliste No. 8619.)

Digitized by Google

April 1904.

Inhalt.

	Seite
Ulrich Frank in Berlin.	
Die Einsiedlerin. Roman	1
Max Hoffmann in Weißensee bei Berlin.	
Daudets Début	65
Eduard von Hartmann in Groß-Lichterfelde.	
Weismanns Neodarwinismus	73
Theodor Poppe in Frankfurt a. M.	
Eine seltsame Tatsache	89
Oskar Wilda in Breslau.	
Gustav Frenssen	98
Wolfgang Hammann in Berlin.	
Der Reiter. Ein Erlebnis im Herbst	116
v. Kunhardt in Münster i. W.	
Am Hofe König Jacobs I. von England	131
Bibliographie	134
O. Sverdrup. Neues Land. Vier Jahre in arktischen Gebieten. Leipzig, F. A. Brockhaus. (Mit Illustrationen.)	
Bibliographische Notizen	139
Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze, zusammengestellt von Ernst Weiland-Lübeck	140

Hierzu ein Portrait: Gustav Frenssen.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Beilage zu diesem Hefte:

H. Weber in Gagnau, Schlefien. Prospekt.

Apollinaris

Jährlicher Versandt: **29,000,000** Flaschen und Krüge.



An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

können entweder in komplett broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrat reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band CIX (April bis Juni 1904), wie auch zu den früheren Bänden I—CVIII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlags-handlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Frankatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau.

Schleifische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

..... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., XLX., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV., LXXV., LXXVI., LXXVII., LXXVIII., LXXIX., LXXX., LXXXI., LXXXII., LXXXIII., LXXXIV., LXXXV., LXXXVI., LXXXVII., LXXXVIII., LXXXIX., XC., XCI., XCII., XCIII., XCIV., XCV., XCVI., XCVII., XCVIII., IC., C., CI., CII., CIII., CIV., CV., CVI., CVII., CVIII., CIX.

elegant broschirt zum Preise von *M.* 6.— pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M.* 8.— pro Band.

..... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 236, 237, 238, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 245, 246, 247, 248, 249, 250, 251, 252, 253, 254, 255, 256, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 266, 267, 268, 269, 270, 271, 272, 273, 274, 275, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 299, 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 313, 314, 315, 316, 317, 318, 319, 320, 321, 322, 323, 324, 325, 326.

zum Preise von *M.* 2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Bd. CIX. (April bis Juni 1904).

..... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV., LXXV., LXXVI., LXXVII., LXXVIII., LXXIX., LXXX., LXXXI., LXXXII., LXXXIII., LXXXIV., LXXXV., LXXXVI., LXXXVII., LXXXVIII., LXXXIX., XC., XCI., XCII., XCIII., XCIV., XCV., XCVI., XCVII., XCVIII., IC., C., CI., CII., CIII., CIV., CV., CVI., CVII., CVIII.


zum Preise von *M.* 1.50 pro Decke.

Wohnung:

Name:

.....
Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.



Hundertneunter Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

1904.

Breslau,
S. Schottlaender.